





Bilder

aus der

Deutschen Geschichte

von

Heinrich von Treitschke

Erster Band

Politisch-Soziale Bilder

Achte Auflage
Fünfzehntes und sechzehntes Tausend

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1920

Inhalt.



Nationale Erstarkung und Erhebung.

Schon mehrmals hatte Preußen durch das plötzliche Hervorbrechen seiner verborgenen sittlichen Kräfte die deutsche Welt in Erstaunen gesetzt: so einst, da Kurfürst Friedrich Wilhelm seinen kleinen Staat hineindrängte in die Reihe der alten Mächte; so wieder, als König Friedrich den Kampf um Schlesien wagte. Aber keine von den großen Überraschungen der preußischen Geschichte kam den Deutschen so unerwartet, wie die rasche und stolze Erhebung der halbzertrümmerten Großmacht nach dem tiefen Falle von Jena. Während die gefeierten Namen der alten Zeit samt und sonders verächtlich zu den Toten geworfen wurden und in Preußen selbst jedermann den gänzlichen Mangel an fähigem jungem Nachwuchs beklagte, scharte sich mit einem Male ein neues Geschlecht um den Thron: mächtige Charaktere, begeisterte Herzen, helle Köpfe in unabsehbarer Reihe, eine dichte Schar von Talenten des Rates und des Lagers, die den literarischen Größen der Nation ebenbürtig zur Seite traten. Und wie einst Friedrich auf den Schlachtfeldern Böhmens nur erntete was sein Vater in mühereichen Friedenszeiten still gesäet hatte, so war auch dies schnelle Wiedererstarken der gebeugten Monarchie nur die reife Frucht der schweren Arbeit langer Jahre. Indem der Staat sich innerlich zusammenraffte, machte er sich alles zu eigen, was Deutschlands Dichter und Denker während der letzten Jahrzehnte über Menschenwürde und Menschenfreiheit, über des Lebens sittliche Zwecke gedacht hatten. Er vertraute auf die befreiende Macht des Geistes, ließ den vollen Strom der Ideen des neuen Deutschlands über sich hereinfluten.

Jetzt erst wurde Preußen in Wahrheit der deutsche Staat, die Besten und Kühnsten aus allen Stämmen des Vaterlandes, die letzten Deutschen sammelten sich unter den schwarzundweißen Fahnen. Der schwungvolle Idealismus einer lauteren Bildung wies der alten preußischen Tapferkeit und Treue neue Pflichten und Ziele, erstarkte selber in der Zucht des politischen Lebens zu opferfreudiger Tatkraft. Der Staat gab die kleinliche Vorliebe für das handgreiflich Nützliche auf; die Wissenschaft erkannte, daß sie des Vaterlandes bedurfte um menschlich wahr zu sein. Das alte harte kriegerische Preußentum und die Gedankenfülle der modernen deutschen Bildung fanden sich endlich zusammen um nicht wieder voneinander zu lassen. Diese Versöhnung zwischen den beiden schöpferischen Mächten unserer neuen Geschichte gibt den schweren Jahren, welche dem Tilsiter Frieden folgten, ihre historische Größe. In dieser Zeit des Leidens und der Selbstbesinnung haben sich alle die politischen Ideale zuerst gebildet, an deren Verwirklichung die deutsche Nation bis zum heutigen Tage arbeitet.

Nirgends hatte die Willkür des Eroberers grausamer gehaust als in Preußen; darum ward auch der große Sinn des Kampfes, der die Welt erschütterte, nirgends tiefer, bewußter, leidenschaftlicher empfunden als unter den deutschen Patrioten. Gegen die abenteuerlichen Pläne des napoleonischen Weltreichs erhob sich der Gedanke der Staatenfreiheit, derselbe Gedanke, für den einst der Neugründer des preußischen Staates gegen den vierzehnten Ludwig gefochten hatte. Den kosmopolitischen Lehren der bewaffneten Revolution trat die nationale Gesinnung, die Begeisterung für Vaterland, Volkstum und heimische Eigenart entgegen. Im Kampfe wider die erdrückende Staatsallmacht des Bonapartismus erwuchs eine neue lebendige Anschauung vom Staate, die in der freien Entfaltung der persönlichen Kraft den sittlichen Halt der Nationen sah. Die großen Gegensätze, die hier aufeinander stießen, spiegelten sich getreulich wider in den Personen der leitenden Männer. Dort jener eine Mann, der sich vermaß, er selber sei das Schicksal, aus ihm rede und

wirke die Natur der Dinge — der Übermächtige, der mit der Wucht seines herrischen Genius jeden anderen Willen erdrückte; tief unter ihm ein Dienergefolge von tapferen Landsknechten und brauchbaren Geschäftsmännern, aber fast kein einziger aufrechter Charakter, fast keiner, dessen inneres Leben sich über das platt Alltägliche erhob. Hier eine lange Schar ungewöhnlicher Menschen, scharf ausgeprägte, eigensinnige Naturen, jeder eine kleine Welt für sich selber voll deutschen Trotzes und deutscher Tadelsucht, jeder eines Biographen würdig, zu selbständig und gedankenreich, um kurzweg zu gehorchen, doch allesamt einig in dem glühenden Verlangen, die Freiheit und Ehre ihres geschändeten Vaterlandes wieder aufzurichten.

Einer aber stand in diesem Kreise nicht als Herrscher, doch als der Erste unter Gleichen, der Freiherr vom Stein, der Bahnbrecher des Zeitalters der Reformen. Das Schloß seiner Ahnen lag zu Nassau, mitten im buntesten Ländergemenge der Kleinstaaterei; von der Lahnbrücke im nahen Ems konnte der Knabe in die Gebiete von acht deutschen Fürsten und Herren zugleich hineinschauen. Dort wuchs er auf, in der freien Luft, unter der strengen Zucht eines stolzen, frommen, ehrenfesten altritterlichen Hauses, das sich allen Fürsten des Reiches gleich dünkte. Standen doch die Stammburgen der Häuser Stein und Nassau dicht beieinander auf demselben Felsen; warum sollte das alte Wappenschild mit den Rosen und den Balken weniger gelten als der sächsische Rautenkranz oder die württembergischen Hirschgeweihe? Der Gedanke der deutschen Einheit, zu dem die geborenen Untertanen erst auf den weiten Umwegen der historischen Bildung gelangten, war diesem stolzen reichsfreien Herrn in die Wiege gebunden. Er wußte es gar nicht anders: „ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teile desselben von ganzem Herzen ergeben.“ Wenig berührt von der ästhetischen Begeisterung der Zeitgenossen versenkte sich sein tatkräftiger, auf das Wirkliche gerichteter Geist früh in die histo-

rischen Dinge. Alle die Wunder der vaterländischen Geschichte, von den Kohortenstürmern des Teutoburger Waldes bis herab zu Friedrichs Grenadieren standen lebendig vor seinen Blicken. Dem ganzen großen Deutschland, soweit die deutsche Zunge klingt, galt seine feurige Liebe. Keinen, der nur jemals von der Kraft und Großheit deutschen Wesens Kunde gegeben, schloß er von seinem Herzen aus; als er im Alter in seinem Nassau einen Turm erbaute zur Erinnerung an Deutschlands ruhmvolle Taten, hing er die Bilder von Friedrich dem Großen und Maria Theresia, von Scharnhorst und Wallenstein friedlich nebeneinander. Sein Ideal war das gewaltige deutsche Königtum der Sachsenkaiser; die neuen Teilstaaten, die sich seitdem über den Trümmern der Monarchie erhoben hatten, erschienen ihm samt und sonders nur als Gebilde der Willkür, heimischen Verrates, ausländischer Ränke, reif zur Vernichtung, sobald irgendwo und irgendwie die Majestät des alten rechtmäßigen Königtums wieder erstünde. Sein schonungsloser Freimut gegen die gekrönten Häupter entsprang nicht bloß der angeborenen Tapferkeit eines heldenhaften Gemütes, sondern auch dem Stolze des Reichsritters, der in allen diesen fürstlichen Herren nur pflichtvergessene, auf Kosten des Kaisertums bereicherte Standesgenossen sah und nicht begreifen wollte, warum man mit solchen Zaunkönigen so viel Umstände mache.

Er hatte die rheinischen Feldzüge in der Nähe beobachtet und die Überzeugung gewonnen, die er einmal der Kaiserin von Rußland vor versammeltem Hofe aussprach: das Volk sei treu und tüchtig, nur die Erbärmlichkeit seiner Fürsten verschulde Deutschlands Verderben. Er haßte die Fremdherrschaft mit der ganzen dämonischen Macht seiner naturwüchsigen Leidenschaft, die einmal ausbrechend unbändig wie ein Bergstrom dahinbrauste; doch nicht von der Wiederaufrichtung der verlebten alten Staatsgewalten noch von den künstlichen Gleichgewichtslehren der alten Diplomatie erwartete er das Heil Europas. Sein freier großer Sinn drang überall gradaus in den sittlichen Kern der Dinge. Mit dem Blick des Sehers erkannte er jetzt schon, wie Gneisenau,

die Grundzüge eines dauerhaften Neubaues der Staatengesellschaft. Das unnatürliche Übergewicht Frankreichs — so lautete sein Urteil — steht und fällt mit der Schwäche Deutschlands und Italiens; ein neues Gleichgewicht der Mächte kann nur erstehen, wenn jedes der beiden großen Völker Mitteleuropas zu einem kräftigen Staate vereinigt wird. Stein war der erste Staatsmann, der die treibende Kraft des neuen Jahrhunderts, den Drang nach nationaler Staatenbildung ahnend erkannte; erst zwei Menschenalter später sollte der Gang der Geschichte die Weissagungen des Genius rechtfertigen. Noch war sein Traum vom einigen Deutschland mehr eine hochherzige Schwärmerei als ein klarer politischer Gedanke; er wußte noch nicht, wie fremd Österreich dem modernen Leben der Nation geworden war, wollte in den Kämpfen um Schlesien nichts sehen als einen beklagenswerten Bürgerkrieg.

Immerhin hatte er schon in jungen Jahren die lebendige Macht des preußischen Staates erkannt und, weit abweichend von den Gewohnheiten des Reichsadels, sich in den Dienst der protestantischen Großmacht begeben. Wie ward ihm so wohl in der naturfrischen, den Körper stählenden Tätigkeit des Bergbaus, und nachher, da er als Kammerpräsident unter den freien Bauern und dem stolzen alteingesessenen Adel der westfälischen Lande eine zweite Heimat fand, bei Wind und Wetter immer selbst zur Stelle, um nach dem Rechten zu sehen, herrisch durchgreifend, rastlos anfeuernd, aber auch gütig und treuherzig, durch und durch praktisch, nicht minder besorgt um die Kühe der kleinen Kötter wie um die Wasserwege für die reichen Kohlenwerke — ein echter Edelmann, vornehm zugleich und leutselig, großartig in allem, ein kleiner König in seiner Provinz. Den Osten der Monarchie kannte er wenig. Der Rheinfranke konnte das landschaftliche Vorurteil gegen die dürftigen Kolonistenlande jenseits der Elbe lang nicht überwinden; er meinte in den ernsthaften verwitterten Zügen der brandenburgischen Bauern, die freilich die Spuren langer Not und Unfreiheit trugen, einen scheuen, bösen Wolfsblick zu erkennen, und mit dem naiven

Stolze des Reichsritters sah er auf das arme anspruchsvolle Junkertum der Marken herunter, das doch für Deutschlands neue Geschichte unvergleichlich mehr geleistet hatte als der gesamte Reichsadel. Sold zu nehmen und seinen steifen Nacken in das Joch des Dienstes zu schmiegen fiel dem Reichsfreiherrn von Haus aus schwer. Als er dann auf der roten Erde die noch lebensfähigen Überreste altgermanischer Gemeindefreiheit und altständischer Institutionen kennen lernte, als er die gemeinnützige Wirksamkeit der Landstände, der bäuerlichen Erbentage, der Stadträte und Kirchensynoden beobachtete und damit die formensteife Kleinmeisterei, die allfürsorgende Zudringlichkeit des königlichen Beamtentums verglich, da überkam ihn eine tiefe Verachtung gegen das Nichtige des toten Buchstabens und der Papiertätigkeit. Mit harten und oftmals ungerechten Worten schalt er auf die besoldeten, buchgelehrten, interesselosen, eigentumslosen Buralisten, die, es regne oder scheine die Sonne, ihren Gehalt aus der Staatskasse erheben und schreiben, schreiben, schreiben.

So in rüstigem Handeln, in lebendigem Verkehr mit allen Ständen des Volkes, bildete er sich nach und nach eine selbständige Ansicht vom Wesen politischer Freiheit, die sich zu den demokratischen Doktrinen der Revolution verhielt wie die deutsche zur französischen Staatsgesinnung. Adam Smiths Lehre von der freien Bewegung der wirtschaftlichen Kräfte hatte schon dem Jüngling einen tiefen Eindruck hinterlassen; nur lag dem deutschen Freiherrn nichts ferner, als jene Überschätzung der wirtschaftlichen Güter, worein die blinden Anhänger des Schotten verfielen, vielmehr bekannte er sich laut zu der friderizianischen Meinung, daß übermäßiger Reichtum das Verderben der Völker sei. Justus Mösers lebenswarme Erzählungen von der Bauernfreiheit der germanischen Urzeit ergriffen ihn lebhaft, das Studium der deutschen und der englischen Verfassungsgeschichte kam seiner politischen Bildung zustatten, und sicher hat die romantische Weltanschauung des Zeitalters, die allgemeine Schwärmerei für die ungebrochene Kraft jugendlichen Volkslebens unbewußt auch

auf ihn eingewirkt. Doch der eigentliche Quell seiner politischen Überzeugung war ein starker sittlicher Idealismus, der, mehr als der Freiherr selbst gestehen wollte, durch die harte Schule des preußischen Beamtendienstes gestählt worden war.

Die Verwaltungsordnung des ersten Friedrich Wilhelm hatte einst das dem öffentlichen Leben ganz entfremdete Volk in den Dienst des Staates hineingezwungen. Stein erkannte, daß die also Erzogenen nunmehr fähig waren unter der Aufsicht des Staates die Geschäfte von Kreis und Gemeinde selbst zu besorgen. Er wollte an die Stelle der verlebten alten Geburtsstände die Rechtsgleichheit der modernen bürgerlichen Gesellschaft setzen, aber nicht die unterschiedslose Masse souveräner Einzelmenschen, sondern eine neue gerechtere Gliederung der Gesellschaft, die den „Eigentümern", den Wohlhabenden und vornehmlich den Grundbesitzern, die Last des kommunalen Ehrendienstes auferlegte und ihnen dadurch erhöhte Macht gäbe — eine junge auf dem Gedanken der politischen Pflicht ruhende Aristokratie. Er dachte die Revolution mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, den Streit der Stände auszugleichen, die Idee des Einheitsstaates in der Verwaltungsordnung vollständig zu verwirklichen; doch mit der Tatkraft des Neuerers verband er eine tiefe Pietät für das historisch Gewordene, vor allem für die Macht der Krone. Eine Verfassung bilden, sagte er oft, heißt das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickeln. Er strebte von jenen künstlichen Zuständen der Bevormundung und des Zwanges, die sich einst aus dem Elend des Dreißigjährigen Krieges herausgebildet hatten, wieder zurück zu den einfachen und freien Anschauungen der deutschen Altvordern, denen der Waffendienst als das Ehrenrecht jedes freien Mannes, die Sorge für den Haushalt der Gemeinde als die natürliche Aufgabe des Bürgers und des Bauern erschien. Dem begehrlichen revolutionären Sinne, der von dem Staate unendliche Menschenrechte heischte, trat das strenge altpreußische Pflichtgefühl entgegen, dem dreisten Dilettantismus der Staatsphilosophen die Sach- und Menschenkenntnis eines gewiegten Verwaltungsbeamten, der aus den Erfahrungen des

Lebens die Einsicht gewonnen hatte, daß der Neubau des Staates von unten her beginnen muß, daß konstitutionelle Formen wertlos sind, wenn ihnen der Unterbau der freien Verwaltung fehlt.

Diese Gedanken, wie neu und kühn sie auch erschienen, ergaben sich doch notwendig aus der inneren Entwicklung, welche der preußische Staat seit der Vernichtung der alten Ständeherrschaft bis zum Erscheinen des Allgemeinen Landrechts durchlaufen hatte; sie berührten sich zugleich so nahe mit dem sittlichen Ernst der Kantischen Philosophie und dem wieder erwachenden historischen Sinne der deutschen Wissenschaft, daß sie uns Nachlebenden wie der politische Niederschlag der klassischen Zeit unserer Literatur erscheinen. Gleichzeitig, wie auf ein gegebenes Stichwort wurden sofort nach dem Untergange der alten Ordnung die nämlichen Ideen von den besten Männern des Schwertes und der Feder geäußert, von keinem freilich so umfassend und eigentümlich wie von Stein. In den Briefen und Denkschriften von Scharnhorst und Gneisenau, von Vincke und Niebuhr kehrt überall derselbe leitende Gedanke wieder: es gelte, die Nation zu selbständiger, verantwortlicher politischer Arbeit aufzurufen und ihr dadurch das Selbstvertrauen, den Mut und Opfermut der lebendigen Vaterlandsliebe zu erwecken. Ein geschlossenes System politischer Ideen aufzubauen lag nicht in der Weise dieser praktischen Staatsmänner; sie rühmten vielmehr als einen Vorzug des englischen Lebens, daß dort die politische Doktrin so wenig gelte. Und so war auch das einzige literarische Werk, das unter Steins Augen entstand, Vinckes Abhandlung über die britische Verwaltung der Betrachtung des Wirklichen zugewendet. Die kleine Schrift gab zum ersten Male ein getreues Bild von der Selbstverwaltung der englischen Grafschaften, die bisher neben der bewunderten Gewaltenteilung des konstitutionellen Musterstaates noch gar keine Beachtung gefunden hatte; sie enthielt zugleich eine so unzweideutige Kriegserklärung gegen die rheinbündisch-französische Bureaukratie, daß sie erst nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft gedruckt werden durfte. Darum ist den Zeitgenossen der ganze Tiefsinn der Staats-

gedanken Steins niemals recht zum Bewußtsein gekommen. Erst die Gegenwart erkennt, daß dieser stolze Mann mit der Idee des nationalen Staates auch den Gedanken der Selbstverwaltung, eine edlere, aus uralten unvergessenen Überlieferungen der germanischen Geschichte geschöpfte Auffassung der Volksfreiheit für das Festland gerettet hat. Jeder Fortschritt unseres politischen Lebens hat die Nation zu Steins Idealen zurückgeführt.

Es war der Schatten seiner Tugenden, daß er in den verschlungenen Wegen der auswärtigen Politik sich nicht zurecht fand und die unentbehrlichen Künste diplomatischer Verschlagenheit als niederträchtiges Finassieren verachtete. Ihm fehlte die List, die Behutsamkeit, die Gabe des Zauderns und Hinhaltens. Auf dem Gebiete der Verwaltung bewegte er sich mit vollendeter Sicherheit. Wenn aber eine Aussicht auf die Befreiung seines Vaterlandes sich zu eröffnen schien, so verließ ihn die besonnene Ruhe, und fortgerissen von dem wilden Ungestüm seiner patriotischen Begeisterung rechnete er dann leicht mit dem Unmöglichen.

Den Staat bedachtsam zwischen den Klippen hindurchzusteuern, bis der rechte Augenblick der Erhebung erschien, war diesem Helden des heiligen Zornes und der stürmischen Wahrhaftigkeit nicht gegeben. Doch niemand war wie er für die Aufgaben des politischen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe sittliche Ziele zu geben, ihre schlummernden herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein, denn keiner besaß wie er die fortreißende, überwältigende Macht der großen Persönlichkeit. Jedes unedle Wort verstummte, keine Beschönigung der Schwäche und der Selbstsucht wagte sich mehr heraus, wenn er seine schwerwiegenden Gedanken in markigem, altväterischem Deutsch aussprach, ganz kunstlos, volkstümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichtum, der verhaltenen Leidenschaft des echten Germanen natürlich ist. Die Gemeinheit zitterte vor der Unbarmherzigkeit seines stachligen Spottes, vor den zermalmenden Schlägen seines Zornes. Wer

aber ein Mann war, ging immer leuchtenden Blicks und gehobenen Mutes von dem Glaubensstarken hinweg. Unauslöschlich prägte sich das Bild des Reichsfreiherrn in die Herzen der besten Männer Deutschlands: die gedrungene Gestalt mit dem breiten Nacken, den starken, wie für den Panzer geschaffenen Schultern; tiefe, funkelnde braune Augen unter dem mächtigen Gehäuse der Stirn, eine Eulennase über den schmalen, ausdrucksvoll belebten Lippen; jede Bewegung der großen Hände jäh, eckig, gebieterisch: ein Charakter wie aus dem hochgemuten sechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild vom Ritter Franz von Sickingen erinnerte — so geistvoll und so einfach, so tapfer unter den Menschen und so demütig vor Gott — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freisinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenschaft und billiger Erwägung — eine Natur, die mit ihrer Unfähigkeit zu jeder selbstischen Berechnung für Napoleon und die Genossen seines Glücks immer ein unbegreifliches Rätsel blieb. Er war der Mann der Lage; selbst seine Schwächen und einseitigen Ansichten entsprachen dem Bedürfnis des Augenblicks. Wenn er das Beamtentum und den kleinen Adel ungebührlich hart beurteilte, die Österreicher schlechtweg als Preußens deutsche Brüder ansah: um so besser für den Staat, der jetzt die adligen Privilegien, die Alleinherrschaft der Bureaukratie zerstören und alles was trennend zwischen den beiden deutschen Großmächten stand, hochherzig vergessen mußte.

Nach seinem vergeblichen Kampfe gegen die Kabinettsregierung und seiner schnöden Entlassung hatte Stein still in Nassau gelebt und dort schon in einer umfassenden Denkschrift einige Umrisse für die Neugestaltung des Staates aufgezeichnet. Da traf ihn die Kunde von dem unseligen Frieden und warf den Heißblütigen auf das Krankenbett. Bald darauf kam die Aufforderung zur Rückkehr. Er nahm an; jede Kränkung war vergessen; nach drei Tagen wurde sein Wille des Fiebers Herr. Am 30. September 1807 traf er in Memel ein, und der König legte vertrauensvoll die Leitung des gesamten Staatswesens in

die Hände des Ministers. Welch eine Lage! An seinem letzten Geburtstage hatte Friedrich Wilhelm, da die Räumung des Landes gar nicht beginnen wollte, in einem eigenhändigen Briefe dem Imperator geradezu die Frage gestellt, ob er Preußen zu vernichten beabsichtige. Napoleon blieb stumm, die Taten gaben die Antwort. Mitten im Frieden standen 160000 Franzosen in den Festungen und in großen Lagern, über das ganze Staatsgebiet verteilt, allein Ostpreußen ausgenommen. Der Kern der alten preußischen Armee, mehr als 15000 Mann, lag noch kriegsgefangen bei Nancy, und woher sollte die ausgeplünderte Monarchie Mittel nehmen für die Bildung eines neuen Heeres? An verfügbarem jährlichem Einkommen verblieben dem Staate noch 13½ Mill. Tlr., kaum zwei Drittel seiner früheren Einnahmen. Überall wo Napoleons Truppen standen, wurden die Staatseinkünfte, als ob der Krieg noch fortwährte, für Frankreich in Beschlag genommen, so daß der König nahezu nichts erhielt, Hunderte der auf halben Sold entlassenen Offiziere unbezahlt darben mußten. Die einst vielbeneidete Seehandlung hatte, wie die Bank, ihre Zahlungen eingestellt; ihre Obligationen sanken im Kurse bis auf 25. Die Tresorscheine fielen bis auf 27, da an die Einlösung nicht mehr zu denken war und die französischen Behörden das Papiergeld zu Wuchergeschäften mißbrauchten. Massen entwerteter Scheidemünzen strömten aus den abgetretenen Provinzen in das Land zurück, und die Franzosen ließen, um das Unheil zu vermehren, in der Berliner Münze noch für 3 Mill. Tlr. neues Kleingeld prägen. Der Staatskredit war so gänzlich vernichtet, daß eine Prämienanleihe von einer Million, in kleinen Scheinen zu 25 Tlr. ausgegeben, nach drei Jahren noch immer nicht vergriffen war. In der diplomatischen Welt galt Preußen kaum noch so viel wie eines der Königreiche des Rheinbundes; der holländische Gesandte, ein französischer Konsul und ein österreichischer Geschäftsträger bildeten im Jahre 1808 die gesamte Vertretung des Auslandes am Königsberger Hofe. Die französische Militärverwaltung unter Darus brutaler Leitung hauste im Frieden ärger als

im Kriege und jeder ihrer Übergriffe erfolgte auf Napoleons ausdrücklichen Befehl: eine Kontribution drängte die andere, und monatelang blieb es ein tiefes Geheimnis, wieviel der unersättliche Feind noch von dem erschöpften Lande fordern wolle. In Ost- und Westpreußen wurde zur Abtragung der Kriegslasten eine progressive Einkommensteuer, die bis zu 20 vom Hundert stieg, ausgeschrieben; ein keineswegs reicher Stettiner Kaufmann mußte in dem Jahre nach dem Frieden für Kontribution und Einquartierung mehr als 15000 Taler zahlen.

Handel und Wandel stockten. Der britische Kaufmannsneid hatte den letzten Krieg rücksichtslos benutzt, um die stärkste Handelsmarine der Ostseeküsten zu zerstören. Als nachher der Krieg gegen Frankreich ausbrach, der Friede mit England noch nicht geschlossen war, sah sich die preußische Flagge gleichzeitig durch die britischen und die französischen Kreuzer bedroht. Dann kam der Jammer der Kontinentalsperre. Die Reederei der pommerschen Häfen verringerte sich in kurzer Zeit von 34000 auf 20000 Last. Die alten natürlichen Straßen des Welthandels lagen verödet; die baltischen Provinzen verloren, da ihnen gute Landstraßen noch fast gänzlich fehlten, den Absatzweg für ihren einzigen Exportartikel, das Getreide. Ein heilloser Schmuggelhandel führte von Gothenburg und Helgoland, dem neuen Klein-London, die Waren der Kolonien ins Land; andere Warenzüge kamen aus Malta und Korfu durch Bosnien und Ungarn. Der preußische Mittelstand konnte die Preise der gewohnten Genußmittel nicht mehr erschwingen; man trank Zichorienwasser, rauchte Huflattich und Nußblätter. Bettelhaftes Elend in jedem Haushalt, jedem Gewerb: die Königsberger Buchdrucker verlangten drei Wochen Frist, um ein sechs Bogen langes Gesetz zu drucken, weil sie nur für einen Bogen Satz hatten. Schön, der gewiegte Finanzmann, der sich gern seines altpreußischen Mutes rühmte, fand die Zustände so hoffnungslos, daß er schon vier Monate nach dem Frieden in einer Denkschrift ausführte: man müsse den Sieger durch die Abtretung des Magdeburgischen rechts

der Elbe und eines Teiles von Oberschlesien befriedigen, sonst gehe das Land durch den Steuerdruck zugrunde.

Alles erinnerte an jene jammervollen Zeiten, da einst die Wallensteiner in den Marken hausten und Georg Wilhelm als ein Fürst ohne Land in Königsberg weilte. Aber welche Saat von Liebe und Treue war während der sechs Menschenalter seitdem aufgegangen! Damals widersetzte sich der Königsberger Landtag in störrischem Trotze seinem Kurfürsten; jetzt standen Fürst und Volk zueinander wie eine große Familie. Das ärmliche Landhaus bei Memel und die düsteren Räume des alten Ordensschlosses in Königsberg wurden nicht leer von Besuchern, die ihrem Könige in seiner Not eine Freude bereiten, ein gutes Wort sagen wollten; zu der Taufe der neugeborenen Königstochter erschienen die Stände von Ostpreußen als Paten; an allen Läden hing das neue Bild, das den König in der häßlichen Uniform der Zeit inmitten seiner Kinder darstellte. Und wieviel königlicher als der Vater des Großen Kurfürsten wußte Friedrich Wilhelm sein hartes Los zu tragen. Eine tiefe Bitterkeit erfüllte ihm die Seele, mehr als je bedurfte er des herzlichen Zuspruchs seiner Gemahlin; er hatte Stunden, wo ihm zumute war, als ob nichts ihm gelänge, als ob er nur für das Unglück geboren sei. Als er im Königsberger Dome die Inschriften auf den Gräbern der preußischen Herzoge las, wählte er sich den Sinnspruch für sein hartes Leben: meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott! Doch diese Hoffnung hielt ihn aufrecht. Niemals wollte er sich überzeugen, daß die gemeinen Seelen aus der Familie Bonaparte, die jetzt Europas Kronen trugen, wirkliche Fürsten seien, daß dies mit allem seinem Ruhm und Glanz so windige, so schwindelhafte Abenteuer des napoleonischen Weltreichs in der vernünftigen Gotteswelt auf die Dauer bestehen könne. Niemals ließ er sich zu einer persönlichen Freundlichkeit gegen Napoleon herbei. Selbst Stein riet einmal, den Imperator durch Schmeichelei milder zu stimmen und ihn als Paten zur Taufe der neugeborenen Prinzessin zu laden. Aber der König wies den Gedanken weit von sich. Dagegen ging

er willig und ohne Vorbehalt auf die politischen Vorschläge seines großen Ministers ein. An Steins Gesetzen hatte er weit größeren Anteil, als die Zeitgenossen wußten. Vieles was sich jetzt vollendete, war ja nur die kühne Durchführung jener Reformgedanken, worüber der unentschlossene Fürst ein Jahrzehnt hindurch gebrütet hatte. Nur so werden die raschen, durchschlagenden Erfolge des einen kurzen Jahres der Steinschen Verwaltung verständlich.

Auch unter den Beamten fand der neue Minister willige Helfer. Ein Glück für ihn, daß er sein Reformwerk gerade auf ostpreußischem Boden beginnen mußte. Hier wurde die Unhaltbarkeit der alten ständischen Gliederung besonders lebhaft empfunden, da die Provinz in ihren Köllmern einen freien nichtadligen Grundbesitzerstand besaß; hier waren die Gebildeten, namentlich die Beamten, längst vertraut mit den freien sittlichen und politischen Anschauungen, welche die beiden wirksamsten Lehrer der Königsberger Hochschule, Kant und der soeben verstorbene Kraus, seit Jahren verbreitet hatten. Die meisten Gesetze Steins wurden in dem ostpreußischen Provinzialdepartement vorbereitet. An der Spitze dieser Behörde stand der Minister v. Schrötter, ein musterhafter Verwaltungsbeamter von erstaunlicher Tätigkeit, der sich in seinen hohen Jahren noch eine jugendliche Empfänglichkeit für neue Gedanken bewahrt hatte; unter ihm arbeiteten Friese und Wilckens. Ganz und gar von den Ideen Kants erfüllt war Schön, in mancher Hinsicht ein getreuer Vertreter des stolzen, freisinnigen, gedankenreichen ostpreußischen Wesens, freilich auch ein Doktrinär der unbedingten Freihandelslehre, zudem maßlos eitel, unfähig fremdes Verdienst bescheiden anzuerkennen und, ganz gegen die Art seines edlen Stammes, unwahrhaftig. Neben ihm wirkte Staegemann, ein hochgebildeter, kundiger Geschäftsmann von seltenem Fleiße und seltener Bescheidenheit, der seine treue Liebe zum preußischen Staate zuweilen in tief empfundenen ungelenken Gedichten aussprach, dann Niebuhr, der geniale Gelehrte, zu reizbar, zu abhängig von der Stimmung des Augenblicks, um sich leicht

in die gleichmäßige Tätigkeit der Bureaus zu finden, aber allen unschätzbar durch den unerschöpflichen Reichtum eines lebendigen Wissens, durch die Weite seines Blicks, durch den Adel einer hohen Leidenschaft; dann Nicolovius, ein tiefes, von der religiösen Strömung der Zeit im Innersten bewegtes Gemüt; dann Sack, Klewitz und viele andere, ein schöner Verein ungewöhnlicher Kräfte. Unter allen stand der westfälische Freiherr von Vincke den Anschauungen Steins am nächsten. Auch er hatte sich seine Ansicht vom Staate unter dem Adel und den Bauern der roten Erde gebildet, nur daß der geborene Preuße die Verdienste des Soldbeamtentums unbefangener anerkannte als der Reichsritter; er rechnete sich selber nicht zu den schöpferischen Köpfen, seine Stärke war die Ausführung, die rastlose Tätigkeit des Verwaltungsbeamten.

Hardenberg, der auf Napoleons Befehl zum zweiten Male das Ministerium hatte verlassen müssen, sendete aus Riga eine große Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staats, die er dort im Verein mit Altenstein ausgearbeitet. Sie berührte sich vielfach mit den Ideen des neuen Ministers, manche ihrer Vorschläge waren seinen Äußerungen wörtlich entlehnt — so der Gedanke einer Ständeversammlung für den gesamten Staat. Doch verriet sich auch hier schon jener feine und tiefe Gegensatz, welcher den Jünger der Aufklärung von Steins historischer Staatsanschauung immer getrennt hat. Hardenberg war zuerst Diplomat, in Verwaltungssachen bei weitem nicht so gründlich unterrichtet wie Stein, und nahm daher unbedenklich in seine Denkschrift einige allgemeine theoretische Sätze auf, wie sie Altenstein, der Freund Fichtes, liebte. Sein Reformplan war „nach der höchsten Idee des Staates“ bemessen; in der Handelspolitik sollte ohne Einschränkung der Grundsatz des laisser faire gelten. Während Stein die Revolution von frühauf mit dem Mißtrauen des Aristokraten betrachtet hatte und nur einige ihrer probehaltigen Ergebnisse auf deutschen Boden verpflanzen wollte, war Hardenberg von den französischen Ideen ungleich stärker berührt worden. Er bezeichnete geradezu als das Ziel

der Reform: „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung,“ schloß sich im einzelnen eng an das Vorbild Frankreichs an, verlangte für das Heer die Konskription mit Stellvertretung, und die altpreußischen Ehrenämter der Landräte hätte er gern durch bureaukratische Kreisdirektoren verdrängt. Von der Selbstverwaltung der Gemeinde sprach er gar nicht. Gemeinsam war beiden Staatsmännern die sittliche Hoheit der Staatsgesinnung. Beide wollten, wie Altensteins Entwurf sich ausdrückte, „eine Revolution im guten Sinne, geradehin führend zu dem großen Zwecke der Veredlung der Menschheit;“ beide wußten, daß Frankreich nur „eine untergeordnete, auf bloße Kraftäußerung gerichtete Tendenz“ verfolge, und forderten von dem verjüngten deutschen Staate, daß er Religion, Kunst und Wissenschaft, alle idealen Bestrebungen des Menschengeschlechts um ihrer selbst willen beschütze und also durch sittliche Kräfte sich den Sieg über die feindliche Übermacht sichere.

Stein besaß in hohem Maße die dem Staatsmanne unentbehrliche Kunst, die Gedanken anderer zu benutzen. Alle die Vorschläge, die ihm aus den Kreisen des Beamtentums entgegengebracht wurden, ließ er auf sich wirken, doch seine letzten Entschließungen faßte er stets nach eigenem Ermessen. Dann stellte er die leitenden Gedanken in großen Zügen fest, überließ die Ausarbeitung den Räten und trat erst wieder ein, wenn es galt das vollendete Werk gegen Zweifel und Widerspruch durchzusetzen. Als er in Memel eintraf, fand er bereits einen Entwurf vor für die Aufhebung der Erbuntertänigkeit in Ost- und Westpreußen. Schön, Staegemann und Klewitz hatten den Plan, auf Befehl des Königs, ausgearbeitet und sich namentlich darauf berufen, daß in dem benachbarten Herzogtum Warschau die Beseitigung der Leibeigenschaft bevorstehe. Der Minister gab dem Gesetze sofort einen größeren Sinn, verlangte die Ausdehnung der Reform auf das gesamte Staatsgebiet. Seit er politisch zu denken vermochte, hatte er die Unfreiheit des Landvolks als den Fluch unseres Nordostens betrachtet; jetzt schien es ihm an der Zeit, dies uralte Leiden endlich zu heilen, mit

einem kühnen Schritte das Ziel zu erreichen, worauf die Gesetze der Hohenzollern seit Friedrich Wilhelm I. immer mit halbem Erfolge hingearbeitet hatten. Der König stimmte freudig zu; die tapfere Zuversicht des Ministers erweckte ihm den Mut ernstlich zu wollen was er sein Lebelang nur gehofft und gewünscht. So erschien denn am 9. Oktober 1807 das Edikt über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums — die Habeas-Korpus-Akte Preußens, wie Schön sagte. In anspruchslosen Formen ward eine tiefgreifende soziale Revolution vollzogen: etwa zwei Drittel der Bevölkerung des Staates gewannen die unbeschränkte persönliche Freiheit, am Martinitage 1810 sollte es nur noch freie Leute in Preußen geben. Dasselbe Gesetz vernichtete mit einem Schlage die ständische Ordnung des friderizianischen Staates. Der Edelmann erhielt das Recht, ein Bauer zu werden und bürgerliche Gewerbe zu treiben — ein Recht, das zugleich als Ersatz galt für die bisherige Bevorzugung des Adels in der Armee. Jede Art von Grundbesitz und Geschäftsbetrieb war fortan jedem Preußen zugänglich.

Aber Stein war nicht gewillt, die alten volksfreundlichen Grundsätze der Monarchie preiszugeben und unter dem Vorwande des freien Wettbewerbs die Vernichtung des kleinen Grundbesitzes zu erlauben; ein freier kräftiger Bauernstand erschien ihm als die festeste Stütze des Staates, als der Kern der Wehrkraft. Darum wurde den Rittergutsbesitzern das Auskaufen der Bauergüter nur unter Beschränkungen und mit Zustimmung der Staatsbehörden gestattet. Und während Schön, getreu den Dogmen der englischen Freihandelsschule, den Untergang der alten landsässigen Geschlechter als eine unabänderliche wirtschaftliche Notwendigkeit hinnehmen wollte, griff Stein den verschuldeten Großgrundbesitzern mit einem General-Indult unter die Arme. So gelang es, dem Landadel über die nächste schwere Zeit hinwegzuhelfen, die Mehrzahl der Rittergüter ihren alten Besitzern zu erhalten. Ebenso maßvoll bei aller Kühnheit war auch das neue Edikt, das den Einsassen der Domänen in Ost- und

Westpreußen, etwa 47 000 bäuerlichen Familien, das freie Eigentum verlieh; sie sollten befugt sein, drei Viertel der auf ihren Gütern haftenden Dienste und Abgaben binnen vierundzwanzig Jahren durch Geldzahlungen abzulösen. Ein Viertel blieb als unablösliche Kontribution fortbestehen; Stein verwarf die vollständige Beseitigung aller dinglichen Lasten der Bauerngüter als eine allzu radikale Störung der gewohnten Besitzverhältnisse. Daran schloß sich die Aufhebung des Mühlenzwanges, der Zünfte und Verkaufsmonopolien für Bäcker, Schlächter und Höker. Verwandlung aller Dienste und Naturalabgaben in Geldzahlungen, Beseitigung der Zwangs- und Bannrechte, der Servituten, der Gemeinheiten war das Ziel, dem der Gesetzgeber zustrebte; das freie Privateigentum sollte überall zu seinem Rechte kommen. In scharfem Gegensatze zu dem friderizianischen Systeme der monarchischen Arbeitsorganisation wollten die neuen Gesetze „alles entfernen, was den einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erwerben, den er nach dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig war.“ Die nach Steins Abgang erlassene Instruktion an die Verwaltungsbehörden sagte kurzab — in der Form sicherlich etwas abstrakter als Stein selbst geschrieben hätte —: die Gewerbe sollten ihrem natürlichen Gange überlassen bleiben; es sei nicht notwendig den Handel zu begünstigen, er müsse nur nicht erschwert werden.

Im Auslande wurde der mächtige Umschwung, der das alte Preußen in seinen sozialen Grundfesten erschütterte, kaum beachtet. Die bewegte Zeit hatte der radikalen Neuerungen genug erlebt, und wie viele, die mit größerem Lärm begannen, waren im Sande verlaufen. Die Franzosen spotteten, wie bedachtsam man in Königsberg den Spuren der großen Revolution folge. In Preußen selbst empfand man um so lebhafter, wie tief die neue Gesetzgebung in alle Lebensverhältnisse einschnitt. Das gebildete Bürgertum begrüßte die Befreiung des Landvolks mit Freuden; in Breslau wurden die Taten des königlichen Reformators auf der Bühne verherrlicht. Aber der kurmärkische Adel, der tapfere Marwitz voran, zürnte auf den dreisten Aus-

länder, der mit seiner fränkischen und ostpreußischen Beamtenschule das alte gute brandenburgische Wesen zerstöre. Unerhört erschien außer dem revolutionären Inhalt auch die jakobinische Sprache der Steinschen Gesetze, die nach dem alten Brauche des Absolutismus in ausführlichen Erläuterungen die Absichten des Monarchen dem Volke zu erklären suchten und sich dabei wiederholt auf das Wohl des Staates, auf die Fortschritte des Zeitgeistes beriefen. Und nun gar die den märkischen Junkern ganz unbekannte Menschenklasse der „Landbewohner", die man am grünen Tische erfunden hatte! In der Priegnitz rotteten sich sogar die Bauern zusammen, tobend gegen „die neue Freiheit", und der König mußte seine gelben Reiter wider sie aussenden. Auf der Junkergasse zu Königsberg tagte der Perponchersche Klub, würdige Herren vom Hofe, vom Landadel, von der Armee, allesamt tief entrüstet über „das Natterngezücht" der Reformer. Niemand dort schalt grimmiger als General York: der sah die alte strenge Zucht aus der Welt verschwinden, sah die Zeit gekommen, wo jeder Fähnrich an seinem Obersten zum Marquis Posa werden wollte. Selbst Gneisenau konnte der Kühnheit des Ministers nicht folgen, er meinte den Untergang des großen Grundbesitzes vor Augen zu schauen, bis ihn die Erfahrung eines Besseren belehrte. Einige der wackersten Männer aus den alten ostpreußischen Geschlechtern der Dohna, der Auerswald, der Finkenstein beschworen den König in einer Eingabe, die Rechte des Adels zu schützen, ihm mindestens die Befreiung vom Kriegsdienste und die Patrimonialgerichte zu erhalten. Auch berechtigte Beschwerden blieben nicht aus; denn obwohl der Gesetzgeber seine Hauptgedanken überall mit geschäftlicher Klarheit und Bestimmtheit aussprach, so waren doch im einzelnen, bei der Eile der Arbeit, manche Unklarheiten und Widersprüche mit untergelaufen. Aber das Ansehen des Königlichen Befehls stand ebenso fest wie das Vertrauen zu der Rechtschaffenheit Friedrich Wilhelms. Daß dieser Fürst ein offenbares Unrecht gebieten könne, wollten doch selbst die Unzufriedenen nicht glauben. Die Reform ging ihren Gang. Wieder, wie so oft schon, wurde eine Tat

der Befreiung dem preußischen Volke durch den Willen seiner Krone auferlegt.

Die zweite große Aufgabe, welche Stein sich stellte, war die Vollendung der Staatseinheit. Er hatte aus den Verhandlungen der Pariser Nationalversammlung die Notwendigkeit eines zentralisierten Kassenwesens, aus der Verwaltungsorganisation des ersten Konsuls die Vorzüge einer übersichtlichen Einteilung der Staatsgeschäfte kennen gelernt und schon vor dem Kriege die Einsetzung von Fachministern für den gesamten Staat empfohlen. Das wunderliche Nebeneinander von Provinzial- und Fachministern, die Vermischung des Realsystems mit dem Provinzialsysteme genügte nicht mehr für die Bedürfnisse der schlagfertigen modernen Verwaltung. War doch die ängstliche Schonung der landschaftlichen Eigentümlichkeiten während der letzten Jahrzehnte so weit getrieben worden, daß die Beamten der alten Schule die preußische Monarchie geradezu einen Föderativstaat nennen konnten. Bei näherer Prüfung ergab sich indes, wie gesund und lebensfähig die Verwaltungsordnung Friedrich Wilhelms I. noch immer war. Nun man sich anschickte sein Werk weiterzuführen, lernte man den sicheren Blick des alten gestrengen Organisators erst völlig würdigen; Schön pries ihn gern als Preußens größten inneren König. Nicht ein Umsturz, nur die Fortbildung und Vereinfachung der alten Institutionen wurde beschlossen. Das Gesetz vom 16. Dezember 1808 über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden stellte fünf Fachminister, für das Innere, die Finanzen, das Auswärtige, den Krieg und die Justiz, an die Spitze der gesamten Staatsverwaltung, vereinigte die alten Generalkassen zu einer General-Staatskasse unter der Leitung des Finanzministers. Stein sah voraus, wie gefährlich die ungeheure Macht jener fünf Männer werden konnte; er beabsichtigte daher als höchste Behörde der Monarchie einen Staatsrat zu bilden, der alle hervorragenden Kräfte des Staatsdienstes, auch die Minister selbst, in sich vereinigen, die Gesetzentwürfe beraten, die großen Streitfragen des öffentlichen Rechts entscheiden sollte. Aber dieser

Teil seiner Entwürfe blieb unter seinen Nachfolgern unausgeführt.

Durch die Einsetzung der Fachminister war das Generaldirektorium beseitigt. Dagegen blieben die altbewährten Kriegs- und Domänenkammern unter dem neuen Namen: Regierungen bestehen. Man trennte Rechtspflege und Verwaltung vollständig, nahm den Regierungen die Gerichtsgeschäfte der alten Kammern; man säuberte sie von unbrauchbaren Mitgliedern, wie denn Stein überall die tatsächliche Unabsetzbarkeit des alten Beamtentums bekämpfte und der Krone das Recht vorbehielt, die Verwaltungsbeamten nach Belieben zu entlassen; man erleichterte den Geschäftsgang, gab den Präsidenten und den Dezernenten für die einzelnen Fächer größere Selbständigkeit. Jedoch die Vorzüge des deutschen Kollegialsystems, Unparteilichkeit und sorgsame Berücksichtigung aller Verhältnisse des einzelnen Falls, standen in Steins Augen zu hoch, als daß er sie gegen die raschere Beweglichkeit der bureaukratischen Präfekten-Verwaltung hingegeben hätte. Die Mittelstellen der preußischen Verwaltung blieben Kollegien und haben in dieser Gestalt noch durch zwei Menschenalter ersprießlich gewirkt. Statt des leeren Schaugepränges der Generalräte, die den napoleonischen Präfekten mit unmaßgeblichem Beirat zur Seite standen, verlangte der deutsche Staatsmann vielmehr eine tätige, regelmäßige Teilnahme der Nation an den Geschäften der Verwaltung; dann ströme den Männern am grünen Tische ein aus der Fülle der Natur genommener Reichtum von Ansichten und Gefühlen zu, und im Volke belebe sich der Sinn für Vaterland, Selbständigkeit, Nationalehre.

Doch wie diese verwaltende Tätigkeit der Regierten einfügen in die festgeordnete Hierarchie des Soldbeamtentums? Einzelne Verwaltungsgeschäfte den Landtagen zu übertragen verbot sich von selbst; der Nepotismus, die Schwerfälligkeit, die Händelsucht der alten landständischen Ausschüsse standen noch in allzu üblem Andenken. Daher kamen Stein und Hardenberg beide auf den sonderbaren Einfall, in jede Regierung, immer auf drei Jahre,

neun von den Landständen vorgeschlagene Repräsentanten zu berufen, die mit vollem Stimmrecht an allen Arbeiten der Behörde sich beteiligen sollten. Der Gedanke zeigt deutlich, wie gründlich man mit den alten Anschauungen bureaukratischer Selbstgerechtigkeit gebrochen hatte; doch er war verfehlt. Die neue Einrichtung trat nur in Ostpreußen ins Leben; überall sonst zeigten die Landstände geringe Neigung, die Tagegelder für die Notabeln aufzubringen. Die ostpreußischen Repräsentanten fühlten sich bald sehr einsam unter der Überzahl ihrer bureaukratischen Amtsgenossen, sie standen wie Dilettanten unter Fachmännern; die vom Lande wollten nicht so lange im Bureau aushalten: die Tagegelder blieben aus, der Eifer erkaltete rasch, und im Jahre 1812 wurde der verunglückte Versuch aufgegeben. Auch das neue Amt der Oberpräsidenten bewährte sich vorerst nur wenig. Während das revolutionäre Frankreich seine alten Provinzen in ohnmächtige Departements zerschlug, wollte Stein, in bewußtem Gegensatze, die schwachen Regierungsbezirke zu großen lebensfähigen Provinzen vereinigen. Drei Oberpräsidenten, für Schlesien, für die altpreußischen, für die märkisch-pommerschen Lande, erhielten die Oberaufsicht über die Regierungen, nicht als eine Zwischeninstanz, sondern als ständige Kommissare des Ministeriums und als Vertreter der gemeinsamen Interessen ihrer Provinz. Die Institution war offenbar auf die weiten Verhältnisse eines Großstaates berechnet. In der Enge der verkleinerten Monarchie bewirkte sie nur die Erschwerung der Geschäfte, und erst nach der Wiederherstellung der preußischen Großmacht hat sie sich als segensreich erwiesen.

Steins soziale Reformen und die Befestigung der Staatseinheit gingen hervor aus der selbständigen, eigentümlichen Durchbildung von Gedanken, welche seit dem Ausbruche der Revolution in der Luft lagen und allen hellen Köpfen des preußischen Beamtentums als ein Gemeingut angehörten. Eine durchaus schöpferische Tat, das freie Werk seines Genius, war dagegen die Städte-Ordnung vom 19. November 1808. Als die letzte und höchste Aufgabe seines politischen Wirkens erschien ihm die

Erhebung der Nation aus der dumpfen Enge ihres häuslichen Lebens; er sah sie in Gefahr, der Sinnlichkeit zu verfallen oder den spekulativen Wissenschaften einen übertriebenen Wert beizulegen, und wollte sie erziehen zu gemeinnütziger Tätigkeit, zu kräftigem Handeln. Ein glücklicher praktischer Blick hieß ihn sein Werk bei den Städten beginnen. Erst wenn unter der gebildeten städtischen Bevölkerung wieder ein selbständiges Gemeindeleben erwacht war, konnten den rohen, soeben erst der Erbuntertänigkeit entwachsenen Bauern, die ihren Grundherren noch voll Grolles gegenüberstanden, die Rechte und Pflichten der Selbstverwaltung auferlegt werden. An der Ausarbeitung des Gesetzes hatte Wilckens den größten Anteil. Die Städte erhielten die selbständige Verwaltung ihres Haushalts, ihres Armen- und Schulwesens und sollten auf Verlangen des Staates in seinem Namen auch die Geschäfte der Polizei besorgen. Sie wurden gegenüber der Staatsgewalt fast ganz unabhängig gestellt und sogar mit dem Rechte der Autonomie in Steuersachen ausgestattet, einem Rechte, dessen gemeinschädliche Wirkungen noch niemand ahnte. Die alten buntscheckigen Abstufungen des Bürgerrechts fielen hinweg, wie die Vorrechte der Zünfte. Die Einwohner der Städte zerfielen nur noch in zwei Klassen, Bürger und Schutzverwandte. Wer das leicht zu erwerbende Bürgerrecht erlangt hatte, war verbunden zur Übernahme aller Gemeindeämter; denn war die Freiheit des Eigentums ein leitender Gedanke der Steinschen Gesetze, so nicht minder der Grundsatz, daß der Eigentümer dem Gemeinwesen zum Dienst verpflichtet sei. Ein erwählter Magistrat, aus unbesoldeten und wenigen besoldeten Mitgliedern zusammengesetzt, und eine von der gesamten Bürgerschaft nach Bezirken gewählte Stadtverordnetenversammlung leiteten die städtische Verwaltung. So ward endlich gebrochen mit der zweihundertjährigen Verkümmerung des deutschen Kommunallebens.

Die Reform erscheint um so bewunderungswürdiger in ihrer einfachen Klarheit und Zweckmäßigkeit, da Stein nirgends in Europa ein Vorbild fand. Die verwahrlosten englischen Stadt-

verfassungen konnten ihm ebensowenig zum Muster dienen wie die Patrizierherrschaft in seinen geliebten westfälischen Städten. Nun erst gab es in Deutschland moderne Gemeinden — unabhängige Korporationen, die doch zugleich als zuverlässige Organe den Willen der Staatsgewalt vollstreckten, der Aufsicht der Regierungen unterworfen blieben. Bisher war ein Teil der Städte jeder Selbständigkeit beraubt gewesen. Andere hatten, wie die Grundherrschaften des flachen Landes, kleine Staaten im Staate gebildet mit patrimonialer Gerichtsbarkeit und Polizei, und wie oft waren die Gebote des Königs an „Unsere Vasallen, Amtleute, Magistrate und liebe Getreue" durch den passiven Widerstand dieser altständischen Kommunalherrschaften zuschanden geworden. Jetzt endlich erhielt die Staatsverwaltung in dem Städtewesen einen kräftigen Unterbau, der ihrem eigenen staatlichen Charakter entsprach.

Auch diese Reform mußte der Nation durch den Befehl des Königs aufgezwungen werden. Der märkische Adel und die alte Schule des Beamtentums klagten über die republikanischen Grundsätze der Städteordnung. Welch ein Entsetzen in diesen Kreisen, als man erfuhr, daß einer der ersten Staatsbeamten, der Präsident von Gerlach, die Wahl zum Oberbürgermeister von Berlin angenommen habe! Der ermattete Gemeinsinn des Bürgertums zeigte anfangs geringe Neigung für den erzwungenen Ehrendienst; auch entdeckte man bald, daß jede Selbstverwaltung teuer ist, während Stein und seine Freunde vielmehr eine Verminderung der Kosten erwartet hatten. Die von Friedrich Wilhelm I. regulierten, an strenge Haushaltung gewöhnten Städte fanden sich meist williger in die neue Ordnung als die alten Kommunen, die noch das Vetterschaftswesen selbstherrlicher Magistrate sich bewahrt hatten. Das rechte Verständnis für den Segen ihrer Freiheit erwachte den Bürgern jedoch erst während der Befreiungskriege, als die Staatsbehörden fast überall ihre Arbeit einstellten und jede Stadt sich selber helfen mußte. Seitdem erst kam unserem Städtewesen eine zweite Blütezeit, minder glänzend aber nicht weniger ehrenreich als die große Epoche der

Hansa; das Schulwesen, die Armenpflege, die gemeinnützigen Stiftungen des deutschen Bürgertums versuchten wieder zu wetteifern mit der älteren und reicheren städtischen Kultur der Romanen. Wie der erste Friedrich Wilhelm das moderne deutsche Verwaltungsbeamtentum geschaffen hatte, so wurde Steins Städteordnung der Ausgangspunkt für die deutsche Selbstverwaltung. Auf ihr fußten alle die neuen Gemeindegesetze, welche durch zwei Menschenalter, solange der Parlamentarismus noch unreif und unfertig dastand, den bewährtesten, den bestgesicherten Teil deutscher Volksfreiheit gebildet haben. Durch Steins Reformen wurde der lebendige Gemeinsinn, die Freude am verantwortlichen politischen Handeln wieder im deutschen Bürgertum erweckt. Ihnen danken wir, daß der deutsche konstitutionelle Staat heute auf festem Boden steht, daß unsere Anschauung vom Wesen der politischen Freiheit, so oft wir auch irrten, doch nie so leer und schablonenhaft wurde wie die Doktrinen der französischen Revolution.

Durch die Verluste des Tilsiter Friedens war Preußen wieder wesentlich ein Ackerbauland geworden. Darum dachte Stein der Städteordnung sobald als möglich eine Landgemeindeordnung folgen zu lassen. Ein von Schrötter und dem Ostpreußischen Provinzialdepartement verfaßter Entwurf lag bereits vollendet vor. Stein verlangte freie Landgemeinden mit Schulzen und Dorfgerichten. Die letzten und stärksten Stützen der altständischen Gesellschaftsordnung, die gutsherrliche Polizei und die Patrimonialgerichtsbarkeit, mußten fallen, denn Regierung könne nur von der höchsten Gewalt ausgehen. An dem althistorischen Charakter des Landratsamtes änderten Steins Pläne nichts; der Landrat sollte wie bisher ein Staatsdiener sein, aber zugleich ein gering besoldeter Ehrenbeamter, ein Grundbesitzer aus dem Kreise selbst, der Vertrauensmann der Kreiseingesessenen. Nur der Umfang der Kreise schien dem erfahrenen Auge des Ministers zu groß für die Kräfte eines Mannes, und er erwog bereits mit seinem Freunde Vincke die Anstellung mehrerer Landräte in jedem Kreise; sie sollten wie die englischen Friedensrichter von

Zeit zu Zeit in Quarter-Sessionen zusammentreten. Neben dem Landrate ein Kreistag aus sämtlichen Rittergutsbesitzern und einigen Abgeordneten der Städte und Dörfer. Die starke Vertretung des großen Grundbesitzes gebot sich von selbst in einem Augenblicke, da jedermann noch bezweifelte, ob der rohe „Rustikalstand", die kaum erst freigewordenen Bauern überhaupt fähig seien, den Kreistag zu beschicken. Auch für diese Reform hatte der unermüdliche Schrötter schon einen ausführlichen Plan entworfen, der im wesentlichen von denselben Grundsätzen ausging wie späterhin die Kreisordnung von 1872.

Den Oberpräsidenten wollte Stein Provinziallandtage an die Seite stellen, damit die Eigenart und die Sonderinteressen der großen Landschaften innerhalb der Staatseinheit zu ihrem Rechte kämen. Er rühmte sich gern, sein Verfassungsplan sei auf freies Eigentum gegründet, gebe das Wahlrecht allen „Eigentümern" — und dies bedeutete in seinem Munde ausschließlich oder doch überwiegend: die Grundbesitzer in Stadt und Land. Mit verwegener Hand hatte er die rechtlichen Schranken zwischen den alten Ständen niedergerissen, es gab in Preußen keine Geburtsstände mehr; jedoch über die tatsächlich noch vorhandenen, im Volksbewußtsein noch lebendigen Unterschiede der Berufsstände und Interessengruppen wollte er nicht leichtfertig hinweggehen. Darum forderte er ständische Wahlen für die Provinziallandtage, dergestalt, daß Ritterschaft, Städte, Bauerschaft für sich ihre Vertreter ernennen sollten, und verwarf die Vorschläge seines schlesischen Freundes Rhediger, die von der alten ständischen Gliederung gänzlich absahen. Ihm war es genug, wenn die Gesamtheit der Stadtbürger und der Bauern ständische Vertretung erhielt, während an den altständischen Landtagen nur einige bevorrechtigte Immediatstädte und von den Bauern allein die ostpreußischen Köllmer teilgenommen hatten. Ein erster Schritt nach diesem Ziele hin geschah noch unter seiner Verwaltung. Ostpreußen erhielt, damit „die Regierung durch die allgemeine Intelligenz unterstützt werde", eine neue Landschaftsordnung, die den Köll-

mern gleiches Recht mit den Edelleuten und Zutritt zu den landständischen Ausschüssen gewährte.

Über diesen neuen Provinzialständen sollten endlich die preußischen Reichsstände stehen, als eine Stütze für die Krone, als das unumgängliche Mittel, den Nationalgeist zu erwecken und zu beleben. Der alte Absolutismus fühlte in diesen wilden Zeiten überall seine eigene Ohnmacht. Als die Bedrängnis des Staatshaushalts den Verkauf der Domänen gebot, wollte der König die Verantwortung für einen so gewagten Schritt nicht allein auf sich nehmen; er ließ daher das neue Hausgesetz über die Veräußerung der Domänen den Ständen aller Provinzen — in Schlesien, das keine Stände hatte, den Vertretern der Pfandbriefsinstitute und einiger Städte — zur Mitunterzeichnung vorlegen, obgleich er ausdrücklich erklärte, daß er dazu nicht verpflichtet sei. Ein solcher Zustand der Unsicherheit des öffentlichen Rechts durfte nicht dauern. Stein trug sich mit dem Plane einer großen Steuerreform, er wollte brechen mit der ängstlichen hausväterlichen Sparsamkeit, welche die Ausgaben nach den Einnahmen bemaß, und auch in Preußen den kühnen Grundsatz einführen, der für jede Finanzwirtschaft großen Stiles gilt, daß die Einnahmen sich nach den Ausgaben richten sollen. Für diese Reform und für alle die anderen Opfer, die er sonst noch der wiedererstehenden Nation zudachte, schien ihm der Beistand einer reichsständischen Versammlung unentbehrlich; nur müsse sie vorläufig, wegen der Unreife des Volks, auf das Recht der Beratung beschränkt bleiben.

So im wesentlichen Steins Entwürfe für eine Reform an Haupt und Gliedern — das Größte und Kühnste, was der politische Idealismus der Deutschen je gedacht hatte. Durch ähnliche Pläne hatte einst Turgot die nahende Revolution abzuwenden gehofft, doch der Entwurf des deutschen Staatsmannes überbot die Gedanken des Franzosen weitaus in seiner bescheidenen Größe, seiner folgerechten Bestimmtheit, seiner Schonung für den historischen Bestand. Der König war mit allem einverstanden, am wenigsten mit der Berufung der Reichsstände. Nicht als ob

er die Beschränkung seiner Macht gefürchtet hätte; doch der Lärm der Debatte, die Leidenschaft des parlamentarischen Kampfes, die Notwendigkeit, selber öffentlich aufzutreten, war seiner Schüchternheit peinlich. Aufgewachsen in den Überlieferungen eines milden Absolutismus, voll Widerwillens gegen die Sünden der Revolution, konnte er von der Unentbehrlichkeit des Repräsentativsystems sich noch nicht vollständig überzeugen. In der Tat schien es fraglich, ob die Reichsstände, bei dem kläglichen Zustande der politischen Bildung, nicht eher hemmend als fördernd wirken würden. Von dem Adel, der doch nach Steins Entwürfen das mächtigste Glied des Vereinigten Landtags bilden sollte, stand die freie Zustimmung zu einem gerechteren Steuersysteme und zu den anderen Neuerungsplänen des Ministers schwerlich zu erwarten. Auch die Städter und die Bauern bewiesen nur zu oft, wie wenig sie den Reformgedanken der Krone zu folgen vermochten.

Wenn aber Steins gewaltiger Wille am Ruder blieb, wenn die Reform, wie er plante, schrittweis vorging, wenn zunächst durch die Aufhebung der gutsherrlichen Polizei die Herrenstellung des Adels auf dem flachen Lande zerstört wurde und dann über den befreiten Gemeinden die Kreistage und die Provinziallandtage sich erhoben, so durfte er hoffen, den König zu der Erkenntnis zu bringen, daß die Berufung einer reichsständischen Versammlung um der Staatseinheit willen geboten sei als ein Gegengewicht gegen die zentrifugalen Kräfte der Provinzialstände. Und so konnte durch den freien Entschluß der Krone der Übergang von der absoluten Monarchie zum Repräsentativsystem vollzogen, dem preußischen Staate vielleicht ein Menschenalter tastender Versuche erspart werden. Stein baute auf die wachsende Einsicht in dem treuen, gutherzigen Volke. Die tiefe Kluft, welche die überfeinerte, weltfremde Bildung der Gelehrten von der gründlichen Roheit der Massen trennte, entging seinem Blicke nicht; er dachte sie zu überbrücken durch die Neugestaltung des Unterrichtswesens, und nur sein plötzlicher Sturz ließ diese Pläne nicht zur Reife kommen. Daß auch dieser Zweig der inneren

Verwaltung seinem freien, umfassenden Geiste nicht fremd war, hatte er schon vor Jahren in Münster bewiesen, als er dort den Jesuitismus auf der Hochschule bekämpfte und an der erstarrten Universität ein neues Leben erweckte. —

Hand in Hand mit der Verwaltungsreform ging die Neugestaltung des Heeres, ebenfalls unter Steins persönlicher Teilnahme. Der König selbst gab den ersten Anstoß. Auf diesem seinem eigensten Gebiete behielt er immer die unmittelbare Leitung in der Hand, zeigte stets treffendes Urteil und eindringende Sachkenntnis. Schon im Juli 1807 berief er Scharnhorst zum Vorsitzenden einer Kommission für die Reorganisation der Armee und legte ihr eine eigenhändige Denkschrift vor, worin er alle die wunden Stellen des Heerwesens mit sicherem Griffe heraushob, die Mittel der Heilung richtig angab. Zu Scharnhorst aber gesellte sich eine Schar jüngerer Talente, die, wie er, der gesamten geistigen Arbeit der Zeit mit lebendigem Verständnis folgten, staatsmännische Köpfe, die das Heer als eine Schule des Volks, die Kriegskunde als einen Zweig der Politik betrachteten. Ihr stilles Wirken hat nicht nur die Waffen geschliffen für den Kampf der Befreiung, sondern auch die preußische Armee wieder in Einklang gebracht mit der neuen Kultur, dem deutschen Heerwesen für alle Zukunft den Charakter ernster Bildung, geistiger Frische und Rührigkeit aufgeprägt.

Eine merkwürdige, instinktive Übereinstimmung der sittlichen und politischen Überzeugungen verband diese Offiziere von Haus aus mit dem leitenden Staatsmanne. Klang es doch wie ein Bekenntnis aus Steins eigenem Munde, wenn Gneisenau, gegenüber den Menschenrechten der Franzosen, die Mäßigung anrief: „begeistre du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht!“ Wie der Schüler Adam Smiths den Grundsatz der Arbeitsteilung nicht unbedingt auf die Staatsverwaltung anwenden wollte, sondern die Geschäftsgewandtheit des Berufsbeamtentums geringer schätzte als die in der Selbstverwaltung bewährte Mündigkeit des Volks, so lebten auch diese militärischen Fachmänner des Glaubens, daß im Kriege

zuletzt die sittlichen Mächte entscheiden. Wie hoch sie den Wert der gründlichen technischen Ausbildung anschlugen, höher stand ihnen doch, nach Scharnhorsts Worten, die innige Verbindung der Armee mit der Nation. Auch ihnen, wie dem Minister, galt als der Eckstein aller Freiheit das alte deutsche: selbst ist der Mann! „Man muß" — so schrieb Scharnhorst bald nach dem Frieden — „der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles was wir können. Die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht."

Scharnhorst war längst der anerkannt erste Militärschriftsteller, der größte Gelehrte unter den deutschen Offizieren; aber auch ein seltener Reichtum praktischer Erfahrungen stand ihm nach einem wechselreichen Leben zu Gebote. Er hatte in allen Waffengattungen, im Generalstabe und in den Militärbildungsanstalten gedient. Er lernte, als er auf der Kriegsschule des Wilhelmsteins seinen ersten militärischen Unterricht empfing, jene berühmte kleine Mustertruppe kennen, welche sich der geistvolle alte Kriegsheld Graf Wilhelm von Bückeburg aus der gesamten waffenfähigen Jugend seines Ländchens gebildet hatte; dann wurde er als hannoverscher Offizier auf dem niederländischen Kriegsschauplatze genau vertraut mit der englischen Armee, die unter allen europäischen Heeren noch am treuesten den Charakter des alten Söldnerwesens bewahrte; er zog zu Felde gegen die lockeren Milizen der Republik wie gegen das wohlgeschulte Konskriptionsheer Napoleons und stand im Kriege von 1806 der Heeresführung nahe genug, um die Gebrechen der friderizianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Jene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er

daher, den Kopf gesenkt, die tiefen sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab, die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Tore selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Eilenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang, schlicht und schmucklos in allem. Die Einfalt des Ausdrucks und der Empfindung in seinen vertraulichen Briefen erinnert an die Menschen des Altertums; auch in seinen Schriften ist ihm die Sache alles, die Form nichts. Doch die Überlegenheit eines mächtigen, beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte was Selbstsucht ist, verbreiteten um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Seine Tochter, Gräfin Julie Dohna, dankte dem frühverwitweten Vater alles, man nannte sie eine königliche Frau und nahm sie in der vornehmen Gesellschaft auf, als müßte es so sein.

Dem Könige war die gleichmäßige Ruhe des Generals behaglicher als Steins aufregendes und aufgeregtes Wesen; keiner unter seinen Räten stand ihm so nahe. Scharnhorst erwiderte das Vertrauen seines königlichen Freundes mit unbedingter Hingebung; er fand es niedrig, jetzt noch vergangener Fehler zu gedenken, er bewunderte die Seelenstärke des unglücklichen Monarchen und hat in seiner Treue nie geschwankt, auch dann nicht, als manche seiner Freunde in ihrer patriotischen Ungeduld an dem bedachtsamen Fürsten irr wurden. Ein echter Niederdeutscher, war er schamhaften Gemütes, still und verschlossen von Natur; das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Nun führte ihn das Leben einen rauhen Weg, immer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn jetzt das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens

stellten, da mußte er fünf Jahre lang das finstere Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene zu beherrschen, und der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkelzug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem raschen forschenden Blicke las er dem Eintretenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab, und galt es ein Geheimnis des Königs zu verstecken, dann wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Oranien, der einst in ähnlicher Lage, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden; sie hatte ihm während des jüngsten Krieges die Freundschaft des tatenfrohen Blücher erworben. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen, wie sinnbetörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urteilsspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Zagheit und Untreue. Rätselhaft und doch harmonisch verbanden sich in dieser großen Seele kleinbürgerliche Schlichtheit und weltumspannender Weitblick, Friedenssehnsucht und Kriegsmut, menschenfreundliche Herzensweichheit und die dämonische Kraft des Nationalhasses. Niemand vielleicht hat die Bitternis jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht, denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage.

Unter den Männern, die ihm bei der Reorganisation des Heeres zur Hand gingen, sind vier gleichsam die Erben seines Geistes geworden, so daß jeder einen Teil von der umfassenden Begabung des Meisters überkam: die Feldherrennaturen Gneisenau und Grolman, der Organisator Boyen, der Gelehrte Clause-

witz — alle vier, wie Scharnhorst selber, arm, genügsam, bedürfnislos, ohne jede Selbstsucht allein der Sache dienend und bei allem Freimut tief innerlich bescheiden, wie es dem begabten Soldaten natürlich ist; denn das einsame Schaffen des Künstlers und des Gelehrten verführt leicht zur Eitelkeit, der Soldat wirkt nur als ein Glied des großen Ganzen und kann nicht zeigen, was er vermag, wenn ihn das unerforschliche Schicksal nicht zur rechten Zeit an die rechte Stelle führt. Allzu bescheiden nannte sich Gneisenau selber nur einen Pygmäen neben dem Riesen Scharnhorst. Ihm fehlte die schwere Gelehrsamkeit des Meisters und er empfand, gleich so vielen Männern der Tat, die Lücken seines Wissens wie ein Gebrechen der Begabung; dafür besaß er in weit höherem Maße die begeisternde Zuversicht des Helden, jenen freudigen Fatalismus, der den Feldherrn macht. Wie stolz und sicher spannte er jetzt seine Segel aus, da er endlich nach den Irrfahrten einer leidenschaftlichen Jugend und nach der langen traurigen Windstille des subalternen Dienstes auf die hohe See des Lebens gelangt war. Jede Aufgabe, die ihm das Schicksal bot, griff er mit glücklichem Leichtsinn an, unbedenklich übernahm der Infanterist das Kommando der Ingenieure und die Aufsicht über die Festungen. Während Scharnhorst bedächtig die Gefahren des nächsten Tages erwog, dachte Gneisenau immer mit glühender Sehnsucht an die Stunde der Erhebung und hieß auch die Narren freundlich willkommen, wenn sie nur mithelfen wollten bei der großen Verschwörung.

Eine verwandte Natur war Grolman, hochherzig, hell und freudig, scharf und schonungslos in Tat und Rede, geschaffen für das Schlachtgewühl, für das kühne Ergreifen der Gunst des Augenblicks; doch er sollte die Grausamkeit des Soldatenschicksals schwer erfahren und niemals im Kriege an erster Stelle stehen. In der Weise seines Auftretens schien Boyen dem General am ähnlichsten, ein ernsthafter, verschlossener Ostpreuße, der zu den Füßen von Kant und Kraus gesessen hatte, auch als Poet mit der neuen Literatur in regem Verkehr stand. Nur die feurigen Augen unter den buschigen Brauen verrieten, welche stürmische

Verwegenheit in dem einfachen, wortkargen Manne schlummerte. Er hat die organisatorischen Ideen Scharnhorsts nach seiner stillen Art in sich verarbeitet und fortgebildet und nach den Kriegen dem neuen Volksheere seine bleibende Verfassung gegeben. Der Jüngste endlich aus diesem Freundeskreise, Carl von Clausewitz, war mehr als die Älteren ein vertrauter Schüler Scharnhorsts, tief eingeweiht in die neuen kriegswissenschaftlichen Theorien, womit jener sich trug; nachher hat er sie selbständig ausgestaltet und durch eine Reihe von Werken, deren klassische Form die Schriften des Meisters weit übertraf, der Lehre vom Kriege ihren Platz in der Reihe der Staatswissenschaften gesichert. Ein großer wissenschaftlicher Kopf, ein Meister des historischen Urteils, war er vielleicht zu kritisch und nachdenklich, um so beherzt wie Gneisenau das Glück der Schlachten bei der Locke zu fassen, aber keineswegs bloß ein Mann der Bücher, sondern ein praktischer, tapferer Soldat, der mit offenem Auge in das Getümmel des Lebens schaute. Soeben kehrte er mit dem Prinzen August aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Dort in Frankreich hatte sich seine Liebe für die jugendliche Wahrhaftigkeit und Frische der Germanen bis zum Enthusiasmus gesteigert; er brachte die Überzeugung mit heim: diese Franzosen seien im Grunde noch immer ein ebenso unmilitärisches Volk wie einst in den Tagen der Hugenottenkriege, da sie vor den deutschen Lansquenets und Reitres zitterten; wie könne der uralte Charakter der Nationen sich in zehn Jahren verändern? wie sollten die hundertmal Besiegten auf die Dauer das waffenmächtige Deutschland beherrschen?

Mit solchen Kräften schritt der König an das Werk der Wiederherstellung. Die ganze Armee wurde neu formiert. Sechs Brigaden, zwei schlesische, zwei altpreußische, je eine aus Pommern und den Marken, das war alles, was von dem friderizianischen Heere noch übrig blieb, das war der letzte Anker für Deutschlands Hoffnungen. Der Zopf fiel hinweg, die Truppen erhielten zweckmäßigere Waffen und Kleider, die Künste des Paradeplatzes traten zurück hinter der angestrengten Arbeit des Felddienstes. Alle

Vorräte mußten von neuem angeschafft werden; Napoleons Marschälle hatten die Ausplünderung mit solcher Gründlichkeit besorgt, daß die schlesische Artillerie einmal monatelang, aus Mangel an Pulver, ihre Schießübungen einstellen mußte. Eine Untersuchungskommission prüfte das Verhalten jedes einzelnen Offiziers im Kriege, entfernte unerbittlich die Schuldigen und Verdächtigen. Gneisenau forderte in der Zeitschrift „der Volksfreund", die der wackere Bärsch herausgab, die Freiheit des Rückens für die Armee, fragte bitter, ob der preußische Soldat den Antrieb zum Wohlverhalten auch fernerhin im Holze suchen solle, statt im Ehrgefühle. Seine Meinung drang durch; die neuen Kriegsartikel beseitigten die alten grausamen Körperstrafen. Wie hatte sich doch die Welt verwandelt, daß jetzt preußische Offiziere in der Presse die Mängel des Heerwesens besprechen durften!

In einem anderen Zeitungsaufsatze schilderte Gneisenau sarkastisch, wie bequem es doch für die adligen Eltern sei, daß ihre Söhne schon im Kindesalter als Junker die Soldaten des Königs befehligen dürften. Er sprach damit nur aus, was alle verständigen Offiziere dachten. Die Beseitigung der Junkerstellen sowie aller andern Vorrechte des Adels im Heere ergab sich von selbst aus dem Geiste der neuen Gesetzgebung, und da man die Tüchtigkeit der jugendlichen Heerführer Napoleons kennen gelernt, so verlangte mancher Heißsporn die Nachahmung des vielgerühmten freien Avancements der Franzosen. Scharnhorst aber ging seines eigenen Wegs; er durchschaute, welche sittlichen Schäden der napoleonische Grundsatz „junge Generale, alte Hauptleute" hervorgerufen, wieviel rohe, unsaubere Elemente sich in die unteren Schichten des französischen Offizierskorps eingedrängt, und wie bedenklich dort ein zügelloser Ehrgeiz die Bande der treuen Kameradschaft gelockert hatte. Der deutsche Bauernsohn wußte wohl, warum Washington den Amerikanern zugerufen: nehmt nur Gentlemen zu Offizieren — warum König Friedrich Wilhelm I. seinen Offizieren erlaubt hatte dann nicht zu gehorchen, wenn ihnen etwas gegen die Ehre angesonnen würde. Er wollte den alten aristokratischen Charakter des preußischen Offizierskorps

nicht zerstören, sondern nur die Aristokratie der Bildung an die Stelle des adligen Vorrechts setzen.

Das Reglement vom 6. August 1808 über die Besetzung der Stellen der Portepeefähnriche stellte den Grundsatz auf: im Frieden gewähren nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur ausgezeichnete Tapferkeit und Umsicht einen Anspruch auf die Offiziersstellen; keine Junker mehr, dafür Portepeefähnriche, die erst im siebzehnten Jahre und nach einer wissenschaftlichen Prüfung zugelassen werden, erst nach einer zweiten Prüfung und auf Vorschlag des Offizierskorps die Epauletten erlangen können. Den Offizieren schärfte der König ein, sie sollten sich ihre ehrenvolle Bestimmung, die Erzieher und Lehrer eines achtbaren Teiles der Nation zu sein, immer vergegenwärtigen. In den unteren Graden bis zum Hauptmann erfolgte das Aufrücken in der Regel nach dem Dienstalter; bei der Auswahl der Stabsoffiziere und bei der Besetzung der höheren Kommandos entschied das Verdienst allein. Durch diese unscheinbaren Vorschriften erhielt der Offiziersstand eine neue Verfassung, die uns heute selbstverständlich erscheint, während sie doch einen unterscheidenden nationalen Charakterzug des deutschen Heerwesens bildet. Jetzt erst wurde das Offizierskorps dem Zivilbeamtentum innerlich gleichartig, durch einen geistigen Zensus über die Mannschaft erhoben. Dem Talente war die Aussicht auf rasches Aufsteigen eröffnet, doch die langsame Beförderung auf den niederen Stufen, die Gleichheit der Bildung und der Lebensgewohnheiten bewirkten, daß sich jeder schlechtweg als Offizier fühlte, ein aristokratisches Standesbewußtsein alle Glieder des Korps durchdrang. Die soziale Schranke, welche in Frankreich den aus der Mannschaft emporgestiegenen Kapitän von seinen gebildeten Kameraden trennte, konnte hier nicht entstehen.

Für niemand wurde die Umgestaltung des Heerwesens so folgenreich wie für die alten Geschlechter vom Landadel, die noch immer den Stamm des Offizierskorps bildeten. Es währte noch viele Jahre, bis die tatsächliche Begünstigung des Adels in der Armee aufhörte. Aber der Grundsatz stand doch fest,

daß auch der Edelmann durch den Nachweis wissenschaftlicher Kenntnisse sich das Offizierspatent erwerben mußte, und den neuen schärferen Anordnungen des Dienstes konnten nur Männer von einiger Bildung genügen. Der Staatsdienst bot dem völlig Unwissenden nirgends mehr ein Unterkommen, die Reformer nannten das neue Preußen zuweilen schon einen Staat der Intelligenz. Erst durch Scharnhorst wurde die naturwüchsige Roheit des ostdeutschen Junkertums völlig gebrochen, was dem Kadettenhause Friedrich Wilhelms I. nur halb gelungen war. Das alte Geschlecht, das die Federfuchser verhöhnte, starb hinweg, der junge Nachwuchs kannte und achtete die Macht des Wissens.

Allen diesen Reformen lag der Gedanke zugrunde, daß die Armee fortan das Volk in Waffen sein solle, ein nationales Heer, dem jeder Wehrfähige angehöre. Die Werbung wurde abgeschafft, die Aufnahme von Ausländern verboten, nur einzelne Freiwillige von deutschem Blute ließ man zu. Die neuen Kriegsartikel und die Verordnung über die Militärstrafen hoben sogleich mit der Verheißung an, künftig würden alle Untertanen, auch junge Leute von guter Erziehung, als gemeine Soldaten dienen, und begründeten damit die Notwendigkeit einer milderen Behandlung der Mannschaft. Über die Verwerflichkeit der alten Befreiungen vom Waffendienste waren alle denkenden Offiziere einig. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht war schon vor dem Kriege von Scharnhorst selbst, von Boyen, Lossau und anderen Offizieren verteidigt, von dem Könige selbst reiflich erwogen worden; während des unglücklichen Feldzugs hatte er dann in der Stille seinen Weg gemacht, und jetzt war jedem einsichtigen Soldaten klar, daß der ungleiche Kampf nur mit dem Aufgebote der gesamten Volkskraft wieder aufgenommen werden konnte. Gleich nach dem Frieden bat Blücher seinen lieben Scharnhorst „vor einer National-Armee zu sorgen, niemand auf der Welt muß eximiert sein, es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat“. Prinz August sendete noch aus der Kriegsgefangenschaft einen Plan für die Neubildung des Heeres, worin die allgemeine Wehrpflicht als leitender Gedanke obenan stand.

Scharnhorst aber wußte, was die meisten der Zeitgenossen ganz vergessen hatten, daß damit nur ein altpreußischer Grundsatz erneuert wurde. Er erinnerte den König daran, sein Ahnherr Friedrich Wilhelm I. habe zuerst unter allen Fürsten Europas die allgemeine Konskription eingeführt; dieser Grundsatz habe Preußen einst groß gemacht und sei in Österreich und Frankreich nur nachgeahmt worden; jetzt erscheine es geboten, zu dem altpreußischen Systeme zurückzukehren und den Mißbrauch der Exemtionen kurzerhand hinwegzufegen; nur so bilde sich eine wahre stehende Armee, eine solche, die man jederzeit in gleicher Größe erhalten könne. Fast genau mit den Worten des alten Soldatenkönigs begann Scharnhorst seinen Entwurf für die Bildung einer Reserve-Armee also: § 1. Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben.

Die preußischen Offiziere faßten den Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht von Haus aus in einem freieren und gerechteren Sinne auf als vormals die Bourgeois der französischen Direktorialregierung. Die Besiegten dachten zu stolz um die Institutionen des Siegers einfach nachzunahmen. Man hatte es ertragen, daß der Befehl des Königs einzelne Volksklassen kraft ihrer Standesprivilegien oder aus volkswirtschaftlichen Rücksichten von der Kantonspflicht befreite. Aber die Vorstellung, daß der Bemittelte sich von der Dienstpflicht loskaufen, ein Untertan für den anderen seine Haut zu Markte tragen solle, war ganz und gar unpreußisch, widersprach allen Traditionen der Armee. Das französische System der Stellvertretung wurde wohl von einigen Zivilbeamten, aber von keinem einzigen namhaften Offizier empfohlen. Man dachte demokratischer als die Erben der Revolution, verlangte kurz und gut die Wehrpflicht für alle — und nicht bloß als ein Kriegsmittel für den Befreiungskampf, sondern als eine dauernde Institution zur Erziehung des Volkes. Ein Verächter aller müßigen militärischen Künstelei blieb Scharnhorst doch ein streng geschulter Fachmann; er wußte, wie wenig die Begeisterung allein die Ausdauer, die Kunstfertigkeit, die Mannszucht des geübten Soldaten ersetzen

kann. Aus seiner reichen Geschichtskenntnis hatte er die Überzeugung gewonnen, je weicher die Sitten würden, um so nötiger sei den Nationen die militärische Erziehung, damit die männlichen Tugenden einfacher Zeiten der Kulturwelt erhalten blieben, die rüstige Kraft des Leibes und des Willens den fein Gebildeten nicht verloren gehe. Mit hellem Jubel ging Gneisenau auf diese mannhafte Anschauung des historischen Lebens ein; er wollte die militärischen Übungen schon in der Volksschule beginnen lassen, dann sei der Heldenruhm der Spartaner für die moderne Menschheit nicht mehr unerreichbar. Allen Freunden Scharnhorsts aus der Seele schrieb Boyen die Verse: wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande zu verteidigen Thron und Herd!

Über den Grundsatz also bestand kein Zweifel. Doch wie die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung entgegenstellten, besiegen? Die Söhne der gebildeten Klassen in Friedenszeiten ohne weiteres in das stehende Heer einzureihen erschien dieser Zeit, die soeben erst der Barbarei der alten Kriegszucht entwuchs, als eine unerträgliche Härte; und zudem erzwang Napoleon im September 1808 den Pariser Vertrag, kraft dessen der mißhandelte Staat sich verpflichten mußte, nicht mehr als 42 000 Mann Truppen zu halten.

So blieb nur übrig, den Eroberer zu überlisten, die Verträge zu umgehen und neben dem stehenden Heere eine Reserve-Armee, eine Landwehr für Kriegsfälle zu schaffen. Aber auch zu diesem Ziele war der gerade Weg versperrt. Scharnhorst erkannte sofort, das einfachste sei die Landwehr durch die Schule des stehenden Heeres gehen zu lassen, die Reserve-Armee aus ausgedienten Soldaten zu bilden. Und doch war dies für jetzt unmöglich. Die Einstellung einer so großen Anzahl von Rekruten hätte alsbald den Argwohn Napoleons erregt, und überdies konnte eine so gebildete Landwehr offenbar erst nach Jahren eine erhebliche Stärke erreichen, während man in jedem neuen Monat den Wiederausbruch des Krieges erwartete. Darum mußte man

sich mit einer Miliz begnügen, welche ohne sichtbaren Zusammenhang mit dem stehenden Heere, scheinbar nur für den inneren Sicherheitsdienst bestimmt, aber durch wiederholte Übungen militärisch geschult und mit genügenden Waffenvorräten versehen sofort beim Ausbruch des Krieges als Reserve-Armee auftreten sollte. Viermal hat Scharnhorst während der Jahre 1807—10 diese Landwehrpläne wieder aufgenommen und mit dem Monarchen beraten. Seinen ersten Entwurf brachte er bereits am 31. Juli 1807 zustande, ganz selbständig, lange bevor die österreichische Landwehr bestand.

Die älteren Pläne verfolgten den Hauptzweck, die Söhne der wohlhabenden Klassen, die sich selber bewaffnen und bekleiden konnten, für den Dienst im Kriege vorzubereiten; unter dem harmlosen Namen einer Bürgergarde oder Nationalwache sollten sie im Frieden eingeübt werden. Im Sommer 1809 gab der Rastlose seinen Entwürfen eine großartigere Gestalt, welche bereits die Grundzüge der Organisation von 1813 erkennen läßt. Er dachte hoch von der Heldenkraft eines zornigen Volkes, doch er sah auch nüchtern voraus, wie viele Zeit vergehen muß, bevor aus einem bewaffneten Haufen eine kriegstüchtige Truppe wird. Sein Plan war: das stehende Heer beginnt den Angriff; unterdessen bildet sich die Reserve-Armee aus den ausgedienten und überzähligen Soldaten sowie aus allen jüngeren Kantonspflichtigen; die Wohlhabenden treten als freiwillige Jäger ein. Diese Landwehr übernimmt den Festungsdienst und die Belagerung der vom Feinde besetzten Plätze; sobald sie genügend ausgebildet ist, zieht sie dem Heere nach und an ihre Stelle rückt die inzwischen versammelte Miliz, ein Landsturm, der alle noch übrigen Wehrhaften umfaßt. Scharnhorst wußte, wie ungern Napoleon sich der Vendeer Kämpfe erinnerte, wie sehr er den Volksaufstand fürchtete; er hoffte den Befreiungskampf mit einem kleinen Kriege zu eröffnen, der sich auf einige Festungen oder verschanzte Lager stützen sollte, und ließ das für solchen Zweck so ungünstige Terrain der norddeutschen Ebene sorgsam auskundschaften. Gneisenau dachte sogar aus dem kleinen

Spandau ein Torres Vedras der Ebene zu machen, als er von Wellingtons portugiesischen Siegen erfuhr.

Aber alle diese Hoffnungen wurden zuschanden. Sobald Napoleon von einem neuen preußischen Landwehrplane hörte, griff er stets sofort mit herrischer Drohung ein; nicht einen Schritt durfte ihm der verhaßte Gegner über die Pariser Versprechungen hinausgehen, nur er selber behielt sich vor, sie mit Füßen zu treten. Man mußte endlich einsehen, daß die Bildung einer Landwehr schlechterdings unmöglich blieb, solange Preußen noch nicht in der Lage war an Frankreich den Krieg zu erklären. Das einzige, was bis dahin geschehen konnte, ohne das Mißtrauen des Imperators aufzustacheln, war die raschere Ausbildung der Mannschaften des stehenden Heeres. Die gesetzliche zwanzigjährige Dienstzeit der Kantonspflichtigen blieb unverändert, doch man hob ihrer so viele aus als irgend möglich und beurlaubte dann diese leidlich ausexerzierten Krümper nach einigen Monaten. Die vertragsmäßige Heeresziffer wurde dabei nicht allzu streng eingehalten; das Leibregiment in Berlin ließ jahrelang, so oft die Truppe zum Felddienst ausrückte, einen Teil der Mannschaft in der Kaserne zurück, damit Napoleons Späher die Stärke der Bataillone nicht bemerkten. Es konnte nicht fehlen, daß manche Wehrpflichtige sich der strengeren Aushebung durch die Flucht entzogen, wie umgekehrt viele Konskribierte aus den Rheinbundslanden nach Preußen hinüberflohen; es gab beständig kleine Unruhen an den Landesgrenzen, der arme Mann wurde ganz irr an der wüsten Zeit. Im ganzen zeigte das Volk dem Könige hingebende Treue; geschah es doch einmal, daß Bauern aus der Umgegend nachts eine Kanone von den Wällen der westfälischen Festung Magdeburg stahlen und sie zu Schiff nach Spandau entführten: ihr angestammter Herr brauche Waffen gegen den Franzmann. Durch dies Krümpersystem bildete Scharnhorst nach und nach 150 000 Soldaten notdürftig aus. Ein tragisches Schauspiel, wie der große Mann so jahraus jahrein mit tausend Listen und Schlichen dem allwissenden Feinde zu entschlüpfen suchte. Seine Seele schmachtete

nach der Freude der Schlacht; den letzten Hauch von Mann und Roß, alles, was an die Wände pissen konnte, wollte er dahingeben, damit Deutschland wieder sei; und immer wieder vereitelte der wachsame Gegner die Pläne der Rüstung. Erst als die Stunde des offenen Kampfes schlug, trat mit einem Schlage ins Leben, was in fünf Jahren voll aufreibender Arbeit, voll namenloser Sorge still bereitet war. Scharnhorst und niemand sonst ist der Vater der Landwehr von 1813. —

Unterdessen brachten Haß und Not in den gebildeten Klassen Norddeutschlands eine grundtiefe Umstimmung der Gesinnungen zur Reife, die durch die Gedankenarbeit der romantischen Literatur längst vorbereitet war. Nach den großen Heimsuchungen des Völkerlebens erhebt sich stets ein Sturm von Klagen und Anklagen, die gequälten Gewissen suchen die Schuld aller auf die Schultern einzelner hinüberzuwälzen, Schmähreden und Schmutzschriften kriechen wie ekle Würmer aus dem Leichnam der gefallenen alten Ordnung. So stürzte sich auch auf den gedemütigten preußischen Staat ein Schwarm frecher Lästerer — zumeist dieselben Menschen, die vor dem Kriege den Bund Norddeutschlands mit Frankreich verherrlicht hatten. Cöllns Feuerbrände, Massenbachs Denkwürdigkeiten, Buchholz' Galerie preußischer Charaktere und ähnliche Schriften trugen geschäftig allen Unrat zusammen, der sich nur irgend in den Winkeln der alten Monarchie aufwühlen ließ, bis herab zu den Domänenkäufen der Zeiten Friedrich Wilhelms II. Jene dünkelhafte unfruchtbare Altklugheit, die seit Nicolais Tagen in den Kreisen der Berliner Halbbildung nicht mehr aussterben wollte, fand jetzt ihren politischen Ausdruck. Wie jener ehrliche Alte einst im Namen der Aufklärung alles Freie und Lebendige der jungen Dichtung bekämpft hatte, so wurde jetzt im Namen der Freiheit der Krieg gegen Napoleon getadelt und verhöhnt. Nur Englands Kaufmannsselbstsucht und der Übermut der preußischen Offiziere hatten das friedliebende Frankreich zum Kampfe gezwungen; und nichts wollte Buchholz dem Staate Friedrichs weniger ver-

zeihen als den unwürdigen Bund mit der russischen Unkultur gegen die französische Kultur.

Die Verfasser dieser Libelle wurden die geistigen Ahnherren einer neuen politischen Richtung, welche seitdem unter mannigfachen Formen und Namen auf dem Berliner Boden heimisch und ein Krebsschaden des preußischen Staates blieb, einer gewerbmäßigen Tadelsucht, die unerschöpflich im Skandal, unendlich eingebildet und doch wehrlos gegen die Macht der Phrase, immer mit großen Worten von Freiheit und Fortschritt prunkte und ebenso regelmäßig die Zeichen der Zeit verkannte. Gemeinsam war diesen Schriften auch ein echt deutscher Charakterzug, eine nationale Schwäche, wovon nur wenige unserer Publizisten ganz frei geblieben sind: die eigentümliche Unfähigkeit, die Dimensionen der Menschen und der Dinge recht zu sehen, das Große und Echte von dem Kleinen und Vergänglichen zu unterscheiden. Ganz in dem gleichen Tone wie Lombard und Haugwitz wurde auch Hardenberg und Blücher von jenen Allestadlern mißhandelt, und den Lesern blieb nur der trostlose Eindruck, daß in dem faulen Holze dieses Staates kein Nagel mehr haften wolle.

Indes die Not des Tages drückte allzu schwer; das Volk dachte zu ehrenhaft, um sich noch lange beim rückwärtsschauenden Tadel aufzuhalten. Wer ein Mann war, blickte vorwärts, dem Tage der Freiheit entgegen. Die Schmähschriften fielen platt zu Boden; selbst in Berlin fand die Kritik der Lästerer geringen Anklang. Ein tiefer Ernst lagerte auf den Gemütern; es war als ob alle Menschen reiner und besser würden, als ob der Zorn über den Untergang des Vaterlandes alle gemeinen und niedrigen Regungen des Herzens ganz aufsöge. Niemals früher hatte ein so lebendiges Gefühl der Gleichheit hoch und niedrig im deutschen Norden verbunden: man rückte traulich zusammen wie die Hinterbliebenen im verwaisten Hause. Unzählige Vermögen waren zerstört, der ganze Reichtum des preußischen Adels darauf gegangen; die willkürliche neue Länderverteilung hatte den altgewohnten Verkehr ganzer Landesteile vernichtet; Tausende

treuer Diener konnte der verstümmelte Staat nicht mehr beschäftigen. Wer jung ins Leben eintrat und dem Glückssterne der rheinbündischen Untreue nicht folgen wollte, fand nirgend eine Stätte zu fröhlichem Wirken; man wußte in diesen napoleonischen Tagen nichts mit sich anzufangen, wie Dahlmann, seiner harten Jugendzeit gedenkend, sagte. Die Erbitterung wuchs und wuchs, und je weiter sich die Entscheidung hinausschob, um so mächtiger und leidenschaftlicher war der Glaube, dies Eintagsgebilde der Fremdherrschaft könne und dürfe nicht dauern, diese Verwüstung alles deutschen Lebens sei eine Sünde wider Gott und Geschichte, sei der Fiebertraum eines hirnwütigen Frevlers.

Während dieser Tage krampfhafter Aufregung erwachte in Norddeutschland zuerst die Idee der deutschen Einheit — recht eigentlich ein Kind des Schmerzes, der historischen Sehnsucht, einer ebensosehr poetischen als politischen Begeisterung. Wie felsenfest hatte das achtzehnte Jahrhundert an die Ewigkeit seines römischen Reichs geglaubt. Wie zahm, zufrieden und liebevoll hatte noch das Geschlecht der neunziger Jahre an seinen Fürsten gehangen, als Georg Forster in dem Gedenkbuche des Jahres 1790 mit beweglichen Worten die „menschenfreundliche Handlung eines deutschen Fürsten" schilderte und Chodowiecki in einem Kupferstiche diesen großen Menschenfreund verewigte — den Erzherzog Max nämlich, wie er einer Marktfrau den Korb auf den Kopf zu nehmen half! Jetzt war das Reich dahin, die Deutschen waren kein Volk mehr, nur noch Sprachgenossen. Wie bald konnte auch dies letzte Band zerreißen, da das linke Rheinufer für immer der welschen Gesittung verfallen schien und im Königreich Westfalen die französische Amtssprache bis zur Elbe hin herrschte; unsere Fürsten aber, die vielgeliebten, heißbewunderten, trugen die Ketten des Fremdlings, sie alle bis auf zwei! Und mitten im Niedergange ihres alten Volkstums blieb den Deutschen noch das stolze Gefühl, daß die Welt ihrer nicht entbehren könne, daß sie eben jetzt, durch ihre Dichter und Denker, für die Menschheit mehr getan als jemals ihre Be-

sieger. Aus dem Jammer der Gegenwart flüchtete die Sehnsucht in die fernen Zeiten deutscher Größe; das Kaisertum, vor kurzem noch ein Kinderspott, erschien jetzt wieder als ein Ruhm der Nation. In allen den aufgeregten Briefen, Reden und Schriften dieser bedrängten Tage klingen die beiden bitteren Fragen wieder: warum sind die Deutschen als einzelne so groß, als Nation so gar nichts? warum sind die einst der Welt Gesetze gaben den Fremden unter die Füße geworfen?

Die Dichter und Gelehrten waren gewohnt, vor einem idealen Deutschland zu reden, über die Grenzen der Länder und Ländchen hinweg an alle Söhne deutschen Blutes sich zu wenden. Nun, da die Literatur mit politischer Leidenschaft sich erfüllte, übertrug sie diese Anschauungen kurzerhand auf den Staat. Fichte richtete seine politischen Ermahnungen als Deutscher schlechtweg an Deutsche schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Die Deutschheit, die echte alte unverstümmelte deutsche Art sollte wieder zu Ehren kommen. Eine hochherzige Schwärmerei pries in überschwenglicher Begeisterung den angeborenen Adel deutschen Wesens, denn nur durch die Überhebung konnte ein so unpolitisches Geschlecht wieder zur rechten Schätzung des Heimatlichen, zum nationalen Selbstgefühle gelangen. An die Stelle der alten leidsamen Ergebung trat ein verwegener Radikalismus, der alle die Gebilde unserer neuen Geschichte als Werke des Zufalls und des Frevels verachtete: was blieb denn noch ehrwürdig und der Schonung wert in diesem rheinbündischen Deutschland? Waren nur erst die fremden Tyrannen gestürzt, ihre freiwilligen Sklaven gezüchtigt und die widerwilligen befreit, so sollte ein neues mächtiges Deutschland, glänzend im Schmucke heller Gedanken und ruhmreicher Waffen, sich politisch gestalten — gleichviel in welchen Formen, aber einig und aus dem ureigenen Geiste der Nation heraus — und dann mußten die Deutschen, ließ man sie nur frei gewähren, auch in Kunst und Wissenschaft die reichsten Kränze, die je ein hellenisches

Haupt geschmückt, sich auf die Siegerstirne drücken. Von dem einen Gewaltigen, der unserer Nation schon einmal den Weg zur politischen Macht gewiesen, sprach man ungern. Was dies neue Geschlecht brauchte war scheinbar das Gegenteil der friderizianischen Gedanken; Friedrichs Werk schien vernichtet, und viele der jungen Schwärmer wollten ihm nie verzeihen, daß er das Schwert gegen die gesalbte kaiserliche Majestät erhoben hatte. Großherziges Vergessen der alten Bruderkämpfe, treue Eintracht aller deutschen Stämme, das war es was man forderte für den gemeinsamen Kampf; nicht von einem gegebenen politischen Mittelpunkte aus, sondern durch die Erhebung der gesamten Nation sollte das Weltreich zerschmettert werden, und alles Weitere fand sich dann von selbst.

Es wurde verhängnisvoll für unser politisches Leben und hängt uns nach bis zum heutigen Tage, daß der Gedanke der nationalen Einheit bei uns nicht wie in Frankreich langsam die Jahrhunderte hindurch heranreifte, die natürliche Frucht einer stetigen, immer auf dasselbe Ziel gerichteten monarchischen Politik, sondern so urplötzlich nach langem Schlummer wieder erwachte, unter zornigen Tränen, unter Träumen von Zeiten die gewesen. Daher jener rührende Zug idealistischer Schwärmerei, treuherziger Begeisterung, der die deutschen Patrioten der folgenden Generationen so liebenswürdig erscheinen läßt. Daher ihre krankhafte Verbitterung: denn auch nachdem der rauhe Franzosenhaß jener gequälten Zeit verraucht war, blieb ein tiefer Groll gegen das Ausland in den Herzen der begeisterten Teutonen zurück; man konnte nicht träumen von Deutschlands künftiger Größe, ohne die fremden Völker zu schelten, die sich so oft und so schwer an der Mitte Europas versündigt hatten. Daher auch die wunderbar verschwommene Unklarheit der politischen Hoffnungen der Deutschen. Ein durch unbestimmte historische Bilder erhitzter Enthusiasmus berauschte sich für die Idee eines großen Vaterlandes in den Wolken, das irgendwie die Herrlichkeit der Ottonen und der Staufer erneuern sollte, begrüßte jeden, der in die gleichen Klagen, in

die gleiche Sehnsucht mit einstimmte, Männer der verschiedensten politischen Richtungen, willig als Parteigenossen und bemerkte kaum die lebendigen Kräfte der wirklichen deutschen Einheit, die in dem preußischen Staate sich regten. Daher endlich die haltlose Schwäche des deutschen Nationalgefühls, das bis zur Stunde noch nicht die untrügliche Sicherheit eines naiven volkstümlichen Instinktes erlangt hat. Der Traum der deutschen Einheit drang sehr langsam aus den gebildeten Ständen in die Massen des Volkes hinab, und auch dann noch blieb der große Name des Vaterlandes dem geringen Manne lange nur ein unbestimmtes Wort, eine wundervolle Verheißung, und die ehrliche Liebe zum einigen Deutschland vertrug sich wohl mit einem engherzigen, handfesten Partikularismus.

In Preußen stand die alte Königstreue zu fest, als daß sich die Hoffnungen der Patrioten so ganz ins Grenzenlose hätten verlieren können. Es ist kein Zufall, daß keiner unter den Publizisten und Volksrednern der Zeit so viel nüchterne realpolitische Einsicht zeigte wie Schleiermacher, der geborene Preuße: wenn er von Deutschlands Befreiung sprach, so blieb ihm die Wiederherstellung der alten preußischen Macht immer die selbstverständliche Voraussetzung. Wenn Schenkendorf in begeisterten Versen vom Kaiser und vom Reiche predigte, wenn Heinrich Kleist die Deutschen beschwor, „voran den Kaiser" in den heiligen Krieg zu ziehen, so nahmen auch sie stillschweigend an, daß Preußen unter diesem neuen Kaisertum eine würdige Stelle behaupten müsse. Auf dem Turnplatze in der Hasenhaide, in den Kreisen von Jahn, Harnisch und Friesen, vernahm man sogar schon die zuversichtliche Weissagung: Preußen habe immerdar Deutschlands Schwert geführt und müsse in dem neuen Reiche die Krone tragen. Fichte dagegen wuchs erst nach und nach in diese preußischen Anschauungen hinein, gelangte erst im Frühjahr 1813 zu der Erkenntnis, daß allein der König von Preußen „der Zwingherr zur Deutschheit" werden könne. Auch Arndt lernte erst durch Preußens Siege die Notwendigkeit der friderizianischen Staatsbildung verstehen. Gemeinsam war aber

allen jugendlichen Patrioten, auch den Preußen, der kindliche Glaube an ein unbestimmtes wunderbares Glück, das da kommen müsse wenn Deutschland nur erst wieder sich selber angehöre. Die ganze Macht überschwenglicher Gefühle, die sich in dem klassischen Zeitalter unserer Dichtung angesammelt hatte, ergoß sich jetzt in das politische Leben. Niemals hatte die norddeutsche Jugend so stolz, so groß gedacht von sich selber und von der Zukunft ihres Volkes, wie jetzt da dies Land vernichtet schien; ihr war kein Zweifel, das ganze große Deutschland, das einträchtig wie eine andächtige Gemeinde den Worten seiner Dichter gelauscht hatte, mußte als eine geschlossene Macht wieder eintreten in die Reihe der Völker. Doch nirgends ein Versuch zur Bildung einer politischen Partei mit klar begrenzten erreichbaren Zielen; nicht einmal ein Meinungskampf über die Frage, in welchen Formen sich das verjüngte Vaterland neu gestalten sollte. Aus der Fülle von Ahnungen und Hoffnungen, welche die ungeduldigen Gemüter bewegte, trat nur ein einziger greifbarer politischer Plan hervor — und dieser eine freilich ward mit schwerem Ernst erfaßt — der Entschluß zum Kampfe gegen die Herrschaft der Fremden.

Noch anderthalb Jahre nach dem Frieden blieb der Feind im Lande, und auch nachher, als die französischen Truppen Preußen endlich geräumt hatten, stand ganz Deutschland unter der scharfen Aufsicht der napoleonischen Spione. Alle französischen und rheinbündischen Diplomaten mußten Bericht erstatten über die Stimmung im Volke. Bignon in Stuttgart und der westfälische Gesandte Linden in Berlin trieben das unsaubere Gewerbe mit besonderem Eifer; Napoleons Gesandter in Cassel, der geistreiche Schwabe Reinhard, ein Freund Goethes, benutzte seine Verbindungen mit der deutschen literarischen Welt um den Imperator über jede Regung deutscher Gedanken zu unterrichten. Darum mußten die Patrioten, ganz wider die Neigung und Begabung der deutschen Natur, zu geheimen Vereinen zusammentreten. Hardenberg selbst sagte in jener Rigaer Denkschrift dem Könige, in solcher Zeit seien Geheimbünde un-

entbehrlich, und empfahl namentlich die Logen zur Verbreitung guter politischer Grundsätze, da auch Napoleon den noch immer einflußreichen Freimaurerorden für seine Zwecke zu benutzen suchte und seinen Schwager Murat zum Großmeister ernennen ließ.

Nur wenige unter den deutschgesinnten Preußen sind, solange die Feinde das Land besetzt hielten, dem unterirdischen Treiben ganz fern geblieben. Auch Stein traf, wie Schön erzählt, in Königsberg zuweilen in tiefem Geheimnis mit Gneisenau, Süvern und anderen Freunden zusammen um die Lage des Vaterlandes, die Möglichkeit der Wiedererhebung zu besprechen. Selbst die hellen Köpfe — so gewaltig war die Aufregung — wollten nicht ganz lassen von der bodenlosen Hoffnung, daß vielleicht ein glücklicher Handstreich, eine plötzliche Erhebung des Volks den französischen Spuk verscheuchen könnte. In den Gesellschaften des Berliner Adels taten sich einige, zumal unter den Damen, durch die urwüchsige Kraft ihres Franzosenhasses, durch lautes Schelten gegen die Halben und Schwächlinge hervor; man nannte sie unter den Uneingeweihten den Tugendbund, und alle Welt wußte, wann sie sich insgeheim versammelten, da die deutsche Ehrlichkeit sich auf die dunklen Künste der Verschwörer schlecht verstand. Ernsthaftere Pläne verfolgte eine Reihe anderer formloser patriotischer Vereine, denen Lützow und Chasot, Reimer, Eichhorn, Schleiermacher, wackere Männer des Heeres, des Bürgertums und der Wissenschaft angehörten. Hier kaufte man Waffen auf, soweit die ärmlichen Mittel reichten, suchte die Gesinnungsgenossen ringsum in Deutschland zu sammeln, zu ermahnen, zu ermutigen; wie oft ist Leutnant Hüser von Berlin nach Baruth hinübergeritten um Briefe an den Mitverschworenen Heinrich Kleist auf die sächsische Post zu geben. Später stiftete Jahn mit einigen seiner Turnfreunde einen Deutschen Bund; wie die Eidgenossen auf dem Rütli traten die Verschworenen nachts im Walde bei Berlin zusammen und weihten sich zum Kampfe für das Vaterland. Als der Ausbruch des Krieges sich weiter und weiter hinausschob, ging unter den Heißspornen zuweilen die Rede: wenn dieser Zauderer Friedrich

Wilhelm durchaus nicht wolle, so müsse sein Bruder, der ritterliche Prinz Wilhelm den Thron besteigen.

Die Zeit lag im Fieber. Es war ein ewiges geheimnisvolles Kommen und Gehen unter den Patrioten; sie zogen verkleidet umher, sammelten Nachrichten über die Stellungen des Feindes, über die Stärke der festen Plätze; auch der Offenherzige mußte lernen mit sympathetischer Tinte zu schreiben, unter falschem Namen zu reisen. Wie hatte sich doch die stille norddeutsche Welt verwandelt, welche Wildheit dämonischer Leidenschaft flammte jetzt in den vormals so friedlichen Herzen! Die ganze neue Ordnung der Dinge stand auf zwei Augen; unwillkürlich ward der Gedanke laut, ob diese sich denn niemals schließen sollten? Die treue Gräfin Voß flehte im stillen Kämmerlein zu ihrem Gott, er möge diesen Mann des Unheils von der Erde hinwegnehmen. Unter den jungen Leuten im Magdeburgischen, den Freunden Immermanns, war die Frage, wie man wohl den Korsen aus dem Wege räumen könne, ein gewöhnlicher Gegenstand des Gesprächs, und keiner fand ein Arges daran. Schwerere Naturen ergriffen den unheimlichen Gedanken mit grimmigem Ernst; Heinrich Kleist trug ihn monatelang mit sich herum in seiner umnachteten Seele. Nachher lernte Napoleon mit Entsetzen aus dem Mordanfalle des unglücklichen Staps, wie tief sich der Haß selbst in fromme, schlichte Gemüter eingefressen. Natürlich daß sich auch die akademische Jugend auf ihre Art an den verbotenen Vereinen beteiligte. Schon vor der Katastrophe von Jena bildeten Marburger Studenten, unter dem Eindrucke der Ermordung Palms, einen geheimen Bund zur Wahrung deutscher Art und Freiheit. Der berühmteste aber unter jenen Geheimbünden, mit dessen Namen die Franzosen alle anderen zu bezeichnen pflegten, der Königsberger Tugendbund, zählte nie mehr als etwa 350 Mitglieder, darunter nur vier Berliner. Einige wohlmeinende, aber wenig einflußreiche Patrioten, wie Bärsch, Lehmann, Mosqua und der junge Jurist Bardeleben, hatten ihn mit Erlaubnis des Königs gestiftet um den sittlichen und vaterländischen Sinn zu beleben und lösten

ihn sofort gehorsam wieder auf, als nach dem Abzuge der Franzosen die rechtmäßige Staatsgewalt zurückkehrte und das alte Verbot der geheimen Gesellschaften wieder einschärfte. Weder Stein noch Scharnhorst gehörten ihm an, und von ihren nahen Freunden nur zwei, Grolman und Boyen.

Überhaupt blieb die Wirksamkeit der Geheimbünde weit geringer als die geängsteten Franzosen annahmen, die sich den Sturz der napoleonischen Herrschaft nur aus dem Walten geheimnisvoller Mächte erklären konnten. Mancher wackere Mann wurde durch dies Vereinsleben für die vaterländische Sache gewonnen; einige der Besten aus der jungen Generation, die späterhin an die Spitze der Verwaltung traten. Eichhorn, Merckel, Ribbentrop sind durch diese Schule gegangen. Scharnhorst, der alles sah und alles wußte, betraute dann und wann einzelne der Verschworenen mit gefährlichen Aufträgen, wenn es etwa galt einen Waffentransport über die Grenze zu schaffen. Im Jahre 1812 nahm das stillgeschäftige Treiben einen neuen Aufschwung; man unterstützte deutsche Offiziere, die in russischen Dienst treten wollten, man verbreitete im Rücken der großen Armee die Nachrichten von ihren Niederlagen, fing auch wohl einmal einen französischen Kurier ab. Doch im ganzen war der augenblickliche Erfolg unerheblich; um so stärker, und keineswegs erfreulich, die Nachwirkung. Jenes phantastische Wesen, das dem jungen Deutschtum von Haus aus eigen war, gewann durch die Geheimbünde neue Nahrung. Ein Teil der Jugend gewöhnte sich mit dem Unmöglichen zu spielen, die harten Tatsachen der gegebenen Machtverhältnisse zu mißachten, und setzte dann nach dem glücklich erkämpften Frieden ein Treiben fort, das allein in dem Drucke der Fremdherrschaft seine Rechtfertigung gefunden hatte. Die Regierungen andererseits wurden, als späterhin das Mißtrauen gegen die befreiten Völker erwachte, durch die Erinnerung an jene Zeit der Gärung in ihrer kleinlichen Angst bestärkt.

Genug, der preußische Staat blieb auch in dieser Bedrängnis seinem monarchischen Charakter treu. Was auch einzelne auf eigene Faust für die Befreiung des Vaterlandes planen mochten,

ihre verwegensten Hoffnungen gingen doch nur darauf, den Monarchen mit sich fortzureißen, sie gedachten für den König, wenn auch ohne seinen Befehl zu kämpfen. Das treue Volk aber konnte zu den Versuchen eigenmächtiger Schilderhebung niemals Vertrauen fassen; der Aufstand gelang erst als der König selbst die Seinen zu den Waffen rief. Die Unfreiheit, die im Wesen jedes Geheimbundes liegt, sagte dem trotzigen Selbstgefühle der Deutschen nicht zu. Gerade die Besten und Stärksten wollten sich nicht also selber die Hände binden, sie sagten wie Gneisenau: „mein Bund ist ein anderer, ohne Zeichen, ohne Mysterien, Gleichgesinntheit mit allen, die ein fremdes Joch nicht ertragen wollen." Ungleich mächtiger als die Tätigkeit der geheimen Vereine war jene große Verschwörung unter freiem Himmel, die überall wo treue Preußen wohnten ihre Fäden schlang. Wer verzagen wollte, fand überall einen Tröster, der ihn mahnte zu harren auf die Erfüllung der Zeiten. Niemand aber im ganzen Lande sah dem Tage der Entscheidung mit so unerschütterlicher, leuchtender Zuversicht entgegen, wie General Blücher. Der wußte großen Sinnes das Wesentliche aus der Flucht der Erscheinungen herauszufinden, die innere Schwäche und Unmöglichkeit des napoleonischen Weltreichs stand ihm außer allem Zweifel. Zaghafte Gemüter hielten ihn für toll, als er in seiner derben Weise über den Herrscher der Welt kurzab sagte: „laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl!"

In der alten Zeit des geistigen Schwelgens konnte ein feingebildeter Berliner nicht leicht auf den Gedanken kommen, daß es Pflicht sei die Genüsse der reizvollen geistsprühenden Geselligkeit dahinzugeben für die Rettung des in langweiliger Steifheit erstarrten Staates. Jetzt fühlten alle, daß der Reichtum der Bildung keinem den Frieden der Seele sicherte, daß die Schande des Vaterlandes einem jeden die Ruhe und Freude des Hauses störte, und in den beladenen Herzen fanden Schleiermachers Predigten eine gute Stätte. Er vor allen anderen wurde der politische Lehrer der Berliner Gesellschaft. Dichte Scharen Andächtiger drängten sich in den engen Rundbau der

dürftigen kleinen Dreifaltigkeitskirche, wenn er in seinen breit dahinrauschenden, echt rednerischen Perioden, in immer neuen Wendungen den sittlichen Grundgedanken dieser neuen Zeit verkündigte: daß aller Wert des Menschen in der Kraft und Reinheit des Willens, in der freien Hingabe an das große Ganze liege: mehr denn jemals gelte jetzt die Mahnung des Apostels, zu haben als hätten wir nicht, Besitz und Leben nur als anvertraute Güter zu betrachten, die dahinfahren müßten für höhere Zwecke, und die Feinde nicht zu fürchten, die nur den Leib töten können; wieviel höher sei doch die sittliche Würde dessen, der in Liebe seinem Lande lebe, und wie verkomme in weichlicher Empfindsamkeit der Sinn, der nur an sich selber denke; wieviel Grund zur Liebe und Treue biete dieser Staat, der einst den anderen Deutschen ein Muster gewesen und noch immer eine Freistatt sei für jeglichen Glauben, ein Staat der Rechtlichkeit und des ehrlichen Freimuts. Das alles so einfach fromm, dem schlichtesten Sinne verständlich, und doch so geistvoll, tief aus dem Borne der neuen Kultur geschöpft; so glaubensinnig und doch so klug auf die politischen Nöte des Augenblicks berechnet. Die praktische Theologie, die solange seitab von den geistigen Kämpfen der Zeit im Hintertreffen gestanden, wagte sich wieder heraus auf die freien Höhen der deutschen Bildung, und die getrösteten Hörer empfanden, daß das Christentum in jedem Wandel der Geschicke immer neu und lebendig, immer zeitgemäß zu wirken vermag.

Der ungeheure Umschwung der Meinungen, die gewaltsame Umkehr der Zeit von selbstgenügsamer Bildung zum politischen Wollen zeigt sich wohl in keiner Schrift jener Tage so anschaulich wie in Fichtes Abhandlungen über Macchiavelli. Der Ikarus unter den deutschen Idealisten, der Verächter des Wirklichen feierte jetzt den härtesten aller Realpolitiker, weil er in dem willensstarken Florentiner den Propheten seines Vaterlandes erkannte. Während die Trommeln der französischen Garnison drunten vor den Fenstern der Akademie erklangen, hielt Fichte dann seine Reden an die deutsche Nation. Zerknirscht und erschüttert, im Gewissen gepackt lauschte die Versammlung, wenn

der stolze Mann mit den strafenden Augen und dem aufgeworfenen Nacken schonungslos ins Gericht ging mit der tief gesunkenen Zeit, da die Selbstsucht durch ihr Übermaß sich selbst vernichtet habe, und endlich den Hörern sein radikales Entweder — Oder auf die Brust setzte: ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig seine Sprache aufzugeben. Darauf riß er die Gedemütigten wieder mit sich empor und schilderte ihnen die unverwüstliche Kraft und Majestät des deutschen Wesens so groß, so kühn, so selbstbewußt, wie in diesen zwei Jahrhunderten des Weltbürgertums niemand mehr zu unserem Volke geredet hatte, aber auch mit der ganzen unklaren Überschwenglichkeit des neuen literarischen Nationalstolzes: die Deutschen allein sind noch ursprüngliche Menschen, nicht in willkürlichen Satzungen erstorben, das Volk der Ideen, des Charakters; wenn sie versinken, so versinkt das ganze menschliche Geschlecht mit. Soll der Menschheit noch eine Hoffnung bleiben, so muß ein neues deutsches Geschlecht erzogen werden, das in seinem Vaterlande den Träger und das Unterpfand der irdischen Ewigkeit verehrt und dereinst den Kampf aufnimmt gegen den vernunftlosen, hassenswürdigen Gedanken der Universalmonarchie.

Die Predigten Schleiermachers erregten den Argwohn der französischen Spione. Mit dem hochfliegenden Pathos dieses Redners, der die Erfüllung seiner Träume auf eine zukünftige Generation verschob, wußten die Fremden nichts anzufangen: sie ahnten nicht, wie unwiderstehlich gerade der überschwengliche Idealismus die Gemüter dieses philosophischen Geschlechts ergriff. Der Jugend ging das Herz auf bei der Lehre: sich der Gattung zu opfern sei der Triumph der Bildung, sei die Seligkeit des Ich. Die Zeit erlebte, wie Fichte mit philosophischer Herablassung sagte, „den seltenen Fall, wo Regierung und Wissenschaft übereinkommen"; sie fühlte, daß die Wiederaufrichtung des deutschen Staates mehr noch eine sittliche als eine politische Pflicht war; sie brauchte nichts dringender als jenen „festen und gewissen Geist", den dieser Redner ihr zu erwecken suchte. Unwillkürlich gedachten die Hörer bei dem herrischen Wesen und

der zermalmenden sittlichen Strenge des Philosophen an den Freiherrn vom Stein.

In gleichem Sinne schrieb Arndt während und nach dem Kriege neue Bände seines Geistes der Zeit. Er zog zu Felde wider unsere Vielherrschaft, die zur Allknechtschaft geworden, wider die unpolitische Gerechtigkeit der Deutschen, die das Veraltete gewissenhaft verschonten bis die Fremden damit aufräumten, und vor allem wider die übergeistige, überzärtliche Bildung, die da wähne, daß Kriegsruhm wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Mannlichkeit trotzig und Festigkeit beschwerlich sei. Frisch-auf zum Rhein — so lautete sein Schluß — und dann gerufen: Freiheit und Österreich! Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte!

In dem polternden Treiben des wunderlichen Recken Jahn zeigten sich schon einige der fratzenhaften Züge, welche das neue Deutschtum verunzierten: rauher und hochmütiger Fremdenhaß, vorlaute Prahlerei, Verachtung aller Anmut und feinen Sitte — ein formloses Wesen, das für unsere Jugend um so schädlicher werden mußte, da der Germane ohnehin geneigt ist Grobheit und Wahrhaftigkeit zu verwechseln. Es blieb ein krankhafter Zustand, daß die Söhne eines geistreichen Volkes einen lärmenden Barbaren als ihren Lehrer verehrten. Indes war die Wirksamkeit des Alten im Bart während dieser ersten Jahre noch überwiegend heilsam. Für den einen Gedanken, der damals not tat, für den Entschluß zum Kampfe, langte sein derber Bauernverstand aus; auch besaß er eine seltene Gabe, die Jugend in Zucht zu nehmen, ihr einen ehrlichen Abscheu gegen alle Schlaffheit und Verzärtelung einzuflößen. Die neue Turnkunst stählte nicht nur die Kraft des Leibes dem verwöhnten Geschlechte. Man bemerkte auch bald, wie die Sitten der Berliner Jugend reiner und mannhafter wurden seit im Jahre 1811 der Turnplatz auf der Hasenhaide eröffnet war; und dies wog für jetzt schwerer, als die Verwirrung, die der Turnvater in manchem jungen Kopfe anrichtete, wenn er mit dröhnender Stimme in seinem neuerfundenen Wortsturmschritt den Genossen sonderbare Runensprüche zurief. Sein Buch über das deutsche Volkstum brachte

mitten in einem krausen Durcheinander schrullenhafter Einfälle manche lebendige Schilderung von der Kraft und Gesundheit altgermanischer Sitten.

Entsetzlich freilich, wie der rohe Naturalist, immer dem wahren Deutschtum zu Ehren, die zarten Blätter und Blüten unserer Sprache zwischen seinen harten Fäusten knetete. Alles wollte er ihr wieder rauben, was sie sich redlich erworben hatte im Gedankenaustausch mit anderen Völkern. Dabei widerfuhr ihm zuweilen, daß er ein neues urdeutsches Wort aus romanischer Wurzel bildete — so sein geliebtes Turnen selbst; aber da er wie Luther den Bauern und den Kindern auf das Maul sah, so gelang ihm auch mancher glückliche Griff: das gute Wort Volkstum wurde von ihm erfunden. Und so übermächtig war noch der idealistische Schwung der Zeit, daß selbst dieser Eulenspiegel die eigentliche Größe seiner Nation in ihrem geistigen Schaffen suchte; er pries die Griechen und die Deutschen als der Menschheit heilige Völker und nannte Goethe den deutschesten der Dichter. In den gewaltigen Kämpfen zwischen Österreich und Preußen wollte er, ebenso harmlos wie mancher Größere unter den Zeitgenossen, nichts weiter sehen als die Balgereien von zwei kräftigen Jungen, die in ihrem Übermute sich raufen und endlich zur Vernunft gekommen sich vertragen. Doch behielt er Mutterwitz genug um den tiefen Unterschied zwischen den beiden Mächten zu erkennen; der große Völkermang Österreich könne niemals ganz verdeutscht werden, von Preußen sei die Verjüngung des alten Reiches ausgegangen, und nur dieser Staat werde die Deutschen wieder zu einem Großvolke erheben. Hinweg mit dem deutschen Staatskrebs, der kindischen Landsmannschaftssucht, der Völkleinerei; eine oberste Gewalt im Reiche, eine Hauptstadt, Einheit der Zölle, der Münzen und Maße; dazu Reichstage und Landtage und eine mächtige Landwehr aus allen Waffenfähigen gebildet, denn unter Germanen gilt der Grundsatz: wehrlos, ehrlos!

Solche Gedanken in die Welt hinausgerufen mit einer berserkerhaften Zuversicht, als könne es gar nicht anders sein, und

von der Jugend mit jubelnder Begeisterung aufgegriffen — und dies in einem Augenblicke, da Preußen wenig mehr als vier Millionen Köpfe zählte und niemand auch nur nachgedacht hatte über die Frage, wie man den österreichischen Völkermang mit dem reinen Deutschland unter einen Hut bringen könne! Wie schwer mußten diese stolzen Träume dereinst zusammenstoßen mit der harten Wirklichkeit der partikularistischen Staatsgewalten! Gelang selbst die Befreiung von der Herrschaft des Auslandes, eine grausame Enttäuschung, eine lange Zeit erbitterter bürgerlicher Kämpfe stand diesem hoffenden Geschlechte unausbleiblich bevor.

* * *

Durch die spanischen Nachrichten von den Niederlagen der napoleonischen Armee wurde Österreich zu rascheren Rüstungen ermutigt; Stein aber sah jetzt die Erfüllung seiner teuersten Hoffnungen nahe gerückt und gab seine diplomatische Zurückhaltung auf. Es stand zu erwarten, daß Napoleon sich entweder sogleich auf Österreich stürzen oder die große Armee aus Norddeutschland abrufen würde um zunächst den spanischen Aufstand zu bändigen. In beiden Fällen schien dem kühnen Patrioten eine plötzliche Erhebung der deutschen Mächte möglich. Seine edle Leidenschaft erhob sich zu verwegenen, unmöglichen Flügen: unter schwarzweißgelbem Bundesbanner, mit den Namen der Befreier der Nation, Herman und Wilhelm von Oranien auf den Fahnen — sollten die Truppen ins Feld ziehen. Und dies in einem Augenblicke, da die alte preußische Armee noch in der französischen Kriegsgefangenschaft weilte! Stein zählte auf die gesunde Kraft der Bauern und des Mittelstandes; von der „Weichlichkeit der oberen Stände und dem Mietlingsgeiste der öffentlichen Beamten“ hoffte er wenig. Um den Ehrgeiz der Nation zu entflammen wollte der ahnenstolze Freiherr sogar den alten Geburtsadel abschaffen und einen neuen Adel bilden aus allen, die sich in diesem heiligen Krieg hervortäten. Was Wunder, daß der tapfere Mann selbst manchem ehrlichen Pa-

trioten in Königsberg wie ein Verzweifelter erschien, der sich mit dem Könige auf eine Pulvertonne setzen wollte! Die enge und harte Despotenseele des Kaisers Franz hatte keinen Sinn für so überschwengliche Entwürfe, doch da Napoleons Sprache gegen das Haus Lothringen von Tag zu Tag drohender und gereizter wurde, so ließ es die Hofburg geschehen, daß die preußische Kriegspartei unter der Hand mit österreichischen Diplomaten in Verbindung trat. In Teplitz fand sich ein Kreis österreichischer und norddeutscher Patrioten zusammen; die hannoverschen Diplomaten Hardenberg und Ompteda entfalteten eine emsige geheime Tätigkeit. Auf Befehl des Königs nahm der rastlose Graf Goetzen in Schlesien den geheimen Verkehr mit der Hofburg wieder auf, den er schon während des Krieges eingeleitet hatte. So gering das augenblickliche Ergebnis blieb, mit diesen vertraulichen Verhandlungen des Sommers 1808 begann doch die Wiederversöhnung der beiden Großmächte. Man erkannte mindestens, daß eine Verständigung möglich sei; die Gedanken des Bartensteiner Vertrages gewannen einigen Boden.

Der König stand mit seinem Herzen auf der Seite des Ministers, er nannte die Freunde Steins und Scharnhorsts kurzweg die gute Partei; auch in seinen Augen war der Tilsiter Friede nur ein Waffenstillstand. Doch er verhehlte der Kriegspartei nicht, daß er nur im Bunde mit Rußland die Waffen wieder aufnehmen werde. Selbst der Tilsiter Treubruch beirrte ihn nicht in seinem Vertrauen zu dem Zaren, denn er wußte, wie wenig Alexander gemeint war für immer bei dem französischen Bündnis zu verbleiben. Seine alte Ansicht, daß allein noch eine Koalition des gesamten Europas der napoleonischen Übermacht gewachsen sei, war durch die schrecklichen Erfahrungen der jüngsten Jahre nur befestigt worden. Die sittliche Größe der nationalen Monarchie, der Weitblick und das Pflichtgefühl des echten Königtums hat sich selten so schön bewährt, wie damals, da Friedrich Wilhelm schweigend ertrug, daß ihn die Besten seines Volkes grausam verkannten. Der Bescheidene empfand nur zu lebhaft, wie wenig er sich mit dem Genie Steins oder

Scharnhorsts vergleichen konnte; dennoch beurteilte er die europäische Lage klarer, richtiger als sie alle — weil er der König war, weil er sich eins fühlte mit dem Staat, weil das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen ihm auf der Haut brannte. Die Stimmungen der Kriegspartei hat Heinrich Kleist mit der naiven Wahrhaftigkeit des Dichters ausgesprochen in den Versen:

> Nicht der Sieg ist's, den der Deutsche fodert,
> Hilflos wie er schon am Abgrund steht.
> Wenn der Krieg nur fackelgleich entlodert,
> Wert der Leiche, die zu Grabe geht!

Unwillkürlich wendet sich die Liebe der Nachwelt jenen Hochherzigen zu, die also dachten, die mit kaum fünf Millionen Menschen den Kampf gegen das neue Karolingerreich wagen und, mußte es sein, sich unter den Trümmern des Staates begraben wollten. Gleichwohl war was sie rieten eine Politik der Verzweiflung. Wenn der König den leidenschaftlich Erregten immer wiederholte, er werde das Schicksal der spanischen Bourbonen nicht über sich ergehen lassen, eine kleine politische Existenz sei immer noch besser als gar keine, so wollte er damit keineswegs sagen, daß er sich von dem Glanze des Thrones nicht zu trennen vermöge. Nach seinen anspruchslosen Neigungen war er vielmehr ganz einverstanden mit der Meinung seines Ministers: die Ruhe des Privatlebens sei ehrenvoller als die Bürde dieser Dornenkrone. Aber er fühlte, daß mit der Entthronung der Hohenzollern, mit der Vernichtung des preußischen Staats die letzte Hoffnung der Deutschen dahinschwand, daß eine vorzeitige Schilderhebung der sichere Untergang des Vaterlandes war. Sein Trübsinn verwand die niederschlagenden Eindrücke des Jahres 1806 so schnell nicht. Er unterschätzte zuweilen, wie er späterhin selbst gestand, die Kräfte des preußischen Volkes, würdigte nicht genugsam die mächtige Umstimmung der Gemüter, meinte bitter, ihm werde die Sonne des Glücks nie wieder strahlen. Dafür blieb er aber auch frei von jenen holden Täuschungen, denen die feurigen Herzen der Kriegspartei unter-

lagen. Eine einfache Natur, wie alle tüchtigen Männer seines Hauses, wollte er nicht glauben, daß die Nation die uralten Gewöhnungen monarchischer Ordnung sogleich aufgeben würde. Von einem Aufstande in den rheinbündischen Landen hoffte er nichts; nur ein geordneter Krieg, von obenher geleitet, schien ihm Rettung zu verheißen, und dies königliche Ich will! dachte er erst dann auszusprechen, wenn er mindestens die Möglichkeit eines Sieges erkannte und im Rücken durch Rußland gedeckt war. Der letzte Ausgang hat die verständigen Erwägungen des Königs gerechtfertigt. Der heißen Ungeduld der Zeitgenossen genügten sie nicht, und auch die Nachwelt war lange ungerecht gegen den gewissenhaften Fürsten, weil die Historiker ihr Urteil allein aus den vertrauten Briefen der „guten Partei" schöpften und kalten Blutes alles wiederholten, was einst in der stürmischen Wallung edlen Zornes niedergeschrieben wurde. War doch die Aufregung jener argen Tage so ungeheuer, daß selbst der besonnene Scharnhorst einmal die harte Anklage aussprach, der König baue nur noch auf Rußland, habe kein Vertrauen mehr zu seinem Volke.

Ein unvorsichtiger Schritt Steins durchkreuzte plötzlich die kriegerischen Pläne. Ein Brief des Ministers, der den Fürsten Wittgenstein aufforderte die Unzufriedenheit im Königreich Westfalen zu schüren, fiel den Spähern Napoleons in die Hände und erschien am 8. September 1808 im Moniteur. Damit war Steins Fall entschieden. Der Imperator verlangte sofort die Entlassung des Verschwörers — sonst werde Friedrich Wilhelm sein Schloß an der Spree nie wieder sehen — und benutzte sogleich den unglücklichen Brief um die preußischen Unterhändler, die in Paris die Räumung des Landes durchsetzen sollten, einzuschüchtern und seinem Machtgebote zu unterwerfen. Sein Plan war gefaßt: er wollte zunächst das russische Bündnis von neuem befestigen, damit er in Sicherheit die große Armee aus Deutschland zurückziehen und gegen Spanien verwenden könne. Darum zeigte er sich jetzt bereit auf Alexanders orientalische Pläne einzugehen, versicherte dem Zaren, die beabsichtigte Räu-

mung Deutschlands sei nur ein der russischen Freundschaft gebrachtes Opfer, und lud ihn zu einer feierlichen Zusammenkunft ein: das furchtbare Bündnis der beiden Beherrscher des Abendlandes und des Morgenlandes sollte in seiner ganzen Pracht und Größe vor den erschreckten Weltteil treten. In der Tat nahm Alexander die Einladung an; die Hofburg aber wurde durch die kühne diplomatische Schwenkung des Imperators dermaßen eingeschüchtert, daß sie ihre Armee wieder auf Friedensfuß zu setzen versprach, wenngleich die Rüstungen in der Stille weitergingen.

Preußen stand wieder völlig vereinsamt, aller Mittel zum Widerstande beraubt. Am 8. September unterzeichnete Prinz Wilhelm die drückenden Bedingungen des Pariser Vertrags. Die rückständige Kontribution wurde auf 140 Mill. festgesetzt, die französische Armee zurückgerufen; der König sollte endlich seine Staatseinkünfte wieder erhalten, doch dafür mußte er bis zur Abtragung der Kriegsschuld die Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau den Franzosen einräumen und sich verpflichten, weder seine Armee über 42 000 Mann hinaus zu verstärken noch eine Landwehr zu bilden. Napoleon gewann also zu den festen Plätzen der Elbe und der Weichsel auch noch den Besitz der Oderlinie, dazu sieben Etappenstraßen quer durch das preußische Gebiet, dergestalt, daß seinen Polen und Rheinbündnern und den 70 000 Franzosen, die er zwischen Elbe und Rhein noch zurückhielt, jederzeit der Eintritt offen stand. Er beherrschte Preußen militärisch so vollkommen wie bisher — auf unbestimmte Zeit hinaus, da die pünktliche Abzahlung der unerschwinglichen Schuld ganz außer Frage stand; er unterbrach die Rüstungen des verdächtigen Bundesgenossen und gewann zudem die freie Verfügung über seine große Armee sowie das Versprechen preußischer Hilfstruppen für den Fall eines Krieges mit Österreich!

Der König schwankte lange, ob er diese neue Mißhandlung hinnehmen dürfe. Er verlangte Herabsetzung der Kontribution, wollte weder die Oderfestungen preisgeben noch die Stärke seiner Armee sich vorschreiben lassen und am allerwenigsten sich von

seinem Minister trennen. Noch blieb ihm eine letzte Hoffnung: die Vermittlung Rußlands. Alexander aber hatte jetzt nur noch Augen für die Erwerbung der Moldau und Walachei; erst wenn dies Ziel seines Ehrgeizes erreicht war durfte man ihm wieder von der Befreiung Europas sprechen. Darum hielt er fest an dem französischen Bündnis und blieb, als er auf der Durchreise zu Napoleon den Königsberger Hof besuchte, den Mahnungen seines preußischen Freundes völlig unzugänglich: wohl oder übel müsse man sich mit Frankreich vertragen, er wolle zusehen, ob er von dem Imperator eine Milderung des Pariser Vertrags erlangen könne.

Im Oktober 1808 trafen die beiden Kaiser in Erfurt zusammen. Zum zweiten Male, wie vier Jahre zuvor in Mainz, hielt der Protektor Deutschlands einen glänzenden Hoftag unter seinen deutschen Vasallen. Talma spielte vor einem Parterre von Königen; in jeder Miene des Imperators, in jeder Förmlichkeit des Hofzeremoniells verriet sich die Verachtung des gekrönten Plebejers gegen seine hochgeborenen Bedienten. Taisez-vous! Ce n'est qu'un roi! rief der Offizier der Leibwache seinem Trommler zu, als dieser vor einem Könige von Napoleons Gnaden das Spiel rühren wollte. Die Anwesenheit der deutschen Könige sollte lediglich dem Zaren die Macht seines Verbündeten greifbar vor die Augen stellen; von den Verhandlungen blieb das Dienergefolge ausgeschlossen. In einem geheimen Vertrage verpflichtete sich Napoleon der Eroberung von Finnland und den Donaufürstentümern nichts in den Weg zu legen, dafür wurde Joseph Bonaparte von Rußland als König von Spanien anerkannt. Ein gemeinsamer Brief der beiden Kaiser forderte den König von England auf, seinerseits diesen Abmachungen beizutreten; wo nicht, so würden sie den Krieg mit ganzer Kraft weiter führen. Für Preußen erreichte der Zar nur die Herabsetzung der Kontribution um 20 Mill.; doch selbst dies einzige Zugeständnis mußte durch eine nochmalige schnöde Verletzung des Tilsiter Friedens erkauft werden. In Tilsit war dem Könige ein Gebiet von 400000 Einwohnern zur Ent-

schädigung versprochen, falls Napoleon sich das hannoversche Land aneigne; diese Zusage wurde jetzt mit Alexanders Zustimmung zurückgenommen.

Napoleon schien befriedigt, er konnte jetzt unbedenklich an die Bändigung des spanischen Aufstandes gehen. Für die Ruhe in Deutschland sorgten der russische Freund und die wohlgerüsteten Rheinbundstaaten. Zum Abschied erließ der Imperator noch ein drohendes Schreiben an Kaiser Franz: daß er sich nicht unterstehe Widersetzlichkeit zu zeigen; „was Eure Majestät sind, das sind Sie durch meinen Willen!" Der Zar dagegen war tief verstimmt und beunruhigt. Er hatte den pöbelhaften Übermut des Glückberauschten aus der Nähe beobachtet, er hatte mit ansehen müssen, wie Napoleon den Prinzen Wilhelm von Preußen zu einer Hasenjagd auf dem Jenaer Schlachtfelde einlud und in Gegenwart seines russischen Freundes die Soldaten, die sich im Kriege gegen Rußland hervorgetan, mit dem Kreuze der Ehrenlegion schmückte. Alexander begann zu zweifeln, ob es denn nicht lächerlich sei, mit diesem Manne irgend etwas, und nun gar die Weltherrschaft teilen zu wollen, er fand keine Antwort, wenn ihm der wackere preußische Gesandte Schladen vorstellte, die Besetzung der Oderlinie solle doch offenbar einen Krieg gegen Rußland vorbereiten. Sein Mißtrauen wuchs und wuchs. Doch erst mußten seine Adler in Bukarest und Jassy Wache halten; bis dahin sollte das widerwärtige Bündnis noch aufrecht bleiben.

Dem Königsberger Hofe blieb jetzt keine Wahl mehr. Noch im Oktober fragte Graf Goetzen vertraulich in Wien an, ob Österreich sogleich die Waffen ergreifen wolle; es sei die höchste Zeit, daß Preußen sich erkläre. Scharnhorst und seine Freunde wünschten eine Berufung der Landstände, damit man noch einige Frist gewinne. Aber die Hofburg versagte sich, und was sollte ein Aufschub frommen, da die Franzosen noch im Lande standen und jede feindselige Regung sofort niederwerfen konnten? Der König tat das Notwendige, als er endlich schweren Herzens den Vertrag genehmigte. Der zögernde, behutsame Abmarsch der

französischen Truppen zeigte von neuem, wessen sich Napoleon von dem verhaßten Preußen versah; seine Kriegsgefangenen gab er erst zu Anfang 1809 frei. Nun war auch Stein nicht mehr zu halten; am 24. November nahm er seine Entlassung. Die kleine französische Partei am Hofe, der ängstliche alte Köckritz und die Hochkonservativen atmeten auf als der kühne Reformer schied; doch nicht diesen innern Feinden war er erlegen, sondern allein dem Machtworte Napoleons. Friedrich Wilhelm hatte das Äußerste gewagt, als er den Minister noch ein Vierteljahr lang gegen die Drohungen des Imperators beschützte. Stein selber warf sich späterhin vor, daß er nicht schon früher seinen unhaltbaren Posten verlassen habe, und Hardenberg schrieb bitter: welche Verblendung, daß ein Mann von Geist glauben konnte, dieser abscheuliche Brief würde ihm je verziehen werden!

In einem von Schön entworfenen Abschiedsschreiben erinnerte der Entlassene seine Beamten noch einmal an alle die gewaltigen Neuerungen dieses reichen Jahres — „der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen ist gegründet" — und bezeichnete sodann in großen Zügen, was not tue: vor allem die Aufhebung der gutsherrlichen Gewalt und die Einführung der Reichsstände — „jeder aktive Staatsbürger habe ein Recht zur Repräsentation." Stein unterzeichnete ungern, er liebte weder die großen Worte noch die unbestimmten Allgemeinheiten. Doch gerade die doktrinäre Fassung dieses Aktenstücks gefiel nachher einem Zeitalter der liberalen Systemsucht; während die Welt die eigensten Ideen des großen Reformers, die Gedanken der Selbstverwaltung, geringschätzte und fast vergaß, blieb dies sein sogenanntes politisches Testament hoch in Ehren als das Programm der konstitutionellen Parteien. Der Scheidende nahm mit sich den Dank seines Königs, daß er „den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt habe"; er vertraute, die Hebung der niederen Klassen und die neuen freieren Ideen würden bleiben und sich entwickeln.

Steins Fall war ein schlechthin unersetzlicher Verlust für Preußens inneres Leben, noch jahrzehntelang hat der Staat die Folgen dieses Schlages empfunden. Und doch lag eine tragische Notwendigkeit in dem tückischen Zufall, der jenen verhängnisvollen Brief in Napoleons Hände spielte. Es war unter allen Heimsuchungen, womit Preußen vergangene Sünden büßte, vielleicht die schwerste, daß die Monarchie einen Staatsmann von so rückhaltlosem Freimut jetzt nicht mehr zu ertragen vermochte. Dieser vulkanische Geist konnte seine vaterländischen Hoffnungen nicht auf die Dauer schweigsam in sich verschließen — das war sein Charakter und also sein Schicksal; er konnte das verdeckte diplomatische Spiel, dessen der Staat bedurfte, nicht mit behutsamer List durchführen und mußte früher oder später dem lauernden Gegner erliegen. Der Sturz des Ministers genügte der Rachsucht Napoleons noch nicht. Am 16. Dezember wurde durch ein kaiserliches Dekret aus Madrid le nommé Stein als ein Feind Frankreichs und des Rheinbundes geächtet und seine Güter eingezogen. „Sie gehören nun der Geschichte an," rief Gneisenau dem Verbannten zu. Die Nation wußte jetzt, wen unter den Deutschen der Imperator am bittersten haßte. Stein ertrug den Verlust mit gelassener Hoheit; ich habe, meinte er nachher gleichmütig, mehrmals im Leben mein Gepäck verloren. Als er einsam in der Winternacht durch das Riesengebirge fuhr, den schützenden Grenzen Österreichs entgegen, da erhob er sich die Seele an den Trostworten der Schleiermacherschen Predigt: was der Mensch zu fürchten habe? Unwandelbar fest stand ihm der fromme Glaube, daß Gott diese Herrschaft der Gewalt und der Lüge nicht dulden könne.

In Österreich aber wußte man mit einer solchen Kraft nichts anzufangen. Kaiser Franz glaubte der französischen Polizei willig alle die finsteren Märchen von den Umsturzplänen der Tugendbündler, ließ den gefährlichen Jakobiner insgeheim überwachen. Nur dann und wann durfte Stein den kaiserlichen Staatsmännern einen Rat erteilen. In Troppau verkehrte er viel mit Pozzo di Borgo: der persönliche Feind des Hauses

Bonaparte, den die Rachgier korsischer Vendetta ruhelos von Land zu Land peitschte, und der erste Mann der deutschen Nation fanden sich zusammen in gemeinsamem Hasse. Drei Jahre lang blieb der Geächtete ohne politischen Einfluß. Es war die Zeit, da Gneisenau die entsetzlichen Worte schrieb: „wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Nation ist so schlecht wie ihr Regiment." Auch Stein unterlag während dieser Jahre des Harrens zuweilen der Verbitterung des Emigranten: er verlebte Augenblicke da er an dem unverbesserlichen Phlegma der nördlichen Deutschen verzweifelte und trostlos schrieb: möge denn Preußen untergehen! So fest wie sein König oder Hardenberg war dieser Reichsritter doch nicht mit dem Staate Friedrichs verwachsen, zur Not konnte er sich sein verjüngtes Deutschland auch ohne Preußen denken. Jetzt sah er in Europa nur noch zwei große Heerlager: dort das Weltreich, hier die Freiheit der Völker; mochten alle Teilfürsten und selbst die Hohenzollern versinken, wer immer den Deutschen die Befreiung brachte der sollte des Reiches Krone tragen. Erst das Frühjahr 1813 hat den heißblütigen Franken wieder ausgesöhnt mit dem norddeutschen Volke und ihn für immer der preußischen Sache gewonnen. —

Alsbald nach Steins Abgang geriet sein Reformwerk ins Stocken. Alle die bedeutenden Talente, die unter ihm gearbeitet, vermochten nichts mehr seit sein belebender mächtiger Wille fehlte. Der Staat bedurfte, solange die neue Organisation nicht vollendet war, eines leitenden Staatsmannes, dem die Minister sich unterordneten. Da indes Hardenberg durch Napoleons Mißgunst den Geschäften noch immer ferngehalten wurde und niemand sonst den Ausscheidenden ersetzen konnte, so behalf man sich mit einer kollegialischen Ministerregierung. Der neue Minister des Innern, Graf Alexander Dohna, war ein feingebildeter ehrenhafter Patriot — wie alle Söhne jenes alten protestantischen Heldengeschlechts, von dem das ostpreußische Sprichwort sagte: gut wie ein Dohna — doch weder ein ideenreicher Kopf noch ein Mann des durchgreifenden Entschlusses. Der König verhehlte sich nicht, daß die neue Organisation nicht mehr auf

halbem Wege stehen bleiben durfte; er überwand jetzt sogar seine Abneigung gegen das Repräsentativsystem, befahl dem Minister des Innern, die Neugestaltung der ständischen Verfassung sowie der ländlichen Polizeiverwaltung schleunig in Angriff zu nehmen. Sein gesunder Verstand erkannte, daß die Polizeigewalt der Gutsherrschaften das feste Bollwerk der alten ständischen Vorrechte bildete.

Kaum wurden diese Absichten des Monarchen ruchbar, so erhob sich wieder die Opposition der Landtage, und sie trat jetzt dreister auf als unter Steins kraftvollem Regimente. Die Stände der Kurmark verlangten trotzig, daß man sie zu der Beratung des Verfassungsentwurfes zuziehe. Die pommersche Ritterschaft protestierte auf ihrem Stargarder Landtage feierlich gegen jede Abänderung der alten Landschaftsverfassung, desgleichen gegen den Plan einer allgemeinen Einkommensteuer, während die Städte des Landes umgekehrt den König beschworen, bei seinen Plänen auszuharren, denn nur die Aufhebung der Privilegien könne die heute durch Mißmut niedergeschlagene tätige Vaterlandsliebe wieder erwecken. Die gesamte feudale Welt geriet in Unruhe. Der neue brandenburgische Oberpräsident Sack und die Mitglieder der Potsdamer Regierung, Vincke, Maassen, Beuth, Bassewitz, durchweg eifrige Anhänger der Reformpartei, lebten in beständiger Fehde mit den Ständen der Kurmark. Alle diese trefflichen Männer, die sich nachher sämtlich einen ehrenvollen Platz in Preußens Annalen erworben haben, bezichtigte Marwitz der revolutionären Gesinnung. Vornehmlich Sack galt bei den Landständen als der Ausbund bureaukratischen Jakobinertums. Und in der Tat stand die altväterische Schulden- und Steuerverwaltung, welche den Landtagen noch verblieben war, schlechterdings nicht mehr im Einklang mit der neuen strafferen Organisation der Behörden; die Potsdamer Regierung beantragte mit vollem Rechte eine gründliche Umgestaltung der Provinziallandtage und vor allem „Ausschließung der Stände von aller Administration“. Der alte Kampf zwischen der monarchischen Staatseinheit und dem altständischen Partikularismus entbrannte

von neuem, und Graf Dohna fühlte sich durch das leidenschaftliche Treiben der Privilegierten so entmutigt, daß er am Ende seiner Ministerlaufbahn rundweg aussprach: eine Reichsständeversammlung in solcher Lage wäre das Verderben des königlichen Hauses. In keinem Lande Europas, schloß er bitter, seien Sinn und Bildung für höhere Staatsangelegenheiten, überhaupt alle einem tüchtigen Repräsentanten nötigen Eigenschaften so unerhört selten wie in Preußen; dagegen fänden sich auch in keinem anderen Lande so viele vortreffliche Kräfte für das Detail der Geschäfte.

Allerdings war die Zeit für die Einführung konstitutioneller Staatsformen noch nicht gekommen. Ein preußischer Reichstag, jetzt berufen, drohte Steins ganzes Werk wieder in Frage zu stellen, zumal da der Freiherr selber nicht mehr mit der Wucht seiner Persönlichkeit für die Reform eintreten konnte. Unvermeidlich mußten in einer solchen Ständeversammlung die unzufriedenen Großgrundbesitzer den Ausschlag geben, und auch das Bürgertum bot den reformatorischen Absichten des Königs keinen sichern Rückhalt. Die Zünftler in den Städten fühlten schnell heraus, daß die Krone der Einführung der Gewerbefreiheit zusteuerte, und hielten um so zäher ihre alten Vorrechte fest; wiederholt mußte die kurmärkische Regierung gegen die Magistrate von Berlin und Potsdam einschreiten, wenn diese die halb vergessenen alten Strafmandate gegen Pfuscher und Auswärtige wieder anzuwenden versuchten. Aber der neue Minister verstand auch nicht einmal jenen Sinn für das Detail der Geschäfte zu benutzen, den er selber seinen Landsleuten nachrühmte. Für die Beseitigung der gutsherrlichen Polizei geschah gar nichts; und statt den fertigen Entwurf der Landgemeindeordnung entschlossen ins Werk zu setzen, ließ man neue Pläne ausarbeiten, die einander in kühnen Vorschlägen überboten und schließlich allesamt liegen blieben. Auch der Justizminister Beyme, der neuerdings ganz im Sinne der Reformpartei zu reden pflegte, brachte nichts weiter zustande, als daß er den alten Unterschied der adligen und der gelehrten Bank in den obersten Gerichts-

höfen endlich aufhob; an die Patrimonialgerichte wagte er sich nicht heran, trotz der Mahnung des Königs.

Und wie konnte vollends der ängstliche, stillfleißige Gelehrte Altenstein Ordnung bringen in das Chaos der Finanzen? Er sollte außer den ordentlichen Staatsausgaben monatlich 4 Mill. Franks von der Kontribution abzahlen, dazu die Schulden der letzten zwei Jahre, deren Höhe man noch gar nicht recht übersah, verzinsen, endlich Napoleons Truppen in den Oderfestungen versorgen. Und der unversöhnliche Feind fand der Mißhandlungen noch immer kein Ende: die Garnisonen in den Oderplätzen waren weit stärker als im Vertrage ausbedungen worden und erzwangen auf Befehl des Imperators eine Reihe völlig widerrechtlicher Leistungen und Lieferungen, so daß dem Lande in den drei Jahren nach dem Abzuge der großen Armee noch $10^3/_4$ Mill. Franks vertragswidrig abgepreßt wurden. Die Monarchie konnte, wie einst Frankreich vor dem Ausbruch der Revolution, dem Bankrott nur entgehen, wenn eine radikale Umgestaltung des gesamten Finanzwesens die Steuerkraft der höheren Stände zu den Staatslasten heranzog. Altenstein aber befürchtete, daß neue Steuern das verarmte Volk erdrücken würden. Er suchte zu helfen durch einige Domänenverkäufe, durch eine freiwillige Zwangsanleihe, durch einen hohen Stempel auf Juwelen, Gold- und Silbergeräte. Alles umsonst; und so oft man im Auslande ein Anlehen abzuschließen dachte, wurden die Versuche der preußischen Agenten durch die Diplomatie Napoleons durchkreuzt. Der Finanzminister erklärte endlich verzweifelnd im Namen seiner Amtsgenossen, solange diese Bedrängnis des Staatshaushalts währe sei an innere Reformen nicht zu denken. Die Regierung geriet allmählich wieder in denselben Zustand wohlwollender Untätigkeit, wie vor der Jenaer Schlacht; und der Stillstand war jetzt um vieles gefährlicher, zumal da neuerdings eine verhängnisvolle Unsitte einriß, die nachher unter Hardenbergs Regimente noch zunahm. Während früherhin der Gesetzgeber, wie seines Amtes ist, einfach befohlen hatte, wurde es in den neuen Gesetzen üblich, allerhand Reformen für die Zukunft in

Aussicht zu stellen, Versprechen zu geben, deren Tragweite niemand übersah; um so schlimmer nachher die Enttäuschung, wenn man die Verheißungen nicht halten konnte.

Nur in zwei Zweigen der Verwaltung blieb der große Sinn der Steinschen Tage noch lebendig: in der Armee und im Unterrichtswesen. Die Wiederherstellung des Heeres schritt unter Scharnhorsts Leitung rüstig fort, und das Ministerium ließ den unermüdlichen Organisator gewähren. Als er aber endlich mit seinen letzten und liebsten Gedanken heraustrat und im Februar 1810 ein Konskriptionsgesetz vorlegte, das jeden vom Lose Getroffenen ohne Unterschied zum persönlichen Dienst verpflichtete, da entspann sich im Schoße der Regierung ein denkwürdiger Streit um die Grundgedanken der modernen deutschen Heeresverfassung. Dort der alte ehrenwerte Eifer des Zivilbeamtentums für die Schonung der volkswirtschaftlichen Kräfte; hier ein großherziger politischer Idealismus, der die sittliche Bedeutung des Heerwesens höher anschlug als nationalökonomische Bedenken. Der Finanzminister fürchtete, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht werde eine massenhafte Auswanderung veranlassen, und wollte nicht begreifen, was der Eintritt gebildeter junger Männer in die Reihen der Mannschaft nützen solle, da doch die kräftigen Leute aus den niederen Klassen die besten Soldaten abgäben. Die Offiziere hingegen, Scharnhorst, Boyen, Hake, Rauch, beriefen sich auf den im Allgemeinen Landrecht anerkannten Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze; sie fanden es ungerecht, daß der Unbemittelte zugleich Steuern zahlen und doch allein die Last des Waffendienstes tragen solle; sie erinnerten an die Armut jener beiden Klassen, welche für den preußischen Staat das Größte leisteten, des Adels und des Beamtentums; ja sie wagten zu behaupten was damals noch als eine Ketzerei erschien: die gebildete Jugend stelle die brauchbarsten Soldaten, denn sie bringe eine sittliche Kraft, das Prinzip der Ehre, in das Heer, während die ärmeren Klassen nur selten eine dauernde Anhänglichkeit an das Vaterland haben könnten. In Frankreich, erklärte Scharnhorst, habe die Stell-

vertretung einen unsittlichen Seelenhandel hervorgerufen; bei dem mannhaften Römervolke dagegen sei der Waffendienst ein Ehrenrecht der höheren Stände gewesen. Weder das Ministerium Dohna=Altenstein noch späterhin Hardenberg vermochte sich zu dieser ethischen Auffassung des Kriegswesens, welche Steins vollen Beifall fand, zu erheben, und überdies war die Einstellung aller Wehrfähigen unmöglich, solange der Staat nur 42000 Mann Truppen halten durfte. Der große Plan blieb liegen bis zu der guten Stunde, da der Krieg erklärt und die Fesseln des Septembervertrags gesprengt wurden.

Unterdessen war Wilhelm von Humboldt an die Spitze des Unterrichtswesens getreten, jener perikleische Staatsmann, der zuerst mit voller Klarheit erkannte, Preußens Beruf sei „durch wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung“ den ersten Rang in Deutschland zu behaupten. Keiner hatte so wie er in den Ideen und Gestalten der klassischen Dichtung geschwelgt und den Becher der Schönheit so bis zur Hefe geleert. Keiner unter allen Nordländern stand den Universalgenies des Cinquecento so nahe, wie dieser allseitige Geist, der, heimisch in allen Freuden der Sinnlichkeit und auf allen Gebieten des Denkens, zugänglich jedem Eindruck und doch immer gesammelt und ganz bei sich selber, „das wahrhaft schöne von Kälte und Schwärmerei gleich ferne Dasein“ des ganzen Menschen führte. Das Idealbild der freien Persönlichkeit ward Fleisch und Blut in diesem Aristokraten des Geistes. Sich selber auszuleben, die reiche Fülle seiner Gaben in einem schönen Wechsel von Genuß und Tat harmonisch zu entfalten, in gelassener Sicherheit erhaben über allem äußeren Zufall, das Leben selbst zu einem Kunstwerke zu gestalten — das war ihm die höchste Weisheit:

> Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:
> Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.

Niemals wollte er sich trennen von dem Glauben, daß Schauen und Erkennen, Bilden und Dichten den eigentlichen Inhalt der Menschengeschichte bilde, daß in diesem Scheine des Zeitlichen nur die Idee lebe, nur „des Geistes Sein, das un=

verstanden gefangen gehet in der Menschheit Banden". Ganz unbefangen, ohne jede Absicht der Überhebung schrieb er an Schiller, als Bonapartes Gestirn soeben aufging: „Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschütterlich; das Höchste in der Welt bleiben und sind die Ideen. Hätte ich einen Wirkungskreis wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen." Noch im Alter, nach einer langen und reichen staatsmännischen Tätigkeit, sagte er einmal zu Gottfried Hermann, als er mit dem philologischen Freunde das Leipziger Schlachtfeld durchwanderte: „ja sehen Sie, Liebster! Reiche gehen zugrunde, wie wir hier sehen, aber ein guter Vers besteht ewig." Ein großer Schriftsteller konnte und wollte er nicht werden. Die Kräfte seines Geistes hielten einander so vollkommen das Gleichgewicht, daß keine einzige als die beherrschende heraustrat; darum fehlte seinem Stile, wie Schiller beklagte, die Kunst der Massen, die notwendige Kühnheit des Ausdrucks.

* *
*

So war die Lage der Welt, als Hardenberg die Leitung der preußischen Politik übernahm. Wenige Wochen nach seinem Eintritt traf den Monarchen ein erschütternder Schlag: Königin Luise starb gebrochenen Herzens, sie schwand dahin wie die Blume, die des Lichts entbehrt. Ihre letzten Sorgen noch hatten dem Vaterlande gegolten, Hardenbergs Rückkehr war zum guten Teile ihr Werk. Dem Witwer blieb eine namenlose Wehmut im Herzen zurück; niemals konnte er der Entschlafenen vergessen, niemals hat er das volle freudige Gefühl der Lebenslust wiedergefunden. Das treue Volk trauerte mit ihm. Soviel Raub, Hohn und Schmach hatte man ertragen; und nun war sie auch noch hingegangen, zu Tode gequält von dem rohen Sieger, die Holdeste und Edelste der deutschen Frauen! Die alte fromme Ehrfurcht der Germanen vor der Würde des Weibes ward wieder rege; mit schwärmerischer Andacht schaute

dies romantische Geschlecht zu dem Bilde der Verklärten empor, und zu all den zornigen Gedanken, die der preußischen Jugend das Herz bewegten, gesellte sich jetzt noch der Entschluß den Schatten dieser hohen Frau zu rächen. Auf Aller Lippen war das stolze Wort, das sie einst in den Tagen der höchsten Not gesprochen: „wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben weil wir sie verdienen!"

Hardenberg hatte das sechzigste Lebensjahr bereits vollendet; er brachte freilich nicht die ungebrochene Lebenskraft, doch den zuversichtlichen Mut eines Jünglings mit in sein schweres Amt. Ein vornehmer Herr aus altem reichem Hause, wie Stein, war er von diesem durch Charakter, Lebensansicht, Bildungsgang weit geschieden. Die Schwächen des einen lagen genau da, wo der andere seine Stärke zeigte, und nicht zufällig entstand allmählich zwischen den beiden Reformern jene Abneigung, die zuerst von Stein mit leidenschaftlicher Heftigkeit ausgesprochen, nachher von Hardenberg etwas gutmütiger erwidert wurde. Weniger gründlich, aber vielseitiger gebildet als der Reichsritter hatte Hardenberg schon in seinen lockeren Studenten- und Reisejahren die Welt von allen Seiten her kennen gelernt, mit Menschen jeden Schlages, auch mit dem jungen Goethe, munter und geistreich verkehrt. Die Aufklärungsphilosophie des alten Jahrhunderts ergriff ihn weit stärker als jenen gläubigen Urgermanen; sein religiöses Gefühl blieb immer schwach, seine Duldsamkeit ehrlich und ohne Grenzen. Er sah das Leben an wie ein lustiger, feingebildeter Marquis der guten alten bourbonischen Zeit. Das Geld wollte zwischen seinen Fingern niemals haften; ein großes Vermögen war rasch durchgebracht. Bis in das höchste Alter verfolgten ihn ärgerliche häusliche Händel und frivole Abenteuer mit schlechten Weibern. In seinem Auftreten lag gar nichts von der überwältigenden Kraft und Großheit Steins; doch er war noch immer ein schöner Mann mit hellen, gütigen blauen Augen, mit einem herzgewinnenden Lächeln um den geistreichen Mund — eine Erscheinung, verführerisch für jede Frau, anmutig und gewandt in allen Bewegungen, dabei immer

heiter und harmlos witzig, ein Meister in der Kunst die Menschen zu behandeln. Und diese bestrickende Liebenswürdigkeit kam wirklich aus einem guten, menschenfreundlichen Herzen. Durchaus wahr schildert er einmal sich selber in seinem Tagebuche: „ich seufze über meine Schwächen, aber wenn sie Tadel verdienen, so tröste und erhebe ich mich an dem Gefühle des Wohlwollens, das den Grund meines Charakters bildet.“ Einen jeden nahm er von der besten Seite, dem Könige trat er mit einer ehrfurchtsvollen Zartheit entgegen, die dem gebeugten Monarchen in tiefster Seele wohl tat, und auch als mit den Jahren seine unglückliche Taubheit zunahm, blieb sein freundliches Herz ganz frei von dem natürlichen Fehler der Schwerhörigen, dem Mißtrauen. Wirklichen Haß hat er vielleicht nur gegen einen Menschen gehegt, gegen Wilhelm Humboldt; der blieb ihm verdächtig, „falsch wie Galgenholz,“ und niemals wollte er diesen sonderbaren Argwohn aufgeben, der irgendwelche bisher unbekannte persönliche Gründe gehabt haben muß.

Die aristokratischen Vorurteile seines hannoverschen Heimatlandes berührten ihn wenig. Seinen Platz auf den Höhen der Gesellschaft nahm er als ein selbstverständliches Recht in Anspruch, doch im täglichen Verkehr liebte er eine plebejische Umgebung, worunter einzelne Talente, wie Rother, aber noch mehr unwürdige Gesellen, die seine offene Hand mißbrauchten; hier war er der Herr und konnte sich gehen lassen. Auch in seinen politischen Überzeugungen verleugnete Hardenberg die Schule der französischen Aufklärung nicht. Eine Nacht des vierten August für Preußen, nicht durch die stürmischen Leidenschaften der Nation, sondern von oben her durch den besonnenen Willen der Krone herbeigeführt — das war von jeher sein Herzenswunsch. In dem neuen Königreich Westfalen fand er sein Staatsideal nahezu verwirklicht, nur daß in Preußen alles gerechter und ehrlicher zugehen sollte. Der echt deutsche Grundgedanke des Steinschen Reformwerks, die Idee der Selbstverwaltung ließ ihn immer kalt; ja er faßte mit den Jahren fast eine Abneigung dawider, da er den erbitterten Gegnern seiner sozialen Reformen, den

märkischen Junkern, die Fähigkeit zur Verwaltung des flachen Landes nicht zutraute. Eine wohlgeordnete Bureaukratie, beschränkt und beraten durch eine nicht allzu mächtige reichsständische Versammlung, sollte das freie Spiel der entfesselten sozialen Kräfte in Ordnung halten.

Hardenberg hatte zuerst im welfischen Staatsdienste, nachher in Franken jahrelang eine schwierige Landesverwaltung geleitet; sobald es ihm behagte sich um die Geschäfte zu bekümmern, fand er sich rasch auf den entlegensten Gebieten zurecht. Er arbeitete erstaunlich leicht; seine Entscheidungen, die er mit klaren, eleganten Schriftzügen, in gewandtem, durchaus modernem Deutsch an den Rand der Akten schrieb, trafen immer den Nagel auf den Kopf. Doch jene liebevolle Freude am Detail, die den großen Verwaltungsbeamten macht, hat er sich nie angeeignet; er gefiel sich in einem vornehmen Dilettantismus. Die laufenden Geschäfte überließ er gern den aufgeklärten jungen Beamten, die er sich in Franken herangezogen; die Finanzfragen behandelte er im häuslichen wie im öffentlichen Leben mit der Gleichgültigkeit des vornehmen Herrn. Seine Stärke war die diplomatische Tätigkeit. Wenige verstanden wie er, mit sicherem Blick den rechten Augenblick abzuwarten, in der peinlichsten Lage findig und hoffnungsvoll immer einen neuen Ausweg zu entdecken, in allen Windungen und Wendungen einer finassierenden Politik unverrückt dasselbe Ziel im Auge zu behalten. Selbst in diesem seinem eigensten Berufe beirrte ihn freilich oft ein bequemer Leichtsinn, eine gutherzige Großmut, die es nicht der Mühe wert hielt mit pedantischer Genauigkeit unerläßliche Forderungen festzuhalten. Schwer hatte er sich einst versündigt durch sein Vertrauen auf Frankreichs Freundschaft. Jetzt durch eine grausame Erfahrung von den alten Täuschungen gründlich geheilt, richtete er all sein Dichten und Trachten auf den Kampf der Befreiung. Wie oft hat er dem Grafen St. Marsan ins Gesicht gesagt, daß Preußen entschlossen sei mit dem Degen in der Hand zu siegen oder zu fallen. Aber nur im günstigen Augenblicke, nach genügender diplomatischer Vorbereitung durfte der

verzweifelte Krieg gewagt werden. Hardenberg war hochherzig genug, jahrelang „eine ungeheure Verkennung“ von seiten der Besten der Nation schweigend zu ertragen; und, fügte er mit gerechtem Selbstgefühle hinzu, „dazu gehört mehr Mut als um einer Batterie entgegenzugehen.“

Er war ein Preuße vom Wirbel bis zur Zehe; weit tiefer als Stein hatte er sich mit der Staatsgesinnung seines selbstgewählten Vaterlandes erfüllt. Auch in den Tagen seiner napoleonischen Träume blieb Preußens Größe sein höchstes Ziel, und ohne jedes Bedenken riet er zur Einverleibung seiner welfischen Heimatlande, weil sie für Preußen unentbehrlich seien. So innig er auch sein großes Vaterland liebte, mit der idealen Größe des deutschen Volksgeistes wollte er den Kampf gegen die harte Wirklichkeit des napoleonischen Reichs nicht beginnen; alle phantastische Deutschtümelei lag seiner Besonnenheit fern. Er rechnete, ruhiger als Stein, immer nur mit diesem gegebenen preußischen Staate; nur ein Bund dieser Monarchie mit Österreich, das stand ihm fest seit den Bartensteiner Tagen, konnte das Weltreich zerschmettern.

In Braunschweig, in Franken und nachher als Kabinettsminister während des ostpreußischen Feldzugs hatte er ein nahezu unumschränktes Regiment geführt. So war durch die Gewohnheit des Befehlens nach und nach ein eigenrichtiger, herrschsüchtiger Zug in seinen Charakter gekommen, der zu seiner heiteren Liebenswürdigkeit wenig stimmte, doch mit den Jahren sich verschärfte. Menschlich genug, daß er das Bedürfnis fühlte, sich wegen der vergangenen Irrtümer vor der Nachwelt zu rechtfertigen und in seinen Denkwürdigkeiten, nicht immer ganz ehrlich, alle Schuld der Katastrophe des alten Staates auf andere Schultern abzuwälzen suchte. Aber auch in den Tagebüchern, die nur für sein eigenes Auge bestimmt waren, begegnet uns fast niemals das Eingeständnis eines Irrtums; wer ihm widerspricht, wird mit schnöden Worten abgefertigt, auch den König selbst trifft oft wegwerfender Tadel, und doch hatte Friedrich Wilhelms Nüchternheit bei solchen Streitigkeiten fast immer recht! Harden-

berg blieb sein Leben lang in dem völlig grundlosen Wahne, seine Rigaer Denkschrift vom Herbste 1807 bilde eigentlich den Ausgangspunkt für das preußische Reformwerk; er äußerte oft mit Bitterkeit, andere hätten ihm den wohlverdienten Ruhm hinweggenommen. Die Seelengröße Steins hat an Fragen dieser Art nie gedacht.

Als Hardenberg jetzt in die Geschäfte zurückgerufen wurde, bedang er sich eine Machtvollkommenheit aus, die allerdings zum Teile durch die Notlage des Staates geboten war, aber weit über das Notwendige hinausging und allen Traditionen des preußischen Beamtentums widersprach. Er wurde Staatskanzler, erhielt die oberste Leitung des gesamten Staatswesens, übernahm die Ministerien des Innern und der Finanzen unmittelbar, und da auch der Minister des Auswärtigen, Graf Goltz in allem und jedem den Befehlen des Kanzlers zu folgen hatte, so blieben nur die Justiz und das Kriegswesen in einiger Selbständigkeit. Ein festes Gehalt nahm der Staatskanzler nicht an; die Generalstaatskasse zahlte was er brauchte. Wie die Dinge lagen war es ein heilvolles Geschick für Preußen, daß diese in jedem Sinne leichtere Natur jetzt die Erbschaft des Freiherrn vom Stein antrat. Der Jünger der neufranzösischen Philosophie konnte dreister, als es der Reichsritter vermocht hätte, die notwendigen Folgerungen ziehen aus den Gesetzen des Jahres 1808; die Verschlagenheit des Diplomaten konnte gewandter als Steins dämonische Leidenschaft durch kluges Lavieren die deutschen Dinge hinhalten bis der offene Kampf möglich wurde.

* * *

Die Stunde für Deutschlands Befreiung hatte geschlagen. Niemand erkannte dies früher als Stein, der den russischen Feldzug von Haus aus nur als Vorspiel der deutschen Erhebung betrachtete. Er stand während des Krieges an der Spitze des deutschen Komitees in Petersburg, betrieb die Ausrüstung der Deutschen Legion, die nach seinen Plänen den Kern des künftigen deutschen Heeres bilden sollte, und scheute sich nicht, unter den Rheinbundstruppen Aufrufe verbreiten zu lassen, die sie zur

Fahnenflucht verleiten sollten. Was galten ihm auch die Eide, die den Sklaven des Zwingherrn geschworen waren? Zugleich schrieb der tapfere Arndt seinen Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, ein köstliches Volksbuch, das in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, mit seiner einfältigen Wahrhaftigkeit, seiner frommen biblischen Sprache das gläubige Geschlecht im Innersten erschütterte: denn wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Übermut steuert tut Gottes Dienst; das ist der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das ist das Blut, dessen Tropfen Gott im Himmel zählt! Bei Hofe kam man dem deutschen Freiherrn anfangs mit Mißtrauen entgegen; doch wie er nun vom ersten Augenblicke an die Niederlage des Feindes unbeirrt voraussagte und in seiner Herzensfreude über die Treue, den Opfermut, die religiöse Begeisterung des russischen Volkes immer froher und liebenswürdiger wurde, da flogen ihm alle edlen Herzen zu und vor allen die Frauen empfanden die natürliche Verwandtschaft, welche das sichere Gefühl des Weibes mit dem Genius verbindet.

Lange bevor der Untergang der großen Armee sich entschied, schon im September entwarf er Pläne für Deutschlands künftige Verfassung — das Idealste und Verwegenste was je zuvor über deutsche Politik gedacht worden. Und dies bildet, nächst seiner Teilnahme an der Umgestaltung Preußens und der Befreiung Europas, das dritte welthistorische Verdienst des Mannes: er hat früher und schärfer als irgendein Staatsmann die Einheit Deutschlands, ohne Phrasen und Vorbehalte, als das höchste Ziel deutscher Staatskunst aufgestellt. Wer ihm von Schonung der althergebrachten Zersplitterung redete, dem erwiderte er: einen solchen Zustand wiederherstellen ist gerade so als wollte man darauf bestehen, daß ein toter Mann auf seinen Beinen stehen solle weil er es tun konnte solange er noch lebte. Jede Rücksicht auf die Dynastien schien ihm unwürdig: als ob es in Deutschland darauf ankäme, ob ein Mecklenburg oder Bayern existiere, und nicht ob ein starkes, festes, kampffähiges deutsches Volk ruhmvoll im Krieg und Frieden dastehe;

sollte dieser Krieg dahinführen, daß die alten Streitigkeiten der deutschen Montecchi und Capuletti wieder auflebten, dann wäre der große Kampf mit einem Possenspiele beendigt! Sein Ziel war „die Einheit und, ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Übergang“. Jetzt, da der gesamte Länderbestand Europas ins Wanken kam, meinte er selbst das Höchste erreichbar; eine große Monarchie von der Weichsel bis zur Maas, ebenso Italien zu einer geschlossenen Masse verbunden — ganz Mitteleuropa zurückgeführt in einen Zustand „der Kraft und Widerstandsfähigkeit“. Sei dies nicht möglich, so solle man Deutschland nach dem Laufe des Mains zwischen Österreich und Preußen teilen, die Rheinbundsfürsten als betitelte Sklaven und Untervögte des Eroberers behandeln, auch die von Napoleon verjagten Fürsten nicht wieder einsetzen. Könne man auch dies nicht erreichen, so bleibe als letzter Ausweg, daß man jedem der beiden „verfassungsmäßigen Königreiche“ Österreich und Preußen einige Kleinstaaten als Vasallen unterordne, etwa Bayern, Württemberg, Baden mit geschmälertem Gebiete der südlichen, Hannover, Hessen, Oldenburg, Braunschweig der nördlichen Macht.

Wohl oder übel suchte er also seine unitarischen Wünsche mit den Ideen des Bartensteiner Vertrags in Einklang zu bringen. Auf jeden Fall sollte der Befreiungskrieg mit radikaler Kühnheit geführt, das eroberte deutsche Land als herrenloses Gut vorläufig von einem Verwaltungsrate der Verbündeten regiert werden. Unter den Verbündeten dachte er sich zunächst Rußland, Österreich und England; ihnen komme es zu das zaudernde Preußen mit sich fortzureißen. So tief war sein Widerwille gegen die listenreiche Politik Hardenbergs. Die zwingenden Gründe, welche das Verhalten des Königs in den Jahren 1809 und 1811 bestimmt hatten, wollte der Erzürnte niemals gelten lassen, und obwohl die feurigen Patrioten, die ihn in Petersburg umgaben, allesamt Norddeutsche waren, so glaubte er noch immer nicht recht an die kriegerische Leidenschaft dieser kalten und langsamen Stämme.

Gleichviel welcher Teil des Vaterlandes sich zuerst erhöbe

— daß der Krieg wie ein reißender Strom über die deutschen Grenzen hineinfluten müsse, verstand sich dem Reichsritter von selber. Für diesen Gedanken suchte er den Zaren zu gewinnen, und er fand leichtes Spiel. Alexander war in tiefster Seele erschüttert; in dem Rausche des Sieges traten alle edlen und alle phantastischen Züge seiner Natur zutage. Vor kurzem noch hatte er die ungeheure Last der Sorge kaum zu tragen vermocht, die Nachricht von dem Brande von Moskau hatte sein Haar in einer Nacht gebleicht. Nun war Rußland befreit wie durch ein Wunder des Himmels, nun fühlte er sich auserwählt durch Gottes Gnade, als ein Heiland der Welt die geknechtete Erde von ihrem Joche zu erlösen; nichts billiger darum als ein reicher Lohn für den Weltbefreier. Sofort nahm er seine polnischen Pläne wieder auf, doch in aller Stille; sein deutscher Ratgeber erfuhr kein Wort davon. Die Befreiung Deutschlands sollte dem Zaren die Krone der Jagiellonen bringen; die Interessen der Menschheit stimmten wieder einmal ganz wundersam mit den dynastischen Wünschen des Hauses Gottorp überein! Schon im November war Alexander so gut wie entschlossen seine Waffen nach Deutschland zu tragen. Der Kanzler Rumjanzow, der die Politik der freien Hand vertrat, verlor allen Einfluß; der deutsche Freiherr behauptete sich in der Gunst des Zaren und zeigte bereits in einer Denkschrift der russischen Regierung die Mittel, welche ihr nachher ermöglichten, vierzig Millionen Rubel Papiergeld in Deutschland umzusetzen und also den Krieg fortzuführen.

Wunderbar doch, wie sicher der große Patriot den springenden Punkt in der Lage der Welt — die Notwendigkeit der deutschen Schilderhebung — herausfand, und wie gröblich er sich in allem Einzelnen irrte. Er kannte weder die Schwäche der russischen Streitkräfte, noch die bedachtsame Ängstlichkeit des Wiener Hofes, weder die Unfähigkeit des englischen Tory-Kabinetts, noch den stumpfen Partikularismus der Völkchen in den deutschen Kleinstaaten, die nirgends daran dachten, sich wider den Willen ihrer Dynastie zu erheben. Doch am allerwenigsten kannte er den heiligen Zorn, der in den Herzen der Preußen kochte, und die

stillen Hoffnungen, womit ihr König sich trug; eben dieser Staat, den der Freiherr sich nur im Schlepptau der anderen Mächte denken konnte, sollte den Anstoß geben zu dem europäischen Kriege. Hardenberg hatte sich während des Sommers bemüht das Einverständnis mit Österreich zu befestigen und deshalb im September den Flügeladjutanten von Natzmer nach Wien gesendet. Der Bevollmächtigte fand in Wien eine überaus freundliche Aufnahme. In seinem Antwortschreiben beteuerte Metternich mit Wärme, er vermöge die Interessen der beiden Staaten nicht voneinander zu trennen; greifbare Versprechungen gab er jedoch nicht. Als nun der Krieg sich in die Länge zog, da begann der König zu hoffen, daß sein russischer Freund diesmal endlich ausharren würde; schon am 29. Oktober, noch ehe die Nachricht von dem Moskauer Brande eingetroffen war, erklärte er sich bereit zu einem Wechsel des politischen Systems, aber nur im Bunde mit Österreich. Neue vertrauliche Anfragen in Wien hatten geringen Erfolg. Die Hofburg behauptete noch die gleiche Haltung wie in der Krisis von 1811: sie hatte nichts dawider, wenn Preußen sein Glück versuchte, wollte aber selber aus ihrer so viel besser gesicherten Position nicht heraustreten. Gewaltigen Eindruck hinterließ in Berlin wie überall die unglaubliche Nachricht von der Verschwörung des Generals Mallet: wie dieser Tollkopf durch das Märchen von Napoleons Tode die höchsten Behörden überrumpelt und während einiger Stunden Paris beherrscht hatte. So morsch war schon der Grund, worauf das Weltreich fußte! Dann kam die Kunde von Napoleons Rückkehr, bald darauf (16. Dez.) aus Dresden ein Schreiben des Flüchtlings an den König, das unbefangen, als sei gar kein Zweifel möglich, die Verstärkung des preußischen Hilfskorps verlangte: kein Wort von Entschädigung, kein Wort über die Bezahlung der preußischen Lieferungen vom letzten Frühjahr! Der Imperator meinte Preußen genugsam gefesselt und versah sich keiner Weigerung. In der Tat überschätzte Hardenberg die Bedeutung der russischen Katastrophe nicht. Er begriff, daß Napoleons unritterliche Flucht politisch ebensowohl erwogen war

wie einst sein heimlicher Abzug aus Ägypten; er wußte, was dieser Mann bedeutete und sah voraus, daß der Imperator in kurzem mit einem gewaltigen Heere zurückkehren würde.

Der sofortige offene Abfall war unmöglich, nicht bloß weil die Gewissenhaftigkeit des Königs selbst einen erzwungenen Bund nicht ohne stichhaltige völkerrechtliche Gründe auflösen wollte, sondern auch weil die französischen Streitkräfte in den Marken vollauf genügten eine plötzliche Erhebung im Keime zu ersticken. Dagegen waren alle tüchtigen Männer am Hofe darüber einig, daß die Gunst des Glücks benutzt, der Anschluß an Rußland und Österreich sofort vorbereitet werden müsse. Der bedächtige konservative Kabinettsrat Albrecht erklärte schon am 17. Dez. in einer Denkschrift, welche der Monarch vollständig billigte: jetzt oder niemals müsse durch die Erhebung der drei Ostmächte das unerträgliche fremde Joch abgeschüttelt werden, wenn man nicht „für die gegenwärtige Generation, vielleicht für immer, auf Selbständigkeit verzichten" wolle. Auch Knesebeck, der Mann des Friedens, mahnte jetzt hochpathetisch: „Es ist Zeit!" und selbst der schroffe Junker Marwitz eilte ungeladen zu seinem Todfeind Hardenberg, stellte sich ihm zur Verfügung.

Der König brauchte noch lange Zeit bis er die einzige Größe dieser Tage ganz begriff. Unentschlossen von Natur, tief niedergebeugt durch die Leiden der letzten Jahre, noch ohne herzhaftes Vertrauen zu seinem Volke, wußte er auch noch nicht, wie gänzlich die Gesinnung seines russischen Freundes, der ihn einst so kaltsinnig preisgegeben, schon verwandelt war. Nur im Bunde mit Österreich und gedeckt durch sichere diplomatische Verträge wollte er das Ungeheure wagen. Hardenberg sah von vornherein weiter; er sprach sofort aus: nötigenfalls müsse man auch ohne Österreichs Hilfe schlagen, da diese Macht zum mindesten nicht feindlich auftreten würde. Am zweiten Weihnachtstage legte der Staatskanzler sein Programm vor: er riet, sofort zu rüsten, im Angesichte des Feindes und darum dem Scheine nach zu Frankreichs Gunsten. „Es ist von der äußersten Wichtigkeit" — so schrieb er — „vorerst die größte Anhänglichkeit

an Napoleons System und Allianz zu zeigen und allen unseren Maßregeln die Gestalt zu geben als ob sie für Frankreich geschähen, daher auch die Konzentration und Vermehrung unserer Streitkräfte als eine Folge der französischen Anforderungen darzustellen und herauszuheben sein wird." Sein Plan war, daß Österreich und Preußen als bewaffnete Mediatoren zwischen die kriegführenden Mächte treten sollten; lehnte Napoleons Hochmut, wie vorauszusehen, die Bedingungen der Vermittler ab, so war der Rechtsgrund zum Kriege gegeben. Mittlerweile solle sich der König in das sichere Schlesien begeben und von dort aus zur rechten Zeit sein Volk unter die Waffen rufen. Der König genehmigte alles. Wo der neue Feldzug beginnen würde, das ließ sich freilich im Augenblicke noch nicht ahnen; der Staatskanzler meinte: am Rhein, der König: in Polen und Litauen. „Schlagen muß man und vernichten" — so lautete Friedrich Wilhelms Ansicht — „das aber geschieht zuverlässiger im Norden als am Rhein, bis wohin Rußlands Macht nie mit ganzer Kraft kommen kann und beinah nicht kommen darf." Als dies unheimliche Jahr im Sterben lag, rief man in Berlin bereits die Beurlaubten ein, befahl die Bildung von Reservebataillonen und entwarf die Instruktion für Knesebeck, der als Unterhändler nach Wien gehen sollte. Das Eis war gebrochen, und die entfesselten Fluten des Völkerzornes brausten bald so gewaltig dahin, daß die Krone nicht mehr zurückweichen konnte. Bange Wochen vergingen noch bis man vor dem überlisteten Feinde das Visier aufschlagen durfte, und noch manche schwache Stunde des Zauderns, des Zweifelns und des Schwankens mußte überstanden werden; doch weder der König noch sein Kanzler ist dem einmal ergriffenen rettenden Gedanken je wieder ganz untreu geworden.

Den Massen des Volkes, die mit wachsender Ungeduld den Ruf des König erharrten, blieb dieser Umschwung der preußischen Politik natürlich verborgen. Ein Glück daher, daß von anderer Seite her eine Tat gewagt wurde, die dem Volke wie ein weithin leuchtendes Signal verkündete, die Zeit des Harrens sei zu Ende.

Die Notwendigkeit der großen Wandlungen des historischen Lebens erscheint dann am anschaulichsten, wenn sie durch widerwillige Werkzeuge vollstreckt werden. Wer hätte auch nur für denkbar gehalten, daß General York, der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps jemals an seinem Fahneneide deuteln könnte? Vor langen Jahren war der Jüngling einst wegen Ungehorsams aus der friderizianischen Armee entlassen worden; als er dann nach langen abenteuerlichen Fahrten gereift und gesetzt wieder eintrat, erschien er den Soldaten wie der gestrenge Geist der altpreußischen Mannszucht. Der Mannschaft klopfte das Herz, wenn die hagere straffe Gestalt des alten Isegrimm mit der drohenden Falte über der Adlernase auf dem Braunen daherritt. Kein Fehler entging den harten stechenden grauen Augen; jedes Schimpfwort ließ sich leichter ertragen als der gemessene und doch so furchtbare, so tief demütigende Tadel von diesen stolzen herrischen Lippen. Die Offiziere sagten wohl, er sei scharf wie gehacktes Eisen; sie errieten aus dem rastlos wechselnden Mienenspiele der finsteren Züge, wieviel Ehrgeiz, wieviel heiße Leidenschaft, durch eiserne Willenskraft mühsam gebändigt, in dem wortkargen, unliebenswürdigen Manne arbeitete. Die Truppen vertrauten ihm unbedingt, denn sie kannten seine Tapferkeit und Umsicht aus den Kämpfen von Altenzaun und Lübeck und sie wußten, wie eifrig der durch und durch praktische Offizier für Kleidung, Proviant und Quartiere seiner Leute sorgte. Wie in Marwitz die Standesgesinnungen des Landadels, so verkörperte sich in York der schroffe Stolz des alten Offizierskorps; gegen die neumodischen Narrheiten der Reformer war ihm kein Hohn zu giftig. Er haßte die Franzosen, die ihm seine Fahnen entehrt und den stolzen Bau der altpreußischen Ordnung über den Haufen geworfen hatten, mit dem ganzen Ingrimm seiner vulkanischen Natur; doch für die Kameraden, die den Dienst des Königs verließen um nach Rußland zu gehen, hatte er nur Worte herber Verachtung, sie waren ihm Verräter und Deserteure.

Die preußische Division gehörte während des Kriegs zu dem Korps Macdonalds und rückte auf dem äußersten linken

Flügel der großen Armee in die Ostseeprovinzen ein. So widerwillig die Truppen dem französischen Oberbefehle folgten, sie brannten vor Begier, jetzt unter den Augen der Sieger von Jena zu zeigen, was preußische Tapferkeit vermöge. York durfte sich rühmen, daß seine Schar an kriegerischer Tüchtigkeit keinem anderen Korps der großen Armee nachstand, in fester Mannszucht alle übertraf; er hielt sie geschlossen zusammen, bewahrte sie vor jener Vermischung mit fremdem Kriegsvolk, die in den Heeren des Weltreichs grundsätzlich begünstigt wurde, und zeigte den Franzosen durch schroff abweisenden Stolz, daß sie nicht rheinbündnerische Vasallen, sondern das Hilfskorps eines freien Königs vor sich hätten. Die trübe, durch die jammervollen Erlebnisse dieser sechs Jahre verbitterte Stimmung der Truppen wich einem kräftigen, trotzigen Selbstgefühle, als sie in dem glänzenden Treffen von Bauske und in vielen anderen rühmlichen Gefechten die alte friderizianische Kühnheit und zugleich ihre Gewandtheit in den Künsten der beweglichen neuen Taktik erprobt hatten. Die aus allen Waffengattungen gemischten Brigadeverbände bewährten sich ebenso trefflich wie die neuen Exerzierreglements vom Januar 1812. York behauptete den Herbst über seine gefährliche Position in Kurland; erst der Untergang des Hauptheeres nötigte auch den linken Flügel zum Rückzuge. Macdonalds Korps erhielt Befehl die Trümmer der großen Armee im Rücken zu decken und den nachdrängenden Russen den Einmarsch nach Ostpreußen zu verbieten.

Schon seit Wochen hatten der schlaue Italiener Paulucci und andere russische Befehlshaber den preußischen General zum Übertritt zu bereden versucht. Immer vergeblich. Auch die patriotischen Aufrufe in dem Rigaer Zuschauer des wackeren Patrioten Garlieb Merkel ließen den Verächter der Literaten kalt. Aber dem scharfen Soldatenblicke Yorks entging nicht, daß sein wohlgeordnetes kleines Korps — es mochte jetzt noch an 13 000 Mann zählen — nach der Katastrophe der Hauptarmee einen ganz ungeahnten Wert erlangte. Folgte er den Befehlen Macdonalds, so konnten die wenigen Russen, die weiter südlich

schon in Ostpreußen eingedrungen waren, sich dort nicht halten, die Franzosen blieben stark genug dem russischen Korps des Fürsten Wittgenstein die preußische Grenze zu sperren, und der russische Krieg endete nach menschlichem Ermessen mit einem nutzlosen Kosakenstreifzug am Niemen — freilich nur wenn das preußische Korps mit übermenschlicher Selbstverleugnung sich für seine gehaßten Bundesgenossen aufopferte. Schieden die Preußen aus dem Kriege aus, so drang das russische Heer über die deutsche Grenze hinüber, und der König — das ließ sich vermuten — ward fortgerissen zu dem großen Entschlusse, welchen York seit Jahren ersehnte. Eine Welt von widersprechenden Gedanken stürmte auf den eisernen Mann ein; während der Schlacht kalt und sicher, war er vor dem Kampfe immer aufgeregt und schwarzsichtig. Sollte er seine treuen Truppen, den Kern des preußischen Heeres, preisgeben für die Rettung des Todfeindes der Deutschen oder durch einen eigenmächtigen Schritt Thron und Leben seines Königs, der noch immer in der Gewalt der Fremden war, gefährden? Sollte er jetzt, in Ehren grau geworden, nochmals dem strengen Gesetze des Krieges den Gehorsam versagen, wie einst, da der vorwitzige Knabe aus der Armee verjagt wurde, und sein Leben schimpflich auf dem Sandhaufen schließen — oder diese große Stunde des Gottesgerichts unbenützt vorüberstreichen lassen? Auf wiederholte Anfragen in Berlin kam nur die Erwiderung: er möge nach den Umständen handeln — eine Antwort, die lediglich erraten ließ, daß der König sich an das französische Bündnis nicht für immer binden wolle.

Den Ausschlag gab ein Schreiben Alexanders vom 18. Dezember, das bestimmt versicherte, der Zar sei bereit mit dem Könige ein Bündnis abzuschließen und die Waffen erst niederzulegen wenn Preußen die Machtstellung vom Jahre 1805 wieder erreicht habe. Hier also des Königs alter Freund und die Aussicht auf Wiederherstellung des alten Ruhmes, dort der arge Feind, von dem York wußte, daß er nur auf Preußens Vernichtung sann. Bewegt wie ein Mann nur sein kann

kündete der General seinen Offizieren die gefaßte Entscheidung an: „so möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden." Mit hellem Jubel stimmten ihm die Getreuen zu. Am 30. Dezember traf York in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen mit den russischen Unterhändlern zusammen — es waren durchweg geborene Preußen, Diebitsch, Clausewitz, Friedrich Dohna — und unterzeichnete eine Konvention, kraft deren sein Korps in den Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückging, um dort die weiteren Befehle des Königs zu erwarten. Mehr wollte der pflichtgetreue Soldat nicht wagen. An dem Könige war es die Verbindung mit Rußland zu befehlen. Ihm legte York in einem Briefe, den er mit seinem Herzblute schrieb, seinen alten Kopf zu Füßen: „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruche Eurer Majestät liegt das Schicksal der Welt!"

Die Konvention von Tauroggen hat nicht, wie ihr kühner Urheber hoffte, den König fortgerissen zum Anschluß an Rußland; der Monarch hatte bereits, allerdings noch zaudernd, einen neuen Weg eingeschlagen. Sie kam sogar dem Staatskanzler sehr ungelegen, da sie ihn leicht nötigen konnte sein fein berechnetes Spiel allzufrüh aufzudecken. Aber sie öffnete die deutschen Grenzen den Russen, sie ermöglichte den Ostpreußen sich für Deutschlands Befreiung zu erheben, sie gab den Massen zuerst die frohe Gewißheit, daß der Würfel gefallen sei. Als der Morgen des schlachtenreichsten Jahres dieser blutigen Zeit heraufgraute, erwachte überall, wo Friedrichs Adler wehten die alte Waffenfreude der Germanen, und weithin über das preußische Land erklang der Weckruf des eisernen York: Jetzt oder niemals!

Der Anfang des Befreiungskrieges.

Den französischen Gesandten hielt der Staatskanzler immer noch mit freundlichen Worten hin; je länger der offene Bruch sich hinausschob, um so sicherer konnte die Ausrüstung der Linien-Armee vollendet werden. St. Marsan war dem Hoflager nach Breslau gefolgt und ließ sich nach einigen Verwahrungen sogar über den Aufruf vom 3. Februar beruhigen, da Hardenberg ihm nachwies, daß der mittellose Staat ohne die freiwilligen Opfer seiner Bürger nicht bestehen könne. Noch am 27. erkundigte er sich bei dem Staatskanzler freundschaftlich: was wohl Anstetts „außerordentlicher" Besuch zu bedeuten hätte. Er sah noch mit an, wie die Scharen der Freiwilligen aus allen Provinzen in der schlesischen Hauptstadt eintrafen, wie der König, „um der herzerhebenden allgemeinen Äußerung treuer Vaterlandsliebe ein äußeres Kennzeichen" zu geben, das Tragen der Nationalkokarde anordnete und dann an Luisens Geburtstag seinen alten Plan, die Stiftung des eisernen Kreuzes, ausführte. Der Wohlmeinende wollte nicht glauben, daß dies kleine Preußen den lächerlich ungleichen Kampf wagen könne, und kam erst zur Einsicht als mit dem Einzuge des Zaren in Breslau (15. März) jede Täuschung unmöglich wurde. Noch beim Abschied beschwor er den Staatskanzler, diesen Fürsten und dies Land, die er lieb gewonnen, nicht ins Verderben zu stürzen; alle diese Knaben und Jünglinge würden den König gegen die Übermacht seines Kaisers nicht schützen. Am 16. März teilte ihm Hardenberg

amtlich mit, daß Preußen sich mit Rußland verbündet habe. Der Krieg war erklärt.

Am folgenden Tage unterzeichnete Friedrich Wilhelm das Landwehrgesetz und den „Aufruf an Mein Volk". Es war die Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln, wie Schleiermacher in einer freudevollen Predigt sagte. Das treue Volk atmete auf, da nun endlich jeder Zweifel schwand, die allzu harte Prüfung der Geduld und des Gehorsams vorüber war. So hatte noch nie ein unumschränkter Herrscher zu seinem Lande geredet. Ein Hauch der Freiheit, wie er einst die äschyleischen Kriegslieder der Hellenensöhne erfüllte, wehte durch die schlichten, eindringlichen Worte, die der geistvolle Hippel in guter Stunde entworfen hatte. Mit herzlichem Vertrauen rief der König seine Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern und Litauer bei ihren alten Stammesnamen an und entbot sie zum heiligen Kampfe: „Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag!" Und nun stand es auf, das alte waffengewaltige Preußen, das Volk der Slawenkämpfe, der Schwedenschlachten und der sieben Jahre, und ihm geschah wie jenem Helden der germanischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln so in heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen. Kein Zweifel, kein Abwägen der Übermacht des Feindes; alle dachten wie Fichte: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechtweg!" „Mag Napoleon noch so oft Schlachten gewinnen" — schrieb Scharnhorst — „die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Verlaufe dieses Feldzuges uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann." Schon der Aufruf vom 3. Februar hatte Erfolge, welche niemand außer Scharnhorst für möglich gehalten. Es war der stolzeste Augenblick in Scharnhorsts Leben, als er den König einst in Breslau ans Fenster führte und ihm die jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigte, wie sie in malerischem Gewimmel, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, ein endloser Zug, sich an den alten Giebel-

häusern des Ringes vorüberdrängten. Dem Könige stürzten die Tränen aus den Augen. Treu und gewissenhaft hatte er seines schweren Amtes gewartet in dieser langen Zeit der Leiden und oftmals richtiger gerechnet als die Kriegspartei; was ihm fehlte, war der frohe Glaube an die Hingebung seiner Preußen, jetzt fand er ihn wieder.

Seit dem 17. März traten auch die breiten Massen des Volkes in das Heer ein. Durch den Wetteifer aller Stände wurde die größte kriegerische Leistung möglich, welche die Geschichte von gesitteten Nationen kennt. Dies verarmte kleine Volk verstärkte die 46 000 Mann der alten Linienarmee durch 95 000 Rekruten und stellte außerdem über 10 000 freiwillige Jäger, sowie 120 000 Mann Landwehr, zusammen 271 000 Mann, einen Soldaten auf siebzehn Einwohner, unvergleichlich mehr, als Frankreich einst unter dem Drucke der Schreckensherrschaft aufgeboten hatte — das alles noch im Verlaufe des Sommers, ungerechnet die starken Nachschübe, welche späterhin zum Heere abgingen. Natürlich, daß die entlassenen Offiziere sich sofort herbeidrängten, um die Ehre ihrer alten Fahnen wieder herzustellen. Sobald General Oppen auf seinem märkischen Landgute von dem Anrücken des vaterländischen Heeres hörte, nahm er seinen alten Säbel von der Wand und ritt, wie ein Rittersmann in den Tagen der Wendenkriege, mit einem Knechte spornstreichs hinüber zu seinem alten Waffengefährten Bülow. Der stellt den herkulischen Mann mit den blitzenden Augen lachend seinen Offizieren vor: „Das ist Einer, der das Einhauen versteht" — überträgt ihm den Befehl über die Reiterei, und einmal bei der Arbeit, bleibt der Wildfang fröhlich dabei, ein unersättlicher Streiter, bis zum Einzuge in Paris.

Neben den alten Soldaten empfand die gebildete Jugend den Ernst der Zeit am lebhaftesten; in ihr glühte die schwärmerische Sehnsucht nach dem freien und einigen deutschen Vaterlande. Kein Student, der irgend die Waffen schwingen konnte, blieb daheim; vom Katheder hinweg führte Professor Steffens nach herzlicher Ansprache seine gesamte Hörerschaft zum Werbe-

plaße der freiwilligen Jäger. Der König rief auch seine verlorenen alten Provinzen zu den Fahnen: „Auch Ihr seid von dem Augenblicke, wo mein treues Volk die Waffen ergriff, nicht mehr an den erzwungenen Eid gebunden.“ Da aber eine Massenerhebung in den unglücklichen Landen vorerst noch ganz unmöglich war, so eilten mindestens die Ostfriesen und Markaner von der Göttinger Universität zu den preußischen Regimentern, desgleichen die gesamte Studentenschaft aus dem treuen Halle, das unter westfälischer Herrschaft die Erinnerungen an den alten Dessauer und die gute preußische Zeit nicht vergessen hatte. Derselbe Geist lebte in den Schulen. Aus Berlin allein stellten sich 370 Gymnasiasten. Mancher schwächliche Junge irrte betrübt, immer wieder abgewiesen, von einem Regimente zum andern, und glücklich wer, wie der junge Vogel von Falkenstein, zuletzt doch noch von einem nachsichtigen Kommandeur angenommen wurde. Die Beamten meldeten sich so zahlreich zum Waffendienste, daß der König durch ein Verbot den Gerichten und Regierungen die unentbehrlichen Arbeitskräfte sichern mußte; in Pommern waren die königlichen Behörden während des Sommers nahezu verschwunden, jeder Kreis und jedes Dorf regierte sich selber, wohl oder übel.

Aber auch der geringe Mann hatte in Not und Plagen die Liebe zum Vaterlande wiedergefunden: stürmisch, wie nie mehr seit den Zeiten der Religionskriege, war die Seele des Volkes bewegt von den großen Leidenschaften des öffentlichen Lebens. Der Bauer verließ den Hof, der Handwerker die Werkstatt, rasch entschlossen, als verstünde sich's von selber: die Zeit war erfüllet, es mußte sein. War doch auch der König mit allen seinen Prinzen ins Feldlager gegangen. In tausend rührenden Zügen bekundete sich die Treue der kleinen Leute. Arme Bergknappen in Schlesien arbeiteten wochenlang unentgeltlich, um mit dem Lohne einige Kameraden für das Heer auszurüsten; ein pommerscher Schäfer verkaufte die kleine Herde, seine einzige Habe, und ging dann wohlbewaffnet zu seinem Regimente. Mit Verwunderung sah das alte Geschlecht alle jene herzerschütternden Auf-

tritte, woran der Ernst der allgemeinen Wehrpflicht uns Nachlebende längst gewöhnt hat: Hunderte von Brautpaaren traten vor den Altar und schlossen den Bund für das Leben, einen Augenblick bevor der junge Gatte in Kampf und Tod hinauszog. Nur die Polen in Westpreußen und Oberschlesien teilten die Hingebung der Deutschen nicht; auch in einzelnen Städten, die bisher vom Heerdienst frei gewesen, stießen die neuen Gesetze auf Widerstand. Das deutsche und litauische Landvolk der alten Provinzen dagegen war seit dem gestrengen Friedrich Wilhelm I. mit der Wehrpflicht vertraut. Zugleich wurden überall öffentliche Sammlungen veranstaltet, wie sie bisher nur für wohltätige Zwecke üblich waren: dies arme Viertel der deutschen Nation brachte mit der Blüte seiner männlichen Jugend auch die letzten kargen Reste seines Wohlstandes zum Opfer für die Wiederauferstehung des Vaterlandes. Von barem Gelde war wenig vorhanden, aber was sich noch auftreiben ließ von altem Schmuck und Geschmeide ging dahin. In manchen Strichen der alten Provinzen galt es nach dem Kriege als eine Schande, wenn ein Haushalt noch Silberzeug besaß. Kleine Leute trugen ihre Trauringe in die Münze, empfingen eiserne zurück mit der Inschrift: „Gold für Eisen;" manches arme Mädchen gab ihr reiches Lockenhaar als Opfer.

Eine wunderbare, andächtige Stille lag über dem in allen seinen Tiefen erregten Volke. Den Lärm der Presse und der Vereine kannte die Zeit noch nicht; aber auch im vertrauten Kreise wurde selten eine prahlerische Rede laut. In den Tagen ihres häuslichen Stillebens hatten die Deutschen gern überschwenglichen Ausdruck an nichtigen Gegenstand verschwendet; jetzt ward das Leben selber reich und ernst, jeder empfand die Größe der Tat, die Armut des Wortes. Jeder fühlte, wie Niebuhr gestand, still „die Seligkeit, mit seinem ganzen Volke, den Gelehrten und den Einfältigen, dasselbe Gefühl zu teilen", und allen ward „liebend, friedlich und stark zumute". Recht nach dem Herzen seines Volkes hatte Friedrich Wilhelms frommer Sinn den Wahlspruch „mit Gott für König und Vater-

land" der Landwehr gegeben und angeordnet, daß die ausgehobenen Wehrmänner vom Sammelplatze sogleich zu einer kirchlichen Feier geführt wurden. In jeder Kirche des Landes sollte eine Gedächtnistafel die Namen der ruhmvoll gefallenen Söhne der Gemeinde bewahren. Schwer hatte die Hand des lebendigen Gottes auf den Bildungsstolzen gelastet; ergeben und erhoben blickte dies neue Geschlecht wieder mit festem Vertrauen zu „dem alten deutschen Gott" empor und hoffte mit seinem Dichter:

Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Als die ersten Freiwilligen nach Breslau zogen, sangen sie noch das Reiterlied der Wallensteiner. Bald aber schuf sich das Heer seine eigenen Gesänge. Unversieglich wie einst den frommen Landsknechten floß den neuen Wehrmännern der Quell der Lieder. Beim Ausmarsch klang es: „Die Preußen haben Alarm geschlagen!" und dann schlang sich ein dichter Kranz kunstloser Volksweisen um jedes Erlebnis des langen Krieges, bis zuletzt der fröhliche Zapfenstreich: „Die Preußen haben Paris genommen!" noch einmal ein Zeugnis gab von der kriegsmutigen und doch zugleich tief innerlich friedfertigen Stimmung dieses Volkes in Waffen.

Alsbald ward es auch auf den Höhen des deutschen Parnasses lebendig. Nur der alte Goethe wollte sich zu der neuen Zeit kein Herz fassen; verstimmt und hoffnungslos zog er sich von dem kriegerischen Treiben zurück und meinte: „Schüttelt nur an euren Ketten; der Mann ist euch zu groß!" Doch wer sonst im Norden dichterisches Feuer in den Adern fühlte, jauchzte auf „beim Anbruch seines Vaterlandes", wie Fichte sagte. Was politisch gereifte Völker in der Presse, in Reden und publizistischen Abhandlungen aussprechen, gewann in diesem Geschlechte, dem die Dichtung noch immer die Krone des Lebens war, sofort poetische Gestalt; und so entstand die schönste politische Poesie, deren irgendein Volk sich rühmen kann — eine Reihe von Gedichten, an denen wir Nachkommen uns versündigen würden,

wenn wir dies Vermächtnis einer Heldenzeit jemals bloß mit ästhetischen Blicken betrachteten. An Kleists mächtige Gestaltungskraft reichten die Dichter des Befreiungskrieges nicht heran; wer aber in der Poesie den Herzenskündiger der Nationen sieht, wendet sich gleichwohl von jenen dämonischen Klängen des Hasses aufatmend hinweg zu den hellen und frischen Liedern, welche die Freude des offenen Kampfes gebar. Welch ein Segen doch für unser Volk, daß sein gepreßtes Herz wieder froh aufjubeln durfte, daß nach langem, dumpfem Harren und Grollen wieder der Eidschwur freier Männer zum Himmel stieg:

Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und schwöret Alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Freudig wie die Signale der Flügelhörner tönten Fouqués Verse: „Frischauf zum fröhlichen Jagen!“ — und in Arndts Liede: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ klang das schmetternde Marsch! Marsch! der deutschen Reiter wieder. Keiner hat den Sinn und Ton jener schwärmerischen Jugend glücklicher getroffen als der ritterliche Jüngling mit der Leier und dem Schwerte, Theodor Körner. Jetzt zeigte sich erst ganz, was Schillers Muse den Deutschen war. Ihr hohes sittliches Pathos setzte sich um in patriotische Leidenschaft, ihre schwungvolle Rhetorik ward das natürliche Vorbild für die Jünglingspoesie dieses Krieges. Der Sohn von Schillers Herzensfreunde erschien dem jungen Geschlechte als der Erbe des großen Dichters — wie er so siegesfroh mit den Lützower Jägern in den Kampf hinausritt, ganz durchglüht von deutschem Freiheitsmute, ganz unberührt von den kleinen Sorgen des Lebens, wie er auf jeder Rast und jeder Beiwacht seine feurigen Lieder von der Herrlichkeit des Krieges dichtete und endlich, den Sang von der Eisenbraut noch auf den Lippen, durch einen tapferen Reitertod den heiligen Ernst seiner Reden bezeugte — in Wort und Tat ein rechter Vertreter jener warmherzigen Männlichkeit, welche die begabten Obersachsen auszeichnet, wenn sie sich nur erst los-

gerissen haben aus der zahmen Schüchternheit ihres heimatlichen Lebens.

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht —

mit diesen Worten hat Körner selbst den Ursprung und Charakter der großen Bewegung geschildert. Sie blieb durchaus auf den deutschen Norden beschränkt. Wohl war die Lützowsche Freischar ausdrücklich zur Aufnahme von Nichtpreußen bestimmt, in ihr sollte sich der Gedanke der Einheit Deutschlands verkörpern. Mancher junge Mann aus den Kleinstaaten meldete sich im „Scepter" zu Breslau, wo die Lützower ihren Werbeplatz aufgeschlagen hatten; auch zwei süddeutsche Poeten, Rückert und Uhland, stimmten mit ein in den lauten Chor der patriotischen Dichtung. Die Masse des Volkes jedoch außerhalb Preußens empfand von dem Heldenzorne dieses Krieges wenig. Steins Hoffnungen auf eine einmütige Erhebung der Nation erwiesen sich als irrig. Nur in den vormals preußischen Provinzen und in einzelnen, unmittelbar von den Napoleoniden beherrschten Strichen des Nordwestens stand das Volk freiwillig auf, sobald die Heersäulen der Befreier nahten; überall sonst erwartete man geduldig den Befehl des Landesherrn und die Macht der vollendeten Tatsachen. Die Mecklenburger und Anhaltischen Herzoge schlossen sich den altbefreundeten preußischen Nachbarn an; ein Weimarisches Bataillon ließ sich gleich beim Anbruche des Krieges von den Preußen gefangen nehmen, um nachher, wie die tapferen Strelitzer Husaren, in das Yorksche Korps einzutreten. Alle anderen Rheinbündner folgten dem Befehle des Protektors, die meisten noch mit dem ganzen Feuereifer napoleonischer Landsknechtsgesinnung. Der deutsche Befreiungskrieg war in seiner ersten, schwereren Hälfte ein Kampf Preußens gegen die von Frankreich beherrschten drei Viertel der deutschen Nation.

Wie einst der Beginn der modernen deutschen Staatenbildung, so ging auch die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit allein vom Norden aus. Die neuen politischen und sittlichen Ideale der erregten Jugend trugen das Gepräge

norddeutscher Bildung; der alte deutsche Gott, zu dem sie betete, war der Gott der Protestanten, all ihr Tun und Denken ruhte, bewußt oder unbewußt, auf dem sittlichen Grunde der strengen Kantischen Pflichtenlehre. Es wurde folgenreich für lange Jahrzehnte der deutschen Geschichte, daß doch nur die norddeutschen Stämme wirklichen Anteil hatten an den schönsten Erinnerungen dieses neuen Deutschlands, während der Süden erst zwei Menschenalter später des Glückes teilhaftig ward, für das große Vaterland zu kämpfen und zu siegen.

Bald genug zeigte sich die prophetische Wahrheit, die in den harten Worten Fichtes lag: „Auch im Kriege wird ein Volk zum Volke; wer diesen Krieg nicht mitführt, kann durch kein Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden.“ Das neue Preußen, sein Staat und sein Heer, hatte sich gebildet im bewußten Gegensatze zu allem ausländischen Wesen; die Staaten des Südens verdankten der Herrschaft Frankreichs ihr Dasein, ihre Institutionen, ihre militärischen Erinnerungen; darum war im Norden die Liebe zum Vaterlande ein starkes, sicheres nationales Gefühl, während im Süden die französischen Ideen noch lange vorherrschten und der Name Deutschland nur ein leeres Wort blieb. Wohl schlug sich der kurmärkische Bauer und der schlesische Weber nur für Weib und Kind und für seinen angestammten König; aber die Blücher, York und Bülow, die er als seine Preußenhelden ehrte, waren doch wirklich die Helden des neuen Deutschlands. Der süddeutsche Landmann wußte nichts von ihnen. Und etwas von den deutsch-patriotischen Gedanken, welche die bewaffnete Jugend der gebildeten Stände erfüllten, drang doch allmählich bis in die niederen Schichten des preußischen Volkes herab. Jener demokratische Zug, der seit der Befestigung der absoluten Monarchie im preußischen Staate lebendig war, verstärkte sich mächtig während dieses Krieges. Wie vormals die gemeinsame Freude an den Werken der deutschen Dichtung die Unterschiede der Stände etwas ausgeglichen hatte, so fanden sich jetzt alle Klassen zusammen in der ungleich wirksameren Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung. Die Ge-

schäfte der Landwehrausschüsse, die Übungen des Landsturms, die öffentlichen Sammlungen und die Liebesarbeit in den Hospitälern brachten auch die Daheimgebliebenen einander näher; der schroffe Junker lernte mit den Bürgersleuten der Kreisstadt freundnachbarlich zu verkehren; wer in dieser Zeit sich hervorgetan, blieb sein Leben lang ein geachteter Mann.

Vollends das Heer verwuchs zu einer großen Gemeinde, und nach dem Frieden lebte die alte treue Waffenbrüderschaft in den Vereinen und Festen der Kameraden fort. Das eigentümliche scharfe und schneidige Wesen der friderizianischen Armee blieb erhalten, desgleichen das stolze Gefühl aristokratischer Standesehre unter den Offizieren. Aber die alten Berufssoldaten mußten sich gewöhnen, mit den gebildeten jungen Mannschaften ruhig und freundlich umzugehen. Gerade die besten unter ihnen erkannten willig an, wieviel gesunde Kraft dem Offizierkorps aus den Reihen der freiwilligen Jäger zuströmte; mit herzlicher Freude lobte Gneisenau die jungen Freiwilligen: „es wird mir schwer mich der Tränen zu enthalten, wenn ich diesen Edelmut, diesen hohen deutschen Sinn gewahr werde.“ Da die Hauptmasse der Freiwilligen aus Studenten und studierten Leuten bestand, so behauptete der jugendliche Ton akademischer Fröhlichkeit auch im Feldlager sein Recht, nur daß er sich der strengen Mannszucht fügen mußte. Wie oft haben die Lützower Jäger den Landesvater gesungen; das alte Lied war ihnen jetzt doppelt teuer, da sie in vollem, heiligem Ernst ihr gutes Schwert zum Hüter weihten für das Vaterland, das Land des Ruhmes. Die jungen Freiwilligen wurden wirklich, wie Scharnhorst vorausgesagt, die besten Soldaten; die Haltung der gesamten Mannschaft ward freier und gesitteter durch den Verkehr mit den gebildeten jungen Männern. Auch der rohe Bauernbursch lernte einige von den schwungvollen Liedern der Freiwilligen. Als dann die Zeit der Siege kam und die Preußen immer wieder in befreite deutsche Städte ihren jubelnden Einzug hielten, als endlich der deutsche Rhein zu den Füßen der Sieger lag, da ahnte selbst der geringe Mann, daß er nicht bloß für seine

heimatliche Hofstatt focht. Der Gedanke des Vaterlandes ward lebendig in den tapferen Herzen, die Preußen fühlten sich stolz als die Vorkämpfer Deutschlands. Seit Cromwells eisernen Dragonern hatte die Welt nicht mehr ein Heer gesehen, das so durchdrungen war von heiligem sittlichem Ernst, und es war nicht wie jene eine fanatische Partei, sondern ein ganzes Volk. Alle die alten trennenden Gegenstände des politischen Lebens verschwanden in dem Einmut dieses Kampfes: Marwitz, der abgesagte Gegner der Volksheere, übernahm willig den Befehl über eine Landwehrbrigade, hatte seine Lust an dem festen Mute seiner märkischen Bauern.

Alle die heißen Leidenschaften, die nur ein mannhaftes Volk zum höchsten Wagen entflammen können, waren erwacht, und doch blieb die ungeheuere Bewegung in den Schranken der Gesittung. Nichts von jenem finstern kirchlich-nationalen Fanatismus, der die Erhebung der Russen und der Spanier so unheimlich erscheinen ließ. Dies junge Deutschland, das jetzt mit flammenden Augen seine Speere schütterte, trug die Kränze der Kunst und Wissenschaft auf seinem Scheitel, und mit gerechtem Stolze durfte Boeckh am Ausgang dieses schlachtenreichen Sommers rufen: „siehe hier ist Germanien mit Waffen so gut wie mit Gedanken gerüstet!“ Die diesen Kampf mit Bewußtsein führten, fühlten sich auserwählt durch Gottes Gnade, das Reich der Arglist und der ideenlosen Gewalt zu zerstören, einen dauerhaften Frieden zu begründen, der allen Völkern wieder erlauben sollte nach ihrer eigenen Art, in schönem Wetteifer sich selber auszuleben. Der deutsche Krieg galt der Rettung der alten nationalen Formen der abendländischen Kultur, und als er siegreich zu Ende ging, sagte der Franzose Benjamin Constant: „die Preußen haben das menschliche Angesicht wieder zu Ehren gebracht!“

Über die künftige Verfassung des befreiten Deutschlands hatte dies kindlich treuherzige Geschlecht freilich noch nicht nachgedacht. War nur erst alles, was in deutscher Zunge sprach, wieder beisammen, so konnte es ja gar nicht fehlen, daß ein starkes, einiges,

volkstümlich freies Reich sich wieder erhob. Nach den Mitteln und Wegen fragte niemand, jeder Zweifler wäre des Kleinmuts bezichtigt worden, der Krieg, allein der Krieg nahm aller Gedanken in Anspruch. Außer jenen rohen Schmähschriften wider den Feind, welche in keinem schweren Kriege fehlen, erschienen in diesem Frühjahr nur solche politische Schriften, die unmittelbar auf die Erregung der Kampflust berechnet waren: so Arndts köstliche Büchlein und Pfuels Erzählung von dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland, die erste getreue Darstellung der großen Katastrophe, ein kleines Buch von mächtiger Wirkung. Auch die einzige norddeutsche Zeitung, welche eine bestimmte politische Richtung verfolgte, Niebuhrs Preußischer Correspondent, befaßte sich nicht näher mit den großen Fragen der deutschen Zukunft.

Nur Fichte wollte und mußte sich Klarheit verschaffen. In der frohen Erregung dieser hoffnungsreichen Tage war dem Philosophen die Majestät des Staatsgedankens aufgegangen. Er erkannte dankbar, daß die Wiedergeburt des alten Deutschlands doch früher erfolgte, als er einst in seinen Reden angenommen, sah mit Freuden seine Hörer allesamt zum Kampfe ziehen, trat selber mit Säbel und Pike in die Reihen des Berliner Landsturms. Und da er nun mit Händen griff, welche Opfer eine geliebte und geachtete Staatsgewalt ihrem Volke zumuten darf, lernte er größer denken von dem Wesen der politischen Gemeinschaft und schilderte in seiner Staatslehre den Staat als den Erzieher des Menschengeschlechts zur Freiheit: ihm sei auferlegt, die sittliche Aufgabe auf Erden zu verwirklichen. Dann verkündete er kurz vor seinem Tode, in dem „Fragmente einer politischen Schrift", zum ersten Male mit voller Bestimmtheit die Meinung, daß allein dem preußischen Staate die Führung in Deutschland gebühre. Alle Kleinfürsten hätten immer nur ihrem lieben Hause gelebt, auch Österreich brauche die deutsche Kraft nur für seine persönlichen Zwecke. Nur Preußen ist ein eigentlich deutscher Staat, hat als solcher durchaus kein Interesse zu unterjochen oder ungerecht zu sein; der preußische Staat ist Deutschlands natürlicher Herrscher, er muß sich erweitern zum

Reiche der Vernunft, sonst geht er zugrunde. Das Fragment war ein teures Vermächtnis, das der tapfere und einflußreiche Lehrer der norddeutschen Jugend seinen Schülern hinterließ, zugleich ein bedeutungsvolles Symptom der Ahnungen und Wünsche, welche in den Kreisen der Patrioten gärten. Jedoch die Absicht einzugreifen in die Politik des Tages, lag dem Idealisten fern. Er schrieb seine prophetischen Gedanken nur nieder, „damit sie nicht untergehen in der Welt", und erst geraume Zeit nach seinem Tode sind sie veröffentlicht worden. Für die harten Aufgaben des politischen Parteilebens hatte die Zeit noch gar kein Verständnis. Nur das eine Ziel der Vernichtung der Fremdherrschaft stand den Patrioten klar und sicher vor Augen; was darüber hinauslag, waren hochsinnige Träume, so unbestimmt, so gestaltlos wie das in jenem Königsberger Winter gedichtete Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? —

Das russische Hauptquartier und die Wiener Hofburg konnten sich nicht genug verwundern, wie unbegreiflich schnell das Werk der preußischen Rüstungen vonstatten ging. In Scharnhorsts Händen liefen alle Fäden des ungeheuren Netzes zusammen und er verfuhr nach einem festen, seit Jahren durchdachten Plane. Da man rasch mit einer zahlreichen Feldarmee den Angriff beginnen wollte und überdies wünschen mußte, den beiden anderen Ostmächten durch die baldige Aufstellung starker Streitkräfte die Leistungsfähigkeit Preußens zu zeigen, so ergab sich als erste Aufgabe die Vermehrung der Linientruppen. Darum wurde schon seit dem Dezember die Bildung der Reservebataillone betrieben und vollendet. Wesentlich demselben Zweck diente das Aufgebot der freiwilligen Jäger; sie sollten den Stamm bilden für die Offiziere und Unteroffiziere der Armee, und in der Tat ist ein großer Teil der Generale und Stabsoffiziere, welche späterhin in müden Friedensjahren die Gesinnungen einer großen Zeit dem Heere erhielten, aus der Schule jener Freiwilligen hervorgegangen.

Die Einberufung der Freiwilligen ließ sich allenfalls noch vor den Franzosen beschönigen, ohne daß man die diplomatische

Maske völlig abnahm. Sie erfolgte unter kluger Schonung der tiefeingewurzelten Vorurteile, welche sich der allgemeinen Dienstpflicht noch entgegenstemmten. Die Söhne der höheren Stände kurzab als Gemeine einzustellen, ging schlechterdings nicht an; deshalb wurden die Freiwilligen, die sich selber ausrüsteten, in besondere, den Regimentern aggregierte Jägerdetachements eingereiht und durch die grüne Jägeruniform vor der Masse der Mannschaft ausgezeichnet, sie erfuhren eine ihren Standesgewohnheiten entsprechende Behandlung, erhielten eine besonders sorgfältige Ausbildung und das Recht, nach einigen Monaten ihre Offiziere selbst zu wählen. Darauf erfolgte die Aufhebung aller Exemtionen und die Verordnung vom 22. Februar, die jede Umgehung der Wehrpflicht mit strengen Strafen belegte. Auch diese Schritte konnten zur Not noch vor dem französischen Gesandten entschuldigt werden. Sie erregten viel Unwillen in dem treuen Volke — denn wozu der Zwang, da doch freiwillig so vielmehr geleistet wurde als der König verlangte? — und doch waren sie unerläßlich. Der Staat mußte für die Linie und die Landwehr mit Sicherheit auf alle Wehrfähigen zählen können, auch in den Bezirken, welche geringeren Eifer zeigten.

Dann erst, als die diplomatischen Verhandlungen abgebrochen, die Cadres der Linie schon formiert und nahezu gefüllt waren, erschien das Landwehrgesetz, das einer offenen Kriegserklärung gleichkam. Scharnhorsts Landwehrplan war von Haus aus in einem größeren Sinne gedacht, als die Entwürfe des Königsberger Landtages. Auch er rechnete, wie die Ostpreußen, zunächst auf die Tätigkeit der Kreis- und Provinzialstände, wendete die Grundsätze der neuen Selbstverwaltung auf das Heerwesen an. In jedem Kreise traten zwei ritterschaftliche, ein städtischer und ein bäuerlicher Deputierter zu einem Ausschusse zusammen, um aus der Gesamtheit der Männer zwischen siebzehn und vierzig Jahren, die nicht in der Linie dienten, die Landwehrmänner auszulosen; zwei Generalkommissare, ein königlicher und ein ständischer, leiteten die Aushebung und Ausrüstung in jeder Provinz. Die Mannschaften trugen

an Kragen und Mütze die Farben ihrer Provinz, die Offiziere die Uniform der Landstände. Die Formation der Bataillone und Kompagnien folgte so weit als möglich den Grenzen der Kreise und Gemeinden, dergestalt, daß der Nachbar in der Regel mit dem Nachbarn in einem Gliede stand; die Offiziere bis zum Hauptmann aufwärts wurden gewählt, die Stabsoffiziere, zum Teil auf Vorschlag der Stände, vom Könige ernannt. Gleichwohl war diese armée bourgeoise, wie Napoleon sie höhnend nannte, keineswegs bloß ein für die Verteidigung der nächsten Heimat bestimmtes Provinzialheer. Vielmehr wurde die Landwehr auf die Kriegsartikel vereidigt und zu allem verpflichtet, was dem stehenden Heere oblag; sie war uniformiert — freilich sehr einfach, mit der Dienstmütze und der Litewka, die sich aus dem blauen Sonntagsrocke der Bauern leicht zurechtschneiden ließ — und der König behielt sich vor, die einzelnen Wehrmänner oder auch ganze Bataillone zur Feldarmee heranzurufen. Die gesamte männliche Bevölkerung bis zum vierzigsten Jahre sollte also, wenn es nottat, zur Verstärkung der offensiven Streitkräfte des Staates dienen; die Ostpreußen mußten auf Befehl des Königs ihren enger gedachten Entwurf abändern, ihre Landwehr ebenfalls zum Dienste außerhalb der Provinz verpflichten. Die Mehrzahl der Mannschaften bestand aus Bauern und kleinen Leuten, zumal in Schlesien, wo fast alle gebildeten jungen Leute bei den freiwilligen Jägern eingetreten waren. Die Offiziere waren zumeist Gutsbesitzer, zum Teil auch Beamte oder junge Freiwillige, nur wenige darunter militärisch geschult. Für die Ausrüstung konnte der erschöpfte Staat nur kümmerlich sorgen; das erste Glied des Fußvolks trug Piken, bewaffnete sich erst im Verlaufe des Krieges zum Teil mit erbeuteten feindlichen Gewehren.

Monate mußten vergehen bis eine solche Truppe in der Feldschlacht verwendet werden konnte. Während des Frühjahrsfeldzuges wurde die Landwehr nur notdürftig eingeübt oder zum Festungskriege benutzt; erst nach dem Waffenstillstande rückten sie in größeren Massen ins Feld. Auch dann noch bildete die

Linie, der ja alle höheren Führer und die technischen Truppen ausschließlich angehörten, selbstverständlich den festen Kern des Heeres. Kleist hatte unter den 41 Bataillonen seines Korps 16 Landwehrbataillone, Bülow unter der gleichen Zahl nur 12; nur in Yorks Korps überwog die Landwehr — mit 24 Bataillonen unter 45. Die Wehrmänner hatten noch eine Zeitlang mit den natürlichen Untugenden ungeschulter Truppen zu kämpfen: beim ersten Angriff hielten sie nicht leicht stand, wenn ein unerwartetes Bataillonsfeuer sie in Schrecken setzte; kam es zum Handgemenge, dann entlud sich die lang verhaltene Wut der Bauern in fürchterlicher Mordgier; nach dem Siege waren sie schwer wieder zu sammeln, da sie den geschlagenen Feind immer bis an das Ende der Welt verfolgen wollten. Nach einigen Wochen wurde ihre Haltung sicherer, und gegen den Herbst hin begann Napoleons Spott über „dies Gewölk schlechter Infanterie" zu verstummen. Die kampfgewohnten Bataillone der Landwehr waren allmählich fast ebenso kriegstüchtig geworden wie das stehende Heer, wenngleich sie weder mit der Disziplin noch mit der stattlichen äußeren Haltung der Linientruppen wetteifern konnten und immer unverhältnismäßige Verluste erlitten: — eine in der Kriegsgeschichte beispiellose Tatsache, die nur möglich ward durch den sittlichen Schwung eines nationalen Daseinskampfes. Schwerer, natürlich, gelang die Ausbildung der Landwehrreiter; doch haben auch sie unter kundigen Führern manches Vortreffliche geleistet. Marwitz ließ seine märkischen Bauernjungen ihre kleinen Klepper nur auf der Trense reiten, ohne Kandare und Sporen, störte sie nicht in ihren ländlichen Reiterkünsten, verlangte nur, daß sie Pferd und Waffen mit Sicherheit zu brauchen lernten, und brachte diese naturwüchsige Kavallerie nach kurzer Zeit so weit, daß er von ihr im Felddienste alles fordern konnte.

Nach der Einberufung der Landwehr vergingen wieder fünf Wochen, bis am 21. April das Gesetz über den Landsturm unterzeichnet wurde. Die Cadres der Landwehrbataillone mußten erst formiert sein, bevor man zum Aufgebote der letzten Kräfte

des Volkes schreiten konnte. Scharnhorst stand damals schon fern von Breslau im Feldlager. Schwerlich ist der General ganz einverstanden gewesen mit Form und Inhalt dieses von einem Zivilbeamten Bartholdi verfaßten Gesetzes, das einem gesitteten Volke Unmögliches zumutete und, vollständig durchgeführt, der Kriegführung beider Teile das Gepräge fanatischer Barbarei hätte geben müssen. Ausdrücklich war der furchtbare Grundsatz ausgesprochen, daß dieser Krieg der Notwehr jedes Mittel heilige. Sobald der Feind herannahte, sollten auf das Geläute der Sturmglocken alle Männer vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Jahre aufstehen, ausgerüstet mit Piken, Beilen, Sensen, Heugabeln, mit jeder Waffe, die nur stechen oder hauen konnte; denn auf die Länge habe der Verteidiger in jedem Terrain immer das Übergewicht. Der Landsturm wird verpflichtet zur Späherei und zum kleinen Kriege: der Feind muß wissen, daß alle seine zerstreuten Abteilungen sofort erschlagen werden. Der Feigling, der Sklavensinn zeigt, ist als Sklave zu behandeln und mit Prügeln zu bestrafen. Auf Befehl des Militärgouverneurs müssen ganze Bezirke verwüstet, Vieh und Geräte weggeschafft, die Brunnen verschüttet, das Getreide auf dem Halme verbrannt werden. Wird eine Gegend überrascht, so sind alle Behörden alsbald aufgelöst — offenbar eine Erinnerung an die tragikomischen Erfahrungen von 1806. Wer genötigt ward, dem Feinde einen Eid zu leisten, ist an den erzwungenen Schwur nicht gebunden. Auch diesen ungeheuren Anforderungen kam das treue Volk mit Freuden nach, soweit es möglich war. In jedem Kreise trat eine Schutzdeputation zusammen zur Leitung des Landsturms. Die müden Alten und die unbärtigen Jungen übten sich eifrig im Gebrauche ihrer rohen Waffen sowie in der freien Kunst des Pfeifens, die den Landstürmen anempfohlen war. Mit Vorliebe pflegte dies Volksheer unbesetzte Höhen zu erstürmen — so machte man seinem Namen doch Ehre. In dem Berliner Landsturm exerzierten die Professoren der Universität zusammen in einer Kompagnie — einer reisigen Schar, die allerdings mehr durch wissenschaftlichen Ruhm als durch

kriegerische Kunstfertigkeit glänzte; ja es geschah, daß sogar die Berliner Damen aufgeboten wurden zum Bau der Feldschanzen im Süden der Hauptstadt. Die Errichtung des Landsturms brachte den großen militärischen Vorteil, daß nach und nach fast die gesamte Linie und Landwehr für den Feld- und Festungskrieg verfügbar wurde. Von der Ostsee bis zu den Riesenbergen standen auf allen Höhen die Fanale, von Landstürmern behütet.

Das Volksaufgebot erwies sich nützlich im Wach- und Botendienste, auch zum Wegfangen der Marodeure und Versprengten. Im offenen Kampfe dagegen ist der Landsturm nur ganz ausnahmsweise verwendet worden: so erklangen während der ersten Apriltage, noch bevor das Gesetz erschienen war, die Sturmglocken in allen Dörfern an der Havel und bewaffnete Bauernhaufen schlossen sich freiwillig den Truppen an, die gegen Magdeburg zogen. In den großen Städten rief die fanatische Härte des Gesetzes begründete Beschwerden hervor. Da überdies die Gefahr anarchischer Zügellosigkeit sehr nahe lag, das bürgerliche Leben der Arbeitskräfte nicht entbehren konnte und die Beamten der alten Schule vor bewaffneten Volkshaufen ein instinktives Grauen empfanden, so wurden schon im Laufe des Sommers die übertriebenen Ansprüche des Edikts durch einige neue Erlasse gemildert. Der Landsturm stand fortan unter den Kriegsartikeln und diente wesentlich zur Ausbildung der Reservebataillone für die Landwehr; in den großen Städten fiel er ganz hinweg, aus dem brauchbarsten Drittel seiner Mannschaft wurden Bürger-Kompagnien für den Sicherheitsdienst gebildet. Gleichwohl war die Errichtung des Landsturms sehr folgenreich. Sie belebte in dem Volke das Bewußtsein, daß dieser heilige Krieg die gemeinsame Sache aller sei; wie vielen wackeren Alten ist es ein Trost geblieben bis zum Grabe, daß sie doch auch die Waffen für das Vaterland getragen hatten. Noch stärker war die Wirkung auf die Feinde, die nach ihren spanischen Erfahrungen nichts so sehr fürchteten als einen Krieg aller gegen alle. Schon der glücklich gewählte Name dieses Volksaufgebots erregte

Schrecken im Lager der Rheinbündner; wie unheimlich klang das Landsturmlied:

Ha Windsbraut sei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn!

Die übereilte Räumung der Marken im Frühjahr und nachher die unsicheren Operationen der Marschälle auf ihren Zügen gegen Berlin erklären sich nur aus der unbestimmten Angst vor einer Massenerhebung.

Ein wunderbarer Anblick, wie dieser von allen Geldmitteln entblößte Mittelstaat so mit einem Male wieder eintrat in die Reihe der großen Militärmächte. Nur ein Meister konnte allen den ungestümen Kräften, die so urplötzlich aus den Tiefen unseres Volkslebens hervorbrachen, Form, Maß und Richtung geben. Unbeirrt durch Widerspruch und Verkennung führte Scharnhorst seine militärisch-politischen Pläne durch, und ihm gelang was in der modernen Geschichte für unmöglich gegolten hatte: ein ganzes Volk zu einem kriegsfertigen Heere umzubilden. Ihm ward das höchste Glück, das dem großen Menschen beschieden ist: er durfte endlich zeigen was er vermochte. Er wußte, daß die Geschicke seines Landes auf seinen Schultern lagen, und einmal doch kam ein Wort des Stolzes über die Lippen des Anspruchslosen: „ich verfahre despotisch,“ so schrieb er seiner Tochter, „und lade viel Verantwortung auf mich, aber ich glaube dazu berufen zu sein.“

Hardenbergs diplomatische Künste, die Schwankungen am Hofe und das Warten auf Österreich hatten den Ausbruch des Krieges um einige Wochen verzögert. Und doch fühlte sich Napoleon überrascht; Maret selbst gestand dem Gesandten Krusemark beim Abschied: sein Kaiser hätte die Gefahr nicht für so nahe gehalten. Durch den Abfall Preußens wurden die Kriegspläne des Imperators verändert. An einen Angriff auf das Zarenreich ließ sich vorerst nicht mehr denken, die nächste Aufgabe war die Vernichtung Preußens. Schon am 27. März ließ Napoleon der Hofburg die Aufteilung des preußischen Staates vorschlagen, dergestalt, daß Schlesien an Österreich zurückfiele, Sachsen und

Westfalen durch je eine Million preußischer Untertanen vergrößert würden und dem Hause Hohenzollern nur noch ein Kleinstaat mit einer Million Einwohnern an der Weichsel verbliebe. Auf die preußische Kriegserklärung ward mit blutigen Beleidigungen erwidert: wenn Preußen sein Erbe zurückfordere, so wisse die Welt, daß dieser Staat alle seine Erwerbungen in Deutschland nur der Verletzung der Gesetze und Interessen des deutschen Reichskörpers verdanke. Und in einem veröffentlichten Berichte an den Kaiser erhob Maret die Anklage: der preußische Hof versammle um sich die Chorführer jener fanatischen Partei, welche den Umsturz der Throne und die Zerstörung der bürgerlichen Ordnung predige. Diese Kriegserklärung, so schloß er höhnend, ist der Dank „für den Tilsiter Vertrag, der den König wieder auf seinen Thron erhob, und für den Pariser Vertrag von 1812, der ihn zur französischen Allianz zuließ!"

In einem solchen Kampfe war jeder Ausgleich undenkbar. Und wie unsicher standen die Aussichten für das große Wagnis! Mit Österreich kamen die Alliierten keinen Schritt weiter. Auf wiederholte dringende Mahnungen ließ sich Metternich endlich am 2. April dahin aus: von einem sofortigen Bruche mit Frankreich könne keine Rede sein; dagegen sei Kaiser Franz bereit, mit den Verbündeten zusammenzuwirken, falls Napoleon die von Österreich beabsichtigten Friedensvorschläge zurückwiese. Selbst der junge Graf Nesselrode, der soeben anfing im Rate des Zaren eine Rolle zu spielen, allezeit ein warmer Freund Österreichs, fand diese Erklärung nichtssagend und ungenügend.

Auch Großbritanniens Hilfe blieb aus. Englische Subsidien waren für den Krieg ebenso unentbehrlich, wie der gute Wille Hannovers für den Bestand des künftigen Deutschen Bundes; deshalb wurde die Wiederherstellung der welfischen Besitzungen in Deutschland im Kalischer Vertrage ausdrücklich ausbedungen. Die glückliche Insel, die allein unter allen Staaten Europas dem Imperator standhaft die Anerkennung verweigert hatte, galt bei allen deutschen Patrioten als die feste Burg der Freiheit, ihre

schlaue und gewalttätige Handelspolitik als ein heroisches Ringen um die höchsten Güter der Menschheit. Mit glühender Begeisterung ward das hochsinnige Welfenhaus verherrlicht. Graf Münster träumte von einem freien Welfenreiche Austrasien, das alle deutschen Lande zwischen Elbe und Schelde umfassen sollte, und fand mit diesem tollen Plane bei manchem deutschen Patrioten Anklang. Wie oft hatte England einst, als Pitt noch lebte, dem preußischen Staate glänzende Erwerbungen, vornehmlich den Besitz der Niederlande verheißen, wenn er sich dem Bunde gegen Frankreich anschlösse. Nun endlich stand Preußen in Waffen, und nichts schien dem Staatskanzler sicherer, als daß England jetzt mit vollen Händen dem neuen Bundesgenossen entgegenkommen würde.

Das „Ministerium der Mittelmäßigkeiten" aber, das die Erbschaft Pitts angetreten, hatte von seinem großen Vorfahren nur den zähen Haß gegen die Revolution überkommen, nicht den freien und weiten politischen Blick. Diese Hochtorys bildeten den Herd der europäischen Reaktion, sie erwarteten, wie Lord Castlereagh einmal trocken aussprach, von dem großen Kampfe einfach „die Wiederherstellung der alten Zustände", verfolgten mit ängstlichem Mißtrauen jede junge Kraft, die im Weltteil sich regte, blickten mit grenzenlosem Hochmut auf die zur Knechtschaft bestimmten Völker des Festlandes herab. „Die konstitutionelle Verfassung", sagte Castlereagh, „ist nicht geeignet für Länder, die sich noch in einem Zustande verhältnismäßiger Unwissenheit befinden; das äußerst gewagte Prinzip der Freiheit muß man eher hemmen als befördern." Das Aufsteigen der russischen Macht war dem Kabinett von St. James schon längst unheimlich, und kaum minder erschrocken als Kaiser Franz beobachtete der Prinzregent die stürmische Begeisterung der norddeutschen Jugend, den stolzen Freimut der preußischen Generale. Schwer besorgt schrieb Wellington über die fieberische Erhitzung des preußischen Heeres, das allerdings nicht, wie die Peninsula-Regimenter des eisernen Herzoges, durch den Idealismus der neunschwänzigen Katze in Zucht gehalten wurde.

Da die alte Schwäche der englischen Staatsmänner, die Unkenntnis der festländischen Verhältnisse, in diesem Tory-Kabinett unglaublich reich entwickelt war, so wurde Englands deutsche Politik in Wahrheit durch den Grafen Münster, den vertrauten hannoverschen Rat des Prinzregenten geleitet. Die Tage waren vorüber, da Graf Münster durch seine ausdauernde Feindschaft gegen das napoleonische Weltreich sich die Achtung des Freiherrn vom Stein verdient hatte; seit Preußen sich erhob, traten nur noch die kleinlichen Züge seines politischen Charakters hervor: der Welfenneid gegen den stärkeren Nachbarn und die gehässigen alten Vorurteile wider „den preußischen Prügel und Ladestock". Hardenbergs gemäßigte dualistische Pläne erschienen ihm fast noch schrecklicher als Steins unitarische Träume; nun und nimmer durfte die Welfenkrone sich einer höheren Macht beugen. Da sein alter Lieblingsplan, Preußen als eine Macht dritten Ranges auf die Lande zwischen Elbe und Weichsel zu beschränken durch die Macht der Ereignisse vereitelt und damit das Welfenkönigreich Austrasien leider unmöglich geworden war, so sollte der preußische Staat zum mindesten die englischen Subsidien teuer bezahlen, er sollte nicht nur mit seinem guten Schwerte Hannover für die Welfen zurückerobern, sondern dies Land, das selbst nach seiner Befreiung nicht das mindeste für den deutschen Krieg geleistet hat, auch noch durch altpreußische Provinzen vergrößern. Ohne solche Verstärkung, erklärte der welfische Staatsmann vertraulich, könne Hannover neben Preußen nicht in Sicherheit und Ruhe leben. Der Prinzregent ging auf diese Gedanken um so eifriger ein, da seiner Tochter Charlotte das Thronfolgerecht in England zustand und mithin der welfische Mannsstamm erwarten mußte, bald wieder auf seine deutschen Erblande beschränkt zu werden; in seinen Briefen freilich versicherte er salbungsvoll, daß er nicht aus persönlichem Interesse handle, sondern sich lediglich verpflichtet fühle, sein Kurland für die Leiden der Franzosenherrschaft zu belohnen. Sir Charles Stewart, der zu Anfang April nach Deutschland hinüberkam, war beauftragt, das Hildesheimer Land, das die Welfen schon

im Jahre 1802 nur ungern den Hohenzollern gegönnt hatten, sowie die altpreußischen Gebiete Minden und Ravensberg für das Welfenreich zu verlangen.

Der alternde Staatskanzler war, trotz seiner raschen Feder, der erdrückenden Arbeitslast seines Amtes nicht mehr gewachsen und doch nicht gewillt, seine Herrscherstellung über den Ministern aufzugeben. In dem Strudel von Arbeiten und frivolen Zerstreuungen sah er seinen königlichen Herrn allzuselten, der Geschäftsgang in der Staatskanzlei begann schleppend und nachlässig zu werden. Leichtfertige Freigebigkeit den welfischen Ansprüchen gegenüber ließ sich ihm gleichwohl nicht vorwerfen. Fast ein Vierteljahr lang hat er diese widerwärtigen Verhandlungen geführt, erst durch Niebuhr, nachher persönlich. Welch ein Anblick! Dies reiche England, das sich stolz den Vorkämpfer der Freiheit Europas nennt, läßt seinen tapfersten Bundesgenossen, der zum Verzweiflungskampfe stürmt, monatelang in unerträglicher Bedrängnis, feilscht mit ihm um Seelen und Schillinge — und dies wegen der dynastischen Laune eines unfähigen Fürsten, die das Wohl des englischen Staates nicht im entferntesten berührt! Genug, als der Feldzug begann, war man noch immer nicht im reinen und der preußische Staat in erdrückender Geldnot.

Selbst das mit Rußland bereits verbündete Schweden hatte mit Preußen noch keinen Vertrag abgeschlossen. Als die Schweden einst den schlauen Karl Johann Bernadotte zu ihrem Thronfolger wählten, erwarteten sie bestimmt, der napoleonische Marschall würde, getreu den alten Traditionen schwedischer Politik, sich an Frankreich anschließen und mit Napoleons Hilfe das verlorene Finnland von den Russen zurückgewinnen. Der kluge Kronprinz ging jedoch andere Wege. Er sah, daß sein Ackerbauland die Kontinentalsperre nicht ertragen konnte, desgleichen daß die Wiedereroberung von Finnland sehr unwahrscheinlich war. Darum beschloß er, durch die Erwerbung von Norwegen sein neues Vaterland zu entschädigen, seine junge Dynastie im Volke zu befestigen. Schon seit dem Beginne des russischen Krieges

stand er mit dem Zaren im Bündnis. Seitdem wurde der Kopenhagener Hof von Rußland, England und Schweden dringend aufgefordert, Norwegen aufzugeben und der großen Allianz beizutreten; selbstverständlich sollten die Dänen sich schadlos halten an jener großen Entschädigungsmasse, die man Deutschland nannte. Der russische Gesandte in Stockholm versprach dem dänischen Geschäftsträger, dem jungen Grafen Wolf Baudissin, im Namen Englands: beide Mecklenburg, das schwedische und vielleicht auch das preußische Pommern, „zwei Dörfer in Deutschland für eines in Norwegen.“ Bernadotte selbst ging noch weiter und verhieß: Mecklenburg, Oldenburg, Hamburg und Lübeck. Zum Heile für Deutschland vertraute Friedrich VI. von Dänemark auf Napoleons Glück und fand monatelang keinen festen Entschluß. Dem Gradsinne König Friedrich Wilhelms waren diese häßlichen nordischen Händel von Haus aus widerwärtig. Er hoffte Dänemark durch ehrliche Mittel für die Koalition zu gewinnen, wollte seine Hand nicht bieten zu der Beraubung des kleinen Nachbarn und verweigerte die Genehmigung, als sein Gesandter in Stockholm einen Allianzvertrag abgeschlossen hatte, der den Schweden die Erwerbung von Norwegen verbürgte. So geschah das Sonderbare, daß Bernadotte im Frühjahr mit einem kleinen schwedischen Heer in Stralsund landete, um Norwegen in Deutschland zu erobern, und doch mit Preußen noch nicht verbündet war. England gewährte dem zweideutigen Bundesgenossen für seine schwache Schar freigebig eine Million Pfund Sterling Subsidien.

Was ließ sich vollends von den Staaten des Rheinbundes erwarten! Mit Bayern verhandelte der Staatskanzler insgeheim schon seit dem Januar. Der Untergang der 30000 Bayern, die in den Schneefeldern Rußlands ihren Tod gefunden, hatte den Münchener Hof doch tief erschüttert. Obgleich Montgelas die norddeutschen Patrioten leidenschaftlich haßte, auch den Gesandten Hertling anwies, dem Hoflager nach Breslau zu folgen und sich fest an St. Marsan anzuschließen, so begann er doch der Opfer für den Protektor müde zu werden, seit sie nichts mehr ein=

brachten. Die Königin, Kronprinz Ludwig, Anselm Feuerbach und mehrere andere einflußreiche Männer warben rührig für die gute Sache. Ein schweres Hindernis der Verständigung räumte Hardenberg gewandt hinweg. Er wußte, daß König Max Joseph auf den Besitz der fränkischen Markgrafschaften großen Wert legte und deshalb vorm Jahre den Abschluß des preußisch-französischen Bündnisses mit großer Besorgnis betrachtet hatte. Rasch entschlossen gab er jetzt die Zusage, das königliche Haus werde seine fränkischen Stammlande nicht zurückfordern; beide Teile setzten dabei voraus, daß Preußen durch die vormals pfalzbayrischen Provinzen am Niederrhein entschädigt werden sollte. Schon war Montgelas bereit, einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, da hörte er von Napoleons ungeheuren Rüstungen und von Österreichs zuwartender Haltung. Bei solcher Ungleichheit der Streitkräfte schien ihm Preußens Niederlage sicher. Er brach ab und erfüllte wieder mit gewohntem Eifer seine Vasallenpflichten gegen den Beherrscher des Rheinbundes.

Während die Alliierten also vergeblich versuchten, den mächtigsten Staat des Südens durch freundschaftliche Verhandlungen zu gewinnen, kündigten sie den norddeutschen Staaten schärfere Maßregeln an. Der Breslauer Vertrag vom 19. März bedrohte — ganz im Sinne jener Petersburger Denkschrift Steins — alle deutschen Fürsten, die sich nicht in bestimmter Frist dem Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes anschlössen, mit dem Verlust ihrer Staaten; ein Zentralverwaltungsrat unter dem Vorsitze des Freiherrn sollte in sämtlichen norddeutschen Landen — allein Hannover und die vormals preußischen Provinzen ausgenommen — provisorische Regierungen einrichten, die militärischen Rüstungen leiten und die Staatseinkünfte für die Verbündeten einziehen. Den Süden ließ man stillschweigend aus dem Spiele, da Hardenberg an seinen dualistischen Plänen gewissenhaft festhielt und demnach dem österreichischen Hofe in Süddeutschland nicht vorgreifen wollte. In Wien, in London und an allen Rheinbundshöfen erregte dieser erste Versuch praktischer deutscher Einheitspolitik stürmischen Unwillen. Man fragte zornig, ob dieser

Jakobiner Stein deutscher Kaiser werden solle. Metternich und Münster waren sofort entschlossen, die Wirksamkeit der unheimlichen unitarischen Behörde zu beschränken.

Noch schärfer redete die Kalischer Proklamation des russischen Oberbefehlshabers Kutusow vom 25. März. Sie sprach die Hoffnung aus, kein deutscher Fürst werde der deutschen Sache abtrünnig bleiben und also „sich reif zeigen der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen". Ein junger Obersachse, Karl Müller, hatte das pathetische Schriftstück entworfen, ein fanatischer Teutone, der den Generalstab gern in ein Hildamt verwandeln, die Generaladjutanten zu Hauptwernolden umtaufen wollte. Ganz so haltlos und verschwommen wie die vaterländischen Träume der begeisterten Jugend waren auch die Verheißungen für Deutschlands Verfassung, welche der Feldmarschall im Namen der verbündeten Monarchen gab. Er versprach, daß die Wiedergeburt des ehrwürdigen Reichs allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben, der Zar nur seine schützende Hand darüber halten solle. „Je schärfer in seinen Grundlagen und Umrissen das Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können!" — Hochtönende, wohlgemeinte Worte, nur schade, daß sie jedes klaren Sinnes entbehrten. Sie sollten nachher in einem Menschenalter der Verbitterung und Verstimmung eine ganz ungeahnte Bedeutung gewinnen. Auf sie vornehmlich beriefen sich späterhin die enttäuschten Patrioten, um zu beweisen, daß die Nation von ihren Fürsten betrogen sei — während doch leider der ureigene Geist des deutschen Volkes selber von den unerläßlichen Vorbedingungen der deutschen Einheit damals noch ebensowenig ahnte wie seine Fürsten.

Die Drohungen der Verbündeten entsprangen der richtigen Erkenntnis, daß die Satrapen Napoleons nur noch für die Sprache der Gewalt empfänglich waren. Aber sollten die starken

Worte wirken, so mußte die Tat der Drohung auf dem Fuße folgen. Und sie folgte nicht. Seine natürliche Gutmütigkeit und die stille Rücksicht auf Österreich verhinderten den König, durch die Entthronung seines sächsischen Nachbars rechtzeitig den deutschen Fürsten ein warnendes Beispiel zu geben. Als die Aufforderung an Friedrich August von Sachsen herantrat, daß er um Deutschlands willen den Treubruch wiederholen sollte, den er im Herbst 1806 um seines Hauses willen begangen hatte, da war die Lage des schwachen Fürsten allerdings schwierig; er mußte früher als die anderen Rheinbundskönige einen Entschluß fassen, in einem Augenblicke, da der Ausgang des Krieges noch unsicher war, und er konnte nicht hoffen, das durch die Russen eroberte Warschau wiederzugewinnen. Es lag jedoch in seiner Hand, durch rechtzeitigen Anschluß sich einen Ersatz für seinen polnischen Besitz zu sichern; der Zar hatte sich dazu längst bereit erklärt. Die Entschädigung für eine so unsichere Krone konnte freilich nicht bedeutend sein; Warschau war, wie jedermann wußte, nur vorläufig in Friedrich Augusts Hände gegeben bis auf weitere Verfügung des Imperators; niemals hatte der wettinische Herzog sich unterstanden, den vornehmen polnischen Königswählern und ihrem wilden Deutschenhasse entgegenzutreten, niemals gewagt, seinen polnischen Truppen irgendeinen Befehl zu geben. Friedrich August wollte trotzdem von dieser polnischen Krone, die schon so viel Unheil über Sachsen gebracht, nicht lassen und hielt zudem die Niederlage seines „Großen Alliierten" für undenkbar. Er tat beim Heranrücken der Verbündeten, was er schon in der Kriegsgefahr des Jahres 1809 getan: er floh mit seinem Grünen Gewölbe aus dem Lande. Auf die dringende Frage des Königs von Preußen, ob er „ein Widersacher der edelsten Sache" bleiben wolle, gab er eine nichtssagende Antwort und verwies auf seine bestehenden Verbindlichkeiten.

Sein Minister Graf Senfft — eine jener aufgeblasenen Mittelmäßigkeiten, woran die diplomatische Geschichte der Mittelstaaten so reich ist — entwarf den kindischen Plan einer mittel-

europäischen Allianz, welche Frankreich und Rußland zugleich demütigen und Preußen auf der Stufe einer Macht dritten Ranges darniederhalten sollte; er fühlte jedoch, daß man des Schutzes bedurfte und versuchte daher sich an die zuwartende Neutralitätspolitik Österreichs anzuschließen. Dies Beginnen war nicht nur unausführbar, da Sachsen unvermeidlich den Kriegsschauplatz bilden mußte, sondern auch eine Verletzung des Völkerrechts. Sachsen befand sich noch im Zustande des Krieges gegen Rußland, also auch gegen Preußen; soeben noch kämpften sächsische Truppen in den Gassen von Lüneburg mit Dörnbergs tapferen Scharen. Nach einer selbstverständlichen Regel des Völkerrechts darf aber eine kriegführende Macht nicht ohne die Genehmigung des Feindes sich für neutral erklären, weil sonst jeder Besiegte sich den Folgen seiner Niederlage entziehen könnte. Dem österreichischen Hofe wurde diese Erlaubnis erteilt, da Napoleon sowohl wie die Alliierten ihn schonen wollten und auf seinen Beitritt hofften; von dem sächsischen Könige verlangten beide Teile sofortigen Anschluß.

Fast die gesamte sächsische Armee stand in Torgau unter den Befehlen Thielmanns, der beauftragt war, den wichtigen Elbepaß keinem der beiden kämpfenden Teile zu öffnen. Der General war ein tapferer Soldat, aber eitel, großsprecherisch, maßlos ehrgeizig; ein eifriger Diener Napoleons hatte er sich neuerdings urplötzlich der deutschen Sache zugewendet. Es stand in seiner Gewalt, durch einen eigenmächtigen verwegenen Entschluß, nach dem Vorbilde Yorks, seinem Könige Thron und Heer zu retten, den Verbündeten den Beginn der Operationen wesentlich zu erleichtern. Er aber tat zu viel für einen sächsischen General, zu wenig für einen deutschen Patrioten. Insgeheim verhandelte er mit den Preußen und spielte ihnen sogar einige Fähren in die Hände, welche den Übergang der Alliierten über die Elbe ermöglichten; doch seine Truppen mit dem deutschen Heere zu vereinigen, wagte er nicht. In solcher Lage waren die Verbündeten unzweifelhaft berechtigt, Sachsen als Feindesland zu behandeln: sie traten jedoch mit übel an-

gebrachter Milde auf, nahmen das Land nur im Namen des landesflüchtigen Fürsten in Verwahrung. Scharnhorst vornehmlich hat diesen Fehler verschuldet; er beurteilte die Gesinnung des sächsischen Hofes unrichtig, nach den Schilderungen seines Jugendfreundes, des Generals Zeschau, der zu den nächsten Vertrauten Friedrich Augusts zählte. Auch Stein hoffte noch auf die freiwillige Bekehrung der Albertiner. Wohl schalt er grimmig auf die Mattherzigkeit „dieser weichen sächsischen Wortkrämer“, die von der Begeisterung des preußischen Volkes kaum angeweht wurden, auf den Stumpfsinn der Dresdener Philister, denen unter allen Schickungen einer ungeheuren Zeit nichts so wichtig war, wie die Zerstörung ihrer Elbbrücke. Aber statt das besetzte Land, dem Breslauer Vertrage gemäß, sofort der Diktatur des Zentralverwaltungsrates zu unterwerfen, ließ Stein die von dem flüchtigen Könige eingesetzte Regierungskommission ruhig gewähren und verschmähte sogar die Staatskassen mit Beschlag zu belegen.

Also trat die geplante deutsche Zentralbehörde in ihrem ursprünglichen radikalen Sinne niemals ins Leben; der erste Versuch unitarischer Politik geriet nach halbem Anlauf ins Stocken. Noch ehe der große Krieg begann, ward schon erkennbar, welche Macht der Partikularismus im Volke und in den Dynastien noch besaß. Die Fremdherrschaft war reif zum Untergange; für den Staatsbau der deutschen Einheit fehlte noch der Boden.

Zeiten der Not heben den rechten Mann rasch an die rechte Stelle. Da der König in seiner Schüchternheit sich nicht getraute, nach dem Brauche seiner Vorfahren das Heer selber zu führen, so durfte nur ein Mann den Befehl über die preußische Hauptarmee übernehmen — der erste Feldsoldat der deutschen Heere, General Blücher. Wohin waren sie doch, die Träume der gebildeten Menschenfreunde vom ewigen Frieden? Gereift und gekräftigt in harter Prüfung glaubten die Deutschen wieder an

den Gott, der Eisen wachsen ließ, und jene einfachen Tugenden ursprünglicher Menschheit, die bis an das Ende der Geschichte der feste Grund aller Größe der Völker bleiben werden, gelangten wieder zu verdienten Ehren: der kriegerische Mut, die frische Kraft des begeisterten Willens, die Wahrhaftigkeit des Hasses und der Liebe. In ihnen lag Blüchers Stärke, und diese Nation, die sich so gern das Volk der Dichter und der Denker nannte, beugte sich vor der Seelengröße des bildungslosen Mannes; sie fühlte, daß er wert war, sie zu führen, daß der Heldenzorn und die Siegesfreude der Hunderttausende sich in ihm verkörperten. Was hatte der Alte nicht alles durchgemacht in dem halben Jahrhundert, seit die Belling-Husaren einst den schwedischen Cornet einfingen und der alte Belling selber den unbändigen Junker in Kunst und Brauch der friderizianischen Reiter unterrichtete. Er hatte an der Peene gegen die Schweden, bei Freiberg gegen die Kaiserlichen, in Polen gegen die Konföderierten gefochten, war auf jenem unblutigen Siegeszuge durch Holland dem Bürger und Bauern überall ein wohlwollender Beschützer gewesen und dann während der rheinischen Feldzüge von Freund und Feind bewundert worden. Die schneidige Tollkühnheit, die behende List, die unermüdliche Ausdauer des alten Zieten lebten wieder auf in dem neuen Könige der Husaren. Sein Leben lang blieb er der Ansicht, für das Fußvolk genüge zur Not der nachhaltige Mut, der Reiterführer aber bedürfe einer angeborenen Begeisterung, um die seltenen und flüchtigen Augenblicke, die seiner Waffe eine große Wirkung erlaubten, immer sofort mit Ungestüm zu ergreifen.

Seit dem Jahre 1806 und dem kühnen Zuge auf Lübeck war er die Hoffnung der Armee; Scharnhorst lernte damals an Blüchers Seite, daß man mit Mut und Willenskraft alles auf der Welt überwinde und sagte zu ihm: „Sie sind unser Anführer und Held und müßten Sie uns in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!“ Und es war unendlich mehr als die Tapferkeit des Haudegens, was die Treuen und Furchtlosen so unwiderstehlich

anzog. Aus Blüchers ganzem Wesen sprach die innere Freudigkeit des geborenen Helden, jene unverwüstliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmut seinen feurigen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen tiefdunkeln flammenden Augen, um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte Lebenslust. Ging es zur Schlacht, so schmückte er sich gern mit allen seinen Orden wie für ein bräutliches Fest, und niemals in allen den Fährlichkeiten seines Kriegerlebens ist ihm auch nur der Einfall gekommen, daß eine Kugel ihn hinstrecken könnte. Gewaltig war der Eindruck, wenn er zu sprechen anhob mit seiner schönen, mächtigen Stimme, ein Redner von Gottes Gnaden, immer der höchsten Wirkung sicher, mochte er nun in gemütlichem Platt mit Wachtstubenspäßen und heiligen Donnerwettern die ermüdeten Truppen aufmuntern oder den Offizieren klar, bündig, nachdrücklich seine Befehle erteilen oder endlich in festlicher Versammlung mit schwungvollen Worten einen vaterländischen Ehrentag verherrlichen. Wer täglich mit ihm verkehrte, wurde ihm ganz zu eigen; seine geliebten roten Husaren hatte er so bis auf den letzten Mann in seiner Gewalt, daß nach der unglücklichen Ratkauer Kapitulation kein einziger der Roten nach Frankreich geführt werden konnte: alle entkamen den Siegern, die meisten schlichen sich nach Ostpreußen zu ihrem Könige durch.

Blücher kannte Land und Leute des deutschen Nordens wie niemand sonst unter den preußischen Generalen. Während eines langen wechselreichen Dienstlebens war er in jeder Landschaft vom Rheine bis zur polnischen Grenze heimisch, auch als Landwirt mit den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens wohl vertraut geworden. Überall, wohin er kam, gewann er die Herzen, wie er so fröhlich lebte und leben ließ, mit hoch und niedrig zechte und spielte, immer aufgeknöpft und guter Dinge und doch gewiß sich niemals wegzuwerfen. So stärkte ihm die Schule

des Lebens den deutsch-vaterländischen Sinn, den einst Klopstocks Oden in der Seele des Jünglings geweckt hatten. Wie fest er auch an seinen preußischen Fahnen hing, er fühlte sich doch immer, gleich Stein, schlechtweg als einen deutschen Edelmann. Grenzenlos war sein Zutrauen zu der unverwüstlichen Kraft und Treue seines Volkes. Das Herz ging ihm auf, wo er die ursprüngliche Frische und Freiheit germanischen Wesens fand; daher seine Vorliebe für das freie Volk der Friesen und das selbstbewußte Bürgertum der Hansestädte, sein Abscheu wider den Kastenstolz und die vaterlandslose Gesinnung des münsterländischen Adels. Im Alter beklagte er oft, daß er über dem Saus und Braus des lustigen Husarenlebens seine Bildung so ganz vernachlässigt habe. Ein angeborener Freisinn, der sichere Instinkt eines großmütigen königlichen Herzens ließ ihn gleichwohl fortschreiten mit der wachsenden Zeit. Lange vor den Reformen von 1807 hatte er die Prügelstrafe bei seinen Roten tatsächlich abgeschafft; der pedantische Zwang unnützer Paradekünste war ihm ein Greuel, und frühe schon sprach er aus, daß die Armee zu einem Volksheere werden müsse. Von dem junkerhaften Wesen seiner mecklenburgischen Standesgenossen blieb er ganz frei. Wie er selber seine Erfolge allein der eigenen Tüchtigkeit verdankte, so hieß er freudig alles willkommen, was die persönliche Kraft, die freie Tätigkeit, das Selbstvertrauen in der Nation erweckte. Steins Reformen und namentlich die Städteordnung fanden an ihm einen beredten Verteidiger. So wurzelte auch sein grimmiger Haß gegen die Fremdherrschaft in dem starken Selbstgefühle einer freien Seele: er empfand es wie eine persönliche Entwürdigung, daß er auf deutschem Boden sich nach dem Belieben französischer Gewalthaber richten sollte, und wetterte: „ich bin frei geboren und muß auch so sterben."

Der alte Kriegsmann zählt zu jenen echten historischen Größen, die bei jeder näheren Kenntnis gewinnen. Welche Schärfe des politischen Blicks in dem barbarischen Deutsch seiner vertrauten Briefe! In jeder politischen Lage findet er sich rasch zurecht, erkennt sofort den springenden Punkt im Gewirr der

Ereignisse, weissagt mit prophetischer Sicherheit den letzten Ausgang. Niemals läßt er sich täuschen durch die Überklugheit der Haugwitzschen Politik, niemals glaubt er an die Möglichkeit einer ehrlichen Verständigung zwischen Preußen und Napoleon. Im Frühjahr 1807, nach einem einzigen Gespräch mit Bennigsen, weiß er augenblicklich, was sein Staat von den Russen zu erwarten hat, und ruft ingrimmig: „wir sind verraten und verkoft!“ Und dann die langen Jahre der Knechtschaft: oft genug ist er der Verzweiflung nahe, doch immer wieder ermannt er sich zu dem frohen Glauben: er werde sein Preußen wieder im alten Glanze sehen, dieser Napoleon müsse herunter und ihm selber sei bestimmt, dazu mitzuhelfen: „der deutsche Mut schläft nur, sein Erwachen wird fürchterlich sein!“ Wohl hat auch Blücher in dieser Zeit des Harrens manche der holden Täuschungen geteilt, welche die tapferen Herzen der Kriegspartei in die Irre führten; er setzte gern bei allen Deutschen den Heldensinn, der ihn selber beseelte, voraus und traute sich's zu, mit 16 000 Mann die westlichen Provinzen wieder zu erobern. Doch wie übereilt auch manche der Erhebungspläne waren, die er damals mit seinem Lieblingssohne Franz unermüdlich entwarf: das Wesentliche, die innere Schwäche des napoleonischen Weltreichs erkannte er richtig. Die Kleinmeister entsetzten sich über den Jüngling im Greisenhaar, der noch zuweilen auf den Hofbällen mit den eleganten jungen Gardeoffizieren eine Quadrille tanzte; tiefere Naturen fühlten bald, daß dies ausgelassene Treiben nur der natürliche Ausdruck einer unbändigen überschäumenden Lebenskraft war. Die Patriotenpartei verließ sich auf ihn als auf ihre treueste Stütze. Stein hatte sich ihm schon vor Jahren in herzlicher Freundschaft angeschlossen; er schätzte das treffende, immer aus der Fülle lebendiger Erfahrung geschöpfte Urteil des Generals und ahnte in ihm denselben kühnen Schwung der Seele, denselben Mut der Wahrheit, der in seiner eigenen Brust lebte.

Ganz frei von Menschenfurcht, mit unumwundenem Freimut sagte Blücher jedem seine Meinung ins Gesicht; und doch lag

selbst in seinen gröbsten Worten nichts von Steins verletzender Schärfe. Seine Zornreden kamen so gutlaunig und treuherzig heraus, daß sich selten jemand gekränkt fühlte und selbst der König sich von ihm alles bieten ließ. Denn bei allem Ungestüm war er von Grund aus klug, nicht bloß im Kriege so verschlagen und aller Listen kundig, daß ihn Napoleon ärgerlich le vieux renard nannte, sondern auch ein gewiegter Menschenkenner, der jeden an der rechten Stelle zu packen wußte. Die Kunst des Befehlens verstand er aus dem Grunde; von der Mannschaft durfte er das Unmögliche verlangen, wenn sein Vorwärts aus seinen Augen blitzte, und auch von dem trotzigen Selbstgefühle seiner Generale erzwang er sich Gehorsam, da er stets nur an die Sache dachte, nach jedem Mißerfolge alles hochherzig auf seine Kappe nahm und bei Streitigkeiten der Untergebenen immer gutmütig vermittelte. Die unverwüstliche Kraft des Hoffens und Vertrauens wurzelte bei ihm wie bei Stein in einer schlichten Frömmigkeit. Obgleich er nach Husarenart den Herrgott zuweilen einen guten Mann sein ließ und alles scheinheilige Wesen verabscheute, so blieb er doch in tiefster Seele seines einfältigen Glaubens froh; in schweren Stunden tröstete sich der Bibelfeste gern an einem tapferen Worte der Apostel. Und wie weitab lag doch die Schlaglust dieses gütigen, menschenfreundlichen Mannes von der herzlosen Roheit des Landsknechtes! Für die Kranken und Verwundeten zu sorgen, war ihm heilige Christenpflicht. Der junge Kronprinz vergaß es nie, wie ihn der alte Held einmal auf einem Schlachtfelde tief ergriffen bei der Hand genommen und ihm all den fürchterlichen Jammer ringsum gezeigt hatte: das sei der Fluch des Krieges, und wehe dem Fürsten, der aus Eitelkeit und Übermut solches Elend über seine Brüder bringe!

Blücher wußte längst, „daß er das Zutrauen der Nation und die Liebe des Heeres für sich hatte," daß ihm die Führung der Armee gebührte. Als nun die heiß ersehnte Stunde schlug und das Reich der tausendmal verfluchten „Sicherheitskommissare und Faultiere" zu Ende ging, da fühlte er sich verjüngt trotz

seiner siebzig Jahre und dachte froh an die langlebige Heldenkraft des Derfflingers und des Dessauers und die vielen anderen glorreichen Grauköpfe der preußischen Kriegsgeschichte. Glückselig wiegte er sich auf den hohen Wogen dieser brausenden Volksbewegung; wie tat es ihm wohl, daß der frische Luftzug der Wahrhaftigkeit wieder durch das deutsche Leben ging und jeder tapfer von der Leber weg sprach. „Dichten Sie man druf", sagte er seelenvergnügt zu einem patriotischen Poeten; „in solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel!"

So war der Held, den die Stimme der Nation zum Führer wählte — ein rechter Germane, nur germanischen Menschen ganz verständlich in der rauhen Größe, der formlosen Ursprünglichkeit seines Wesens. Die Franzosen haben ihm niemals auch nur jene bedingte Anerkennung geschenkt, welche der anhaltende Erfolg selbst dem Besiegten abzuzwingen pflegt. Er selber konnte in die feine romanische Art sich nicht finden und meinte noch, als die Wut des Kampfes längst verraucht war: „dies Volk ist mich zuwider!" — während ihm der laute Freimut und der derbe Humor „des närrischen Volkes" der Engländer von Herzen behagten. Sobald der Krieg begann, widmete er sich mit ganzer Kraft seinem Berufe und legte sogar die geliebten Spielkarten aus der Hand, um sie nicht wieder zu berühren vor dem Einzuge in Paris. Er kannte die Gebrechen seiner Bildung und wußte, daß er eines methodisch geschulten Kopfes bedurfte, der ihm die Gedanken für die Kriegführung angab. So hatte er im Feldzug von 1806 die Ideen Scharnhorsts ausgeführt; neidlos, in aufrichtiger Bescheidenheit erkannte er die geistige Überlegenheit des Freundes an und freute sich, ihn auch diesmal als Generalquartiermeister an seiner Seite zu sehen. Mit diesem hellen Kopfe und seiner eigenen Verwegenheit dachte er der ganzen Welt zu trotzen — denn einen vielköpfigen Kriegsrat hat der Alte nie gehalten.

Doch vorläufig stand er selbst noch unter russischem Oberbefehle. Nach dem Tode des unfähigen alten Feldmarschalls Kutusow

übernahm General Wittgenstein die Führung des verbündeten Heeres, ein tapferer wohlmeinender Soldat ohne die Gaben des Feldherrn. Das russische Hauptquartier war, stolz auf die Erfolge des jüngsten Jahres, wenig geneigt auf die Ratschläge der Preußen zu hören. Schon am Tage nach dem Aufrufe des Königs brach Blücher aus Breslau auf, überschritt die Elbe bei Dresden, unterwarf fast ganz Sachsen bis auf die Festungen und rückte in den ersten Tagen des April bis in die Altenburger Gegend; seine leichten Truppen schweiften weit nach Westen, über Gotha hinaus. Gleichzeitig näherten sich im Norden York und Bülow der Elbe, schlugen den Vizekönig Eugen in dem glänzenden Gefechte von Möckern — dem ersten größeren Treffen, das den Franzosen zeigte, daß sie nicht mehr mit dem Heere von 1806 zu tun hatten — und gingen im Anhaltischen auf das linke Ufer des Stromes über.

Wenn Scharnhorst und seine Freunde anfangs hofften, es werde gelingen, vor Napoleons Ankunft einen großen Teil von Westdeutschland zu besetzen und überall die Volksbewaffnung in Gang zu bringen, so mußten sie bald erkennen, wie wenig die verfügbaren Streitkräfte vorderhand noch für so großartige Entwürfe ausreichten. Ein glücklicher Angriff des kleinen Dörnbergschen Korps auf Lüneburg gab zwar ein erhebendes Zeugnis von der Tapferkeit des jungen Heeres — die Soldaten priesen den ersten Ritter des eisernen Kreuzes, Major Borcke, die Poeten besangen das Heldenmädchen Johanna Stegen, das den Kämpfern im dichten Kugelregen Pulver und Blei zutrug — jedoch das vereinzelte Unternehmen hatte keine bleibenden Folgen.. Eine Schilderhebung der Patrioten im Bremischen wurde durch Vandamme, den rohesten und wüstesten der napoleonischen Generale, rasch niedergeworfen und grausam bestraft. Auch von den Festungen diesseits der Elbe waren bis zu Ende April nur Thorn und Spandau den Franzosen entrissen. Eine kühne Kriegführung, wie sie Scharnhorst verlangte, konnte gleichwohl die Armee des Vizekönigs im Magdeburger Lande vernichten, bevor Napoleons Hauptheer herankam. Aber das russische Haupt-

quartier blieb wochenlang unbeweglich in Polen. Der Zar bedurfte längere Zeit um seine Armee, deren Schwäche mit seinen eigenen prahlerischen Angaben in lächerlichem Widerspruche stand, zu verstärken; auch wollte er Polen nicht verlassen, bevor die Ruhe in dem aufgeregten Lande durch eine genügende Truppenmacht gesichert war. Dazu die Unlust seiner Generale und die peinlichen Zweifel über die Absichten Österreichs, das aus seiner starken Flankenstellung heraus den Verbündeten hochgefährlich werden konnte. Erst am 24. April zog das russische Hauptheer in Dresden ein, um sich dann nach langsamen Märschen südlich von Leipzig mit Blücher zu vereinigen.

Mittlerweile hatte Napoleon seine Rüstungen mächtig gefördert. Wohl lagen Tausende der erprobten Veteranen im russischen Schnee begraben. Die jungen Konskribierten standen den alten Kameraden weit nach, viele hatte man in Ketten zu den Regimentern schleppen müssen; auch die Marschälle begannen der unendlichen Kriegsarbeit satt zu werden und sehnten sich nach friedlichem Genusse der erbeuteten Schätze. Die Überlegenheit der sittlichen Spannkraft und des kriegerischen Feuers, die vordem den napoleonischen Heeren eigen gewesen, war jetzt ganz und gar auf die Preußen übergegangen. Immerhin blieb das Weltreich, das seit Jahren von keinem Feinde betreten worden, durch seine unermeßlichen Hilfsquellen den Verbündeten weitaus überlegen. Während Bertrand aus Italien durch Bayern heranzog, versammelten sich die übrigen Korps der Franzosen und Rheinbündner am Niederrhein, bei Frankfurt und im Würzburgischen. In den letzten Tagen des April rückte Napoleon selbst mit dem Hauptheere auf der Frankfurt-Leipziger Straße durch Thüringen ostwärts und vereinigte sich am 29. bei Naumburg mit der Armee des Vizekönigs. Er gebot über eine Feldarmee von mindestens 180 000 Mann, ungerechnet die Garnisonen der deutschen Festungen, und die Verbündeten konnten ihm zunächst nur etwa 98 000 Mann entgegenstellen. Scharnhorst wünschte anfangs die Schlacht in der freien Ebene von Leipzig, wo die überlegene Reiterei der Verbündeten zur vollen

Wirksamkeit gelangen konnte. Das russische Hauptquartier dagegen beschloß, südlich von dem alten Lützener Schlachtfelde, in dem sumpfigen, von Gräben, Hecken und Hohlwegen durchschnittenen Wiesenlande bei Großgörschen, das zur Entfaltung großer Reitermassen wenig Raum bot, einen Vorstoß gegen die rechte Flanke des nach Leipzig vorrückenden Feindes zu wagen. Scharnhorst gab zuerst den einfach kühnen Rat: man solle die Übermacht des Feindes schon auf dem Anmarsch überraschen, seine Marschkolonnen durch einen Flankenangriff durchbrechen. Der verwegene Plan konnte nur durch die höchste Schnelligkeit und Einfachheit der Ausführung gelingen. General Diebitsch, der in Wittgensteins Auftrag die Anordnungen traf, leitete jedoch den Anmarsch so unglücklich, daß die Korps von Blücher und York einander durchkreuzten.

Erst um Mittag des 2. Mai konnten die Preußen den Angriff beginnen auf die zwischen den Büschen versteckten vier Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Caja, welche Ney mit gewaltiger Übermacht hielt. Unter brausendem Hurraruf stürmten ihre Regimenter heran, noch niemals waren die französischen Legionen einem solchen Ungestüm kriegerischer Begeisterung begegnet. Nichts von der natürlichen Unsicherheit junger Truppen; ein Sturm des Zornes schien jeden fortzureißen; niemand konnte sich auszeichnen, so groß war die Tapferkeit aller! Nach zweistündigem mörderischem Kampfe wurden drei von den Dörfern den Franzosen entrissen. Da eilte Napoleon selbst von der Leipziger Straße herbei, versuchte mit frischen Truppen die Schlacht herzustellen. Er mußte mit ansehen, wie die preußische Garde durch einen zweiten furchtbaren Angriff die vier Dörfer sämtlich nahm; kam die Reserve der Verbündeten rechtzeitig heran, so war die Marschlinie der Franzosen durchbrochen, ihrem Hauptheere eine schwere Niederlage bereitet. Auf einen Augenblick wurde der Imperator unsicher. „Glaubt Ihr, daß mein Stern untergeht?“ fragte er zweifelnd seinen Berthier, und beim Anblick des Todesmutes der Preußen entfuhr ihm der Ausruf: „Diese Tiere haben etwas gelernt.“ Doch Wittgen-

steins Reserven blieben aus; das Korps von Miloradowitsch wurde durch ein unglückliches Mißverständnis dem Schlachtfeld fern gehalten und die russischen Garden erschienen erst auf der Wahlstatt, als mit dem Anbruch der Nacht der Kampf zu Ende ging. Die Reiterei der Verbündeten gelangte nicht zu entscheidendem Eingreifen, da Wittgenstein sich völlig unfähig zeigte, die Leitung des Heeres in der Hand zu behalten und eigentlich niemand den Oberbefehl führte; ihr Fußvolk verbiß sich in den blutigen Kampf um die Dörfer, der bei der Überlegenheit der feindlichen Infanterie keinen günstigen Ausgang versprach. Währenddem zog Napoleon von Norden her neue Verstärkungen heran, und gegen sieben Uhr fühlte er sich stark genug um, nach seiner Gewohnheit, unter dem Schutze einer mächtigen Artilleriemasse einen entscheidenden Stoß zu wagen. Als die Finsternis hereinbrach, behaupteten sich die Preußen nur noch in Großgörschen, die drei anderen Dörfer waren von den Franzosen zurückgewonnen. Der Feind hielt das Heer der Alliierten in weitem Bogen umklammert. Ein letzter verzweifelter Angriff der Reiterei von Blücher auf gut Glück in das Dunkel der Nacht hinein geführt scheiterte an der Ungunst des Terrains.

Noch war die Schlacht nicht gänzlich verloren; jedermann im preußischen Lager erwartete die Wiederaufnahme des Gefechtes für den folgenden Morgen; aber hatten die Verbündeten schon am Abend mit ihren 70 000 Mann gegen eine fast zweifache Übermacht gefochten, so mußten sie am nächsten Tage, wenn Napoleon alle seine Streitkräfte aus der Leipziger Umgegend herangezogen hatte, einem noch ungleicheren Kampfe entgegensehen. Unverfolgt traten sie den Rückzug nach der oberen Elbe an. Mindestens 10 000 Mann von den Verbündeten und eine weit größere Anzahl Franzosen waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Die Truppen fühlten sich unbesiegt, sie hatten selber mehrere Trophäen erbeutet und keine einzige in den Händen des glücklichen Gegners zurückgelassen; überall, wo sie den Feind in gleicher Anzahl getroffen, waren sie ihm überlegen gewesen. Die Kosaken riefen auf dem Rückzuge fröhlich ihr: Paschol!

Franzos kaput! Im preußischen Heere lebte das stolze Bewußtsein, daß man unter fremden und unfähigen Führern die Ehre der Fahnen wieder hergestellt, den Siegern von Jena sich ebenbürtig erwiesen habe. Hingerissen von dem Anblick der wieder erwachten deutschen Waffengröße sang Arndt sein Lied auf den Tag von Großgörschen:

Tapfre Preußen, tapfre Preußen,
Heldenmänner, seid gegrüßt!
Beste Deutsche sollt ihr heißen
Wenn der neue Bund sich schließt!

Unter den Opfern des blutigen Tages war auch Scharnhorst. Im Siebenjährigen Kriege hatte ein grausames Geschick fast alle preußischen Heerführer dahingerafft; während des Befreiungskrieges blieben sie sämtlich verschont. Nur dieser eine Eine fiel — der mächtige Geist, aus dessen lichtem Haupte das deutsche Volksheer gepanzert aufstieg wie Pallas aus dem Haupte des Zeus. Er wollte die leichte Wunde, die er bei Großgörschen empfangen, nicht ruhig heilen lassen. Seit man die Schwäche der russischen Armee und die Lauheit ihrer Führer vor Augen sah, stand im preußischen Hauptquartier die Überzeugung fest, daß nur Österreichs Beistand den Sieg verbürge. Bald nach der Schlacht kündigte der König in einem Parolebefehle seinen Truppen an: „in wenigen Tagen wird uns eine neue mächtige Hilfe zur Seite stehen.“ Scharnhorst wußte, auf wie schwachen Füßen diese Hoffnung stand, und beschloß daher, trotz der Warnungen der Ärzte, selber nach Wien zu gehen und durch persönliche Überredung den österreichischen Staatsmännern den entscheidenden Entschluß zu entreißen. Unterwegs verschlimmerte sich die Wunde. Während er in Böhmen einsam auf dem Krankenbette lag, schweiften seine Gedanken hinüber zu dem vaterländischen Heere. So viel herrliche Kraft war vergeudet durch die Fehler der russischen Heeresleitung; er hatte die Preußen gerüstet und fühlte, daß er sie zum Siege führen würde, wenn man ihn frei gewähren ließ an Blüchers Seite. Der sterbende Mann konnte den großen Ehrgeiz, der ihn verzehrte, nicht länger

in seiner verschlossenen Brust verbergen und schrieb an seine Tochter — nur für sie, damit sie wisse, „wie Dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr da sein sollte: An Distinktionen ist mir nichts gelegen. Da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten wenn ich anders dächte. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages!" Es sollte nicht sein. Am 28. Juni erlag er seiner Wunde; seine letzten Worte weissagten den Deutschen die Freiheit. Tragischer hat keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sedan, und der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen! Erschütternd trat das große Rätsel des Menschenschicksals den Überlebenden vor die Seele; immer wieder, wenn sie dieses Toten gedachten, überkam sie die Ahnung, daß unser Leben nicht abschließt mit dem letzten Atemzuge. Wie oft hat Blücher nach erfochtenem Siege in feuriger Rede den Schatten seines Scharnhorst angerufen, er solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes! Dem Dichter aber erschien der Gefallene wie ein Siegesbote, den die befreiten Germanen ihren Ahnen nach Walhalla sendeten:

„Nur ein Held darf Helden Botschaft tragen.
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an!

Soviel Ehre die Schlacht von Großgörschen den jungen preußischen Truppen brachte, sie war doch eine Niederlage, verhängnisvoll durch ihre politischen Folgen. Der Ruf der napoleonischen Unüberwindlichkeit stand nunmehr wieder aufrecht; kein Gedanke mehr an einen Abfall der rheinbündischen Höfe. Friedrich August von Sachsen war soeben erst, am 20. April, durch einen geheimen Vertrag zu Österreich und der Politik der bewaffneten Vermittlung übergetreten. Auf die Nachricht von Napoleons Siege kehrte er sofort, noch bevor die drohende Mahnung des Protektors ihn ereilte, wieder zu den Fahnen

zurück, denen sein Herz immer angehangen; hatte er doch schon vor Wochen seinen Obersten Odeleben in das französische Hauptquartier gesendet, um dem Imperator als Führer durch Thüringen zu dienen! Senfft, der Vertreter der Neutralitätspolitik, ward entlassen, die Armee und das Land dem großen Alliierten zur Verfügung gestellt. General Thielmann erhielt Befehl, Torgau den Franzosen zu öffnen und trat, da seine Truppen den Weisungen ihres Königs unbedingt gehorchten, allein zu den Verbündeten über, nur begleitet von dem genialen Aster, dem deutschen Vauban. Der Besitz der sächsischen Festungen erlaubte den Franzosen, den Krieg um Monate zu verlängern. Ein hartes Strafgericht erging über die treuen Preußen in Kottbus, die im März, als Blüchers Heer einzog, sich sofort jubelnd der deutschen Sache angeschlossen, zahlreiche Freiwillige unter die Fahnen ihres alten Landesherrn gestellt hatten. Sobald die sächsische Herrschaft zurückkam, wurde das Kottbuser Land von den Franzosen in Belagerungszustand erklärt, eine Anzahl der angesehensten Patrioten, der wackere Landrat von Normann voran, auf eine Anzeige der sächsischen Beamten in das Gefängnis geworfen und den Familien, bei Strafe der Vermögenseinziehung, anbefohlen ihre Söhne zur Heimkehr aufzufordern. Diese boshafte Verfolgung erfüllte die Bewohner des Landes mit so ingrimmigem Hasse, daß sie nach der Wiederbefreiung den König baten, er möge sie der Kurmark, nicht der Provinz Sachsen zuteilen: „wir wünschen nie wieder mit den sächsischen Behörden in ein näheres Verhältnis zu treten, auch dann nicht, wenn sie den k. preußischen Untertanen zugesellt werden sollten."

Auf Befehl des Protektors eilte Friedrich August selbst aus Prag herbei, um durch die Spaliere französischer Truppen in der sächsischen Hauptstadt einzuziehen, und das neutrale Österreich ließ den abtrünnigen Bundesgenossen ungehindert in das napoleonische Feldlager zurückkehren. Der Imperator empfing ihn um so freudiger, da er aus dem Hergange erriet, daß Kaiser Franz noch keineswegs entschlossen war, zu den Verbündeten

überzutreten. Fortan fuhr der sächsische Hof wieder mit vollen Segeln im Fahrwasser der französischen Allianz: er hoffte abermals auf Preußens Kosten sich zu vergrößern und erbat sich bei dem Protektor für den Fall des Friedens: Glogau und einen Strich von Schlesien, dergestalt, daß Kursachsen mit Warschau ein zusammenhängendes Gebiet bilden sollte. König Friedrich Wilhelm aber sagte schon im Mai einem sächsischen Edelmanne voraus: der Untergang der albertinischen Krone werde die unvermeidliche Folge solcher Treulosigkeit sein.

Die Verbündeten waren mittlerweile über die Elbe bis in die Oberlausitz zurückgewichen. Napoleon folgte; sein Heer stand zerstreut auf der weiten Linie von Dresden bis Wittenberg. Er faßte jetzt zum ersten Male den Plan zu einem Angriff auf Berlin — einen Gedanken, der seitdem in allen Berechnungen dieses Feldzuges immer wiederkehrte: während er selbst der Armee der Alliierten ostwärts folgte, sollte Ney durch einen raschen Zug gen Norden den gehaßtesten und gefährlichsten der Feinde in seiner Hauptstadt bedrohen. Das preußische Hauptquartier war auf das Ärgste gefaßt und traf bereits Anstalten, Berlin nötigenfalls im Straßenkampfe durch den Landsturm zu verteidigen. Die Armee jedoch blieb mit den Russen vereinigt; der König wollte die Stellung in der Nähe der österreichischen Grenze behaupten, er hoffte durch einen Sieg des vereinigten Heeres die zaudernde Hofburg zum Anschluß zu bewegen. In der Tat war ein Erfolg möglich, wenn Wittgenstein sogleich mit seinem gesammelten Heere einen Angriff auf Napoleon unternahm, bevor dieser seine Armee vereinigt hatte. Die russische Führung aber, die in jenen Tagen wesentlich durch die dilettantischen Einfälle des Zaren selber bestimmt wurde, beschloß, dem Rate der preußischen Generale zuwider, bei Bautzen eine Defensivschlacht anzunehmen und gewährte also dem Imperator, der die Gedanken der Gegner alsbald durchschaute, genügende Zeit, um seine Streitkräfte zu versammeln und auch Neys Armee zurückzurufen. Während die Hauptarmee untätig bei Bautzen stand, sollten die zwei schwachen Korps von York und Barclay

de Tolly durch ein Ausfallsgefecht die heranrückenden dreifach überlegenen Heersäulen Neys und Lauristons zurückwerfen. Mit höchster Kühnheit versuchte York sich des unmöglichen Auftrags zu entledigen; durch das blutige Waldgefecht bei Königswartha (19. Mai) hat er sich zuerst den Namen des Schlachtengenerals, seinen altpreußischen Regimentern ein furchtbares Ansehen bei Freund und Feind gesichert; wunderbar zäh und verwegen hielt er aus in dem ungleichen Kampfe und brachte seine kleine Schar in guter Ordnung wieder zu dem Hauptheere zurück. Aber mit entsetzlichen Opfern hatten die Preußen die Torheit des Zaren bezahlen müssen; mehr als die Hälfte der Brigade Steinmetz lag auf dem Schlachtfelde, und die Vereinigung Neys mit der französischen Hauptarmee war doch nicht verhindert.

So konnte denn Napoleon am 20. Mai seine gesamten 170 000 Mann gegen die 80 000 Alliierten zur Schlacht vorführen. Die Verbündeten erwarteten den Angriff in weitgedehnter Stellung auf dem steilen rechten Ufer des tiefen Spreetals, mit der Front nach Westen; ihr linker Flügel lehnte sich an jene waldigen Höhen des Lausitzer Gebirges, von denen einst Loudon gegen das Hochkircher Lager herniedergestürmt war, der rechte stand ungedeckt in der freien Ebene. Napoleon griff am ersten Schlachttage den linken Flügel der Gegner an, überschritt den Fluß, besetzte Bautzen und verleitete also den Zaren zu dem Glauben, daß die Franzosen die Entscheidung auf der Linken der Alliierten suchten, das verbündete Heer vom Gebirge abschneiden wollten. Die Absicht des Imperators ging aber vielmehr dahin, den bloßgestellten rechten Flügel der Verbündeten zu werfen, dann ihr Zentrum zu umklammern und die geschlagene Armee zu dem gefahrvollen Rückzuge südwärts ins Gebirge hinein zu zwingen. Während nun die Russen ihre wohlgesicherte Linke noch mehr verstärkten, warf sich Napoleon am zweiten Schlachttage mit Macht auf den schwachen rechten Flügel unter Barclay de Tolly, schlug ihn gänzlich und drang dann gegen die Kreckwitzer Höhen vor, welche Blücher mit dem Zentrum hielt. Nach langem mörderischem Kampfe war auch

9*

diese Position fast umgangen, die Linien der Verbündeten bildeten bereits einen weit zurückgebogenen Haken. Da erkannte Knesebeck die Gefahr einer völligen Niederlage; er bestand darauf, daß die Schlacht abgebrochen wurde und rettete so das Heer. Gegen drei Uhr trat Blücher in musterhafter Ordnung den Rückzug an, und als der Abend hereinbrach, hatte der Sieger durch die blutige Arbeit zweier Tage nichts weiter gewonnen als den Besitz des Schlachtfeldes. „Was?" — rief er grimmig, — „kein Ergebnis, keine Trophäen, keine Gefangenen nach einer solchen Schlächterei?" 40000 Mann waren gefallen, davon 25000 Franzosen; die Flammen der brennenden Dörfer ringsum beleuchteten die gräßliche Wahlstatt.

Sofort nach dem unfruchtbaren Siege nahm Napoleon seine alten Pläne wieder auf und entsendete Oudinots Korps gegen Berlin; der aber wurde von Bülow und Oppen nach einem wütenden Kampfe in der brennenden Vorstadt von Luckau zurückgeworfen (4. Juni). Es war das erste jener vier blutigen Treffen und Schlachten, wodurch Preußen sich in diesem Sommer den Besitz seiner Hauptstadt sicherte. In denselben Tagen jedoch ging das befreite Hamburg wieder an die Franzosen verloren. Die unkriegerischen Gewohnheiten der reichen Handelsstadt rächten sich in der Zeit der Not. Der schwerfällige bedachtsame Senat wußte nichts anzufangen mit dem tapferen Bürger Mettlerkamp und den vielen anderen wackeren Patrioten, die sich zur Verteidigung der Vaterstadt erboten. Tettenborns Leichtsinn hatte für die Sicherung des gefährdeten Platzes wenig getan; Bernadotte wollte, da er in Pommern das versprochene russische Hilfskorps nicht vorfand, seine kleine schwedische Armee nicht auf das Spiel setzen und unterließ jeden Entsatzversuch. Schon am 30. Mai konnte Davoust in die rebellische gute Stadt des Kaiserreichs wieder einziehen. Eine Schreckensherrschaft brach herein, wie der deutsche Boden sie noch nie gesehen; Standgerichte und Brandschatzungen zeigten den deutschen Bürgern, was es heiße, dem Kaiser der Franzosen den Gehorsam aufzusagen. Der offene Platz wurde rasch mit Festungswerken umgeben, wobei die unglücklichen Be-

wohner selber schanzen mußten, und durch die Vertreibung von 25 000 armen Leuten für eine lange Verteidigung eingerichtet. Die feste Elblinie von Dresden bis zur See war wieder in Frankreichs Händen.

In einem Kriegsrate der Monarchen zu Lauban vertrat Hardenberg, unterstützt von den preußischen Generalen, die Ansicht, daß die alliierte Armee, statt geradeswegs nach Osten zurückzugehen, vielmehr südwärts nach Schweidnitz an die Abhänge des Riesengebirges ausbiegen solle. So gab man zwar, alles auf eine Karte setzend, die Hauptmasse der preußischen Monarchie rücksichtslos dem Feinde preis, doch man hielt die Verbindung mit Österreich fest und damit die letzte Möglichkeit des Sieges. Der Rat ward befolgt. Dann ließ Blücher in der Ebene von Haynau seine Reiter plötzlich aus einem Hinterhalte gegen die Spitzen der nachdrängenden französischen Armee vorbrechen (26. Mai) und warf die Feinde so weit zurück, daß sie die Fühlung mit den Alliierten verloren und die veränderte Richtung des Rückzugs nicht bemerkten. Mit Befremden entdeckte Napoleon nach einigen Tagen, daß die Verbündeten in seiner rechten Flanke standen. Wie gern hat der greise preußische Held noch in späteren Tagen dieses ersten fröhlichen Empfanges gedacht, den er dem Feinde auf preußischem Boden bereitet; zum ersten Male in diesem Feldzuge lächelte ihm das Glück, und seiner Lieblingswaffe allein verdankte er den schönen Erfolg. Zuversichtlich wie er sah das gesamte preußische Heer neuen Schlachten entgegen; in allen den hartnäckigen Kämpfen dieses Rückzugs zeigte der deutsche Soldat eine unverwüstliche Freudigkeit und Frische. Mehr als zwanzig Gefechte und zwei große Schlachten waren geschlagen, fünfzig Kanonen und viele Gefangene den Franzosen abgenommen, Napoleon aber hatte keine einzige Trophäe in seinen Händen. Anders war die Stimmung im russischen Lager. Die von Haus aus mäßige Kriegslust der Generale erlahmte gänzlich, seit sie sich wieder in die äußerste Ostecke Deutschlands zurückgedrängt sahen; abermals wie vor sechs Jahren vernahm man die unmutige Frage: wozu uns opfern für fremde

Zwecke? Barclay de Tolly, der unterdessen den Oberbefehl übernommen, erklärte bestimmt, sein erschöpftes Heer bedürfe der Ruhe, müsse in Polen wiederhergestellt und verstärkt werden. Blücher aber wollte sich dann von den Russen trennen und südlich am Fuße der Glatzer Berge dem Feinde standhalten. Schon war der Abmarsch der Russen über die Oder angeordnet, das Kalischer Bündnis drohte auseinanderzugehen. Da brachte ein schwerer Mißgriff Napoleons den Alliierten die Waffenruhe, die ihre Rettung werden sollte.

Wie laut er auch in seinen Bulletins prahlte, so unterschätzte Napoleon doch nicht die Gefahren seiner scheinbar so glänzenden Lage. Wohl hielt er alle Lande des rechten Elbufers, dazu die Lausitz und einen Teil von Schlesien in seiner Gewalt, jedoch er sah auch die zunehmende Verwilderung seines Heeres und fürchtete die unberechenbaren Mächte eines verzweifelten Volkskrieges. Wenn er jetzt, mit den Kränzen zweier neuer Siege um die Stirn, die Hand zum Frieden bot, so ließ sich vielleicht ein Abkommen erreichen, das dem Kaiserreiche seine konstitutionellen Grenzen sicherte, und der Vernichtungskampf gegen Preußen mochte nach einiger Zeit unter günstigeren Umständen wieder aufgenommen werden. Der so oft erprobte beste Bundesgenosse des kaiserlichen Frankreichs, die Zwietracht der Ostmächte konnte wohl auch diesmal noch seine Dienste tun. Von den Vermittlungsversuchen seines Schwiegervaters versprach sich der Imperator nichts Gutes; er vergaß es nicht, daß Schwarzenberg ihm vor kurzem ins Gesicht gesagt: die Politik hat diesen Ehebund geschlossen, die Politik kann ihn auch lösen! Dieser heimtückischen Hofburg, die ohne den Mut zu schlagen nach Ländergewinn trachte, gönnte er keinen Vorteil. Vielmehr hoffte er eine Zeitlang auf den Wankelmut Alexanders, den er schon vor der Bautzener Schlacht vergeblich durch lockende Friedensvorschläge zu gewinnen versucht hatte. Der bewährte Caulaincourt sollte die Unterhandlungen mit Rußland führen: vielleicht wiederholten sich die Tilsiter Vorgänge, wenn man dem Zaren „eine goldene Brücke baute“, wenn Warschau zwischen

Rußland und Preußen aufgeteilt, der preußische Staat über die Oder zurückgeschoben und also dem Zaren völlig unterworfen würde! Trog diese Hoffnung, so mußten freilich — Napoleon und seine Marschälle fühlten es wohl — die Verbündeten aus dem Waffenstillstande größeren Gewinn ziehen als der Imperator selber. Aber auch für den Fall der Fortsetzung des Krieges schien ihm die Waffenruhe unentbehrlich. Er brauchte Zeit, um sein Heer, namentlich die Reiterei zu verstärken und er wollte durch starke Rüstungen in Illyrien sich gegen den Abfall Österreichs sicherstellen. Diese beiden Beweggründe gab er seinen Generalen als die entscheidenden an. Am 4. Juni schloß er den Waffenstillstand von Pläswitz. Wie scharf er auch rechnete, er täuschte sich über die Kräfte des preußischen Staates und über das Wesen dieses Krieges, das jede halbe Lösung ausschloß. Er wußte nicht, daß die Verbündeten im geheimen Einverständnis mit Österreich den Waffenstillstand annahmen und mit wachsender Zuversicht auf den Beitritt der Hofburg zu der Koalition hofften. Schon am 16. Mai hatte Knesebeck mit den Russen Toll und Wolkonsky einen neuen Feldzugsplan verabredet, der durchaus auf die Mitwirkung Österreichs berechnet war.

Graf Metternich stand am Ziele seiner Wünsche. Eine seltene Gunst des Glücks fügte alles nach seinen Hoffnungen, warf dem Staate, der für die Befreiung der Welt noch nichts getan, die Entscheidung in den Schoß. Die kämpfenden Teile hielten einander durchaus das Gleichgewicht, wie man in Wien immer vorausgesagt; sie mußten, trotz Napoleons Widerwillen, die Mediation der Hofburg annehmen. Nun konnte Österreich ihnen nach seinem Ermessen den Frieden auferlegen oder, falls wider Verhoffen die Waffen nochmals aufgenommen wurden, mit seiner wohlgeschonten Kraft als führende Macht in die Koalition eintreten. Stein und Arndt, Blücher und die gesamte preußische Armee empfingen die Nachricht von der Einstellung der Feindseligkeiten mit tiefem Unmut: nichts entsetzlicher als ein fauler Friede nach solchen Opfern! Der Ingrimm wuchs noch, als

man erfuhr, daß die Lützower Freischar in den ersten Tagen der Waffenruhe von Rheinbündnern verräterisch überfallen und fast vernichtet worden war. Der König hielt für nötig, sein treues Volk durch eine Proklamation zu beruhigen: der Waffenstillstand, sagte er stolz, sei angenommen, damit die Nationalkraft sich völlig entwickeln könne; wir haben den alten Waffenruhm wieder gewonnen, bald werden wir stark genug sein, auch unsere Unabhängigkeit zu erkämpfen. Zugleich befahl er bei Spandau ein verschanztes Lager anzulegen, damit Preußen im Notfalle, nach den Plänen der Kriegspartei von 1811, den Verzweiflungskampf allein fortsetzen könne. Auf Gneisenaus Wunsch verfaßte Clausewitz seine köstliche Schrift über den Frühjahrsfeldzug und führte darin den Nachweis, daß die Streitkräfte der Alliierten während der Waffenruhe unverhältnismäßig wachsen müßten. Ebenso faßte Hardenberg die Lage auf; sein Tagebuch enthält hinter der Nachricht vom Waffenstillstande die lakonische Bemerkung: „war doch gut.“ Wie er Napoleons Stolz kannte, hielt er für ganz undenkbar, daß der noch unbesiegte Imperator auf Österreichs Friedensvorschläge eingehen würde; seine Zuversicht war um so fester, da ihm durch Stadion beruhigende Mitteilungen über die freundlichen Absichten der Hofburg zukamen.

Während Österreich sich anschickte, den Weltfrieden zu vermitteln, führte der Staatskanzler die Verhandlungen mit England weiter und schloß am 14. Juni den Vertrag von Reichenbach, kraft dessen die beiden Mächte sich verpflichteten, die Unabhängigkeit der von Frankreich unterdrückten Staaten wiederherzustellen. Schritt für Schritt hatte er mit der welfischen Habgier ringen müssen, und wenn er schließlich zur Hälfte nachgab, so befand er sich in der Lage des Bedrängten, der in höchster Geldnot einem Wucherer Wucherzinsen zahlt. Ohne die englischen Subsidien war Preußen völlig außerstande, den Krieg fortzuführen, das hatte Hardenberg schon im Februar dem britischen Kabinett erklärt. Das Tory-Kabinett konnte sich auf die ergebene Mehrheit in beiden Häusern unbedingt verlassen;

was hätte es dem preußischen Staatskanzler gefrommt, den Beistand der Opposition anzurufen? Als er einmal dem General Stewart vorhielt, das Parlament und die englische Nation würden ein so kleinliches Verfahren in großer Sache sicherlich nicht billigen, da erwiderte jener mit unfreiwilligem Humor: „ich bin weder von der Nation noch von dem Parlament hierhergeschickt worden, sondern von S. K. Hoheit dem Prinzregenten!“ Stewart und sein Amtsgenosse, der hölzerne, steif pedantische Lord Clancarty trugen die Überlegenheit des Bezahlenden mit der ganzen ihrem Volke eigentümlichen Rücksichtslosigkeit zur Schau. Dazu die bodenlose Unwissenheit dieser Torys; aus Clancartys Briefen mußte Hardenberg ersehen, daß der Lord den Kalischer Vertrag entweder nie gelesen oder gröblich mißverstanden hatte. Von selbst verstand sich, daß Preußen nur halb so viel Subsidien erhalten sollte als Rußland, das überdies, dank seiner geographischen Lage, vor welfischen Landforderungen bewahrt blieb; die unglücklichen Ziffern des Kalischer Vertrags zeigten jetzt ihre praktische Bedeutung. Endlich einigte man sich über 666 666 Pfd. St., wofür Preußen 80 000 Mann ins Feld stellen sollte; und diese für einen solchen Krieg armselige Summe, um ein Drittel niedriger als die an Schweden bewilligten Subsidien, ward mit Abzug des Wechselkurses, der fast dreißig vom Hundert betrug, ausbezahlt, so daß Preußen nur $3^1/_2$ Mill. Tlr. erhielt. Erst nach widerwärtigen Verhandlungen erreichte der Gesandte Jacobi in London, daß der Wert der gelieferten Waffen nicht auch noch von den Subsidien abgezogen wurde.

Gegen die Abtretung altpreußischer Gebiete sträubte sich das Pflichtgefühl des Königs. Er wollte zur Not Hildesheim, das nur vier Jahre lang preußisch gewesen, den Welfen überlassen, doch weder die getreuen Ravensberger, noch das feste Minden, das der Kriegskunst jener Zeit als der Schlüssel der Weserlinie galt. Auch als die welfischen Unterhändler statt dessen die Abtretung von Ostfriesland vorschlugen, blieb der König standhaft; es kam zu einem heftigen Auftritt zwischen ihm

und dem Staatskanzler. Die Welfen mußten sich zuletzt begnügen mit dem Versprechen, daß Preußen ihrem Stammlande eine Abrundung von 260—300 000 Seelen, einschließlich Hildesheim, verschaffen werde. Die Aussichten der preußischen Diplomatie wurden von Tag zu Tag trüber; sie hatte neue drückende Verpflichtungen übernommen und zum Entgelt wieder nur die allgemeine Zusage erlangt, daß Preußen „zum mindesten" ebenso mächtig werden solle wie vor dem Kriege von 1806. Einen Tag darauf schloß Rußland sein Kriegsbündnis mit England. Der Zar blieb für die Friedenswünsche seiner Generale wie für Napoleons Anerbietungen ganz unzugänglich: der Ruhm des Weltbefreiers und die polnische Königskrone standen so glänzend vor seiner Seele, daß er der Ermahnungen Steins jetzt kaum bedurfte, und der Kanzler Rumjanzoff, der alte Gegner der Koalition, entmutigt um Entlassung bat. Die preußischen Patrioten fanden sich nach kurzer Verstimmung rasch wieder zusammen in der frohen Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche, wie Niebuhr zu sagen pflegte; sie bemerkten bald, wie sehr die Waffenruhe der Ausbildung der Landwehr zugute kam. In Schlesien entfaltete Gneisenau im Verein mit dem wackeren Präsidenten Merckel eine gewaltige Tätigkeit, so daß bei Ablauf des Stillstandes 68 Bataillone Landwehr formiert waren. Blücher schrieb ihm zufrieden: „Landwehren Sie man druff, aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie Sich wieder zu mich!"

Wie diese Rüstungen, so bewiesen auch die Friedensvorschläge des Zaren und des Königs, daß die Verbündeten nicht gesonnen waren, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Sie verlangten: Wiederherstellung der alten Macht von Preußen und Österreich, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogtums Warschau, Rückgabe der Nordseeküste, endlich die Unabhängigkeit von Holland, Spanien und Italien. Es waren im wesentlichen die Pläne von Bartenstein; nur ein ungeheurer Krieg konnte sie verwirklichen. Ganz anders sah Kaiser Franz die Lage an. Ihm graute vor diesem Kriege, vor dem Enthusiasmus der

norddeutschen Jugend; aus tiefster Seele hatte er seinem Schwiegersohne zu der Großgörschener Schlacht Glück gewünscht und die Hoffnung ausgesprochen, dies erste Treffen werde viele Leidenschaften abgekühlt, viele Schimären zerstört haben. Furchtbar war ihm der Gedanke, daß er die unmilitärischen Gewohnheiten seines schläfrigen Schreiberlebens aufgeben und, wie die beiden verbündeten Monarchen, ins Feldlager gehen sollte. Regungen der Zärtlichkeit für seine Tochter in Paris beirrten freilich den Hartherzigen nicht, dem die Diplomaten nachrühmten, er habe ganz politische Eingeweide. Aber wozu ein wagnisvoller Krieg, wenn man im Frieden die Überlegenheit Frankreichs ein wenig einschränken und eine glänzende Stellung an der Seite des mächtigen Schwiegersohnes erlangen konnte? Auch unter den Staatsmännern war die Friedenspartei noch stark vertreten. Ihr eifrigster Wortführer war der jetzt ganz in blasierte Stumpfheit versunkene Gentz; als nachher die Kriegspartei siegte, behauptete er freilich mit erstaunlicher Dreistigkeit, daß er selber den rettenden Entschluß herbeigeführt hätte. Noch am 24. Juni schrieb er vertraulich an Karadja: die Hofburg hege die Überzeugung, daß die Mittel zur Niederwerfung der französischen Übermacht noch nicht reif seien; er fand es sonderbar, daß die Alliierten, während sie Österreich zur Friedensvermittlung aufforderten, gleichzeitig mit England ein Kriegsbündnis schlössen. Metternich sah diesmal weiter als sein Kaiser. Er ahnte, daß Österreich selber in Preußens Niederlage mit verwickelt werden mußte, wenn dieser Staat den Kampf bis zur Vernichtung fortführte; auch die dämonischen Mächte der Revolution im preußischen Heere konnten nur dann niedergehalten werden, wenn Kaiser Franz in die Koalition eintrat. Aber noch hatte er einen festen Entschluß nicht gefaßt, seine angeborene Vorliebe für krumme Wege noch nicht überwunden. Am 30. Mai gestand er seinem Vertrauten, dem Hannoveraner Hardenberg: ein dauernder Friede sei für jetzt doch unmöglich; genug wenn man diesmal zu einem vorläufigen Frieden gelange, der den drei Ostmächten die Operationsbasis von der Ostsee bis zur

Adria verschaffe und ihnen für die Zukunft einen entscheidenden Krieg ermögliche.

In diesem Sinne waren auch die Friedensvorschläge gehalten, welche der Mediator den Verbündeten vorlegte; sie zeigten unzweideutig, daß die Hofburg von kriegerischen Entschlüssen noch weit entfernt, daß ihre bisherigen Verhandlungen mit Napoleon keineswegs eine Komödie gewesen waren. Österreichs Wünsche beschränkten sich auf vier Punkte: Aufhebung des Herzogtums Warschau, das unter die Ostmächte verteilt werden sollte; Verstärkung des preußischen Staates durch diese Teilung, durch die Rückgabe von Danzig und durch die Räumung der Festungen; Rückfall der illyrischen Provinzen an Österreich; dazu die Wiederherstellung von Hamburg und Lübeck und für den unwahrscheinlichen Fall, daß England sich zu einem allgemeinen Frieden bereit fände, auch noch die Herausgabe der deutschen Nordseeküste. Alle Herzenswünsche der Hofburg kamen in diesem Programme an den Tag. Mit Illyrien erhielt Österreich seine adriatische Machtstellung wieder; durch die Auflösung von Warschau verschwand jener Herd polnischer Verschwörungen, welchen Metternich immer als hochgefährlich für die drei Ostmächte angesehen hatte; Preußen aber empfing durch die neue Teilung Polens gerade jene Provinzen zurück, an denen dem Könige wenig lag, wurde kaum wieder eine Macht zweiten Ranges; der Rheinbund endlich blieb erhalten, nach Metternichs altem Grundsatze, daß man die kleinen Höfe durch nachgiebige Güte gewinnen müsse.

Welche Zumutung für die Verbündeten! Sie schwankten lange, verhandelten seit dem 10. Juni mit Stadion im Hauptquartier zu Reichenbach und gleichzeitig in wiederholten persönlichen Zusammenkünften mit dem kaiserlichen Hofe, der seine Residenz in die Schlösser an der böhmisch-schlesischen Grenze verlegt hatte. Trotz aller Bedenken blieb Hardenberg des zuversichtlichen Glaubens, daß Napoleon niemals in die bescheidenen Bedingungen willigen werde; forderten sie doch von ihm, was er noch in starker Hand festhielt! Am 27. Juni unterzeichneten endlich Stadion, Nesselrode und Hardenberg den Reichen-

bacher Vertrag, welcher die österreichischen Vorschläge guthieß, aber zugleich der Hofburg zum ersten Male eine halbwegs sichere Verpflichtung auferlegte. Österreich mußte versprechen, falls Napoleon die Friedensbedingungen bis zum 20. Juli nicht annähme, sofort die Waffen zu ergreifen, mit mindestens 150 000 Mann an dem Feldzuge teilzunehmen und einen gemeinsamen Kriegsplan mit den Verbündeten zu vereinbaren; trat der Kriegsfall ein, so sollte der von den Alliierten ursprünglich vorgeschlagene Plan einer gründlichen Neugestaltung Europas als das Ziel des gemeinsamen Kampfes gelten, und man verpflichtete sich, diesen Plan im weitesten Sinne auszulegen. So war die Hofburg doch für einen Fall gebunden. Die Alliierten aber behielten freie Hand; sie erklärten unzweideutig, daß sie ohne die Auflösung des Rheinbundes und die Wiederherstellung der alten Macht Preußens sich nicht beruhigen würden, und der österreichische Bevollmächtigte erhob keinen Einspruch dawider.

Unterdessen war Metternich nach Dresden gegangen, um Napoleon für die Einleitung der Friedensverhandlungen zu gewinnen. Dort ging es hoch her, im Palaste Marcolini; der gesamte kaiserliche Hofstaat war versammelt, Talma und die Mars spielten vor dem Imperator. Die französische Nation sollte glauben, daß ihr Beherrscher den Frieden ernstlich wolle und sich auf die langen Verhandlungen eines großen europäischen Kongresses einrichte. In Wahrheit war all sein Sinnen nur noch auf die Wiederaufnahme des Krieges gerichtet; die Anwandlungen friedlicher Gedanken verflogen, seit er den guten Fortgang seiner gewaltigen Rüstungen sah und die unbeirrte Festigkeit des Zaren erkannte. Als er mit dem Abgesandten des vermittelnden Hofes in einer langen Unterredung unter vier Augen sich besprach, da brach sein beleidigter Stolz und der verhaltene Zorn über alle die getäuschten Hoffnungen, die er einst an die österreichische Familienverbindung geknüpft, in so leidenschaftlichen und gehässigen Worten durch, daß Metternich jetzt ernstlich zu zweifeln begann, ob eine Verständigung mit diesem Manne möglich sei. Die Überhebung des Impe-

rators, der sich längst gewöhnt hatte, die Habsburg-Lothringer als „störrische Vasallen der Krone Frankreich“ zu behandeln, erschien dem weltkundigen österreichischen Diplomaten wie Raserei; und dabei sagte sich der vollendete Weltmann mit stillbefriedigtem Lächeln, dieser unbändig polternde Allgewaltige sei doch nur ein Plebejer. Trotzdem trennte man sich zuletzt mit der Zusage, daß ein förmlicher Friedenskongreß in Prag zusammentreten, der Ablauf des Waffenstillstandes aber vom 20. Juli auf den 10. August hinausgeschoben werden solle. Napoleon hatte seine Rüstungen noch nicht beendet, und auch die Hofburg hieß jede Vertagung willkommen, da ihr Heer sich noch in unfertigem Zustande befand.

Darauf neue peinliche Erwägungen im Hauptquartiere der Alliierten, denen weder der Kongreß noch die Verlängerung der Waffenruhe gelegen kam. Am 4. Juli traf Hardenberg mit Nesselrode, Metternich und Stadion im Schlosse Ratiborschitz zusammen. Es entspann sich eine lange stürmische Verhandlung; Nesselrode gesteht, daß er im ganzen Verlaufe seiner langen diplomatischen Laufbahn kaum je einer bewegteren Sitzung beigewohnt habe. Die Alliierten legten schließlich die Leitung der Prager Verhandlungen vertrauensvoll in Österreichs Hände, da Metternich drohte, sein Kaiser werde sonst vielleicht in bewaffneter Neutralität verharren; aber sie erklärten zugleich ihren festen Entschluß, den Krieg im äußersten Falle auch ohne Österreich fortzusetzen. Damit war Österreichs Eintritt in den Kampf nahezu entschieden. Denn offenbar konnten Metternichs Pläne nur gelingen, wenn er sich von den Verbündeten nicht gänzlich trennte; wurden die Waffen wieder aufgenommen und der österreichische Hof blieb neutral, so mußte er fürchten von den Früchten der Siege der Koalition ausgeschlossen, doch in die Folgen ihrer Niederlagen mit verwickelt zu werden. Eine politische Notwendigkeit, die stärker war als eines Menschen Wille, drängte den Wiener Hof aus seiner zuwartenden Haltung heraus. Gleichwohl kehrten noch im Juli, ja bis zur Stunde der letzten Entscheidung bange Augenblicke des Zweifels wieder.

Im preußischen Hauptquartiere sprach Ancillon nach seiner kleinmütigen Weise für den Frieden, und Knesebeck führte in einer Denkschrift aus: auf die Auflösung des Rheinbundes sei für jetzt nicht zu hoffen, der preußische Staat könne aber zur Not auch ohne Magdeburg bestehen, wenn er nur auf dem rechten Elbufer durch Mecklenburg und Schwedisch-Pommern wohl abgerundet würde und eine feste Position an der Weichsel erhielte! Der König selbst dachte mutiger, hielt dem Kaiser Franz in einem eigenhändigen Briefe vor: der preußische Staat müsse in Deutschland erheblich vergrößert werden, wenn Österreich an ihm einen starken und zuverlässigen Nachbar haben wolle.

Währenddem ward man auch mit Schweden endlich handelseinig. Da Dänemark wieder förmlich zu dem französischen Bündnis zurückkehrte, so fielen Friedrich Wilhelms Bedenken hinweg, und er verbürgte durch den Vertrag vom 22. Juli der Krone Schweden, die nunmehr dem Kalischen Bunde beitrat, die Erwerbung von Norwegen. Ein geheimer Artikel verhieß den Dänen nötigenfalls auf deutschem Boden eine Entschädigung für Norwegen. Hardenbergs Leichtsinn fand daran kein Arg; er meinte, diese Entschädigung könne höchstens in einem kleinen Fetzen Landes bestehen, da man ja Dänemark durch die Waffen bezwingen wollte, und glaubte zu wissen, daß Schwedisch-Pommern auf keinen Fall den Kaufpreis für Norwegen bilden werde. Hatte ihm doch Bernadotte mündlich versichert, Schweden sei geneigt, den letzten Rest seiner deutschen Besitzungen an Preußen abzutreten. Aber was war auf solche unbestimmte Zusagen des Treulosen zu geben?

Mit jedem neuen Tage wuchsen die Hoffnungen auf Österreichs Beitritt; auch die Nachricht von Wellingtons strahlendem Siege bei Vitoria und der gänzlichen Befreiung Spaniens wirkten ermutigend auf die Hofburg. Nach der Ratiborschitzer Unterredung gelangte Metternich zu der Einsicht, daß man die Rolle einer dritten Partei nicht mehr weiter spielen dürfe. Am 13. Juli enthüllte er seine kriegerischen Pläne zum ersten Male seinem kaiserlichen Herrn: selbst für den Fall, daß die Ver-

bündeten die Friedensvorschläge verwürfen und Napoleon sie annähme, würde Österreich der Koalition nicht mehr fernbleiben können, ohne sich in der öffentlichen Achtung herabzusetzen. Der noch immer durchaus friedfertige Kaiser ließ sich auf diese unwillkommene Möglichkeit noch nicht ein; er versprach nur für das vorgelegte Friedensprogramm standhaft einzutreten, obschon ihm einzelnes darin übertrieben schien. Napoleon war unterdessen nach Mainz gegangen, auf Frankreichs klassischen Boden, wie er das linke Rheinufer zu nennen pflegte. Noch einmal hielt er dort großen Hoftag; Dalberg und die Fürsten von Baden, Darmstadt, Nassau überbrachten persönlich ihre untertänigen Glückwünsche zu den Siegen des Frühjahrs. Er freute sich an dem Anblick seiner herrlichen Truppen und kehrte dann nach Dresden zurück mit dem stolzen Bewußtsein, daß er wieder stark genug sei, um der Welt Gesetze zu geben. Im Rausche seines Stolzes tat er geflissentlich alles, was den vermittelnden Hof beleidigen und verletzen mußte, also daß Kaiser Franz zuletzt geradezu durch die gekränkte Fürstenehre genötigt ward mit dem Schwiegersohne zu brechen.

Die Gesandten der Alliierten in Prag, Anstett und Humboldt, hatten beide sehr beschränkte Vollmacht und waren insgeheim beide entschlossen, den Verhandlungen jedes mögliche Hindernis in den Weg zu legen. Niemand war für eine solche Aufgabe besser geeignet als Humboldt, der Meister aller dialektischen Künste; auch er fühlte sich ergriffen von der Begeisterung der Zeit, soweit seine kühle Natur dazu fähig war, und legte willig seine gelehrten Arbeiten zur Seite, um einmal ganz der Politik zu leben. Napoleons Hochmut überhob ihn jedoch aller Anstrengung. Mehrere Tage lang mußte er mit Anstett warten, bevor ein französischer Bevollmächtigter eintraf; endlich erschien Narbonne, aber ohne genügende Beglaubigung. Wieder vergingen einige Tage bis Caulaincourt am 28. Juli ankam. Dann begann ein Austausch von diplomatischen Noten über die Form der Verhandlungen; die französischen Bevollmächtigten warfen dabei mit hämischen Bemerkungen nach allen

Seiten hin um sich und setzten den leeren Formenstreit hartnäckig fort bis zum letzten Tage der Waffenruhe, dergestalt, daß auf diesem wunderlichsten aller Kongresse nicht einmal eine gemeinsame Sitzung der Bevollmächtigten stattfinden konnte.

Der offenbare Hohn, der aus dem Auftreten der Franzosen sprach, sagte dem österreichischen Minister genug. Er fühlte, daß sein Hof nicht mehr zurück konnte und traf in der Stille seine Maßregeln, um dem Kaiserhause einen reichen Kriegslohn zu sichern. Noch während des Kongresses wurde zu Prag am 27. Juli mit den Verbündeten eine geheime Vereinbarung geschlossen, wonach Österreich das Königreich Italien und Illyrien erhalten sollte; der König von Sardinien erhielt sein Erbe zurück, Mittelitalien samt Genua wurde unter den Erzherzogen der österreichischen Vetterschaft aufgeteilt; Sizilien blieb den von England beschützten Bourbonen. Ja, die Verbündeten versprachen sogar im voraus alles gutzuheißen, was Österreich auf der Halbinsel tun würde. Einige Wochen darauf trat auch England diesem Vertrage bei. Die Absicht des britischen Kabinetts war einfach die französische Herrschaft aus Italien zu verdrängen; eine italienische Nation wollten die Torys nicht anerkennen, auch über die Ansprüche des Papstes ging man gleichmütig hinweg. Der russische Hof, der alte Gönner Piemonts, der unter Kaiser Paul die italienischen Pläne Österreichs so lebhaft bekämpft hatte, sagte sich von seinen bewährten Traditionen los, da die Freundschaft des Wiener Kabinetts jetzt über allen anderen Rücksichten stand. Die preußischen Staatsmänner aber fanden das Ansinnen Metternichs ganz unbedenklich. Daß die Hofburg die alten Thugutschen Projekte wieder aufnehmen würde, galt dem Staatskanzler von vornherein als selbstverständlich. Er hat sogar Österreich aufgefordert, die Italiener zum Freiheitskampfe aufzubieten; in Knesebecks Denkschriften hieß es kurzab: „was Österreich in Italien verlangt, liegt ja in der Natur der Dinge."

Die Stellung des Mediators, der also bereits durch zwei geheime Verträge seine Unparteilichkeit aufgegeben hatte, wurde

täglich unhaltbarer; das Possenspiel des Kongresses drängte zum Ende. Vier Tage vor Ablauf der Waffenruhe wendete sich Napoleon noch einmal mit einer vertraulichen Anfrage an Österreich allein — offenbar nur um nachher der friedenslustigen französischen Nation seine Versöhnlichkeit beweisen zu können. Als Metternich darauf ein Ultimatum stellte, das die Reichenbacher Vorschläge in etwas schärferer Fassung wiederholte, gab der Imperator eine im wesentlichen ablehnende Antwort und ließ diese absichtlich zu spät von Dresden abgehen, so daß sie erst am 11. August in Prag eintreffen konnte. Der Waffenstillstand war abgelaufen, ohne daß Frankreich die Friedensbedingungen angenommen hatte. Mit dem letzten Glockenschlage des 10. August erklärten Humboldt und Anstett, ihre Vollmacht sei erloschen, der Kongreß beendigt. Die Verpflichtungen von Reichenbach traten nunmehr in Kraft, der Trotz Napoleons hatte Österreich in das Lager der Koalition getrieben.

Jener große europäische Bund, woran die Staatsmänner seit achtzehn Jahren immer vergeblich gearbeitet, jetzt stand er endlich in Waffen: alle die vier alten Großmächte, mit ihnen Schweden und demnächst auch die wiederbefreiten Staaten der iberischen Halbinsel. Und diesmal führte nicht das Ungefähr diplomatischer Verwicklungen die Höfe zusammen, sondern eine hohe Notwendigkeit: es galt, die Freiheit der Welt, das lebendige Nebeneinander der Nationen, worauf die Größe der abendländischen Gesittung beruht, wiederherzustellen. Wohl traten mit England und Österreich zwei Mächte in das Bündnis ein, denen jedes Verständnis abging für die Sehnsucht des norddeutschen Volkes. Sonderbar genug stach die gewundene Sprache des österreichischen Kriegsmanifestes von dem herzerwärmenden ehrlichen Tone der preußischen Aufrufe ab. Wie war doch Gentzens reicher Geist in Wien verknöchert und verdorrt, daß er jetzt mit byzantinischem Redeschwall den kaiserlichen Schwiegervater verherrlichte, der, über gewöhnliche Bedenklichkeiten weit erhaben, für das heilige Interesse der Menschheit hingegeben habe, was seinem Herzen das Teuerste war! Auch die bitteren Bemerkungen des Mani-

festes über die dem regelmäßigen Gange der Regierungen zuvoreilenden ungeduldigen Wünsche der Völker ließen ahnen, daß der Krieg durch Österreichs Teilnahme seinen Charakter verändern, manche Hoffnung der Patrioten in Enttäuschung enden würde. Doch es stand nicht anders, ohne Österreichs Zutritt konnte die Koalition sich gegen das Weltreich nicht behaupten. Der Ausgang des Prager Kongresses war ein großer diplomatischer Erfolg; Friedrich Wilhelm wußte, daß er ihn guteuteils der Gewandtheit seines Staatskanzlers verdankte. Erleichterten Herzens eilte Humboldt in jener verhängnisvollen Mitternacht des 10. August auf den Hradschin, um das verabredete Zeichen zu geben: bald flammten die Fanale auf den Kuppen der Riesenberge und trugen noch in derselben Nacht nach Schlesien hinüber zu dem aufjubelnden preußischen Heere die frohe Kunde, daß in sechs Tagen der Krieg von neuem beginne.

Durch den glücklichen Fortgang der preußisch-russischen Rüstungen und durch den Zutritt von 110 000 Mann Österreichern wurde endlich das Gleichgewicht der Kopfstärke zwischen den beiden Parteien annähernd hergestellt. Die Koalition verfügte über eine Feldarmee von über 480 000 Mann, worunter etwa 165 000 Preußen und nahezu ebensoviel Russen, sie war dem Feinde namentlich durch die Stärke ihrer Reiterei und Artillerie überlegen. Napoleon hatte sein Heer auf 440 000 Mann gebracht. Die Fürsten des Rheinbundes leisteten willig Heeresfolge, zumal da der Protektor wieder den Schirmherrn des Partikularismus spielte und ihnen die Gefahr der Wiederherstellung des alten deutschen Reiches, des Verlustes der Souveränität in finsteren Farben schilderte. Nur der Münchener Hof zeigte eine verdächtige Saumseligkeit; er nahm die Kriegserklärung Österreichs zum Vorwande, um die Hauptmasse seines Heeres im Lande zurückzuhalten, stellte nur eine schwache Division auf den norddeutschen Kriegsschauplatz. Verließ das Glück die französischen Fahnen, so war Bayern zum Abfall vorbereitet.

Unter den unglücklichen Truppen des Rheinbundes nahm der Unmut überhand seit den teuer erkauften fruchtlosen Siegen des Frühjahrs. Napoleon traute ihnen nicht, am wenigsten den Westfalen. Trotzdem sah er dem Kriege mit Zuversicht entgegen. Die geringe Überzahl der Feldarmee der Verbündeten wurde reichlich aufgewogen durch den Besitz der Festungen des Nordostens, deren Einschließung fast die Hälfte der preußischen Landwehr sowie einen großen Teil des russischen Heeres in Anspruch nahm, vornehmlich aber durch die günstige zentrale Stellung an der Elblinie, die von Glückstadt und Hamburg bis hinauf nach Dresden und Königstein in Napoleons Händen war. Fast auf der nämlichen Stelle hatte einst König Friedrich sechs Jahre lang eine ungleich bedrohlichere Übermacht in Schach gehalten; warum sollte dem Kriegsfürsten des neuen Jahrhunderts nicht auch gelingen, durch gewandte Benutzung der kurzen inneren Operationslinien, die er beherrschte, die Gegner zu überraschen, ihre weit voneinander getrennten Heere vereinzelt zu schlagen?

Den sittlichen Kräften der Koalition erwuchs aus dem Beitritt Österreichs kein Gewinn. Die kaiserlichen Truppen schlugen sich tapfer wie zu allen Zeiten; von der stürmischen Begeisterung des norddeutschen Volkes empfanden sie wenig, weniger sogar als die Russen, die nicht nur ihren alten Ruhm unerschütterlicher passiver Todesverachtung wieder bewährten, sondern auch durch das lange Zusammenleben mit den Preußen und durch die Gunst des Glücks nach und nach Freude gewannen an dem unwillig begonnenen deutschen Krieg. Der Geist von 1809 erwachte nicht wieder. Die Völker Österreichs sahen sich ungern aufgestört aus der bequemen Ruhe der jüngsten vier Jahre, sie sprachen ihre Furcht vor einem neuen Einbruche der französischen Eroberer so lebhaft aus, daß Erzherzog Johann seinen Grazern Mut einsprechen mußte; sie bemitleideten die ausziehenden Soldaten und behielten von den Taten dieses Krieges nichts im Gedächtnis, während die Erinnerung an Aspern und Wagram in aller Herzen fortlebte. Die breite Kluft, welche das

geistige Leben der Österreicher von den übrigen Deutschen trennte, wurde durch den Befreiungskrieg nicht überbrückt. Nur anstandshalber, nur um nicht allzuweit hinter Preußen zurückzubleiben, ließ auch Kaiser Franz eine Deutsche Legion für Freiwillige aus dem Reiche bilden, ein Freikorps, das niemals irgendeine Bedeutung erlangte. Die altgewohnte unbehilfliche Schwerfälligkeit der Führung und Verwaltung des österreichischen Heeres erregte wieder den Spott der französischen Soldaten über die Kaiserlicks; glänzenden Kriegsruhm erwarb sich, außer einigen kühnen Reiteroffizieren, kein einziger der k. k. Generale.

Da die Hofburg den Krieg nur mit halbem Herzen führte, beständig in Angst vor der nationalen Begeisterung der Preußen und den polnischen Plänen des Zaren, so konnte sie auch ihren tüchtigsten Feldherrn nicht verwenden; überdies war Erzherzog Karl seinem mißtrauischen kaiserlichen Bruder verdächtig und als alter Gegner der russischen Allianz dem Petersburger Hofe unwillkommen. Fürst Schwarzenberg erhielt den Oberbefehl, ein tapferer Reiterführer und ehrenhafter Kavalier, der mit feinem diplomatischem Takte die mächtigen streitenden Interessen im großen Hauptquartiere auszugleichen, unter den schwierigsten Verhältnissen, trotz der Anwesenheit von drei Monarchen die buntscheckige Masse der verbündeten Heere leidlich zusammenzuhalten verstand; doch dem Genie Napoleons fühlte er sich nicht gewachsen, der große Ehrgeiz des geborenen Feldherrn blieb ihm fremd. Sein trefflicher Generalstabschef Radetzky besaß geringen Einfluß; in der Regel gaben die Generale Duca und Langenau den Ausschlag im Kriegsrate, zwei Theoretiker aus Lloyds behutsam methodischer Kriegsschule, denen nichts schrecklicher war als das Wagnis der Feldschlacht. Noch war der Zauber des napoleonischen Namens ungebrochen. Selbst Zar Alexander begann zu glauben, daß die neufranzösische Kriegskunst allein durch ihre eigenen Schüler zu überwinden sei; er setzte sein Vertrauen vornehmlich auf Bernadotte und zwei andere französische Überläufer, Moreau und Jomini, ja er erwartete sogar, daß diese Abtrünnigen Zwiespalt und Partei-

kampf im napoleonischen Heere hervorrufen könnten — eine Hoffnung, die an dem ehrenwerten Patriotismus der Franzosen zuschanden wurde. Nur im preußischen Lager lebte das leidenschaftliche Verlangen nach großen durchschlagenden Entscheidungen und das stolze Selbstvertrauen, das den Sieg verbürgt; aber erst im Verlaufe des Krieges, nach errungenem Erfolge erlangten die preußischen Heerführer, die bedeutendsten militärischen Talente der Koalition, Macht und Ansehen.

Die Absicht Metternichs, seinem Hofe die führende Stellung in der Allianz zu verschaffen, erfüllte sich vollständig. Wie der Oberbefehl der gesamten Streitkräfte dem Fürsten Schwarzenberg anvertraut wurde, so berücksichtigte auch der neue, auf Grund der Verabredungen vom Mai festgestellte Kriegsplan in erster Linie die Interessen Österreichs. General Toll, der fähigste Generalstabsoffizier der russischen Armee, vereinbarte am 12. Juli zu Trachenberg mit Knesebeck und dem schwedischen Kronprinzen die Bildung dreier Heere, deren jedes aus Truppen der verschiedenen Nationen gemischt sein sollte, während Blücher umgekehrt seine Preußen unter seinem eigenen Befehle zu vereinigen wünschte. Die Hauptarmee von 235 000 Mann versammelte sich an der Nordgrenze von Böhmen unter Schwarzenbergs unmittelbarer Führung; dadurch wurde Kaiser Franz seiner schwersten Sorge ledig, eine Verlegung des Kriegsschauplatzes nach dem Innern Österreichs war kaum noch zu befürchten. In den Marken und an der Niederelbe stand die Nordarmee unter Bernadotte, über 150 000 Mann, in Schlesien Blücher mit 95 000 Mann. Alle drei Heere sollten die Offensive ergreifen und ihren Sammelplatz im Lager des Feindes suchen; wendete sich Napoleon von seinem Stützpunkte Dresden aus mit überlegener Macht gegen eine der drei Armeen, so wich diese aus und die beiden anderen bedrohten ihn in Rücken und Flanke. So hatte das alte Europa doch endlich etwas gelernt von der neuen großartigen Kriegsweise: nicht mehr die Besitznahme einzelner geographischer Punkte, sondern die Besiegung des Feindes wurde als der Zweck der Operation bezeichnet. Freilich stimmten die überbehutsamen Vor-

schriften für die Ausführung wenig zu der Kühnheit des strategischen Grundgedankens. Der schlesischen Armee dachte das große Hauptquartier nur die bescheidenen Aufgaben eines großen Observationskorps zu, da sie die schwächste von allen war und der stärksten Position des Feindes gegenüberstand; mit Mühe erwirkte sich Blücher die Erlaubnis, unter außerordentlich günstigen Umständen eine Schlacht anzunehmen. Seine Offiziere klagten über die bescheidene Rolle die man ihnen zuwies, und beneideten ihre nach Böhmen zur Hauptarmee abmarschierenden Kameraden; der alte Held aber nahm sich vor, seine Vollmacht im allerweitesten Sinne auszulegen. Ein Glück übrigens, daß man im großen Hauptquartiere die feindlichen Streitkräfte um volle 100 000 Mann unterschätzte; so gewannen die Bedachtsamen doch einigen Mut.

Auch Napoleon war über die Stärke und die Stellungen der Verbündeten schlecht unterrichtet; er suchte ihre Hauptarmee in Schlesien und schlug die Kopfzahl der Nordarmee viel zu niedrig an. Sein nächstes Ziel blieb noch immer die Vernichtung der preußischen Macht. Derweil der Imperator selbst die schwierige Aufgabe übernahm, von Dresden aus zugleich die böhmische und die schlesische Armee zurückzuhalten, sollte Oudinot Berlin erobern, die Landwehr entwaffnen, die preußische Volkserhebung völlig niederwerfen. Glückte dieser Schlag, so schien es möglich, Stettin und Küstrin zu verstärken, vielleicht selbst Danzig zu entsetzen; der Zauderer Bernadotte wich dann unzweifelhaft an die Küste zurück, Preußen und Rußland aber mußten ihre gesamten Streitkräfte in den bedrohten Nordosten werfen und sich von Österreich trennen. Also wurde die Koalition gelockert, und vielleicht gelang es dann der diplomatischen Kunst Napoleons, sie gänzlich zu zersprengen. Da er an den vollen Ernst der Hofburg auch jetzt noch nicht glaubte, so vermied er absichtlich einen Zug gegen Böhmen; Kaiser Franz durfte an der wohlwollenden Mäßigung des liebevollen Schwiegersohnes nicht zweifeln. Die Befürchtung, daß er umgangen und vom Rheine abgeschnitten werden könne, wies der Kriegs-

erfahrene lachend zurück: „ein Heer von 400 000 Mann umgeht man nicht.“ Er wußte wohl, welchen Vorteil ihm die Einheit des Oberbefehls und die konzentrierte Stellung seines Heeres boten und zog, was irgend verfügbar war, nach Obersachsen heran. Nur das Korps Davousts wurde aus politischen Gründen an der Niederelbe zurückgehalten, denn das feste Hamburg durfte um keinen Preis einer englischen Landungsarmee zum Brückenkopfe dienen.

Während Oudinot den Marsch nach den Marken antrat, wendete sich Napoleon zunächst gegen die schlesische Armee, in der Hoffnung, den tatenfrohen Blücher zu einer Schlacht zu verleiten. Der preußische Feldherr wich der Übermacht aus und ging erst nach einigen Tagen wieder zum Angriff vor, als Napoleon mit einem Teile seines Heeres nach Dresden zurückeilte um die heranrückende böhmische Armee abzuwehren. Macdonald, der in Schlesien zurückgeblieben, wähnte die Verbündeten noch im vollen Rückzuge und marschierte am 26. August, keiner Schlacht gewärtig, gegen Jauer; seine Truppen drängten die Vorhut der Preußen zurück, überschritten die vom Regen hoch angeschwellten Gewässer der Katzbach und der wütenden Neiße, stiegen dann sorglos an den steilen Talrändern empor auf die Hochebene, die sich über dem Zusammenfluß der beiden Gebirgsbäche erhebt. Droben aber stand York, hinter sanften Anhöhen versteckt, mit dem Zentrum des Blücherschen Heeres; er ließ einen Teil der Feinde auf die Hochebene heraufkommen und brach alsdann urplötzlich mit zermalmendem Ungestüm aus dem Hinterhalte hervor, auf seinem rechten Flügel von Sackens Russen kräftig unterstützt. Ein furchtbares Blutbad begann. Der überraschte Feind stand eingepreßt in dem Winkel zwischen den beiden Gebirgswassern; Kolben und Bajonett bildeten die einzigen Waffen des Fußvolks, da die Musketen im Regen versagten. Bei Anbruch der Nacht warf Katzelers Reiterei die aufgelösten Trümmer des feindlichen Heeres in das Tal der wütenden Neiße hinunter, Tausende fanden den Tod in den wilden Wogen. Nur die Saumseligkeit Langerons, der mit

seinem russischen Korps auf dem linken Flügel dem Kampfe fern blieb, rettete die Armee Macdonalds vor gänzlichem Untergange. Gneisenau aber gedachte jener Schreckensnacht nach der Schlacht von Jena und befahl die letzte Kraft von Roß und Mann an die Verfolgung zu setzen. Erschöpft von der Schlacht und den Hin- und Hermärschen der jüngsten Tage lagerten die siegreichen Truppen während der Nacht auf dem aufgeweichten Boden ohne Feuer, hungernd und frierend, in abgerissenen dünnen Kleidern, die meisten ohne Schuhe; ihrer viele erlagen der übermenschlichen Anstrengung. Dann brach man auf, den Geschlagenen nach. Am 29. wurde die Division Puthod bei Plagwitz von den Nachsetzenden erreicht und völlig zersprengt, noch bevor sie das Wildwasser des Bobers überschreiten konnte; auch die irische Legion, die unter französischem Banner gegen den englischen Todfeind focht, fand ihr Grab in den Wellen des deutschen Flusses. So hielt die wilde Jagd noch tagelang an, immer bei strömendem Regen, verlustreich für die Sieger, verderblich für die Fliehenden, bis endlich am 1. September Blücher seinem Heere triumphierend verkünden konnte, das gesamte schlesische Land sei vom Feinde gesäubert.

Die Schlacht an der Katzbach war der erste wahrhaft fruchtbare Sieg dieses Feldzugs. Sie befreite Schlesien, sie hob die Zuversicht im Heere der Verbündeten und brachte dem Werke Scharnhorsts eine glänzende Rechtfertigung, da die neue Landwehr sich den besten Linientruppen ebenbürtig zeigte; sie erweckte, was jedem nationalen Kriege unentbehrlich ist, die Freude an einem volkstümlichen Helden, zu dem der kleine Mann bewundernd aufschauen konnte. Der Name Blüchers war in aller Munde.

Wer den Dingen näherstand wußte freilich, daß die Kriegspläne des alten Helden aus Gneisenaus Kopfe stammten. So war der königliche Mann nun doch der Marschall von Schlesien geworden, wie ihm Clausewitz geweissagt. Er hatte einst in unheilvollen Tagen auf den Wällen Kolbergs die geschändeten preußischen Fahnen zuerst wieder zu Ehren gebracht. Jetzt

wußte er die schlesische Armee so ganz zu durchdringen mit der feurigen Tatkraft seines heldenhaften Geistes, daß dies kleinste Heer der Koalition bald der Schwerpunkt ihrer Streitkräfte wurde; denn das stand ihm außer Zweifel, daß ein Mutiger Mutige schaffen könne. Bald hatte sich zwischen ihm und Blücher jenes menschlich schöne Verhältnis unverbrüchlichen Vertrauens gebildet, das für Deutschlands Geschicke ebenso segensreich werden sollte wie vormals die Freundschaft von Luther und Melanchthon, von Schiller und Goethe. Willig ging der Alte auf die Ideen seines Generalquartiermeisters ein und fand sich darin zurecht, als wären sie sein eigenes Werk. Der Jüngere aber wahrte mit feinem Takte das Ansehen des Kommandierenden, befahl immer nur in Blüchers Namen, hielt sich so bescheiden zurück, daß seine Frau selber lange nichts von der eigentlichen Wirksamkeit ihres Gatten erfuhr, und ertrug es ohne Murren, daß er der Mannschaft fast ebenso unbekannt blieb wie einst P. von Westphalen den Soldaten Ferdinands von Braunschweig. Beim Ausbruch des Krieges hatte er nur die Karten von Westdeutschland und Frankreich mit ins Feldlager genommen — so bestimmt rechnete er auf einen raschen Siegeszug; nun warf ihn das Geschick wieder in diese Ostmark Deutschlands, wo er einst seine besten Jahre im Einerlei subalternen Dienstes verbracht hatte. Die Langeweile jener öden Zeit kam ihm jetzt zugute; er kannte Weg und Steg im Lande, er wußte, daß die heimtückischen kleinen Bäche des Riesengebirges bei Unwetter rasch zu reißenden Strömen werden, und baute darauf seinen Plan. Nichts schien ihm erbärmlicher, als das Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren; kaum war Schlesien befreit, so faßte er alsbald das Ziel der Vereinigung der drei Armeen ins Auge. Nur so konnte eine große Entscheidung erzwungen werden, und dieses letzten Erfolges fühlte sich der Kühne so sicher, daß er schon im September, zu einer Zeit, da die meisten kaum auf die Eroberung von Dresden zu hoffen wagten, seinen Offizieren voraussagte, sie sollten noch in diesem Herbst Trauben am Rhein pflücken. Er nannte Napoleon gern seinen Lehrer, denn von ihm hatte

er gelernt, die Künstelei der alten militärischen Schule zu verachten; erst in der Hauptstadt des Feindes hoffte er die Waffen niederzulegen. So stand er unter den Heerführern der Verbündeten als der Pfadfinder des Sieges, wie ihn der Meißel Christian Rauchs dargestellt hat, mit vorgestrecktem Arm hinweisend auf des Krieges letztes Ziel, der einzige Mann, der sich der Feldherrngröße Napoleons gewachsen fühlte. Fortiter, fideliter, feliciter! — so lautete der hochgemute Wahlspruch seines Wappens.

Die Begeisterung der Jugend und die Gunst der Frauen wendeten sich der heiteren Kraft und Frische des genialen Mannes von selber zu; vor den älteren Kameraden mußte er sich erst durch den Erfolg rechtfertigen. Die drei Korpsführer der schlesischen Armee fügten sich ungern den Weisungen des jungen Generalmajors; immerhin war Sackens Eigensinn und Langerons Ungehorsam noch erträglicher als das gallige Tadeln und Klagen Yorks. Der Hochkonservative hatte den alten Groll gegen die Reformpartei noch nicht überwunden, nannte Blücher einen rohen Husaren, Gneisenau ein phantastisches Kraftgenie, schalt über die Heerverderber, die den erschöpften Truppen unmögliche Entbehrungen und Gewaltmärsche zumuteten, forderte wiederholt seinen Abschied. Blüchers Hochherzigkeit ließ sich von alledem gar nicht anfechten; er meinte gleichmütig: „der York ist ein giftiger Kerl, er tut nichts als räsonieren, aber wenn es losgeht, dann beißt er an wie keiner.“

Unbeirrt von Blüchers vorwärtsdrängendem Ungestüm wie von den besorgten Warnungen seiner Generale schritt Gneisenau seines Weges. Durch den Sieg an der Katzbach entwaffnete er den Widerstand. Der Tadel wagte sich nicht mehr so laut hervor, obschon er nicht gänzlich verstummte; und als auch im weiteren Verlaufe des Krieges fast immer die schönsten Kränze diesem kleinen Heere zufielen, da galt es bald als ein Ruhm der schlesischen Armee anzugehören. Ein frohes Selbstgefühl verband alle ihre Glieder, sie wußte, daß sie wirklich, wie Clausewitz sagte, die stählerne Spitze war an dem schwerfälligen eisernen

Keile der Koalition. Selbst die Russen verspürten etwas von der eigentümlichen Siegesfreudigkeit, die von Blüchers Hauptquartier ausstrahlte. Einige ihrer Führer, wie Sacken und der tollkühne Reitergeneral Wassiltschikow lebten mit den Preußen in vertraulicher Kameradschaft; die Kosaken begrüßten den greisen Feldherrn mit endlosen Hurrarufen, wo er sich zeigte und erzählten einander, der Alte sei eigentlich ein Kosakenkind, am blauen Don geboren.

Einem jungen Deutschen mochte wohl das Herz aufgehen in dem Heldenkreise, der sich um Blücher versammelte. Da standen neben York die Brigadeführer Steinmetz, jener Horn, dem die Franzosen vorm Jahre den Namen des preußischen Bayard gegeben hatten, und der Bruder der Königin Luise, Karl von Mecklenburg; die verwegenen Reiterführer Jürgaß und Sohr, der Liebling Blüchers Katzeler und der tolle Platen mit seiner ewig brennenden Pfeife; unter den Jüngeren Schack und Graf Brandenburg, der Minister von 1848, jene beiden, die sich York gern als Preußens künftige Feldherren dachte; neben Gneisenau der schwunglos nüchterne Müffling, der einzige fast, der zu dem jugendlichen Tone dieses Kreises nicht paßte, dann Rühle von Lilienstern, der Freund von Heinrich Kleist, ein hochgebildeter, geistvoller Offizier, der immer zur Hand sein mußte, wenn es galt durch persönliche Überredung auf die beiden anderen Hauptquartiere einzuwirken, dann Major Oppen, der spanische Held, dann Fehrentheil, der nachher in der demagogischen Phantasterei des Teutonentums unterging, während der junge Gerlach späterhin ein Führer der Hochkonservativen wurde; dazu die Schriftgelehrten, wie Blücher sie spottend nannte: der liebenswürdige, fromme Naturforscher Karl von Raumer, der philosophische Schwärmer Steffens, endlich Eichhorn, der die Erinnerungen dieser reichen Monate wie ein heiliges Vermächtnis im Herzen bewahrte und nachher durch den Ausbau des Zollvereins das Werk des Befreiungskrieges zu vollenden strebte. Es war wie ein Mikrokosmos des neuen Deutschlands: fast alle die Parteien der Politik und Literatur, welche in den

folgenden Jahrzehnten das deutsche Leben erfüllten, fanden hier ihre Vertreter. Keine Spur mehr von dem rohen Bildungshasse der alten Armee; an müßigen Abenden lasen die Offiziere zuweilen Shakespearesche Dramen mit verteilten Rollen, oder Oppen spielte deutsche und spanische Lieder auf seiner Zither. Mit rücksichtsloser Offenheit sagte jeder seine Meinung gerade heraus wie Blücher selber; nirgends wurde die Felonie der deutschen Fürsten schärfer verurteilt, die Vernichtung der rheinbündischen Souveränität und die Verstärkung der preußischen Macht stürmischer gefordert als in der Umgebung des preußischen Feldherrn. „Geht es nach mir," sagte General Hünerbein zu dem Kurprinzen von Hessen, „so bekommt Ihr Vater nicht so viel Land zurück, als ich Schmutz unter meinen Nägeln habe!"

Die Schlacht bei Belle-Alliance.

Spät in der Nacht (des 16. Juni) wurde Blücher von seinen Generalstabsoffizieren in einem Bauernhause zu Mellery, auf dem Wege nach Wavre, aufgefunden. Ruhig seine Pfeife rauchend, lag der Alte auf der Streu; er fühlte sich an allen Gliedern zerschlagen von dem schweren Sturze, doch seine frohe Zuversicht war nicht gebrochen. Unbedenklich genehmigte er die Anordnungen seines Freundes; die beiden hatten sich so ganz ineinander eingelebt, daß Gneisenau sicher war, stets aus der Seele des Feldmarschalls heraus zu beschließen. Am Morgen ritt der Feldherr dem Heere voraus nach Wavre; die Soldaten jubelten, sobald sie des Geretteten ansichtig wurden, und antworteten mit einem fröhlichen Ja, als er im Vorüberreiten fragte, ob sie morgen wieder schlagen wollten. Auf den Sonnenbrand von gestern folgte ein grauer schwüler Tag mit vereinzelten Gewitterschauern, dann am Abend strömender Regen, die ganze Nacht hindurch. Mühsam wateten die Soldaten, die nun seit drei Tagen im Marsch oder im Gefechte gewesen, in dem aufgeweichten schweren Boden und schoben die Räder der Kanonen durch den tiefen Schlamm. Auf der Beiwacht war der Schlaf fast unmöglich, und doch blieb der frohe Mut unverwüstlich; am Morgen des 18. sah man die schlesischen Füsiliere nach den Klängen der Feldmusik einen lustigen Walzer tanzen. Ein warmer Aufruf des Feldmarschalls mahnte die Truppen; ihre letzte Kraft aufzubieten für den neuen Kampf: „vergesset nicht, daß Ihr Preußen seid, daß Sieg oder Tod unsere Losung ist!“

In seinem Berichte an den König sprach Gneisenau offen die Anklage aus, daß Wellington „wider Vermuten und Zusage“ seine Armee nicht rechtzeitig konzentriert habe, und in vertrauten Briefen äußerte er sich noch weit schärfer. Jedoch in dem veröffentlichten Berichte des Blücherschen Hauptquartiers wurde die peinliche Frage schonend übergangen, und auch nach dem Kriege verschmähte Gneisenau, um der Bundesfreundschaft willen, hochherzig jeden Federkrieg, obgleich die unaufrichtigen Erzählungen des Briten sein reizbares militärisches Ehrgefühl geradezu zum Widerspruche herausforderten. Erst zwanzig Jahre später wurde durch ein nachgelassenes Geschichtswerk von Clausewitz, der unzweifelhaft die Mitteilungen seines Freundes Gneisenau benutzt hatte, die geheime Geschichte dieses Feldzuges aufgeklärt. In jenem Augenblicke vollends lag dem kühnen Manne nichts ferner als ein unfruchtbares Hadern um vergangene Fehler; er meldete dem König, eine Schlacht mit geteilten Kräften sei jetzt nicht mehr möglich, und traf sofort seine Vorbereitungen für die Vereinigung mit dem englischen Heere. Die Stimmung im Hauptquartiere ward mit jeder Stunde zuversichtlicher, da die zuwartende Haltung des Feindes deutlich bewies, daß das Ergebnis des 16. Juni zwar eine verlorene Schlacht, aber keine Niederlage war. Blücher fühlte sich des Erfolges völlig sicher; er wollte, falls Napoleon die Engländer nicht angriffe, selber mit Wellington vereint dem Feinde alsbald die Schlacht anbieten und hieß das wilde Regenwetter, „unseren alten Alliierten von der Katzbach“, hochwillkommen. Der russische Militärbevollmächtigte Toll kam übel an, als er für nötig hielt, diese stolzen Preußen zu trösten und beschwichtigend sagte, die große Armee unter Schwarzenberg werde alles wieder gutmachen. Blüchers Adjutant Nostitz erwiderte scharf: „ehe Sie zu Ihrem Kaiser zurückkehren, ist entweder der belgische Feldzug ganz verloren oder wir haben die zweite Schlacht gewonnen, und dann brauchen wir Eure große Armee nicht mehr!“

Auf Blüchers Anfrage erklärte sich der englische Feldherr bereit, am 18. an der Brüsseler Straße eine neue Schlacht an-

zunehmen, wenn er auf die Hilfe von etwa 25 000 Preußen zählen könne. Der Alte erwiderte, er werde kommen und hoffentlich mit seiner ganzen Armee. Nach einem kurzen glänzenden Reitergefechte, wobei Lord Uxbridge mit den Riesen der englischen Gardekavallerie die französischen Lanciers buchstäblich niederritt, ging Wellington am Nachmittage nordwärts zurück und versammelte sein Heer bei Mont St. Jean, rittlings auf der Brüsseler Straße, mit der Front nach Süden. Die Furcht vor einer Umgehung von rechts her gab er freilich noch immer nicht ganz auf und ließ daher bei Hal, zwei Meilen westlich vom Schlachtfelde ein Korps von 17 000 Mann stehen, so daß in den Entscheidungsstunden fast ein Fünftel seines Heeres fehlte. Das preußische Heer war in der Nacht vom 17. auf den 18. vollzählig in der Gegend von Wavre versammelt, nur zwei starke Meilen östlich von Mont St. Jean, und auch die sehnlich erwartete Munitionskolonne traf noch ein. Aber diese kurze Entfernung. die ein Adjutant im Galopp wohl in einer guten Stunde zurücklegen konnte, bot bei dem entsetzlichen Zustande der Wege für die unbehilflichen Geschützmassen einer großen Armee erhebliche Schwierigkeiten. Zudem ward ein langer Aufenthalt unvermeidlich, da das noch unberührte Korps Bülows die Spitze nehmen sollte und die weiter vorwärts stehenden Heerteile erst durchkreuzen mußte. Beabsichtigte der englische Feldherr nur eine Demonstration, wie Gneisenau eine Zeitlang argwöhnte, so konnte die Lage der Preußen, die ihre linke Flanke bloßstellten, hochgefährlich werden; nur im festen Vertrauen auf die unerschütterliche Ausdauer des englischen Heeres durften sie das Wagnis unternehmen. Wellington getraute sich dem preußischen Feldherrn nur zuzumuten, daß er zur Verstärkung des linken Flügels der Engländer herankäme. Gneisenau aber wählte nach seiner großen Weise einen kühneren und schwereren Plan: er dachte vielmehr die Franzosen im Rücken und der rechten Flanke anzugreifen. Gelang dieser Schlag, so war Napoleons Heer vernichtet und der Krieg mit einem Male beendet.

Daß die Besiegten so verwegene Gedanken fassen durften, wurde nur möglich durch die Unterlassungssünden des Siegers. Gewiß war es für Napoleon nicht unbedenklich, den Preußen mit der Hauptmacht seines Heeres zu folgen. Aber seine verzweifelte Lage forderte kühne Entschlüsse. Blieb er dem rührigsten seiner Gegner auf den Hacken, so war möglich, daß die geschlagene Armee auf dem Rückzuge gänzlich aus den Fugen geriet, da die Wirkung eines Sieges sich durch unaufhaltsame Verfolgung zu verdoppeln pflegt. Ob Wellington dann noch einen Schlag gegen Ney wagte, erschien mindestens zweifelhaft; wahrscheinlicher doch, daß der Bedachtsame sich auf Antwerpen zurückzog. Es war nicht Kleinmut, was den Imperator hinderte, diesen Entschluß zu fassen, sondern der alte Fehler der Überhebung. Wie einst nach der Dresdener Schlacht und nach den Siegen in der Champagne, so dachte er auch jetzt zu niedrig von dem Gegner; er glaubte bestimmt, die Preußen eilten in voller Auflösung dem Rheine zu, und hielt nicht einmal für nötig, ihren Rückzug beobachten zu lassen. Stand es also wie er wähnte, dann blieb ihm freilich Zeit vollauf, um das englische Heer zu schlagen. Gemächlich ließ er seine Truppen am Vormittag des 17. rasten. Seine Gedanken weilten mehr in Paris als bei dem Heere; er fragte seine Generale, was wohl die Jakobiner nach diesem neuen Siege des Kaiserreichs tun würden. Erst um Mittag befahl er dem Marschall Grouchy, den Preußen zu folgen, in der Richtung ostwärts nach Gembloux und der Maas, sie nicht aus den Augen zu lassen und ihre Niederlage zu vollenden; für diesen Zweck gab er dem Marschall 33 000 Mann, eine Macht, zu stark für ein Beobachtungskorps, zu schwach, um eine Schlacht gegen das gesamte preußische Heer zu wagen. Grouchy zog während der zweiten Hälfte des Tages nach Osten in die Irre, ohne der Preußen gewahr zu werden. Erst am Morgen des 18. fand er ihre Spur und wendete sich gegen Wavre: aber von Gneisenaus Plänen ahnte er nichts, sondern vermutete nunmehr die preußische Armee auf dem Rückzuge nach Brüssel. Er so wenig wie sein Kaiser hielt für

denkbar, daß ein geschlagenes Heer sich sogleich nach der Schlacht wieder ordnen und zu einem neuen Angriffe rüsten könnte. Der Gedanke, sich zwischen die beiden Heere der Koalition einzuschieben, kam dem Imperator jetzt nicht mehr in den Sinn, da die Möglichkeit des Rückzuges der Preußen nach Norden durchaus außerhalb seiner Berechnung lag. Er selber vereinigte sich am Nachmittage des 17. in der Nähe von Quatrebras mit der Armee Neys, zog dann in voller Sicherheit nordwärts auf der Brüsseler Straße den Engländern nach, um sie morgen oder übermorgen diesseits oder jenseits von Brüssel zur Schlacht zu zwingen.

So verworren und unfertig die Doppelschlacht am 16. Juni verlaufen war, ebenso einfach großartig gestaltete sich der Gang der Ereignisse am 18. Wellington hatte mit Kennerblick eine feste defensive Stellung gewählt, wie er sie von Spanien her liebte. Sein Heer hielt auf einem langgestreckten niederen Höhenzuge, der von Westen nach Osten streichend, etwa in der Mitte, bei dem Dorfe Mont St. Jean von der wohlgepflasterten Brüsseler Landstraße senkrecht durchschnitten wird. Auf diesem engen Raume von kaum 5000 Schritt Länge standen die Truppen dicht zusammengedrängt, mehr als 30 000 Deutsche, 24 000 Engländer, über 13 000 Niederländer, zusammen 68 000 Mann, auf der Rechten Lord Hill, im Zentrum der Prinz von Oranien, auf dem linken Flügel General Picton. Ein tief eingeschnittener, von Hecken eingefaßter Querweg lief die Front entlang. Im Rücken des Heeres fiel der Boden sanft ab, so daß die Mehrzahl der Regimenter dem anrückenden Feinde verborgen blieb; weiter nördlich lag an der Landstraße der lichte, von zahlreichen Wegen durchzogene Wald von Soignes, der für den Fall des Rückzuges eine gute Deckung bot. Der Herzog blieb während vieler Stunden im Zentrum bei Mont St. Jean; hier unter einer Ulme, auf einer Bodenwelle neben der Landstraße, konnte er fast die ganze Aufstellung überblicken und nach seiner Gewohnheit alles unmittelbar leiten. Einige hundert Schritt vor der Front lagen wie die Vorwerke einer Festung drei stark besetzte Positionen: vor der

Rechten das Schloß Goumont inmitten der alten Bäume seines Parkes, von hohen Mauern umschlossen; vor dem Zentrum an der Landstraße das Gehöfte La Haye Sainte; vor dem äußersten linken Flügel die weißen Häusergruppen von Papelotte und La Haye. Die Straße fällt südlich von Mont St. Jean sanft ab, führt dann völlig eben durch offene Felder und steigt eine starke halbe Stunde weiter südlich, nahe bei dem Pachthofe La Belle Alliance wieder zu einem anderen niederen Höhenzuge empor, so daß das Schlachtfeld eine weite, mäßig eingetiefte Mulde bildet, die allen Waffen den freiesten Spielraum gewährt.

Auf diesen Höhen bei Belle Alliance stellte Napoleon sein Heer auf, Reille zur Linken, Erlon zur Rechten der Straße, dahinter bei Rossomme die Reserve; sein Plan war einfach durch einen oder mehrere Frontalangriffe die Linien der Engländer zu durchbrechen, womöglich an der schwächsten Stelle, auf ihrem linken Flügel. Da die unsicheren Feuerwaffen jener Zeit dem Angreifer erlaubten, mit ungebrochener Kraft nahe an den Verteidiger heran zu gelangen, so hoffte der Imperator durch ungeheure Massenschläge den zähen Gegner niederzuringen. Seine Kriegsweise war während der letzten Jahre immer gewaltsamer geworden; heute vollends, in der fieberischen Leidenschaft des verzweifelten Spielers zeigte er die ganze Wildheit des Jakobiners, ballte viele Tausende seiner Reiter, ganze Divisionen des Fußvolks zu einer einzigen Masse zusammen, damit sie wie die Phalangen Alexanders mit ihrem Elefantentritt alles zermalmten. So begann die Schlacht — ein beständiges Vordringen und Zurückfluten der Angreifer gleich der Brandung am steilen Strande — bis dann das Erscheinen der Preußen in Napoleons Rücken und rechter Flanke den Schlachtplan des Imperators völlig umstieß. Der Kampf verlief wie eine planvoll gebaute Tragödie: zu Anfang eine einfache Verwicklung, dann gewaltige Spannung und Steigerung, zuletzt das Hereinbrechen des alles zermalmenden Schicksals; unter allen Schlachten der modernen Geschichte zeigt wohl nur die von Königgrätz in gleichem Maße den Charakter eines vollendeten Kunstwerks. Der

letzte Ausgang hinterließ in der Welt darum den Eindruck einer überzeugenden, unabwendbaren Notwendigkeit, weil ein wunderbares Geschick jeder der drei Nationen und jedem der Feldherren genau die Rolle zugewiesen hatte, welche der eigensten Kraft ihres Charakters entsprach: die Briten bewährten in der Verteidigung ihre kaltblütige, eiserne Ausdauer, die Franzosen als Angreifer ihren ritterlichen, unbändigen Mut, die Preußen endlich die gleiche stürmische Verwegenheit im Angriff und dazu, was am schwersten wiegt, die Selbstverleugnung des begeisterten Willens.

Napoleon rechnete mit Sicherheit auf einen raschen Sieg, da er die Preußen fern im Südosten bei Namur wähnte. Seine Armee zählte über 72 000 Mann, war dem Heere Wellingtons namentlich durch ihre starke Kavallerie und die Überzahl der Geschütze — 240 gegen 150 Kanonen — überlegen. Unter solchen Umständen schien es unbedenklich, den Angriff auf die Mittagszeit zu verschieben, bis die Sonne den durchweichten Boden etwas abgetrocknet hätte. Um den Gegner zu schrecken und die Zuversicht des eigenen Heeres zu steigern, veranstaltete der Imperator im Angesichte der Engländer eine große Heerschau; krank wie er war, von tausend Zweifeln und Sorgen gepeinigt, empfand er wohl auch selber das Bedürfnis, sich das Herz zu erheben an dem Anblick seiner Getreuen. So oft er späterhin auf seiner einsamen Insel dieser Stunde gedachte, überkam es ihn wie eine Verzückung, und er rief: „die Erde war stolz, so viel Tapfere zu tragen!“ Und so standen sie denn zum letzten Male in Parade vor ihrem Kriegsherrn, die Veteranen von den Pyramiden, von Austerlitz und Borodino, die solange der Schrecken der Welt gewesen und jetzt aus dem Schiffbruch der alten Herrlichkeit nichts gerettet hatten als ihren Soldatenstolz, ihre Rachgier und die unzähmbare Liebe zu ihrem Helden. Die Trommler schlugen an; die Feldmusik spielte das Partant pour la Syrie! In langen Linien die Bärenmützen der Grenadiere, die Roßschweifhelme der Kürassiere, die betroddelten Tschakos der Voltigeure, die flatternden Fähnchen der Lanciers, eines

der prächtigsten und tapfersten Heere, welche die Geschichte sah. Die ganze prahlerische Glorie des Kaiserreichs erhob sich noch einmal, ein überwältigendes Schauspiel für die alten Soldatenherzen; noch einmal erschien der große Kriegsfürst in seiner finsteren Majestät, so wie der Dichter sein Bild kommenden Geschlechtern überliefert hat, mitten im Wetterleuchten der Waffen zu Fuß, in den Wogen reitender Männer. Die brausenden Hochrufe wollten nicht enden; hatte doch der Abgott der Soldaten vorgestern erst aufs neue seine Unbesiegbarkeit erwiesen. Und doch kam dieser krampfhafte Jubel, der so seltsam abstach von der gehaltenen Stille drüben im englischen Lager, aus gepreßten Herzen: das Bewußtsein der Schuld, die Ahnung eines finsteren Schicksals lag über den tapferen Gemütern. Zehn Stunden noch, und die verwegene Hoffnung des deutschen Schlachtendenkers war erfüllt, und dies herrliche Heer mit seinem Trotze, seinem Stolze, seiner wilden Männerkraft war vernichtet bis auf die letzte Schwadron.

Um $^{1}/_{2}$12 Uhr begann Napoleon die Schlacht, ließ seinen linken Flügel gegen das Schloß Goumont vorgehen, während er zugleich auf seiner Rechten die Anstalten für den entscheidenden Stoß traf. Vier Divisionen Fußvolk scharten sich dort zu einer riesigen Heersäule zusammen; eine bei Belle Alliance aufgestellte große Batterie bereitete durch anhaltendes Geschützfeuer den Angriff vor. Gegen $^{1}/_{2}$2 Uhr führte General Erlon die gewaltige Infanteriemasse wider den linken Flügel der Briten heran. Aber noch bevor diese Bewegung begann, wurde der Imperator bereits durch eine unheimliche Nachricht in der kalten Sicherheit seiner Berechnungen gestört. Er erfuhr um 1 Uhr durch einen aufgefangenen Brief, daß General Bülow auf dem Marsche sei gegen die rechte Flanke der Franzosen; und während er auf der Höhe bei Rossomme, im Rücken des Zentrums, an seinem Kartentische stand, glaubte er auch schon fern im Osten bei dem hochgelegenen Dorfe Chapelle St. Lambert dunkle Truppenmassen zu bemerken, die alsbald zwischen den Wellen des Bodens wieder verschwanden. Ein sofort ausgesendeter Ab-

jutant bestätigte die Vermutung. Gewaltsam suchte sich der Kaiser zu beruhigen und schickte vorläufig zwei Kavalleriedivisionen ostwärts über den rechten Flügel der Schlachtstellung hinaus. Es war ja doch sicher nur das eine Korps Bülows, vielleicht nur ein Teil davon, und ehe die Preußen in die Schlacht eingreifen konnten, mußte Wellington geschlagen sein. Seinen Offizieren aber sagte Napoleon mit zuversichtlicher Miene, Marschall Grouchy ziehe zur Unterstützung der rechten Flanke herbei: die Armee durfte von der Gefahr nichts ahnen. Währenddem war Erlon mit seinen vier Schlachthaufen vorgerückt; schon während des Anmarsches erlitt er schwere Verluste, ganze Reihen in den tiefen Kolonnen wurden von den englischen Kanonenkugeln niedergerissen. Es gelang zuerst, eine niederländische Brigade in die Flucht zu schlagen; nur ein Teil der Truppen des jungen Königreichs bewährte sich; der alte Blücher hatte ganz recht gesehen, als er meinte, diese Belgier schienen „keine reißenden Tiere" zu sein. Dann aber brach das englische und hannoversche Fußvolk hinter den schützenden Hecken hervor, umfaßte mit seinen langen Linien die unbehilflichen Klumpen der Franzosen. Nach einem mörderischen Gefechte, bei dem der tapfere Picton den Tod fand, mußten die Angreifer zurückgehen. Ponsonbys schottische Reiter setzten nach, sprengten die Weichenden auseinander, drangen in unaufhaltsamem Laufe bis in die große Batterie der Franzosen; hier erst wurden sie durch französische Kavallerie zur Umkehr genötigt.

Der große Schlag war mißlungen. Und jetzt ließ sich schon nicht mehr verkennen, daß jedenfalls ein beträchtlicher Teil der preußischen Armee im Anmarsch war, und zwar in der Richtung auf das Dorf Plancenoit, das im Rücken des rechten Flügels der Franzosen lag. Noch stand es dem Imperator frei, die Schlacht abzubrechen, aber wie hätte der Stolze einen so kleinmütigen Entschluß fassen können? Er sendete das Korps Lobaus über Plancenoit hinaus, so daß seine Schlachtstellung statt einer einfachen Linie nunmehr einen auf der Rechten rückwärts gebogenen Haken bildete. Die Preußen verdarben ihm die ganze Anlage

der Schlacht, noch bevor von ihrer Seite ein Schuß gefallen war. Den gegen die Engländer fechtenden Heerteilen wurde die auf der Rechten drohende Bedrängnis sorgsam verborgen gehalten. Darum ließ Napoleon die Truppen Lobaus nicht weiter nach Osten vorgehen, wo sie das Korps Bülows am Rande des breiten Lasnetals leicht aufhalten konnten, sondern hielt sie nahe bei Plancenoit zurück: der Zusammenstoß mit den Preußen sollte so lange als möglich hinausgeschoben werden, damit die Armee nicht durch den Kanonendonner auf der Rechten in ihrer Siegeszuversicht beirrt würde. Aus Furcht vor dem Angriff der Preußen wagte der Imperator auch nicht mehr, die 24 Bataillone seiner Garde, die noch unberührt in Reserve standen, gegen die Engländer vorzuschicken, sondern beschloß, mit seiner gesamten Kavallerie das Zentrum Wellingtons zu durchbrechen: ein aussichtsloses Beginnen, da die Hauptmasse des Fußvolks der Verbündeten noch unerschüttert war.

Blücher war am Morgen von Wavre aufgebrochen. Die alten Glieder wollten sich noch gar nicht erholen von dem bösen Sturze vorgestern, doch wer durfte dem Helden heute von Ruhe und Schonung sprechen? „Lieber," rief er aus, „will ich mich auf dem Pferde festbinden lassen, als diese Schlacht versäumen!" Wohlgemut ritt er inmitten der Regimenter, die sich mit unsäglicher Anstrengung durch den tiefen Schlamm hindurcharbeiteten; ein Brand in Wavre hatte den Marsch erheblich verzögert. Die Soldaten frohlockten, wo der Feldherr sich zeigte, traten mit lautem Zuruf an ihn heran, streichelten ihm die Knie; er hatte für jeden ein ermunterndes Wort: „Kinder, ich habe meinem Bruder Wellington versprochen, daß wir kommen. Ihr wollt mich doch nicht wortbrüchig werden lassen?" Thielmann blieb mit dem dritten Armeekorps bei Wavre zurück, um den Rücken des Heeres gegen einen Angriff Grouchys zu decken, der in der Tat am Nachmittage auf Wavre heranzog. Die übrigen drei Korps nahmen den Marsch auf Chapelle St. Lambert; um 10 Uhr waren die Spitzen, um 1 Uhr die Hauptmasse der Armee dort auf den Höhen angelangt. Nun teilte sich das Heer.

Zieten mit dem ersten Korps marschierte geradeaus, in der Richtung auf Ohain und weiter gegen den rechten Flügel der Franzosen. Bülow mit dem vierten Korps und dahinter das zweite Korps unter Pirch wendeten sich nach links, südwestwärts, gegen den Rücken der französischen Aufstellung. Das schwierige Defilee des Lasnetals war zum Glück vom Feinde nicht besetzt, der Bach ward überschritten, und gegen 4 Uhr ließ Bülow seine Truppen wohlverdeckt in und hinter dem Walde von Frichemont antreten: erst wenn eine genügende Macht zur Stelle war, sollte der überraschende Vorstoß erfolgen. In tiefem Schweigen rückten die Regimenter in ihre Stellungen ein; die Generale hielten am Rande des Waldes und verfolgten mit gespannten Blicken den Gang der Schlacht. Als einer der Offiziere meinte, der Feind werde nun wohl von den Engländern ablassen und, um sich den Rückzug zu sichern, seine Hauptmacht gegen die Preußen werfen, da erwiderte Gneisenau: „Sie kennen Napoleon schlecht. Er wird gerade jetzt um jeden Preis die englische Schlachtlinie zu zersprengen suchen und gegen uns nur das Notwendige verwenden."

Und so geschah es. Noch ehe die Preußen bei dem Walde von Frichemont anlangten, zwischen 3 und 4 Uhr hatte der zweite große Angriff der Franzosen begonnen. Ney sprengte mit vierzehn Regimentern schwerer Reiterei auf der Westseite der Landstraße gegen die Vierecke der englischen Garde und der Division Alten im Zentrum heran. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her, aber das Fußvolk hielt unerschütterlich aus. Endlich zurückgeworfen zog Ney auch die Kavallerie Kellermanns an sich, so daß er jetzt 26 Reiterregimenter zu erneutem Angriff heranführte, die größte Reitermasse, welche dies kriegerische Zeitalter jemals an einer Stelle tätig gesehen hatte. Der Boden dröhnte von dem Hufschlag von 10000 Pferden, ein Wald von Säbeln und Lanzen bedeckte die Talmulde, stundenlang schwankte das Gefecht, zehn-, zwölfmal ward die Attacke gegen einzelne Bataillone erneuert. Nochmals behielt die Standhaftigkeit des englischen und deutschen Fußvolks die Oberhand.

Auch dieser Angriff scheiterte, die Schwadronen begannen zu weichen, ein kühnes Vorgehen der englischen und hannoverschen Reservereiterei brachte sie vollends in Verwirrung; aber auch die Sieger fühlten sich tief erschöpft.

Auf den anderen Teilen des Schlachtfeldes gestaltete sich unterdessen der Gang der Ereignisse weit günstiger für Napoleon. Die Division Quiot, die schon an dem großen Angriffe Erlons teilgenommen, ging von neuem auf der Landstraße vor und bestürmte die Meierei von La Haye Sainte. Dort stand Major Baring mit einem Bataillon von der leichten Infanterie der Deutschen Legion und einigen Nassauern. Die grünen Jäger hatten schon um Mittag die Schlachthaufen Erlons abgeschlagen; die treuen Männer hingen mit ganzem Herzen an ihren Offizieren, alle bis zum letzten Gemeinen zeigten sich entschlossen von diesem Ehrenposten nimmermehr zu weichen. Und welche Aufgabe jetzt! Schon brannten die Dächer des Gehöftes, die einen mußten löschen, die anderen führten aus den Fenstern, hinter den Hecken und Mauern des Gartens das Feuergefecht gegen die furchtbare Übermacht draußen. Pulver und Blei gingen aus; vergeblich sandte Baring wiederholt seine Boten rückwärts nach Mont St. Jean mit der dringenden Bitte um Munition. Erst als fast die letzte Patrone verschossen war, räumte die tapfere kleine Schar den Platz. Wie Rasende drangen die Franzosen hinter den Abziehenden in das Gehöft ein, durchsuchten brüllend alle Stuben und Scheunen: „kein Pardon diesen grünen Brigands!“ — denn wie viele ihrer Kameraden waren heute mittag und jetzt wieder den sicheren Kugeln der deutschen Jäger erlegen! Das Vorwerk des englischen Zentrums war genommen, und bald ergoß sich der Strom der Angreifer weiter bis nach Mont St. Jean. Die Mitte der Schlachtlinie Wellingtons war durchbrochen. Da führte der Herzog selber die hannoversche Brigade Kielmannsegge herbei und ihr gelang die Lücke im Zentrum vorläufig zur Not wieder auszufüllen. Aber auch nur vorläufig; denn die Reserven waren schon herangezogen bis auf den letzten Mann, und La Haye Sainte, die beherr-

schende Position dicht vor dem Zentrum, blieb in den Händen des Feindes. Mittlerweile konnte auch der tapfere Bernhard von Weimar auf dem linken Flügel die Vorwerke La Haye und Papelotte gegen die Division Durutte nicht mehr behaupten. Er begann zu weichen. Wellingtons Besorgnis stieg. Schon seit mehreren Stunden hatte er wiederholt Adjutanten an Blücher gesendet mit der dringenden Bitte um Hilfe. Kalt und streng stand er unter seinen Offizieren, die Uhr in der Hand, und sagte: „Blücher oder die Nacht!" Wenn Napoleon jetzt imstande war seine Garde gegen Mont St. Jean oder gegen den erschütterten linken Flügel der Engländer zu verwenden, so konnte ihm der Sieg nicht fehlen.

In diesem verhängnisvollen Zeitpunkte begann der Angriff der Preußen. Bereits klang fern vom Osten her, beiden Teilen vernehmlich, Kanonendonner nach dem Schlachtfelde hinüber — die erste Kunde von dem Gefechte, das sich bei Wavre, im Rücken der Blücherschen Armee, zwischen Thielmann und Grouchy entspann. Um die nämliche Zeit fiel vor dem Walde von Frichemont der erste Schuß. Es war $^1/_2$5 Uhr nachmittags; gerade fünf Stunden lang hatte die Armee Wellingtons den Kampf allein aushalten müssen. Bülows Batterien fuhren staffelförmig auf den Höhen vor dem Walde auf. Ein einzig schönes Schauspiel, wie dann die Brigaden des vierten Korps mit Trommelklang und fliegenden Fahnen nacheinander aus dem Gehölz heraustraten und zwischen den Batterien hindurch sich in die Ebene gegen Plancenoit hinabsenkten. Gneisenau fühlte sich in seinem ewig jungen Herzen wie bezaubert von der wilden Poesie des Krieges und unterließ selbst in seinem amtlichen Schlachtbericht nicht zu schildern, wie herrlich dieser Anblick gewesen sei.

Der Held von Dennewitz tat sein Bestes um die Fehler vom 15. und 16. Juni zu sühnen, leitete den Angriff mit besonnener Kühnheit wie in den großen Zeiten der Nordarmee. Gleich im Beginne des Gefechts fiel der allbeliebte Oberst Schwerin, derselbe, der vor einem Jahre der Hauptstadt die Siegesbotschaft gebracht hatte. Das Korps Lobaus ward zu-

rückgedrängt, unaufhaltsam drangen die Preußen vorwärts auf Plancenoit. Etwas später, um 6 Uhr hatte General Zieten mit der Spitze des ersten Korps Ohain erreicht und ging dann, sobald er von der Bedrängnis des englischen linken Flügels unterrichtet war, rasch auf die Vorwerke La Haye und Papelotte vor, wo die Division Durutte sich soeben eingenistet hatte. Prinz Bernhard von Weimar rettete die Trümmer seiner Truppen, als die preußische Hilfe herankam, rückwärts in den schützenden Wald von Soignes; seine tapferen Nassauer waren durch das lange, ungleiche Gefecht völlig kampfunfähig geworden. Die Brigade Steinmetz warf nun die Franzosen aus den beiden Vorwerken wieder hinaus, die brandenburgischen Dragoner hieben auf die Zurückweichenden ein, die Batterien des ersten Korps bestrichen weithin den rechten Flügel des Feindes, und bis in das französische Zentrum hinein verbreitete sich schon die Schreckenskunde, dort auf der Rechten sei alles verspielt.

Gegen 7 Uhr war die Schlacht für Napoleon unzweifelhaft verloren. Sein linker Flügel hatte wieder und wieder vergeblich das Schloß Goumont berannt, im Zentrum war der große Reiterangriff gescheitert, auf der Rechten und im Rücken drängten die Preußen von zwei Seiten her näher und näher; den einzigen Gewinn der letzten Kämpfe, die Meierei von La Haye Sainte auf die Dauer zu behaupten war nicht mehr möglich. Durch einen rechtzeitigen Rückzug konnte noch mindestens die Hälfte des Heeres gerettet werden. Es ergab sich aber notwendig aus dem Charakter des Imperators und aus seiner verzweifelten politischen Lage, daß er diesen Ausweg verschmähte und noch einen dritten allgemeinen Angriff versuchte — diesmal nach zwei Seiten zugleich. Er ließ um 7 Uhr die 24 Bataillone seiner Garde heranrufen, behielt nur zwei als letzte Reserve zur Hand, sendete zwölf nach Plancenoit gegen Bülow. Die übrigen zehn sollte Ney zu einem neuen Angriff gegen das englische Zentrum führen, abermals westlich der Landstraße, möglichst entfernt von den Scharen Zietens. Mit stürmischem Hochruf eilten die Bataillone bei Belle Alliance an

dem Imperator vorüber: es war ja ihr Handwerk, den Sieg zu entscheiden. Sie tauchen dann in die unheimliche Bodenmulde hinab, wo dichte Haufen von Leichen und Pferden den Todesweg der französischen Reiter bezeichnen, stürmen unter Trommelschlag, unbekümmert um die Geschosse der englischen Batterien, über die Felder, ersteigen den Abhang dicht vor der Front der britischen Garde. Droben liegen indessen Maitlands Grenadiere im Grase verborgen. Als die ersten Bärenmützen auf der Höhe erscheinen, schallt weithin Wellingtons durchdringender Ruf: „auf, Garden! fertig!" — und mit einem Male steigt dicht vor den Augen der entsetzten Franzosen eine rote Mauer auf, die lange Linie der englischen Garde, eine furchtbare Salve kracht auf wenige Schritte Entfernung in die Reihen der Angreifer hinein. Ein kurzes wütendes Handgemenge, dann werden die Blauen von den Roten mit dem Bajonett den Abhang hinuntergeschleudert. Neys Pferd bricht von einer Kugel getroffen unter dem Reiter zusammen, und wie sie den Führer fallen sehen wenden sich die Garden zur Flucht. Der aber macht sich von seinem Tiere los, springt auf, versucht mit zornigen Rufen die Weichenden zu halten. Umsonst; denn mittlerweile sind die übrigen Bataillone weiter links zwischen zwei Feuer geraten und gehen ebenfalls zurück. Die Kaisergarde stiebt auseinander; ihr unglücklicher Führer irrt barhaupt, mit zerbrochenem Degen auf dem Schlachtfelde umher und sucht vergeblich die Kugel, die ihn von seiner Gewissensangst und seinen finsteren Ahnungen erlösen soll.

Indem hatte Blücher schon den Schlag geführt, der die Vernichtung des napoleonischen Heeres entschied. Die Truppen Bülows gingen in drei Kolonnen im Sturmschritt auf Plancenoit vor. In und neben dem Dorfe hielten jene zwölf frischen Bataillone der Kaisergarde; und sie fochten mit dem höchsten Mute, denn alle fühlten, daß hier die Entscheidung des ganzen Krieges lag. Die anstürmenden Preußen sahen sich im freien Felde den Kugeln der Verteidiger, die in den Häusern und hinter den hohen Mauern des Kirchhofs verdeckt standen, schutz-

los preisgegeben. Dieser letzte Kampf ward fast der blutigste dieses wilden Zeitalters; das Korps Bülow verlor in viertehalb Stunden 6353 Mann, mehr als ein Fünftel seines Bestandes, nach Verhältnis ebensoviel wie die englische Armee während des ganzen Schlachttages. Der erste und der zweite Sturm ward abgeschlagen; da führte Gneisenau selbst die schlesischen und pommerschen Regimenter zum dritten Male vorwärts, und jetzt gegen 8 Uhr drangen sie ein. Noch ein letzter wütender Widerstand in der Dorfgasse, dann entwich die Garde in wilder Flucht; ihr nach Major Keller mit den Füsilieren des 15. Regiments, dann die anderen Bataillone. Auf der ganzen Linie erklang in langgezogenen Tönen das schöne Signal der preußischen Flügelhörner: Avancieren! Zu gleicher Zeit ward weiter nördlich das Korps Lobaus von Bülows Truppen in der Front, von Zietens Reitern in der Flanke gepackt und völlig zersprengt. Die beiden Heerteile der Preußen vereinigten sich hier; der furchtbare Ring, der den rechten Flügel der Franzosen auf drei Seiten umklammern sollte, war geschlossen. Von Norden drängten die Engländer, von Osten und Süden die Preußen heran. Den Truppen Zietens wies Grolman die Richtung nach der Höhe hinter dem Zentrum der Franzosen, nach dem Pachthof La Belle Alliance, der mit seinen weißen Mauern weithin erkennbar wie ein Leuchtturm über dem tiefen Gelände emporragte. Dorthin nahmen auch die Sieger von Plancenoit ihren Weg.

Über 40 000 Preußen hatten noch am Gefechte teilgenommen, und jetzt, da die Arbeit fast getan war kam auch das Armeekorps Pirchs von den Höhen hinter Plancenoit herab. Napoleon war während dieser letzten Stunden nach La Haye Sainte vorgeeilt um die Division Quiot noch einmal zum Angriff auf Mont St. Jean vorzutreiben. Sobald er zu seiner Linken die Niederlage Neys und gleichzeitig den Zusammenbruch des gesamten rechten Flügels bemerkte, sagte er wie vernichtet: „es ist zu Ende, retten wir uns!“ Er eilte an der Landstraße zurück, nicht ohne schwere Gefahr, denn schon ward die Straße

zugleich von den Engländern und von Zietens Batterien mit einem heftigen Kreuzfeuer bestrichen.

Schweigsam, unbeweglich, mit wunderbarer Selbstbeherrschung sah Wellington auf die ungeheure Verwirrung. Sein Heer war nicht nur völlig ermattet, sondern auch in seiner taktischen Gliederung ganz gebrochen; der lange Kampf hatte alle Truppenteile wirr durcheinander geschüttelt, aus den Trümmern der beiden prächtigen Reiterbrigaden Ponsonby und Somerset stellte man soeben zwei Schwadronen zusammen. Keine Möglichkeit, mit solchen Truppen noch ein entscheidendes Gefecht zu bestehen. Der Herzog wußte wohl, daß allein das Erscheinen der Preußen ihn vor einer unzweifelhaften Niederlage bewahrt hatte; seine wiederholten dringenden Bitten an Blücher lassen darüber keinen Zweifel. Doch er war dem militärischen Ehrgefühle seiner Tapferen eine letzte Genugtuung schuldig; auch sah er mit staatsmännischer Feinheit voraus, wieviel gewichtiger Englands Wort bei den Friedensverhandlungen in die Wagschale fallen mußte, wenn man sich so anstellte, als hätten die britischen Waffen die Schlacht im wesentlichen allein entschieden. Darum ließ er, sobald er den rechten Flügel der Franzosen dem preußischen Angriffe erliegen sah, alle irgend verwendbaren Trümmer seines Heeres noch eine Strecke weit vorrücken. Auf diesem letzten Vormarsch trieb der hannoversche Oberst Halkett die beiden einzigen Vierecke der Kaisergarde, die noch zusammenhielten, vor sich her und nahm ihren General Cambronne mit eigenen Händen gefangen. Aber die Kraft der Ermüdeten versagte bald, sie gelangten nur wenig über Belle Alliance hinaus. Wellington überließ, nachdem er den Schein gerettet, die weitere Verfolgung ausschließlich den Preußen, die ohnehin dem Feinde am nächsten waren.

Die Geschlagenen ergriff ein wahnsinniger Schrecken. Kein Befehl fand mehr Gehör, jeder dachte nur noch an sein armes Leben. Fußvolk und Reiter wirr durcheinander, flohen die aufgelösten Massen auf und neben der Landstraße südwärts; die Troßknechte zerhieben die Stränge und sprengten hinweg, so

daß die 240 Kanonen allesamt bis auf etwa 27 in die Hände der Sieger fielen. Selbst der Ruf L'Empereur! der sonst augenblicklich jeden Weg dem kaiserlichen Wagen geöffnet hatte, verlor heute seinen Zauber; der kranke Napoleon mußte zu Pferde davonjagen, obgleich er sich kaum im Sattel halten konnte. Nur um die Fahnen scharten sich immer noch einige Getreue; ihrer vier waren in der Schlacht verloren gegangen, die übrigen wurden allesamt gerettet. Niemals in aller Geschichte war ein tapferes Heer so plötzlich aus allen Fugen gewichen. Nach der übermenschlichen Anstrengung des Tages brach alle Kraft des Leibes und des Willens mit einem Schlage zusammen; das Dunkel der Nacht, die Übermacht der Sieger, der umfassende Angriff und die rastlose Verfolgung steigerten die Verwirrung. Entscheidend blieb doch, daß diesem Heere bei all seinem stürmischen Mute die sittliche Größe fehlte. Was hielt diese Meuterer zusammen? Allein der Glaube an ihren Helden. Nun dessen Glücksstern verbleichte, waren sie nichts mehr als eine zuchtlose Bande.

Die Sonne war schon hinter dicken Wolken versunken, als die beiden Feldherren eine Strecke südlich von dem Hofe von Belle Alliance miteinander zusammentrafen; sie umarmten sich herzlich, der bedachtsame Vierziger und der feurige Greis. Nahebei hielt Gneisenau. Endlich doch ein ganzer und voller Sieg, wie er ihn so oft vergeblich von Schwarzenberg gefordert; endlich doch eine reine Vergeltung für allen Haß und alle Schmach jener entsetzlichen sieben Jahre! Es sang und klang in seiner Seele; er dachte an das herrlichste der friderizianischen Schlachtfelder, das er einst von seiner schlesischen Garnison aus so oft durchritten hatte. „Ist es nicht gerade wie bei Leuthen?" — sagte er zu Bardeleben und sah ihn mit strahlenden Augen an. Und wirklich, wie einst bei Leuthen bliesen jetzt die Trompeter das Nun danket Alle Gott! und die Soldaten stimmten mit ein. Aber Gneisenau dachte auch an die Schreckensnacht nach der Schlacht bei Jena, an jene Stunden im Webichtholze, da er die Todesangst eines geschlagenen Heeres, die dämonische Wirkung

einer nächtlichen Verfolgung mit angesehen. Noch gründlicher als einst an der Katzbach, sollte heute der Sieg ausgebeutet werden. „Wir haben“, rief er aus, „gezeigt, wie man siegt, jetzt wollen wir zeigen wie man verfolgt.“ Er befahl Bardeleben mit einer Batterie den Fliehenden auf den Hacken zu bleiben, immer aufs Geratewohl in das Dunkel der Nacht hineinzuschießen, damit der Feind nirgends Ruhe fände. Er selber nahm was von Truppen zur Hand war mit sich, brandenburgische Ulanen und Dragoner, Infanterie vom 15. und 25. und vom 1. pommerschen Regimente; Prinz Wilhelm der Ältere, der die Reservereiterei des Bülowschen Korps geführt, schloß sich ihm an.

So brauste die wilde Jagd auf der Landstraße dahin; nirgends hielten die Flüchtigen stand. Erst bei Genappe, wo die Straße auf einer engen Brücke das Tal der Dyle überschreitet, versuchten die Trümmer der kaiserlichen Garde den Ulanen zu widerstehen; doch kaum erklang, gegen 11 Uhr, der Sturmmarsch des preußischen Fußvolks, so brachen sie auseinander. General Lobau und mehr als 2000 Mann gerieten hier in Gefangenschaft; auch der Wagen Napoleons mit seinem Hut und Degen ward erbeutet. Welche Überraschung als man die Sitzkissen aufhob; der große Abenteurer hatte sich die Mittel sichern wollen für den Fall der Flucht, den Wagen über und über mit Gold und Edelsteinen angefüllt. Die armen pommerschen Bauernburschen standen vor dem Glanze fast ebenso ratlos wie einst die Schweizer bei Granson vor dem Juwelenschatze des Burgunderherzogs; mancher verkaufte einen kostbaren Stein für wenige Groschen. Das prächtige Silbergeschirr des Imperators behielten die Offiziere der Fünfundzwanziger und schenkten es der Lieblingstochter ihres Königs als Tafelschmuck.

Gneisenau aber und Prinz Wilhelm ritten nach kurzem Verschnaufen rastlos weiter. Drüben jenseits der Dyle glaubten die Franzosen sicher zu sein und hatten sich zur Beiwacht gelagert. Mindestens siebenmal wurden sie durch die nachsetzenden Preußen von ihren Feuern aufgescheucht. Als sein Fußvolk nicht mehr weiter konnte, ließ Gneisenau einen Trommler auf

ein Beutepferd aufsitzen; der mußte schlagen was das Kalbfell aushalten wollte, und weiter ging es mit den Ulanen und etwa fünfzig Füsilieren, die noch aushielten. Wie viele Scharen der Franzosen sind dann noch vor dem Klange dieser einzigen Trommel auseinandergelaufen! Die Straße war übersät mit Waffen, Tornistern und allerhand Getrümmer, wie einst der Weg von Roßbach nach Erfurt. Beim Morgengrauen ward das Schlachtfeld von Quatrebras erreicht, aber erst jenseits, in Frasnes, nach Sonnenaufgang hielten die erschöpften Verfolger ein. Sie hatten die Zerrüttung des feindlichen Heeres so bis zur völligen Auflösung gesteigert, daß sich von den Kämpfern von Belle-Alliance nur 10 000 Mann, lauter ungeordnete Haufen, nachher in Paris wieder zusammenfanden.

Mit stolzen Worten dankte Blücher dem unübertrefflichen Heere, das ermöglicht habe, was alle großen Feldherren bisher für unmöglich gehalten hätten: „Solange es Geschichte gibt wird sie euer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen!" An Stein schrieb er einfach: „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden" und sprach die Hoffnung aus, seine alten Tage als Steins Nachbar „in Ruhe aufs Land zu verleben". Er befahl, die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollen Namen des Hofes La Belle Alliance, wo die beiden Sieger, „durch eine anmutige Gunst des Zufalls" zusammengetroffen waren — „zum Andenken des zwischen der britischen und preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren." Wellington ging auf den schönen Gedanken, der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen, darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde; denn dort hatte er am 17. Juni übernachtet und von Spanien her war er gewohnt, die Stätten seiner Siege mit

dem Namen seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen. Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang, soweit er schon bekannt war, erzählte, stellte der Herzog in seinem Berichte die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine immerhin dankenswerte Hilfe geleistet hätten. Zum Glück wurde von solchen Zügen englischer Bundesfreundschaft vorderhand noch wenig ruchbar. Das Verhältnis zwischen den Soldaten der beiden Heere blieb durchaus freundlich; die tapferen Hochschotten, die auf dem Schlachtfelde den preußischen Vierundzwanzigern um den Hals fielen und mit ihnen gemeinsam das Heil Dir im Siegerkranz! sangen, fragten wenig, wem das höhere Verdienst gebühre.

In der Heimat hatte die Unglückspost von Ligny große Bestürzung erregt; man sah schon ein neues Zeitalter unendlicher Kriege emporsteigen. Um so stürmischer nun die Freude über die Siegesbotschaft. Wie war doch plötzlich das Machtverhältnis zwischen den beiden Nachbarvölkern verschoben! Schon jenseits der Grenze empfingen die Deutschen den Feind; die Hälfte des preußischen Heeres und ein Teil der norddeutschen Kontingente genügten, um, vereint mit etwa 60 000 Engländern und Niederländern, das französische Heer aufs Haupt zu schlagen; unabweisbar drängte sich der Gedanke auf, daß Preußen allein, selbst ohne Österreich, bereits stark genug war, die bösen Nachbarn zu bemeistern, wenn sich nur alle deutschen Staaten ihm anschlossen. Gneisenau sagte befriedigt: „Die Franzosen ahnen nicht bloß, sie wissen jetzt, daß wir ihnen überlegen sind.“ Im Bewußtsein solcher Kraft verlangte die Nation wie aus einem Munde rücksichtslose Ausbeutung des Sieges, gänzliche Befreiung des deutschen Stromes. Im Namen aller rief Arndt den Siegern zu:

Nun nach Frankreich, nun nach Frankreich!
Holt gestohlnes Gut zurück!
Unsre Festen, unsre Grenzen,
Unsern Teil an Siegeskränzen,
Ehr' und Frieden holt zurück!

In gleichem Sinne rief ein anderer Poet:

> Reißt Vaubans Stachelgurt von Frankreichs Grenze,
> Legt ihn der Euren an!

Die Unvollkommenheit alles menschlichen Tuns zeigt sich aber nirgends greller als im Kriege. Ein letzter Erfolg, der noch möglich schien, entging den Preußen — nicht ohne die Schuld der beiden gelehrtesten Männer der Armee, wie die Offiziere urteilten. Das Heer Grouchys entzog sich der Vernichtung. Als der Marschall am 18. Juni gegen Wavre herankam, hielt ihn Thielmann bis zum Abend durch ein geschickt und mutig geführtes Gefecht an der Dyle fest. Am frühen Morgen des 19. griff Grouchy abermals an, und Thielmann, der dem übermächtigen Feinde nur drei Brigaden entgegenzustellen hatte, wich in der Richtung auf Löwen zurück. Sein Generalstabschef, der geistvolle Clausewitz hielt die Lage für noch bedenklicher als sie war und setzte den Rückzug allzuweit nach Norden fort. Als die Franzosen sodann, auf die Schreckensnachricht aus Belle-Alliance, schleunigst umkehrten und der Sambre zueilten, da hatten die Preußen die Fühlung mit ihnen verloren und konnten sie nicht mehr erreichen. Unterdessen ward auch von der Hauptarmee her ein Unternehmen gegen Grouchy eingeleitet. Während General Pirch am späten Abend des 18. bei Plancenoit eintraf und die Schlacht schon nahezu beendet fand, verfiel sein Generalstabschef, der gelehrte Aster, sogleich auf den glücklichen Gedanken, dies zweite Korps müsse sich jetzt ostwärts wenden, um je nach Umständen die Armee Grouchys zu verfolgen oder ihr den Rückzug abzuschneiden. Er sprach damit nur aus, was unmittelbar nachher Gneisenau selber dem General auftrug. Die Aufgabe bot große Schwierigkeiten. Das Korps war durch den Tag von Ligny und durch mehrfache Entsendungen geschwächt, zählte nur 16 000 Mann, halb soviel wie vor drei Tagen; die Soldaten fühlten sich tödlich erschöpft, und zudem wußte man nichts Sicheres über Grouchys Stellung. Was Wunder, daß der Nachtmarsch nur langsam vonstatten ging? Aber bei größerer Rührigkeit seines Generalstabs mußte der General am 19. erfahren, wo

Grouchy zu finden sei. Dies ward versäumt. Erst am 20. kam die Nachricht, daß der Marschall in der Nacht, ohne einen Schuß zu tun, unweit der Vorposten nach der Sambre zu vorübergezogen und also den beiden Korps von Pirch und Thielmann glücklich entschlüpft war. Pirch eilte sofort nach, traf die Nachhut bei Namur, nahm die Stadt nach einem blutigen Gefechte an den Toren, aber die Hauptmacht Grouchys war schon in Sicherheit. So geschah es, daß den Franzosen vorläufig noch ein leidlich geordnetes Heer von 30 000 Mann übrig blieb, das vielleicht den Kern für eine neue Armee bilden konnte.

Die beiden Feldherren verständigten sich schnell über den gemeinsamen Einmarsch in das Innere Frankreichs, wobei die Preußen wieder die Spitze nehmen sollten; nur gingen beide von grundverschiedenen Absichten aus. Blücher wollte einfach die Unterwerfung des verhaßten Landes vollenden, bis die Monarchen das Weitere verfügten; Wellington wünschte den legitimen König schleunig in die Tuilerien zurückzuführen. Und wieviel vorteilhafter war die politische Stellung des Briten! Während Blücher, ohne Kenntnis von den Plänen seines Hofes, sich begnügen mußte seinen Generalen jeden amtlichen Verkehr mit den Bourbonen zu verbieten, ging Wellington, unbekümmert um die Wünsche der Bundesgenossen, ruhig auf sein sicheres Ziel los, forderte den Genter Hof auf, dem englischen Heere nachzuziehen.

Die Entscheidung des Krieges fiel so wunderbar rasch, daß jene Mächte, welche eine neue Restauration nicht wünschten, sich gar nicht auf die veränderte Lage vorbereiten konnten. König Ludwig war noch der von allen Mächten anerkannte König von Frankreich, das gesamte diplomatische Korps hatte ihn nach Gent begleitet, und den Vorstellungen der fremden Staatsmänner glückte es, den gefährlichen Einfluß des Grafen Blacas zu beseitigen, den König für eine gemäßigtere Richtung zu gewinnen. Einer ersten, unklugen und übermütigen Proklamation folgte schon am 28. Juni eine zweite voll freundlicher Verheißungen. Der Bourbone versprach, sich abermals zwischen die alliierten

und die französischen Armeen zu stellen, „in der Hoffnung, daß die Rücksichten, welche man mir zollt, zu Frankreichs Heile dienen werden;“ er verwahrte sich feierlich gegen die Wiederherstellung der Zehnten und grundherrlichen Rechte, gegen die Rückforderung der Nationalgüter. Wellington trug kein Bedenken, den Friedensdeputationen, welche ihm die Hauptstadt zusendete, zu erklären, die Bedingungen der Sieger würden um vieles härter werden, wenn die Nation ihren König nicht zurückriefe. Und seltsam, der russische Gesandte Pozzo di Borgo unterstützte eifrig die Bestrebungen des englischen Feldherrn: ganz auf eigene Faust, denn der Zar selber dachte in jenem Augenblicke noch an die Thronbesteigung der Orleans. Pozzo hoffte durch Begünstigung der bourbonischen Sache auf Jahre hinaus der mächtigste Mann in den Tuilerien zu werden. Ein Teil der besitzenden Klassen neigte sich nun doch der Ansicht zu, daß eine neue Restauration der einzig mögliche Ausgang der ratlosen Verwirrung und namentlich für Frankreichs europäische Stellung vorteilhaft sei — eine kühle Berechnung, die freilich mit den Gefühlen dynastischer Treue nicht das mindeste gemein hatte.

Der Imperator mußte sogleich erfahren, daß Frankreich für einen unglücklichen Napoleon keinen Raum bot. Auf den Rat seiner Umgebung verließ er das Heer, das ihn doch allein stützen konnte, am 20. Juni und eilte nach Paris; dort sah er sich von aller Welt so gänzlich verlassen, daß er bereits nach zwei Tagen zugunsten seines Sohnes abdankte. Die provisorische Regierung, die sich unter Leitung des schlauen Fouché gebildet hatte, beachtete die Worte des Gestürzten nicht mehr. Er verbrachte dann noch einige Tage voll banger Zweifel in jenem Malmaison, wo einst die verstoßene Josephine in ihrer Einsamkeit gelebt hatte, bot der Regierung vergeblich seine Dienste als einfacher General an. Endlich sah er ein, daß seine Rolle ausgespielt war; der Gedanke, mit Hilfe der jakobinischen Föderierten in den Pariser Vorstädten wieder ans Ruder zu gelangen, schien dem Despoten zu unmilitärisch. Als die Preußen

sich näherten, verließ er am 29. Juni das Schloß und eilte an die Küste nach Rochefort. Der große Schauspieler schlug nun noch einmal seine Toga in malerische Falten, erklärte dem Prinzregenten, er komme, um wie Themistokles Schutz zu suchen am gastlichen Herde des großmütigen Feindes, und begab sich am 15. Juli an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellerophon. Hardenberg erlebte die Genugtuung, daß sein so oft wiederholter Vorschlag jetzt von allen Mächten unbedenklich gebilligt wurde; es blieb nichts übrig als den unheilvollen Mann fern von Europa in sichere Haft zu bringen. Dort auf der einsamen Felseninsel hat der Gefangene mit eigenen Händen eine Strafe über sich verhängt, wie sie der bitterste Feind nicht grausamer ersinnen konnte. Dies titanische Leben nahm ein gaunerhaftes Ende. Mit wüstem Gezänk und der gewerbsmäßigen Verbreitung ungeheuerlicher Lügen füllte er seine letzten Jahre aus; er selber riß den Schleier hinweg von der bodenlosen Gemeinheit des Riesengeistes, der sich einst erdreistet hatte, der Welt den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Über die Behandlung Napoleons hatten die beiden Feldherren sich nur schwer geeinigt. Der Gegensatz der britischen und der deutschen Politik brach überall hervor. Wellington wollte die Gefühle der Franzosen sorgsam schonen, und da er im Herzen völlig kalt blieb, so erkannte er auch richtig, daß es den Eroberern übel anstand, ihren Sieg durch eine Gewalttat zu beflecken. In Blüchers Hauptquartier dagegen flammte der alte Haß gewaltig auf: so viele deutsche Männer lagen abermals in ihrem Blute durch die Schuld dieses einen Mannes! Blücher vermaß sich, er wolle den Unhold, wenn er ihn finge, im Schlosse von Vincennes erschießen lassen, auf derselben Stelle, wo einst der Herzog von Enghien ermordet wurde; denn wozu sonst die Wiener Achtserklärung gegen den Störer der öffentlichen Ruhe? Erst auf Wellingtons dringende Bitten gab er den grimmigen Plan auf und fügte sich „der theatralischen Großmut“, wie Gneisenau erbittert schrieb, „aus Achtung für den Charakter des Herzogs und — aus Schwäche“. Dagegen setzte der preußische

Feldherr durch, daß der Marsch bis nach Paris fortgesetzt wurde, während der Engländer der Hauptstadt die neue Demütigung lieber ersparen und seinen bourbonischen Schützling allein einziehen lassen wollte. Blücher blieb standhaft, stellte den Friedensgesandten der Pariser so strenge Bedingungen, daß die Fortsetzung des Krieges unvermeidlich wurde.

Das preußische Heer drang unaufhaltsam vor, den Engländern weit voran; auch der Festungskrieg ward mit Nachdruck begonnen, so daß noch vierzehn feste Plätze ihre Tore den Deutschen öffnen mußten. Das Volk betrug sich überall tief feindselig; die Franzosen ließen sich's nicht nehmen, daß dieser neue Krieg der Koalition ein himmelschreiendes Unrecht sei. Auch die Preußen traten härter und schroffer auf als im vorigen Jahre. Gneisenau hoffte die Armee Grouchys an der Oise von Paris abzuschneiden. Dies gelang nicht; immerhin wurden die Truppen des Marschalls durch die rastlose Verfolgung fast ebenso vollständig aufgelöst wie die Besiegten von Belle-Alliance. Der kühne Parteigänger Major Frankenhausen ließ ihnen nirgends Ruhe, er bewährte wieder den alten Ruhm der preußischen Reiterei, die sonst in diesem Kriege wenig Gelegenheit zur Auszeichnung fand. In den Gefechten von Compiègne und Villers Cotterets leisteten die Franzosen nur schwächlich Widerstand. Die Geschlagenen entkamen in aufgelösten Scharen in die Hauptstadt, und mit ihnen gebot Davoust, der Oberbefehlshaber von Paris, noch über 70 000 Mann; doch was war von diesen mut- und zuchtlosen Haufen zu erwarten? Am 29. Juni langte Blücher in Gonesse an, wenige Stunden nördlich von Paris; der liebliche Kessel des Seinetales lag dicht vor seinen Blicken. Sein Heer hatte die 36 Meilen von dem belgischen Schlachtfelde in 11 Tagen, nur mit einem Ruhetage, zurückgelegt.

Hier im Hauptquartier zu Gonesse kam ein böser Tag für Gneisenau. Das zieht die Herzen so mächtig zu dem Bilde dieses großen Deutschen hin, daß er in allem so einfach menschlich war und darum auch einmal recht menschlich bitter und

ungerecht werden konnte. So widerfuhr es ihm heute. Er wußte, daß er der eigentliche Feldherr dieses Krieges gewesen, daß der rettende Gedanke der Vereinigung der beiden Heere allein aus seinem Kopfe entsprungen war; nun mußte er hören, wie die Verbündeten Wellington als den ersten Helden priesen, diesen Briten, der wohl auf dem Schlachtfelde hohe Umsicht und Ausdauer gezeigt, doch bei der Leitung des Feldzugs Fehler auf Fehler gehäuft hatte. Eine tiefe Bitterkeit überkam ihn, wenn er sein ruhmlos verborgenes Wirken, alle die so lange schweigsam ertragenen Kränkungen der letzten Jahre überdachte. Wie abenteuerlich hatte das Schicksal mit ihm gespielt, von Kindesbeinen an! In Schilda, dem sächsischen Abdera, war er zur Welt gekommen, mitten im Wirrwarr des Kriegslagers der Reichsarmee, unter den Feinden Preußens; die preußischen Kanonen brummten dem Kinde das Wiegenlied, und wenig fehlte, so wäre der Knabe auf dem Rückzuge in der Nacht nach der Torgauer Schlacht von den Hufen der Pferde zertreten worden, hätte ihn ein mitleidiger Grenadier nicht aufgehoben. Nachher die öde freudlose Zeit, da er in Schilda barfuß die Gänse hütete, bis endlich die katholischen Verwandten in Würzburg sich seiner erbarmten. Der Heimatlose wußte niemals recht, zu welchem deutschen Stamme, noch zu welcher Kirche er eigentlich gehörte. Dann die wilden, tollen Studentenjahre in Erfurt, eine kurze Dienstzeit bei den österreichischen Reitern, eine Fahrt nach Amerika mit den Unglücklichen, die der Ansbacher Markgraf den Briten verkaufte. Darauf der preußische Dienst: im Anfang glänzende, überschwengliche Hoffnungen, dann wieder die leere Nichtigkeit des subalternen Lebens, so armselig, so niederdrückend, daß dieser Feuergeist, der sich einst fast in seinen eigenen Gluten verzehrt hatte, jetzt ernstlich Gefahr lief, zum Philister zu werden. Als dann die weltverwandelnden Geschicke über Preußen hereinbrachen, da jauchzte der Genius in ihm auf; durch ihn errang das gedemütigte Heer den ersten Erfolg, seit Scharnhorsts Tode durfte sich niemand mehr mit ihm vergleichen. Und was war sein Lohn? Die Offiziere des Generalstabs, die den Zauber des

Genies im täglichen Umgang empfanden, wußten freilich wohl, was Deutschland an diesem Manne besaß; sie kamen sich vor wie in der verkehrten Welt, wenn sie diesen geborenen Herrscher mit dem Federhute in der Hand ehrerbietig neben dem Zaren stehen sahen. Aber wenn die Soldaten den alten Blücher mit donnerndem Hurra begrüßten, so bemerkten sie kaum den unbekannten General an der Seite des Feldmarschalls. Bülow hatte seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingetragen, von Gneisenau wußte sie nichts. Er glaubte älter zu sein, als alle Generale der Infanterie, und war noch immer Generalleutnant, hatte nie ein selbständiges Kommando geführt, trug weder den schwarzen Adlerorden noch das große eiserne Kreuz. Der König liebte ihn nicht, das boshafte Geflüster unter den Hofleuten hörte nicht auf; er fühlte sich seiner Stellung im Heere so wenig sicher, daß er erst kürzlich den Staatskanzler gebeten hatte, ihm doch für die Friedenszeiten das Amt des Generalpostmeisters zu verschaffen. Wie fern lag ihm alle Überhebung, wie oft nannte er sich nur einen vom Glücke begünstigten Soldaten; aber einmal doch mußte der Unmut heraus. In höchster Leidenschaft schrieb er dem Staatskanzler an einem Tage drei Briefe voll heftiger Anklagen, beschuldigte in seinem Zorne selbst Stein und Blücher des Undanks. Die Gerechtigkeit des Königs gab ihm bald Genugtuung; er trug nachher den Ordensstern, der im Wagen Napoleons gefunden worden. Doch über den historischen Ruhm, der ihm gebührte, ist die Mehrzahl der Zeitgenossen nie ins klare gekommen; erst ein späteres Geschlecht seiner Landsleute ward seiner Größe gerecht, und die Franzosen wissen bis zum heutigen Tage noch nicht, wer der erste Feldherr des verbündeten Europas war.

Die konstitutionelle Bewegung in Norddeutschland.

Kleine Staaten erscheinen leicht lächerlich; denn der Staat ist Macht, und die Ohnmacht widerspricht sich selber, sobald sie als Macht auftreten will. Wo aber die Tatkraft einer großen Nation sich nur in den armseligen Händeln kleiner Gemeinwesen zu äußern vermag, da werden folgenschwere Wandlungen des Völkerlebens oft vorbereitet durch unscheinbare partikularistische Bewegungen, die für sich allein wenig, insgesamt viel bedeuten. Neue politische Gedanken können ihre Notwendigkeit nicht überzeugender erweisen, als wenn sie in einem zersplitterten Volke, zur selben Zeit an verschiedenen Stellen auftreten und durch mannigfaltige Hemmnisse hindurch sich ihre Bahn brechen; der gleiche Erfolg, die ungewollte und doch unverkennbare innere Verwandtschaft solcher Einzelkämpfe bekunden dann zugleich die schöpferische Naturgewalt der nationalen Einheit. Derweil Europa die Pariser Barrikadenhelden mit Huldigungen überschüttete, wurden die Straßenunruhen der kleinen norddeutschen Hauptstädte im Auslande nur mit spöttischem Lächeln angesehen, ja manche der Führer dieser winzigen Revolutionen betrachteten sich selber nur als bescheidene Schüler der unerreichbaren Franzosen. Und doch war diese verzettelte deutsche Bewegung mit aller ihrer kleinstädtischen Abgeschmacktheit besser berechtigt und in ihrer letzten Nachwirkung fruchtbarer, als ihr vielbewundertes Vorbild. Durch die Julirevolution nur gefördert, keineswegs verursacht, entsprang sie naturgemäß aus einer veralteten Gesellschaftsordnung, die weit schwerer drückte, als die politischen Mißgriffe der Bourbonen, und ver-

wirklichte in den altständischen Gemeinwesen des Nordens die Ideen der Rechtsgleichheit und des Staatsbürgertums, welche im übrigen Deutschland sich schon längst durchgesetzt hatten, so daß jetzt erst eine allen Deutschen gemeinsame Staatsgesinnung, ein über die Grenzen der Einzelstaaten hinausreichendes Parteileben, ein bewußter Kampf um die Reform des nationalen Gesamtstaates nach und nach möglich wurde.

Unter allen diesen kleinen Staatsumwälzungen erregte der Braunschweiger Aufstand das größte Aufsehen; denn hier allein wurde der notwendige Umschwung durch revolutionäre Mittel, durch offenbaren Rechtsbruch bewirkt, und hier zeigte sich zugleich mit erschreckender Klarheit, daß die Unsicherheit unseres öffentlichen Rechtes in der schimpflichen Ohnmacht des Bundestages ihren letzten Grund hatte. Gegen die Winkeltyrannei der schwächsten Reichsstände bot die alte Reichsverfassung immerhin einigen Schutz; mehrmals schritten Kaiser und Reich zur Absetzung unverbesserlicher kleiner Despoten, noch zur Zeit der französischen Revolution erschien zuweilen eine kaiserliche Debitkommission in einem überschuldeten Fürstentume um von Reichs wegen die Ordnung herzustellen. Seit aber die Bundesakte diesen kleinen Herren die Souveränität gewährt hatte, bestand für fürstliche Willkür keine Schranke mehr, und einmal doch mußte an einem ungeratenen Sohne des deutschen hohen Adels offenbar werden, wie tief der Genuß einer anspruchsvollen Würde ohne Macht ihren Träger entsittlichen kann.

Trotzend auf seine fürstliche Unverantwortlichkeit war Karl von Braunschweig von Stufe zu Stufe gesunken. Er wußte, daß die Deutschen ihn verabscheuten, und fand bald eine boshafte Freude daran, seinen selbstverschuldeten schlechten Ruf immer aufs neue zu rechtfertigen. Schon vier Jahre vor seinem Sturze schrieb er seiner gütigen Freundin, der Prinzessin Amalie von Sachsen, die ihm vergeblich ins Gewissen redete: „Man hält es am Ende für einerlei etwas zu sein, wofür man schon lange gegolten hat. Jung, hübsch, mächtig und ganz unabhängig mir selbst überlassen — wie konnte ich anders werden?" Die

schlaffe Nachsicht des Bundestags, der sich in dem Streite der beiden Welfenhäuser mit einer beinahe possenhaften Genugtuung zufrieden gab, mußte den dreisten Übermut des verblendeten Fürsten noch erhöhen. Schon wieder lag seit Jahr und Tag eine Klage gegen Herzog Karl unerledigt in Frankfurt: die Bitte des landständischen Ausschusses um Aufrechterhaltung der unbestreitbar rechtmäßigen Landschaftsordnung von 1820. Wieder wußte Graf Münch, trotz der ungestümen Mahnungen des preußischen Gesandten, die Entscheidung zu verzögern; daß Landstände gegen ihren Fürsten jemals recht behalten könnten, schien der Wiener Hofburg ganz unfaßbar. Auch manche der anderen Bundesgesandten bezweifelten die Gültigkeit der neuen Verfassung, weil sie unter einer vormundschaftlichen Regierung vereinbart worden sei, der Vormund aber nicht über das Vermögen des Mündels verfügen dürfe. Selbst Wangenheim und einige überfeine Köpfe unter den Liberalen teilten diese Zweifel; so mächtig war noch, dank der privatrechtlichen Bildung unserer Juristen, jene alte patrimoniale Staatslehre, welche Land und Leute nur als fürstliches Hausgut betrachtete. Also unter Bedenken und Gegenbedenken schleppte sich der Handel dahin, bis endlich im Spätsommer 1830 die Kommission des Bundestags einen Bericht zustande brachte, der sich zugunsten der klagenden Landstände aussprach.

Diese Nachricht aus Frankfurt bestärkte die Braunschweiger in dem Bewußtsein ihres guten Rechtes, und unwillkürlich regte sich die Frage, ob man nicht endlich zur Selbsthilfe schreiten müsse; wer konnte denn wissen, wann jemals jenem Berichte ein wirksamer Bundesbeschluß folgen würde? Der Herzog schlenderte mittlerweile schon seit Monaten auf den Pariser Boulevards umher und verhandelte nebenbei mit dem Hause Rothschild über Börsengeschäfte. Als ihn dort der Ausbruch der Julirevolution überraschte, zeigte sich der Erbe des braunschweigischen Heldengeschlechtes als ein elender Feigling; er verlor den Kopf, obwohl ihn die Pariser kaum beachteten, und floh unter seltsamen Abenteuern. Unterwegs sah er in Brüssel noch jene Vorstellung

der Stummen von Portici, welche den belgischen Aufruhr einleitete. Zweimal warnte ihn das Schicksal, doch in diese glatte Stirne grub die ernste Zeit keine Furchen. Mit seinem Völkchen daheim dachte der Welfe schon fertig zu werden. Als er zurückkam, brachte er einen neuen Günstling mit, den französischen Abenteurer Alloard, und prahlte laut, ihm solle man das Schicksal Karls X. nicht bereiten. Eine Handvoll Unterbeamten und Hofhandwerker begrüßte den Heimgekehrten mit einem Fackelzuge. Die Bürgerschaft aber sah mit Unmut der gemachten Huldigung zu und sendete ihre Vertreter auf das Schloß um die Einberufung des Landtags zu erbitten; Bürgermeister Bode, ein derber, freimütiger, ganz von althansischem Bürgerstolze erfüllter Mann, führte das Wort und warnte den Fürsten vor der unheildrohenden Stimmung des Volkes. Dahin hatte es der Herzog durch die knabenhafte Willkürherrschaft dieser sieben Jahre gebracht, daß er in seinem durch und durch welfisch gesinnten Völkchen unter den gebildeten Klassen fast gar keine Anhänger mehr besaß; selbst die Offiziere murrten, weil er sie bald launisch beleidigte bald ihnen den Gehalt beschnitt oder erledigte Stellen unbesetzt ließ.

Die Masse des Volkes nahm an dem Verfassungskampfe der Landstände geringen Anteil; doch sie wußte genug von dem wüsten Treiben im Schlosse um den Herzog zu hassen, sie litt unter dem Drucke der Binnenmauten, sie klagte, daß kein Fremder mehr den verrufenen Hof besuchte, daß der geizige Fürst die öffentlichen Bauten einstellen ließ und also die Not noch steigerte, die nach einer schlechten Ernte, einem harten Winter überall in Deutschland empfunden wurde. Karl ahnte das nahende Unwetter und ließ in seiner Angst Kanonen vor dem Schlosse auffahren, Pulvervorräte in die nahe Ägidienkirche schaffen. Während er am Abend des 6. Septembers im Theater weilte, sammelten sich einige Volkshaufen um die beiden Wagen, die ihn und seine Dirne, eine bekannte Schauspielerin, zur Heimfahrt erwarteten; sobald er aus dem Schauspielhause heraustrat, begrüßte ihn wüstes Geschrei, ein Hagel von Steinen

folgte dem davoneilenden Wagen. Vor dem Schlosse stand eine Schar von Gaffern und Schreiern. Ein Offizier fragte: „Kinder, was wollt ihr denn eigentlich?“ Die Leute sahen sich verwundert an, bis endlich ein liberaler Advokat das neue Pariser Feldgeschrei anstimmte: „Brot und Arbeit!“ und einige wohlgenährte Schüler des Carolinums den Jammerruf wiederholten. Zwei Züge Husaren vertrieben dann ohne Kampf die Menge von dem Bohlwege, gegenüber dem Schlosse.

Am nächsten Morgen wurden die Kanonen und das Pulver hinweggeschafft. Auf die Bitten der Bürger versprach der Herzog auch einen kleinen Steuererlaß sowie einige Geldsummen für Straßenbauten und Lebensmittel; er gestattete sogar, daß eine mit Piken bewaffnete Bürgerwehr zusammentrat, nur von der Berufung des Landtags wollte er nichts hören. Am Abend stürmte wieder ein Pöbelhaufe gegen das Schloß heran, berauscht und heulend, höchstens tausend Köpfe stark; die Pikenmänner der Bürgerwehr wurden bald zur Seite gedrängt. Der Herzog aber wagte nicht seine im Schloßhofe versammelten Truppen feuern zu lassen; er ergriff nochmals die Flucht und ließ sich von seinen Husaren zur Landesgrenze geleiten, um dann nach England zu reisen. Mittlerweile drang der Pöbel in das Schloß ein und begann Feuer anzulegen; während die Strolche plünderten, sah man einige offenbar verkleidete Männer geschäftig die geheimen Papiere des Herzogs durchsuchen. Der kommandierende General von Herzberg, ein tapferer Veteran aus Wellingtons spanischen Feldzügen, versäumte seine Soldatenpflicht, stundenlang ließ er die Truppen ruhig im Schloßgarten stehen. Eine einzige ohne seinen Befehl abgegebene Salve, die unschädlich über die Köpfe des Haufens hinwegfuhr, genügte, um den Hof zu säubern und selbst die Räuber aus dem Schlosse zu verjagen; aber als die Truppen dann wieder unbeweglich blieben, wagte sich der Pöbel nochmals vor und begann sein Werk von neuem. Die ganze Nacht hindurch währte die rohe Verwüstung, kein Menschenleben fiel ihr zum Opfer; die Spritzen ließ der Haufe nicht an das Schloß heran, und als die Grenadiere noch einen

schwachen Angriff auf die Meuterer unternahmen, versuchten sie nicht ihren leichten Sieg zu verfolgen. Beim Grauen des Tages lag das schöne Bauwerk fast ganz in Asche.

Unverkennbar standen mehrere Männer aus dem Adel und dem Beamtentum hinter diesem seltsamen unblutigen Aufruhr; gedungene Banden und wüstes Gesindel besorgten die Arbeit, die erbitterte Bürgerschaft sah halb schadenfroh, halb erschrocken der Zerstörung zu. Die Namen der Verschwörer sind, obgleich einige Vermutungen sehr nahe liegen, bis zum heutigen Tage verborgen geblieben, da die gerichtliche Untersuchung nachher ungründlich geführt, manche wichtige Zeugen gar nicht vernommen wurden. Der Handstreich der wenigen konnte offenbar nur gelingen, weil das ganze Land den Herzog verwünschte. Die vollbrachte Tat erschien allen als ein Gottesgericht, obwohl man ihre Roheit tadelte. Wohl hatte sich seit der großen Woche der Pariser überall in der Welt der Wahn verbreitet, daß die Masse im Straßenkampfe unbesiegbar sei; alle Zeitungen wiederholten beständig den Ausspruch, welchen einst Napoleon auf Grund der spanischen Erfahrungen seiner Marschälle getan haben sollte: wehe dem General, der sich in der Enge der Gassen auf ein Gefecht einläßt. Aber Furcht war es nicht, was den Offizieren der ruhmreichen schwarzen Schar die Hände lähmte, sondern Haß und Verachtung. Dürfen wir Bürgerblut vergießen, um einem Elenden, der uns feige verlassen hat, sein Schloß zu behüten? — dies Bedenken drängte sich allen auf und stimmte sie unsicher gegenüber einem weder mutigen noch zahlreichen Meutererhaufen. Berechneter Verrat der Offiziere ist nie erwiesen worden, und es bedarf auch dieses Verdachtes nicht um die schlechte Haltung der Truppen zu erklären.

In den Trümmern des Schlosses — das fühlte jedermann — hatte Karls Herrschaft ihr Grab gefunden, und als nun gar einiges aus den geraubten Briefschaften und dem schwarzen Buche des Herzogs veröffentlicht wurde, da ward die Rückkehr des Vertriebenen ganz unmöglich. Die erbaulichen Geständnisse dieser schönen Seele — wie Metternich seinen welfischen Liebling

einmal nannte — gingen von Mund zu Mund, die kleinstädtische Klatscherei schwelgte in gräßlichen Erfindungen, und der leere knabenhafte Tor galt bei seinem ergrimmten Völkchen bald für einen Wüterich und Giftmischer. Sobald man des Verhaßten ledig war, kehrte die Ordnung sogleich zurück. Die Bürgerwehr prunkte in den Straßen umher, jetzt nach Pariser Muster mit Flinten bewaffnet, unter der Führung des gefeierten Volksmannes Bankier Löbbecke, und je unschuldiger diese Philister an dem Schloßbrande waren, um so kühner prahlten sie mit ihrer Revolution. Paris, Brüssel und Braunschweig bildeten das Dreigestirn der neuen Völkerfreiheit, der Branntweinbrenner Götte, der den Herzog um die Wegführung der Pulvervorräte gebeten hatte, hieß mindestens ein halber Lafayette. General Herzberg wurde durch das Geschenk eines bürgerlichen Ehrensäbels dafür getröstet, daß die preußischen Kameraden ihn mit sehr zweifelhaften Blicken betrachteten; denn „der heutige Soldat" — so versicherte eine braunschweigische Flugschrift — „ist nicht mehr der durch den Stock zum blinden Gehorsam dressierte Vagabunde des vorigen Jahrhunderts". Ein Bürgergardist drohte dem Herzoge in einem offenen Briefe: 200 000 Braunschweiger würden sich lieber unter dem Schutte ihrer Häuser begraben, als sich unter die Tyrannei eines zweiten Don Miguel zu begeben; ein anderer pries in einer Abhandlung „den freiwilligen Gehorsam" als den eigentümlichen Vorzug der Bürgergarde vor dem Heere. Mit dem Soldatenspiele der Pariser Bourgeoisie drang auch die undeutsche Verachtung des ernsten Waffenhandwerks in das selbstgefällige Bürgertum dieser Kleinstaaten ein; die wirkliche Volksbewaffnung, die in Preußen längst bestand, hieß „ein Werkzeug des Despotismus".

Die Regierung wußte sich nicht zu helfen. Von den verrufenen Räten des Herzogs hatten mehrere das Weite gesucht, den zurückbleibenden fehlten Kraft und Ansehen. Um so rascher handelten die Landstände; einigen ihrer Führer kam der Schloßbrand offenbar nicht unerwartet. Schon am 9. September versammelte sich der Große Ausschuß und faßte noch am selben Tage

drei entscheidende Beschlüsse. Er beschloß bis zur Einberufung des Landtages zusammenzubleiben, er bevollmächtigte die Grafen Werner Veltheim und Oberg, in Berlin und Hannover „vertrauliche Eröffnungen zu machen und für gewisse Fälle Rat zu erbitten"; er richtete endlich an den Bruder des Herzogs, den letzten noch übrigen Sprossen des Fürstenhauses, eine von vielen Bürgern mitunterzeichnete Adresse, um ihn zu bitten, daß er „die Zügel der Regierung schleunigst übernehme".

Herzog Wilhelm von Braunschweig-Öls stand in Berlin bei den Gardedragonern und galt bei den Kameraden für einen Lebemann, der sein großes Vermögen gründlich zu genießen verstehe; Talente hatte man an dem vierundzwanzigjährigen Prinzen bisher noch nicht bemerkt. Schon am Abend des 8. September brachte ihm der reitende Bote eines braunschweigischen Hofbeamten die Nachricht von dem Aufruhr, und sofort erbat er sich durch seinen väterlichen Freund, den Fürsten Wittgenstein, die Befehle des Königs. Auf Friedrich Wilhelms dringenden Rat reiste er dann eilends ab, um daheim vorläufig die Ordnung aufrechtzuerhalten. Allen unerwartet, erschien er am 10. im Schlosse Richmond, vor den Toren Braunschweigs, während die Adresse des ständischen Ausschusses noch nach Berlin unterwegs war. Wie frohlockten die friedfertigen Revolutionshelden, als sie nun wieder hoffen durften von einem leibhaftigen Welfen beherrscht zu werden. Im Triumphe wurde „Wilhelm der Gesegnete" von der Bürgerwehr und jauchzenden Volkshaufen in die Stadt seiner Väter eingeholt. Nichts lag ihm ferner als ehrgeizige Anschläge auf die Krone seines Bruders. Hart genug kam es ihm an, daß er die fröhlichen Gelage der Berliner Garde mit den Sorgen der Regierung und der Langeweile der kleinen Hauptstadt vertauschen mußte; auch blieb er sein Lebelang den strengen legitimistischen Grundsätzen seines Hauses ergeben und konnte den stillen Ärger über die Meuterei seiner Braunschweiger nie ganz verwinden. Nur die Macht der Verhältnisse riß den Widerstrebenden vorwärts, und kein Wunder, daß der wohlmeinende, aber unerfahrene, bildungslose und wenig

scharfblickende Fürst, überwältigt durch den seltsamen Anblick der aufgeregten Stadt, die Stärke dieser kleinbürgerlichen Bewegung überschätzte.

* *
*

Nicht ganz so gewaltsam vollzog sich der Umschwung in Kurhessen. „Der Kurfürst plündert sein Land und seine Untertanen, so daß es zuletzt keine Landeskassen und Domänen mehr, sondern bloße Privat- oder Kabinettskassen mehr geben wird“ — also schilderte der preußische Gesandte Hänlein das gierige Regiment der Gräfin Reichenbach, das nachgerade selbst im Auslande Befremden erregte und im Pariser Figaro als ein deutscher Skandal bezeichnet wurde. Der neue Finanzminister Kopp wurde bei seiner Ernennung ausdrücklich verpflichtet, das Interesse des Kurfürsten besonders wahrzunehmen, und wie erfinderisch zeigte sich der Landesvater selber in den schlechten Künsten des Finanzwesens. Während er mit den Ständen der Grafschaft Schaumburg wegen rechtswidriger Steuererhöhung einen langen Streit führte, ließ er gegen die Stadt Cassel und andere Gemeinden unter nichtigen Vorwänden fiskalische Prozesse einleiten; seine Bauern beglückte er durch die Verordnung, daß der Dünger der Dienstpferde, welche die beurlaubten Kavalleristen mit aufs Land nahmen, zum Besten der Kriegskasse versteigert werden solle. Selbst die Teuerung und die bittere Kälte der ersten Monate des Jahres 1830 mußten ihm seine Hofkasse bereichern helfen: er maßte sich das Recht des alleinigen Holzhandels an, verbot die gewohnte Holzeinfuhr aus der hannöverschen Nachbarschaft und setzte die Preise so hoch an, daß die Casseler Bäcker einmal wegen Holzmangels ihre Arbeit einstellten.

Hier wie in Braunschweig stützte sich die Willkür des Kleinfürstentums auf den Beistand Österreichs. Hruby, der k. k. Gesandte, besaß das Vertrauen der Reichenbach, er hatte den Kurfürsten zum Eintritt in den mitteldeutschen Handelsverein bewogen und konnte nun mit Befriedigung betrachten, wie

das unglückliche, zwischen den Zollinien Bayerns und Preußens eingeklammerte Ländchen dem Verderben seiner Volkswirtschaft entgegenging. Und bereits ließ sich voraussehen, daß die zerrütteten Familienverhältnisse dieses Fürstenhauses, die schon soviel Elend über das hessische Land gebracht, auch unter der künftigen Regierung fortdauern würden. Um den Anmaßungen der Reichenbach auszuweichen lebte der Kurprinz mit seiner Mutter jahrelang außer Landes; König Friedrich Wilhelm ließ seiner Schwester große Summen vorstrecken, da der Kurfürst den beiden die Unterhaltsmittel verweigerte. Als die Kurfürstin unter dem Jubel des Volkes endlich heimkehrte um sich in Fulda einen selbständigen Hofhalt einzurichten, blieb der Sohn am Rhein zurück. Der hatte in Bonn die Frau eines Rittmeisters Lehmann liebgewonnen und führte mit ihr ein so anstößiges Leben, daß selbst der galante Lebemann Hänlein sich verpflichtet hielt dem königlichen Oheim in Berlin zu melden: ganz Hessen wünscht, „Allerhöchstdieselben möchten zum Wohle des hiesigen Landes den nichtswürdigen Lebenswandel des Kurprinzen gewaltsam beschränken."

Im Juli 1830 reiste Kurfürst Wilhelm nach Wien um der Reichenbach den österreichischen Fürstentitel zu verschaffen. Seine Hessen fürchteten schon, er werde dann dem Beispiele Philipps des Großmütigen folgen und das dämonische Weib förmlich zur Nebengemahlin erheben; die Akten über Philipps Doppelehe hatte er sich bereits nach Wilhelmshöhe kommen lassen. Metternich aber fand diese Zumutung doch bedenklich und verließ die Hauptstadt plötzlich, kurz vor der Ankunft des Gastes. Als der Kurfürst einige Tage darauf in Karlsbad eintraf, von der Hitze erschöpft, wütend wegen der vergeblichen Reise, wurde er von seiner enttäuschten Geliebten sehr übel aufgenommen und verfiel in schwere Krankheit. Daheim verbreiteten sich unheimliche Gerüchte; man glaubte an den Tod des Kurfürsten, da der Bruder der Reichenbach, Heyer von Rosenfeld unvermutet in Cassel erschien, Juwelen und Staatspapiere hastig einpackte und dann mitsamt den Kindern seiner Schwester bei

Nacht und Nebel aus dem Lande floh. Die Bürgerschaft sendete drei Stadträte nach Karlsbad um sich von dem Zustande des Landesherrn zu überzeugen; auch der Kurprinz eilte herbei und versöhnte sich mit dem kranken Vater. Mittlerweile ward das längst erbitterte Volk durch die Pariser und Brüsseler Nachrichten stark aufgeregt. Der Groll wider die Tyrannei und das wüste Treiben des Hofes ließ sich nicht mehr bändigen. Überall erklang ein Gassenhauer, der die Raubgier der Reichenbach verwünschte: „von dem Blutgeld jener Millionen wußt' die Bestie sich zu lohnen" — und mit dem Kehrreime schloß: „Alles seufzt zum Gott des Lichts: Ach die Hure läßt uns nichts!" Schon begannen die Bauern ihre Frondienste einzustellen; die Wilddieberei nahm überhand, mehr noch der Schmuggel, denn das Zollwesen war durch die törichte Handelspolitik des Kurfürsten gänzlich in Verruf gekommen, ein Schlagwort des Tages lautete: „die Maut ist ein Kind der Finsternis!" In Cassel traten die Zunftmeister zusammen um über die Landesbeschwerden zu beratschlagen; ein Küfer Herbold führte das große Wort und ward mit dem Namen des hessischen Masaniello geehrt, denn diese deutschen Bürgerhelden fühlten sich nur im Schmucke ausländischer Federn stolz und herrlich. Als der Pöbel dann die Bäckerläden zu stürmen versuchte, bewaffneten sich die Bürger und stellten die Ordnung her. Die erschreckte Regierung ließ sie gewähren und öffnete die kurfürstlichen Kornmagazine; das Getreide des Landesvaters ward aber auch jetzt noch, nach dem alten Brauche des Kurhauses, zu erhöhten Preisen verkauft, und erst nachdem Abgesandte der Bürgerschaft dem Finanzminister drohend ins Haus gerückt waren, entschloß er sich bis zum Marktpreise herabzugehen.

So aufgestört fand der Kurfürst seine friedliche Hauptstadt vor, als er am 12. September, abgespannt und kaum genesen, endlich heimkehrte; seine Geliebte hatte er jenseits der Landesgrenze zurücklassen müssen, weil die Minister sonst das Ärgste befürchteten. Am 15. September standen die Bürger dicht gedrängt, in banger Spannung, auf dem Friedrichsplatze, derweil

die Stadträte im Palaste eine Adresse übergaben, welche den Kurfürsten beschwor die Landstände zu berufen und „Sich als Vater mit Ihren Kindern zu beraten, wie unserer Not zu helfen sei“. Droben im Saale ergriff der Bürgermeister Karl Schomburg das Wort, ein echter Hesse, ernst, besonnen, freimütig, und schilderte in tief ergreifender Rede das Elend des verwahrlosten Landes. Der Kurfürst verwünschte im Herzen seine „Bürger-Rebellen“, aber er sah auch, was die finsteren Gesichter draußen ankündigten, und gab zitternd seine Zusage. Alsbald eilte der Küfer Herbold an das Geländer vor dem Schlosse, und als er ein weißes Taschentuch schwenkte, durchbrauste stürmisches Freudengeschrei den weiten Platz. Wie oft ist dann in Lied und Bild die Friedensbotschaft des hessischen Masaniello verherrlicht worden; ein schwarzes Tuch in Herbolds Händen — das wußte jedermann — hätte dem Aufruhr das Zeichen gegeben. Mit Tanz, Gesang und feurigen Reden ging dieser „große Tag der hessischen Geschichte“ zu Ende; auch vor dem Hause des preußischen Gesandten erklangen jubelnde Hochrufe, denn König Friedrich Wilhelm stand als Bruder und Beschützer der geliebten Kurfürstin hoch in Ehren, und nicht selten hörte man unter den Unzufriedenen die Drohung: wir wollen preußisch werden.

Schnell genug verflog der Rausch der Freude. Die Casseler fuhren fort, dem Verbote zum Trotz, ihre Bürgerversammlungen abzuhalten und offenbarten hier sehr laut ihr Mißtrauen gegen den Kurfürsten, gegen den österreichischen Gesandten, gegen die Minister, die allesamt nur für Geschöpfe der Reichenbach galten. Die Rückkehr dieser tödlich verhaßten Frau wollte man nimmermehr dulden; auf das Gerücht von ihrem Nahen strömte eines Tages das Volk in Scharen auf die Arolsener Landstraße hinaus um den Weg zu sperren, ihr Bruder Heyer mußte schleunigst aus seinem Amte entlassen werden. Welch einen kläglichen Anblick bot der Kurfürst in seiner stumpfen Verzweiflung; er verging vor Sehnsucht nach der Geliebten und rief jammernd: jetzt weiß ich erst was ein Aufstand ist! Die

militärischen Schnurrbärte der Casseler Bürgergarde verletzten sein heiligstes Gefühl; nun mußte er diesen Unholden aus seinem Zeughause Waffen geben und sogar in einem Manifeste verkündigen, daß er „den guten Geist und den bewährten treuen Sinn der Hessen mit Wohlgefallen erkennend" überall im Lande die Bildung von Bürgerbataillonen gestatten wolle. Bald stolzierten in jedem hessischen Städtchen bewaffnete Bürger umher, alle nach dem Pariser Muster gekleidet, mit der weißen „Bürgerbinde" am Arme, und prächtig erklang das Lied zum Preise der bürgerlichen Waffen:

Sie stehen jedem freien Mann,
Sie stehn dem Kattensohn wohl an!

Der vermessene Plan, dem Kurfürsten selber eine gestickte Bürgerbinde zu schenken, wurde zum Glück noch vereitelt, da die Hofleute schaudernd an Ludwig XVI. und die ihm aufgestülpte Jakobinermütze erinnerten. Indes bekundete sich das Selbstgefühl der Bürgergarde unzweideutiger als ihre Waffentüchtigkeit; es war der Fluch des alten Stellvertretungssystems, daß die Kriegsspieler sich für besser hielten als die wirklichen Krieger. Sie verlangten bei den Paraden stets den Vortritt und gerieten mit den Truppen oft in Händel. Als die beliebte Sängerin Frau Roller-Schweizer sich einige mehr ehrliche als schmeichelhafte Bemerkungen über die Leistungen der Bürgerwehr erlaubt hatte, wurde sie ohne Gnade von der Bühne entfernt, obgleich sie von den Brettern herunter vor „Cassels hochachtbaren Bürgern" Abbitte leistete.

Trotz dieser Unzahl von Sicherheitswächtern kam das Land nicht zur Ruhe, weil die Regierung Kopf und Herz verloren hatte. Das Landvolk wähnte, mit der verheißenen neuen Freiheit sei auch die Entlastung des Bodens vollendet; tobende Banden stürmten die Schlösser der Grundherren und verbrannten, meist ohne zu plündern, die Zehnten- und Gilten-Register. Am lautesten lärmten diese „Papierstürmer" in dem armen Isenburgischen Ländchen auf der Rhön, das seine doppelten Steuern, für den Kurfürsten und den Standesherrn, kaum noch erschwingen

konnte. Die geängsteten Fürsten des Hauses Isenburg drohten schon sich unter preußische Landeshoheit zu stellen, damit sie doch Schutz für ihre Habe fänden. In Hanau wurde das Mauthaus von einem Volkshaufen zerstört; alle Papiere und selbst die Kasse flog ins Feuer, denn mit Mautgeldern wollte sich niemand die Hände beflecken. Ein Demagog, der sich General Paulsen nannte, erließ aus seinem „Hauptquartier Neu-Brüssel" jakobinische Tagesbefehle. Um Frieden zu stiften eilte der Kurprinz selbst herbei, und der furchtsame junge Herr ließ sich durch die zuversichtlichen Reden dieser harmlosen Revolutionäre dermaßen einschüchtern, daß er ihnen bis auf weiteres Zollfreiheit versprach. In der Tat stellten die Mauten im Hanauer und Fuldaer Lande ihre Tätigkeit ein. Diese südlichen Provinzen, wie man am Casseler Hofe sagte, gebärdeten sich fast wie ein selbständiger Staat; der Talerrechnung hatten sie sich immer erwehrt, nun sagten sich die hessischen Guldenländer auch von dem Zollwesen des Kurstaates los.

Es ward hohe Zeit, daß ein von allen Teilen anerkannter Rechtszustand diese gemütliche Anarchie verdrängte. In solchem Sinne schrieb Bernstorff an Hänlein: „Wir bedauern die jetzt maßlose Ungebühr des Volks als die unausbleibliche Folge einer bis dahin ebenso maßlosen Verfahrungsweise des Fürsten erkennen zu müssen." Wohl haben die Massen dem Kurfürsten seine Versprechungen abgetrotzt; aber „diese Zugeständnisse sind erteilt, und es ist nicht denkbar, daß ihre Zurücknahme ohne die größte Gefahr und Zerrüttung aller noch bestehenden Verhältnisse erfolgen könnte. Alle Wünsche müssen sich vielmehr dahin vereinigen, daß die einmal betretene Bahn mit möglichster Schnelligkeit und Ruhe zu einem Ziele fester gesetzlicher Ordnung führe."

Auf preußische Ratschläge hörte der Kurfürst niemals; nur die Angst vor den beständig wiederholten lärmenden Kundgebungen der Casseler bewog ihn sein Wort zu halten. Am 16. Oktober traten die althessischen Stände zusammen und verstärkten sich sogleich durch Abgeordnete der übrigen Landesteile. Klug und rücksichtsvoll beseitigten sie zunächst das Hemmnis,

an dem bisher jede Verständigung gescheitert war, den alten Streit um das fürstliche Hausgut. Der Kurfürst ließ ihnen eine Übersicht über den Bestand des Landesvermögens vorlegen, deren Ziffern sehr weit — um mindestens 6 Millionen, Mißtrauische behaupteten gar um 16 Mill. Taler — hinter der allgemeinen Erwartung zurückblieben. Der ständische Ausschuß verschmähte jedoch im einzelnen zu untersuchen, was wohl alles in den Taschen der Reichenbach und Amschel Rothschilds verschwunden sein mochte, und willigte in die Teilung der also angegebenen Kapitalien. Aus der einen Hälfte ward ein Staatsschatz gebildet; die andere, mit einem Ertrage von wenigstens 0,4 Mill. Taler jährlich, verblieb der Dynastie als unveräußerlicher Hausschatz. Außerdem erhielt der Kurfürst für seinen Hofhalt 392 000 Taler jährlich aus den Einkünften der vom Staate verwalteten Domänen, und da er endlich noch ein großes Schatullvermögen besaß, dessen Höhe nur ihm selber und dem getreuen Hause Rothschild bekannt war, so blieb er nach wie vor einer der reichsten deutschen Fürsten. Freilich mußte er nun auch ein Legat, das er seiner Gemahlin unterschlagen, und die 110 000 Taler, welche König Friedrich Wilhelm der Kurfürstin vorgeschossen hatte, endlich herausgeben; er sträubte sich aufs äußerste, aber die Krone Preußen bestand auf ihrem Rechte, und der Landtag hielt zu ihr.

Sobald man sich über den Grundsatz der Teilung des Landesvermögens geeinigt hatte, beantragte der kurfürstliche Unterhändler Regierungsrat Eggena, ein gewandter, weltkluger Jurist, die Stände sollten dem Landesvater ihren Dank aussprechen. Auch dazu ließ der Landtag sich herbei; die bäuerlichen Abgeordneten sagten treuherzig: die Kapitalien sind zwar hessisches Blutgeld und gehören eigentlich allesamt dem Lande, aber wir müssen dem Kurfürsten auch eine Liebe erweisen. Wilhelm empfing die Abgesandten auf Wilhelmshöhe, krank, zerknirscht, unter strömenden Tränen. Die getreuen Stände weinten mit und tranken nachher drunten im Gasthofe auf das Wohl ihres gnädigen Herrn. Allein nachdem sie ihm großmütig den besten

Teil seiner Herzenswünsche erfüllt, meinten sie sich um so mehr berechtigt, in der eigentlichen Verfassungssache, die den Kurfürsten weniger bekümmerte, ihrem eigenen Kopfe zu folgen.

Eggena legte ihnen einen Entwurf vor, der im Grunde nur einige Verbesserungen der alten ständischen Verfassung enthielt. Dawider erhob sich im Verfassungsausschusse sofort der Vertreter der Universität Marburg, Professor Sylvester Jordan, ein fröhlicher katholischer Tiroler, der schon in jungen Jahren daheim gegen die Herrschsucht der Klerisei gekämpft, dann in München den Verhandlungen des ersten deutschen konstitutionellen Landtags als eifriger Zuhörer beigewohnt und endlich in Heidelberg sich die Heilslehren des Rotteck-Welckerschen „allgemeinen Staatsrechts" bis auf den letzten Buchstaben angeeignet hatte. Den Brüdern Grimm erschien der ehrliche Doktrinär als „ein aufgeschwemmter Liberaler, der die Formen hitzig verficht, für die Sache nicht einmal mäßige Wärme besitzt". Unter allen den Wortführern des norddeutschen Liberalismus stand er der Weltanschauung Rottecks am nächsten; und nur der wohlberechtigte Groll über die Untaten des Kurhauses erklärt das Rätsel, daß die gemütliche Flachheit dieser josephinischen Aufklärung hier im protestantischen Kurhessen Anklang finden konnte. Jordan trat in den Ausschuß mit dem Bewußtsein eines großen historischen Berufs: „Kurhessens Beispiel ist für den Sieg des konstitutionellen Systems in Deutschland völlig entscheidend" — und warf sofort die Frage auf: „Wie muß eine Verfassung überhaupt beschaffen sein, um den durch Vernunft und Geschichte gleichmäßig begründeten Anforderungen der Zeit zu entsprechen?" In einem regelrechten Kathedervortrage zählte er sodann, mit 1 und 2, mit a und b, alle die notwendigen „Garantien des verfassungsmäßigen Volkslebens" her. Da prangten wie die aufgespießten Käfer einer Insektensammlung nebeneinander: zuerst die Volkserziehung, die sittliche und die politische — denn „die wahre Volksaufklärung gilt mit Recht ebenso für eine Hauptstütze des monarchischen Freistaates, wie die Unwissenheit und Stupidität des Volks für eine Grundlage der Despotie" —

sodann „die Sprech- und Preßfreiheit, d. i. die Publizität", ferner eine unabhäng'ge Gemeindeverfassung und eine kräftige Volksvertretung, endlich „die Nationalbewaffnung oder Landwehr" — denn „der Geist einer Soldateska ist schon an sich von dem Geiste des Volkes völlig verschieden" und muß, wenn das stehende Heer nicht aufgehoben werden kann, mindestens durch kurze Dienstzeit und häufige Beurlaubungen gemildert werden. Nach diesen Grundsätzen wollte Jordan die Vorschläge der Regierung beurteilt sehen: „richtige Prinzipien sind auch hier wie überall die Hauptsache."

Der wunderliche Vortrag machte auf die Hörer tiefen Eindruck; denn er verkündete mit ehrlicher Begeisterung, mit einer Zuversicht, als ob ein Zweifel gar nicht möglich sei, alle die Glaubenssätze des vernunftrechtlichen Katechismus, welche den deutschen Liberalen heilig waren, und hinter den doktrinären Gemeinplätzen verbarg sich ein praktischer, nach den trüben Erfahrungen der kurhessischen Geschichte nur allzu berechtigter Gedanke: die Absicht beständiger Verteidigung gegen fürstliche Übergriffe. Jordan dachte seinen monarchischen Freistaat also einzurichten, daß die Regierung von den Vorschriften der Verfassung unmöglich abweichen könnte, und da die Landstände allesamt, trotz ihrer unerschütterlichen dynastischen Treue, den Argwohn gegen den Kurfürsten teilten, so wurde der Verfassungsentwurf völlig umgestaltet. Der Marburger Professor behauptete dabei die unbestrittene Leitung. In seinen Kollegienheften standen alle die Paragraphen, welche ein Volk frei und glücklich machen können, längst säuberlich aufgezeichnet; für jeden Herzenswunsch der öffentlichen Meinung fand er sofort den vernunftrechtlichen Ausdruck, und diese Fertigkeit des hastigen Formulierens, die in unerfahrenen Parlamenten immer überschätzt wird, verschaffte ihm den Ruf staatsmännischer Weisheit. So gelangten die Verhandlungen rasch zum Ziele; man wußte was man wollte, und für unnütze Redekünste bot dieser Landtag, der noch geheim tagte, keinen Raum. Schon am 5. Januar 1831 ward die neue Verfassung vom Kurfürsten unterzeichnet — eines der

denkwürdigsten deutschen Grundgesetze, bedeutsam nicht bloß durch seine stürmischen Schicksale, sondern auch durch seinen Inhalt; denn nirgends sonst zeigte sich so klar die nationale Eigenart des älteren deutschen Repräsentativsystems, die seltsame Verquickung der noch immer fortwirkenden altständischen Rechtsüberlieferungen mit der Doktrin des modernen Naturrechts. Mit erschöpfendem Fleiße trugen Jordan und seine Freunde aus den wohlgefüllten Zeughäusern der altständischen Verfassung und des neuen allgemeinen Staatsrechts alle die Netze herbei, welche den Fürsten wie ein Wild umstellen sollten, so daß er sich nicht mehr rühren konnte. Eggena so gut wie die Landstände betrachteten das neue Grundgesetz als einen Vertrag zwischen Fürst und Volk: in diesem Urteile stimmte die altständische Rechtsansicht mit der Lehre des Contrat social überein.

Darum wurde dem Thronfolger erst nach geleistetem Verfassungseide gehuldigt, und jede Verbesserung des vereinbarten Grundvertrages aufs äußerste erschwert. Nur wenn die Stände einmütig oder auf zwei Landtagen nacheinander mit Dreiviertel-Mehrheit zustimmten, konnte die Verfassung erläutert oder geändert werden; erhoben sich Zweifel über den Sinn ihrer Vorschriften, so entschied ein Kompromißgericht, zu dem Fürst und Landtag je drei Mitglieder wählten. Den Landtag bildeten die Abgeordneten der drei alten Stände; sie waren aber fortan allesamt Vertreter des ganzen Volkes und sollten in einer Kammer nach Köpfen abstimmen, weil man einsah, daß die Ritterschaft des Landes zu schwach und zu arm war um in einem Oberhause eine angesehene Stellung zu behaupten. Die Stände erhielten außer dem Rechte der freien Steuerbewilligung und der Zustimmung zu allen Gesetzen auch die Befugnis der Initiative, die noch keinem deutschen Landtage unbeschränkt zustand. Sobald die Mandate der Stände nach drei Jahren abliefen, erfolgte sofort die Neuwahl auch ohne die Aufforderung der Regierung. Wenn der Landtag nicht versammelt war, sollte nach altständischem Brauche ein erwählter Ausschuß von drei bis fünf Mitgliedern mit einem lebenslänglichen Syndikus die

Rechte der Stände vertreten und nötigenfalls auch andere Abgeordnete zu Rate ziehen.

Den Staatsbürgern wurden einige Menschenrechte der persönlichen Freiheit gewährt, auch die Ablösung der Grundlasten sowie andere wirtschaftliche Erleichterungen versprochen. Zur Sicherung dieser ständischen und bürgerlichen Rechte waren Bollwerke aufgerichtet, die in Deutschland nicht ihresgleichen fanden. Jeder männliche Hesse sollte in seinem achtzehnten Lebensjahre das Grundgesetz beschwören; auch das Heer und die Bürgergarde wurden mithin auf die Verfassung vereidigt, die Offiziere den übrigen Staatsdienern rechtlich gleichgestellt, obgleich dem Kurfürsten der Name des „obersten Militärchefs" blieb. Bei jeder Ausschreibung einer Steuer mußte die ständische Zustimmung ausdrücklich angegeben werden; wo nicht, so war niemand berechtigt die Abgabe zu erheben, niemand verpflichtet sie zu zahlen; nur sechs Monate lang nach einer Auflösung des Landtags durfte die Regierung die früher bewilligten Steuern vorläufig forterheben. Im Falle des Verfassungsbruchs sollten die Stände nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet sein die Minister vor dem Oberappellationsgericht anzuklagen. Dieser § 100 erwies sich bald als der gefährlichste des Grundgesetzes; er forderte die Zanklust, die allen den kleinen Landtagen im Blute lag, geradezu heraus, da Meinungsverschiedenheiten über die noch ganz unerprobte Verfassung kaum ausbleiben konnten, und begünstigte die verhängnisvolle Neigung der Deutschen, politische Machtfragen vom Standpunkte des Zivilprozesses zu beurteilen. Auch alle anderen Beamten konnte der Landtag vor Gericht verklagen, wegen Verletzung der Verfassung, wegen Veruntreuung, Bestechung und Mißbrauch der Amtsgewalt. Also den Landständen verantwortlich erlangten die Staatsdiener dem Kurfürsten gegenüber eine Unabhängigkeit, die von ihrer bisherigen völlig rechtlosen Stellung seltsam abstach; sie durften nur durch Urteil und Recht abgesetzt, nur wegen Altersschwäche oder anderer Gebrechen pensioniert werden. Wurde ein Beamter in den Landtag gewählt, so konnte ihm die Re-

gierung den Urlaub verweigern, doch nur aus erheblichen Gründen, die sie den Ständen mitzuteilen hatte.

So folgerecht war die neue Lehre, welche die belebende Kraft des konstitutionellen Staates in dem Geiste des Mißtrauens suchte, auf deutschem Boden noch nie verwirklicht worden; und nach allem was dies Land an seinen Fürsten erlebt, mußte sich der hessische Landtag allerdings in einem Zustande beständiger Notwehr fühlen. Daß auch die Stände selber ihr Recht mißbrauchen könnten, hielt die vernunftrechtliche Doktrin für unmöglich; für diesen Fall gab die Verfassung dem Kurfürsten keine Waffen. Er konnte selbst in der Not, wenn die Gesetze sich unzulänglich erwiesen, nur mit Zuziehung des ständischen Ausschusses Verordnungen erlassen. Zweifelhaft blieb sogar, ob er auch nur sein Recht, den Landtag aufzulösen, wirklich gebrauchen durfte; denn am Schlusse jeder Tagung mußten die Stände den Landtagsabschied mit unterzeichnen, ihren Ausschuß mit Weisungen versehen, und wie war dies möglich, wenn die Regierung den Landtag wider seinen Willen auflöste? Ein großer Staat mit starkem Heere und selbständiger auswärtiger Politik konnte unter einer solchen Verfassung unmöglich bestehen, ein kleines abhängiges Gemeinwesen vielleicht — wenn seine Fürsten eine ungewöhnliche Selbstverleugnung bewährten.

Da das hessische Kurhaus von solcher Gesinnung nichts besaß, so sollten die Bekenner des Vernunftrechts bald durch eine große Enttäuschung erfahren, wie wenig politische Formen allein die Freiheit sichern: unter allen deutschen Verfassungen war keine durch Rechtsschranken jeder Art so wohl geschützt wie die kurhessische, und doch wurde keine so oft und so frevelhaft gebrochen. Jordan selbst zeigte sich mit dem Werke nur halb zufrieden; er klagte: „das anti-konstitutionelle Element durchdringt die ganze Verfassung und schließt sich allenthalben klettenartig an das konstitutionelle an,“ denn Schomburg und andere welterfahrene Abgeordnete hatten dem doktrinären Feuergeiste zuweilen Wasser in den Wein geschüttet. Vornehmlich mißfiel ihm der übel geratene „Schlußstein“ der Verfassung, die Vor-

schrift über die Ministeranklage: wie durfte man die Entscheidung solcher Klagen dem Oberappellationsgericht anvertrauen, das von der Regierung ernannt wird, und „in der Residenz allen Künsten und Gefahren der Hofkabale ausgesetzt ist"? Immerhin wagte er zu hoffen, aus solcher „Verpuppung" werde sich noch der Schmetterling der Freiheit erheben, wenn man nur stets dem Geiste der Verfassung den Vorzug gäbe vor dem Buchstaben. Unter diesem Geiste verstand er aber kurzweg die neufranzösische Parlamentsherrschaft: „das konstitutionelle System kann nur da sich kräftig ausbilden, wo kein Ministerium sich halten kann, welches die Majorität der Deputiertenkammer gegen sich hat." Wieviel er auch selbst noch vermißte, das dankbare Volk begrüßte ihn, und mit Recht, als den Vater der Verfassung. Für Schomburg und den Küfer Masaniello genügten Ehrenbecher, die landesübliche Belohnung liberaler Überzeugungstreue. Jordan aber erhielt von der Stadt Marburg ein Haus geschenkt; als er nachher von dem ersten konstitutionellen Landtage heimkam, empfing man den schlichten, anspruchslosen Mann mit fürstlichen Ehren, und der junge hessische Dichter Franz Dingelstedt sang:

Stand ich nicht im Chor des Volkes, das mit blankgezogenen Schwerten,
Das mit Fahnen und Drommeten grüßte seinen Heimgekehrten?

Überall im Lande ward der Verfassungseid willig geleistet; eine Rechtsverwahrung der Fuldaer Klerikalen zugunsten der römischen Kirche blieb unbeachtet. Nur einige Bauerschaften des Fuldaer Landes nahmen Anstoß an dem Art. 10, der von dem Kurfürsten sagte: seine Person ist heilig und unverletzlich; sie glaubten, mit dieser Person sei die Reichenbach gemeint, ließen sich jedoch bald eines Besseren belehren. Zahlreiche Flugschriften verherrlichten „Kurhessens freudige Zukunft" und die Verfassung, „dies tief durchdachte Zeugnis des fortschreitenden Menschengeistes". Ein Verfassungsbüchlein für den Bürger und Bauer lobte vornehmlich das neugewonnene Recht der Auswanderungsfreiheit und schloß mit der tröstlichen Versicherung: „Das letzte Landesrecht ist, daß jeder Hesse, dem es hiernach im Lande nicht gefällt, hingehen kann wohin er will, ohne daß er

gehalten wird." In Cassel gründete der wackere Philolog Bernhardi eine Zeitschrift „Der Verfassungsfreund", deren Artikel sich meist durch kühne Allgemeinheit und durch sorgfältiges Vermeiden aller praktischen Fragen auszeichneten. „Der Vorabend großer Ereignisse" oder „Was haben die Kurhessen noch mehr zu tun?" — so lauteten die Überschriften beliebter Aufsätze. Auch die liberale Presse der deutschen Nachbarlande fand des Lobes kein Ende; sie pflegte nunmehr, seit die spanische Cortes-Verfassung von 1812 endlich in Vergessenheit geriet, Kurhessen und Norwegen neben dem Musterlande Belgien als die Staaten zu bezeichnen, „welche dem Zeitgeiste die ihm gebührenden Zugeständnisse gemacht haben." Nur Börne bewährte sich wieder als unersättlichen Radikalen und witzelte in seinen Pariser Briefen über das Flittergold der hessischen Freiheit. Am Bundestage dagegen war jedermann entrüstet über dies revolutionärste aller deutschen Grundgesetze und stimmte dem erbosten Blittersdorff zu, der schon beim Beginne der kurhessischen Bewegung vorausgesagt hatte: unsere gefürchteten süddeutschen Verfassungen werden bald die illiberalsten in Deutschland sein!

Und doch sollte das vielgeprüfte Land kaum einige Tage lang seines Grundgesetzes froh werden. Am 8. Januar 1831 versammelte sich der Landtag vor dem Throne. Der Kurfürst, der seinen Ingrimm nur mühsam verbiß, übergab dem Erbmarschall die Verfassungsurkunde und stammelte verlegen: ich wünsche Hessen Glück dazu; dann baten die Stände in überströmender Untertänigkeit um die Erlaubnis, diesem Fürsten, als dem zweiten Gründer des Landesglücks seit Philipp dem Großmütigen, ein Standbild errichten zu dürfen. Tags darauf zogen die Bürger mit Fackeln nach dem Schlosse, denn die geliebte Kurfürstin war soeben zurückgekehrt; und als nun der Landesvater mit seiner Gemahlin am Arme auf dem Altane erschien, da jubelte alles, mit der neuen Freiheit schien auch der häusliche Friede des Kurhauses endlich gesichert. Doch leider hatte Wilhelm schon dafür gesorgt, daß jenes würdige Gegenstück zu dem Standbilde des menschenverkaufenden pater patriae nie zustande kam.

Noch in derselben Nacht fuhr ein Wagen Amschel Rothschilds auf Wilhelmshöhe vor, und ihm entstieg die Gräfin Reichenbach. Augenblicklich schlug die Stimmung in Cassel um, und abermals begann der „Krawall“ — so lautete der neue Ausdruck, der damals zuerst in diesen mitteldeutschen Landstrichen aufkam. Sie muß aus dem Lande — hieß es überall; der Schutz des neuen Grundgesetzes sollte der verhaßten Frau nicht zugute kommen, obgleich sie Hessin war, und die Kurfürstin selber sich jetzt bereit erklärte, sie als Gesellschafterin und Pflegerin ihres Gemahls neben sich zu dulden. Bei den Unruhen dieser Januartage hatte der Adel, ganz wie in Braunschweig, unverkennbar die Hände mit im Spiele; doch es bedurfte der Anstiftung kaum. Selbst die Soldaten, die sonst trotz des gefährlichen doppelten Eides gute Mannszucht hielten, teilten den allgemeinen Abscheu und sagten laut: Schlagt sie nur tot, wir lassen Euch nicht im Stich! Nach drei Tagen wachsender Aufregung sah sich die Gräfin gezwungen Wilhelmshöhe zu verlassen. Masaniello Herbold ritt selber hinaus um nachzusehen ob sie wirklich fort sei. Wilhelm aber gebärdete sich wie ein Rasender; alle politischen Wünsche hatte er seinem Völkchen erfüllt, und nun verwehrten ihm die Undankbaren, seinen persönlichen Neigungen zu folgen. In den nächsten Tagen mußte er noch, halb gezwungen durch drohende Schreiben der Bürgerschaft, ein konstitutionelles Ministerium berufen, dessen Leitung Freiherr Schenk von Schweinsberg übernahm, und den Vertrauten der Reichenbach, Meysenbug, mit dem unpolitischen Amte des Hausministers abfinden. Wieviel noch an einem gesicherten Rechtszustande fehlte, das fühlte man jetzt erst, als im Landtage die unendliche Reihe der organischen Gesetze aufgezählt wurde, die noch nötig waren um alle die reichen Versprechungen des Staatsgrundgesetzes zu erfüllen.

Die Verfassung selbst wurde schon im Februar in Frankfurt eingereicht, damit der Bundestag die Bürgschaft dafür übernähme. Die Bundesversammlung aber tat, wie in allen schwierigen Fällen, gar nichts. Metternich verlangte kurzweg die

Abweisung des Gesuchs, und als Preußen, von mehreren Mittelstaaten unterstützt, widersprach, ließ er in einer Denkschrift alle die Sätze der Verfassung zusammenstellen, welche dem „monarchischen Prinzip“ zuwiderlaufen sollten. Ganz im Sinne der Hofburg verfaßte auch der Berichterstatter Blittersdorff sein Gutachten. Einen so rechtswidrigen Übergriff des Bundestages konnte jedoch der Großherzog von Baden als konstitutioneller Fürst unmöglich gutheißen; seine Regierung sprach sich nachdrücklich gegen die Meinung des eigenen Gesandten aus, und nachdem man noch eine Weile vertraulich gestritten hatte, wurde schließlich, nach dritthalb Jahren, im Oktober 1833 dem Casseler Hofe unter der Hand mitgeteilt, daß der Bundestag in dieser Sache keinen Beschluß fassen könne. Durch diese lächerliche Entscheidung waren Österreichs Anschläge vorläufig vereitelt; die kurhessische Verfassung bestand in anerkannter Wirksamkeit, der Bundestag hatte sie ohne Widerspruch entgegengenommen, mithin durfte sie, nach der Wiener Schlußakte und dem braunschweigischen Präzedenzfalle, nicht mehr einseitig abgeändert werden.

Unterdessen bemerkten die Casseler bald, daß der Landesvater etwas im Schilde führte. Auf Wilhelmshöhe wurde unaufhörlich gepackt; Silberzeug und Kostbarkeiten, selbst Türschlösser, Öfen und Parkettböden verschwanden in großen Frachtwagen, die nach Frankfurt zu der Reichenbach abgingen; zugleich ließ das Hofmarschallamt eine Menge kurfürstlicher Pferde versteigern. Und wieder rotteten sich die Krawaller zusammen um die Abfahrt der Wagen zu verhindern. Der Kurfürst selbst war in der Stadt vor beleidigenden Zurufen nicht sicher; seine Gemahlin aber erschien auf den Bürgerbällen, wie die anderen Damen in die weißblauen Stadtfarben gekleidet, und empfing die ehrfurchtsvollen Huldigungen der Herren, die allesamt die „Konstitutions-Schleife“ im Knopfloch trugen. Sobald der Landtag geschlossen war, am 10. März, verschwand der Kurfürst mit seinem Meysenbug aus Wilhelmshöhe und fuhr nach seinen Schlössern im Hanauerlande, wo er mit seiner Geliebten zusammentraf. Die radikalen Hanauer wußten sich vor Freuden kaum zu lassen, als der

Landesvater leibhaftig in ihrer Mitte erschien, auch gegen die Gräfin hatten sie nichts einzuwenden; sie hofften, ihre Stadt werde wieder wie vorzeiten Residenz werden und gewannen Wilhelms Herz durch untertänige Beflissenheit so gänzlich, daß er sich selber zum Chef ihrer Bürgergarde ernannte. Warum sollten diese südlichen Provinzen, nachdem sie schon das althessische Mautwesen abgeschüttelt, nicht einen selbständigen Kleinstaat unter dem alten Kurfürsten bilden? — solche Pläne wurden bereits beim Schoppen von begeisterten Hanauer Patrioten erörtert.

Während die Minister in Cassel redlich an den neuen organischen Gesetzen arbeiteten, bildete der Kurfürst mit der Gräfin und ihrem Meysenbug eine geheimnisvolle absolutistische Gegen-Regierung im schönen Schlosse Philippsruhe am Main; die Bürgerfeste der Casseler wurden durch allerhand rohen Mutwillen gestört, und jedermann argwöhnte, daß die Unruhstifter ihre Weisungen von der Reichenbach empfingen. Während jene den Beitritt zum preußischen Zollvereine vorbereiteten, stand der Kurfürst in Verkehr mit der benachbarten österreichischen Bundesgesandtschaft und suchte insgeheim jede Annäherung an Preußen zu vereiteln. Nach dem Buchstaben der Verfassung war er in seinem guten Rechte, denn diese verbot ihm nur den Sitz der Regierung außer Landes zu verlegen; auf die Dauer mußte ein solches Doppelregiment doch unerträglich werden; die Casseler murrten, weil ihnen die Kundschaft des Hofes entzogen und sogar das unentbehrliche Hoftheater geschlossen wurde; umsonst hielt Hänlein den Stadträten vertraulich vor, nach so grober Verletzung der Ehrerbietung sei die Stadt doch verpflichtet, sich bei dem beleidigten Landesherrn zu entschuldigen. Heißsporne meinten schon: da der Kurfürst an der Ausübung der Regierung verhindert sei, so müsse seine Gemahlin die Regentschaft übernehmen.

Im April wurde der neue Landtag gewählt, ohne heftigen Kampf, noch nach der stillen Weise der alten Zeit. Die Abgeordneten gehörten in ihrer großen Mehrheit der liberalen

Partei an; sie beschlossen den Kurfürsten durch Abgesandte zur Rückkehr aufzufordern, weil er im Hanauer Lande „des verfassungsmäßigen Rates der verantwortlichen Minister fast gänzlich entbehre". Der aber antwortete durch heftige Vorwürfe gegen die Undankbarkeit seiner Untertanen; seine Casseler ließ er bedeuten, durch Worte könne das Andenken übler Taten nicht verlöscht werden. Im Landtage brach die gereizte Stimmung überall durch. Der Voranschlag wies ein Defizit von fast 0,4 Mill. Tlr. bei einer Gesamteinnahme von kaum 2,888 Mill. auf. Allein das Heer mit seinen 9000 Mann erforderte eine Million, und manche neue unabweisbare Ausgaben standen noch bevor; so sollten „die Amerikaner", jene unglücklichen einst an England verkauften Soldaten, endlich einen bescheidenen Ruhegehalt empfangen, aber nur die im Lande lebenden, denn gegen Ausländer, also beschloß der Landtag, dürfe man „bei der allgemeinen Landesnot keine unnötige Großmut üben". Für den Augenblick konnte wohl eine Anleihe aushelfen; das Gleichgewicht des Staatshaushalts ließ sich aber nur dann sichern, wenn die Anarchie des Mautwesens durch die preußische Ordnung verdrängt wurde, und vor dem preußischen Zollvereine bebten viele der Liberalen fast ebenso scheu zurück wie der Landesherr selber.

Derweil man dergestalt ratlos verhandelte, zeigte jener § 100 der Verfassung schon seine verderbliche Wirkung. Der Kurfürst hatte durch Kabinettsordre einige Offiziere befördert. Gegen die Sache selbst wie gegen die Personen ließ sich gar nichts einwenden; aber der Befehl trug nicht die Unterschrift des Kriegsministers Loßberg, und obschon die Vorschriften der Verfassung für diesen Fall keineswegs unzweideutig lauteten, so meinte sich gleichwohl Burkard Pfeiffer, einer der besten Juristen des Landes, in seinem Gewissen verpflichtet, zu beantragen, daß General Loßberg, dem doch höchstens ein verzeihlicher Formfehler zur Last fiel, wegen Verfassungsbruchs angeklagt werde. In leidenschaftlicher Rede fiel Jordan bei und rief wie gewöhnlich den Geist der Verfassung zu Hilfe gegen ihren zweifelhaften

Wortlaut. Mittlerweile ward es im Lande täglich unfriedlicher. Die Bürgergarden von Cassel und Marburg berieten schon untereinander, wie „die im Finstern schleichende, geifernde Brut gänzlich unterdrückt" und der Kurfürst — aber ohne seine Gräfin — in die Hauptstadt zurückgeführt werden solle; eine Adresse von nahezu tausend Casseler Einwohnern stellte die ungeheuerliche Behauptung auf: wenn Wilhelm noch länger fern bleibe, so verzichte er auf den Kurhut. In aller Gemütlichkeit waren die Hessen schon nahe daran, den Versailler Zug der Pariser vom Oktober 1789 zu wiederholen.

Um ein Ende zu machen beschloß der Landtag, noch einmal sein Glück bei dem grollenden Landesherrn zu versuchen. Gegen Ende August reisten abermals ständische Abgesandte nach Philippsruhe, und einer von ihnen ward vorgelassen: Präsident Wiederhold, jener ehrwürdige alte Richter, der an der Spitze des Obergerichts so viele Jahre hindurch gegen fürstliche Willkür angekämpft hatte. Freimütig und doch ehrfurchtsvoll setzte er dem Kurfürsten auseinander, daß der Souverän in der gegenwärtigen Lage mit den Ministern regelmäßig zusammenarbeiten müsse, die Gräfin aber in Cassel ihres Lebens schwerlich sicher sei; schließlich stellte er ihm die Wahl: Trennung von der Reichenbach oder Verzicht auf die Regierung. Wilhelm wählte wie er mußte: er zog die Geliebte vor und sendete den Präsidenten nach Fulda, um dort mit dem Kurprinzen, dem nach der Verfassung die Regentschaft gebührte, weiter zu verhandeln. Am 4. September wurden die Stände zu einer geheimen Sitzung berufen, und mit Zustimmung des Landtags kam nunmehr ein Gesetz zustande, das dem Kurprinzen als Mitregenten die alleinige Besorgung aller Regierungsgeschäfte übertrug, bis der Kurfürst seine bleibende Residenz wieder in Cassel nehmen würde.

Diesen Ausgang der Wirren hatte niemand erwartet, niemand gewünscht. Kurprinz Friedrich Wilhelm hieß im Volke längst der böse Junge. Der Eintagsruhm, den er sich durch seine feige Nachgiebigkeit gegen die Hanauer Mautstürmer erworben, war rasch wieder verflogen; man wußte, wie dringend

er dem Vater von der Verfassung abgeraten, wie frech und lieblos er sich soeben erst in Fulda mit seiner Frau Lehmann gegen seine Mutter betragen hatte. Wie unheilvoll hatte doch alles zusammengewirkt um diesen letzten Fürsten eines ruhmreichen Hauses einem schmählichen Falle entgegenzuführen. Freudlos und freundlos war er aufgewachsen, in ewigem Hader erst mit dem Vater, dann mit beiden Eltern, schlecht erzogen, von Ränken umringt, vom Morde bedroht, ohne Kenntnisse, kleinlich, gewöhnlich in allen seinen Neigungen. So ward er zum boshaften Menschenverächter; der seltsame, halb scheue halb stiere Blick seiner wasserblauen Augen verriet schon, daß er alle fürchtete, keinen ehrte, jedem die schlechtesten Beweggründe unterschob. Ein höheres sittliches Ideal als die formale Gesetzlichkeit blieb ihm unfaßbar. Schüchtern und linkisch im Verkehre, kaum fähig einen längeren Satz zu Ende zu sprechen, konnte er zuweilen in rasendem Jähzorn auffahren und dann verschlug es ihm wenig, den Beamten Fußtritte zu versetzen, den Ministern selbst brutale Schimpfworte, nach Umständen auch ein Tintenfaß an den Kopf zu werfen. Seine Staatsweisheit lief auf das einfache: Ordre parieren und nicht räsonieren! hinaus; als Absolutist ohne Phrase liebte er weder die Salbung der theologischen, noch die Romantik der feudalen Reaktionslehren.

Die Verfassung durfte er nicht brechen, schon weil er ihr allein die Regentschaft verdankte und weil sein Vater jederzeit zurückkehren konnte; doch er haßte sie wie einen persönlichen Feind, denn sie verkümmerte ihm sein Familienleben, das einzige Glück, dessen er fähig war. Gertrud Lehmann war jetzt seine rechtmäßige Gemahlin; er hatte sie vor kurzem, nachdem ihre Ehe getrennt worden, insgeheim geheiratet und erhob sie — es war die erste Tat seiner Regierung — zur Gräfin von Schaumburg. Wie verschwenderisch hatten doch einst seine Vorfahren ihre Dirnen und Bastarde ausgestattet. Er aber konnte für seine Gattin und seine ehelichen Kinder, die er auf seine Weise liebte nur wenig tun; sein Einkommen genügte, trotz der äußersten Sparsamkeit und trotz der Beihilfe Amschel Rothschilds,

kaum für die Kosten des Hofhalts, da sein Vater den Hausschatz für sich behielt, und an den Staatsgeldern durfte der konstitutionelle Fürst sich nicht mehr vergreifen. Leider ward die Lage des Prinzregenten auch durch die Schuld der Mutter verschlimmert. Wenn die Kurfürstin sich entschloß über das Vergangene hochherzig einen Schleier zu werfen, wenn sie die Gemahlin ihres Sohnes, die nunmehr ein untadelhaftes Leben führte und allen Staatsgeschäften fern blieb, als ihre rechtmäßige Schwiegertochter behandelte, so konnte vielleicht wieder ein geordnetes häusliches Leben am Hofe sich herstellen. König Friedrich Wilhelm gab seiner Schwester auch ausdrücklich Vollmacht, sich mit der Gräfin Schaumburg zu verständigen. Die unglückliche Fürstin aber hatte unter dem hessischen Dirnenregiment zu schwer gelitten, sie konnte den Widerwillen der Frau, den Stolz der Hohenzollerin nicht überwinden, und da ihr Sohn sich durch trotzige Roheit rächte, so blieb es dabei, daß dies Fürstenhaus keine allgemein anerkannte Herrin besaß.

Die ersten Wochen der neuen Regierung verliefen leidlich. Wiederhold übernahm die Leitung des Ministeriums und kam dem Landtage so weit entgegen, daß er sogar in die Entlassung des halbschuldigen Kriegsministers willigte. Durch solche Nachgiebigkeit wurde freilich das Selbstgefühl der Stände bedenklich gesteigert. Erstaunlich, was sie jetzt alles aus dem Geiste ihrer Verfassung heraus zu folgern wußten. Als der Kurprinz einmal einige Abgeordnete während einer Sitzung zur Tafel befohlen hatte, beantragte Jordan, die verantwortlichen Minister sollten das Hofmarschallamt ersuchen solche Einladungen zu unterlassen, denn der Regent sei nicht berechtigt die Vertreter des Volks ihren Geschäften zu entziehen. Bald führte das Zerwürfnis im Kurhause zu neuen Ruhestörungen. Ergrimmt über die geringschätzige Behandlung seiner Gemahlin ließ der Kurprinz seiner Mutter ihre Loge im Theater verschließen; am nächsten Tage nahm er den Befehl zurück da er die allgemeine Entrüstung bemerkte. Als nun die Kurfürstin am 7. Dezember im Theater erschien, begrüßten sie die Zuschauer mit Hochrufen auf „unsere

rechtmäßige Landesmutter". Draußen strömte das Volk zusammen, man wollte die Kurfürstin mit Fackeln nach Hause geleiten. Da eilten Truppen herbei, der Polizeidirektor verkündete den Kriegszustand, obwohl ernste Unordnungen diesmal nicht vorgekommen waren; die Garde du Corps sprengte in den Haufen ein und verwundete mehr als zwanzig Leute. Währenddem ging der Kurprinz auf dem Friedrichsplatze unter den Soldaten umher und rühmte sich nach vollbrachter Tat, nun habe er sich endlich Respekt verschafft.

Nach wenigen Tagen verlor er wieder den Mut, da Hänlein ihm ins Gewissen redete, ordnete eine Untersuchung an und bedauerte in einer Bekanntmachung, daß „im nächtlichen Dunkel Unfälle geschehen seien". Die Bürger bezeigten ihren Zorn durch widerwärtige Händel mit den Truppen. Der Verfassungsfreund schrieb, da der Kurprinz nur Uniform trug: ein Fürst, der immer im Soldatenkleide erscheint, beweist damit, daß er das Oberhaupt nicht des Staates, sondern des Militärs sein will. Am Silvesterabend wurde Jordan, zu seinem Namenstage, mit überschwenglichen Huldigungen geehrt; bald darauf hielten die Abgeordneten der beiden Hessen in Gießen ein feierliches Eintrachtsmahl, tranken miteinander auf die gemeinsame Freiheit, und jeder Teilnehmer erhielt zum Andenken einen Abdruck der beiden Verfassungsurkunden. Die Kurhessen gedachten indessen bereits wehmütig der Erzählung Hippels von den „Lebensläufen in absteigender Linie"; sie fanden, im Hause Brabant gerate der Sohn immer noch schlechter als der Vater, und mancher sehnte sich schon nach dem alten Kurfürsten zurück. Der aber betrat seine Hauptstadt niemals wieder, sondern lebte als Privatmann bald in den Schlössern am Main, bald in Frankfurt oder an der Badener Spielbank. Sein Sohn begnadigte sofort den wegen der Vorfälle vom 7. Dezember verurteilten Polizeidirektor und kränkte seine Casseler tödlich, als er den Zivilbeamten der Bürgerwehr befahl ihre Schnurrbärte abzuschneiden. Welch eine Gelegenheit für Jordan zu schwungvollen Reden: die §§ 31 und 32 verbürgten die Freiheit der Person und des Eigentums,

folglich gebührte jedem Hessen das unbeschränkte Eigentum an seinem Barthaare, und die eidvergessenen Minister mußten wegen Verfassungsbruchs angeklagt werden!

Zum Unheil des Landes starb Minister Wiederhold schon im Februar 1832, der einzige Mann, dessen Stimme zugleich am Hofe und im Landtage gehört wurde. Nun trat Hans Daniel Hassenpflug in den Ministerrat ein, der Sohn des Vaters, und sprach sofort die Absicht aus, „die Strömung wieder in das verlassene Bette des Gehorsams zurückzudämmen". Mit ihm begann der lange boshafte Kampf wider die Verfassung. Vorderhand trug Kurhessen aus so vielen Erschütterungen nur drei wertvolle politische Güter davon: die Teilung des Landesvermögens, die rechtlich gesicherte Ordnung des Beamtentums, vor allem aber die Verbindung mit dem Zollvereine, die im Sommer 1831 endlich zustande kam und, weil sie allein dem zerrütteten Staatshaushalt aufhelfen konnte, auch die Genehmigung der Stände fand. Zu Neujahr 1832 wurde das preußische Zollwesen eingeführt. Wieder zogen die Hanauer in hellen Haufen hinaus um das neue Zollhaus wie einst das alte zu stürmen, doch diesmal begegneten sie entschlossener Abwehr. Auch die anderen Landesteile fügten sich anfangs nur ungern; die Gassenbuben verhöhnten „den Preuß" im Zollhause:

Er ist geschnüret wie ein Weib,
Die Sonne scheint ihm durch den Leib.

Sehr bald erkannte man doch den Segen des freien deutschen Marktes. Lediglich dem Zollvereine verdankte das Land, daß seine wirtschaftlichen Kräfte unter einer nichtswürdigen Regierung langsam wieder erstarkten. —

* *
*

Trotz der allgemeinen Ermattung und trotz seiner parlamentarischen Niederlagen blieb der Liberalismus im Wachstum. Seine sozialen Ideen verbreiteten sich in der Stille, sie wurden allmählich zu Standesvorurteilen des gebildeten Bürgertums,

das sich jetzt, seit zu dem Wissen der neue Wohlstand hinzukam, ganz unbedenklich für den Kern der Nation hielt. Die scheinbare gesellschaftliche Gleichheit der Franzosen und das Gesetzbuch der durchgebildeten Geldwirtschaft, der Code Napoleon fanden Bewunderung nicht bloß im Südwesten, auch in Thüringen, in Sachsen, in den Städten der alten preußischen Provinzen. In diese demokratisierte, den alten Standesunterschieden entfremdete Gesellschaft schlug nun eine Gewalttat hinein, welche auch die schlummernden politischen Leidenschaften wieder erweckte und von der häßlichen Lüge des deutschen Bundesrechts den letzten Schleier hinwegriß, ein Staatsstreich so frevelhaft, so unentschuldbar, so gemeinverständlich in seiner Roheit, daß der sittliche Ekel fast alle irgend selbständigen Männer zum Widerspruche zwang und den Reihen der liberalen Opposition mit einem Male neue Kräfte zuführte.

Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm IV., und da nach deutschem Rechte der Mannesstamm den Weibern vorging, so zerriß jetzt, zum Segen für beide Teile, das unnatürliche Band, das die kurbraunschweigischen Lande durch vier Menschenalter an Großbritannien gekettet hatte. Für die Briten hatte diese Verbindung längst allen Wert verloren. Die hannöverschen Truppen für englische Zwecke zu verwenden war unter dem Deutschen Bund kaum noch möglich; seit der Entstehung des preußischen Volksheeres bedeutete die kleine Armee ohnehin nicht mehr soviel wie im alten Jahrhundert. Seit der Zollverein gesichert war, konnte auch die handelspolitische Dienstbarkeit Hannovers den Engländern nichts mehr nützen. Einzelne kleine Gewinste vermochte Palmerstons geschickte Hand wohl noch aus dem deutschen Nebenlande herauszuschlagen; mit Hannovers Hilfe hatte er vor kurzem die Bundesexekution in Luxemburg vereitelt. In der Regel empfand er die Doppelstellung der Krone nur als eine Last; wenn der König von Hannover andere Wege ging als der König von England und die Bundespolitik der Hofburg unterstützte, dann mußte die britische Staatskunst vor den Augen der Welt noch treuloser erscheinen als sie wirklich war. Ge-

sättigt von den Erfolgen des napoleonischen Zeitalters, hatte sich der Ehrgeiz der Nation seit einigen Jahren fast ausschließlich den überseeischen Interessen, dem Oriente und den Kolonien, zugewendet. Die öffentliche Meinung verstand den Grundsatz der Nichteinmischung, der von Palmerston so mannigfach ausgelegt wurde, in buchstäblichem Sinne; sie wollte von den festländischen Wirren wenig hören, sie verlangte, daß England wieder ein Inselreich würde, und schon darum hieß sie die Trennung von Hannover willkommen.

Mit der Thronbesteigung der Königin Victoria errang die Politik der Reform für lange Zeit einen vollständigen Sieg. Die unerfahrene junge Fürstin sah sich außerstande, die schattenhafte monarchische Gewalt durch die Kraft eines selbständigen Willens neu zu beleben, sie konnte sich nur von dem Strome der vorherrschenden nationalen Gesinnung treiben und tragen lassen. König Wilhelm war den liberalen Ideen halb widerstrebend gefolgt, Victoria gehörte ihnen schon durch die Geburt an, da ihr väterliches Haus mit den Hochtorys stets in Feindschaft gelebt hatte. Sie überließ sich willig der Führung des Hauptes der Whigpartei, Lord Melbourne, und wurde zugleich von ihrem Oheim König Leopold mit politischen Ratschlägen unterstützt. Der kluge Koburger arbeitete bereits seit Jahresfrist an einem neuen Heiratsplane, der seinem Hause die dritte Königskrone einbringen sollte; er dachte seinem Neffen Albert die Stellung des englischen Prinzgemahls, die er einst für sich selber erhofft hatte, zu verschaffen. Um sich auf sein hohes Amt vorzubereiten mußte der junge Prinz ein Jahr in Brüssel verleben, denn in Berlin, so meinte Stockmar, könne man nichts lernen, Preußens Haltung gegen Deutschland sei „weder politisch noch ehrlich“. Durch die koburgische Verwandtschaft wurde die Königin auch dem Tuilerienhofe näher geführt; das gelockerte Bündnis der Westmächte schien sich wieder zu befestigen, mit donnernden Hochrufen empfing das Londoner Volk bei der Krönung den französischen Botschafter Marschall Soult, der sich in Spanien so oft mit den Briten gemessen hatte. Die Reformbill hatte den Umbau

des alten aristokratischen Staatswesens nicht vollendet, sondern erst begonnen; eine Zeit großer sozialer Neugestaltungen nahte unverkennbar heran. Das ahnte jedermann, als die Königin in den ersten Tagen ihrer Regierung den reichen, menschenfreundlichen Moses Montefiore als Sheriff von London in den Ritterstand erhob — den ersten Juden, dem solche Ehre widerfuhr.

Während also in England unter einem willenlosen Königtum die öffentliche Meinung ihre unbeschränkte Herrschaft antrat, erhoffte das hannöverische Volk von der Gnade des einheimischen Landesherrn ein unbestimmtes Glück. Unablässig arbeiteten die schöpferischen Kräfte der neuen deutschen Geschichte an der Zerstörung der seit zwei Jahrhunderten eingedrungenen Fremdherrschaft. Was in Pommern, in Preußen, in Schlesien nur unter schweren Opfern und Kämpfen erreicht war, das gelang in Hannover durch die Gunst des Zufalls, und alsbald zeigte sich, wie wenig die lange Verbindung mit dem Auslande den Kern des niedersächsischen Volkstums verändert hatte. Die starke englische Kolonie in der Stadt Hannover, einige britische Sitten und Familienverbindungen in der vornehmen Gesellschaft, dazu die kriegerischen Erinnerungen der Veteranen und ein hohes Maß von Selbstgenügsamkeit, das war in Wahrheit alles was von dem ausländischen Wesen noch übrig blieb. Ohne Kummer gaben die Hannoveraner den Namen der deutschen Großbritannier auf, um fortan sich selbst und ihrem endlich sichtbaren Könige zu leben.

Ein Glück nur, daß sie trotz ihrer britischen Neigungen selten englische Zeitungen lasen und von dem schlimmen Rufe ihres neuen Herrschers wenig wußten. Mit der einzigen Ausnahme des Selbstmords hat der Herzog von Cumberland schon jedes erdenkliche Verbrechen begangen — so schrieb um jene Zeit ein radikales englisches Blatt und sprach damit nur in pöbelhaften Formen aus, welchen furchtbaren Haß dieser unbeliebteste aller englischen Prinzen im Verlaufe eines sechsundsechzigjährigen Lebens auf sich geladen hatte. König Ernst August war der begabteste unter den sieben Söhnen Georgs III., aber schlecht er=

zogen, nicht bloß aller Bildung bar, sondern ein abgesagter Feind der Wissenschaft, die er „dem Federvieh der Tintenkleckser“ überließ; nur wer wohl geboren, wohl gekleidet und mäßig gelehrt war, galt ihm, wie einst den Römern, für einen anständigen Mann. Auf der Göttinger Hochschule hatte er nicht einmal die deutsche Sprache gelernt, um so gründlicher die Reitkunst. Als er dann in den niederländischen Feldzügen ein hannöversches Dragonerregiment befehligte, zeigte er sich sehr tapfer, aber auch so roh und grausam, daß Scharnhorst seinen Abscheu kaum bezwingen konnte. Wiederholt verbot er seinen Reitern, ihm die verfluchten französischen Republikaner gefangen einzubringen; alles wollte er niedersäbeln, in einem wilden Handgemenge verlor er selbst ein Auge. An den napoleonischen Kriegen beteiligte er sich nicht, nur in den Tagen der Schlacht von Kulm erschien er für kurze Zeit im Hauptquartier der Verbündeten. Trotz dieser geringen Kriegserfahrung betrieb er das Soldatenhandwerk mit leidenschaftlichem Eifer, und unbeschreiblich war seine Freude als König Friedrich Wilhelm ihn zum Chef der roten Zietenhusaren ernannte. Neben dem steifen Dünkel des englischen Lords behielt er doch immer etwas von der naturwüchsigen Frische des deutschen Reiteroffiziers.

Im Oberhause ward er rasch ein gefürchteter Führer der Hochtorys; bald drohend und lärmend, bald schlau belügend, bald leise hetzend wußte er seine Leute bei der Stange zu halten. Nur die hartreaktionären Grundsätze Lord Eldons fanden seinen Beifall; selbst den eisernen Herzog hielt er für einen gefährlichen Ränkeschmied, weil Wellington sich den Forderungen der Zeit doch nicht ganz versagte. Die für so lange Jahre folgenreiche Wiedererhebung der Torys im Jahre 1807 war zum guten Teile Cumberlands Werk und blieb ihm bei den geschlagenen Whigs unvergessen. In den folgenden Jahren bekämpfte er hartnäckig jeden Reformvorschlag, am heftigsten die Emanzipation der Katholiken; denn ganz so buchstabengläubig wie sein Vater hielt er es für einen Eidbruch, wenn die verfassungsmäßigen Vorrechte der anglikanischen Kirche auf verfassungs-

mäßigem Wege beschränkt würden. Er wurde Großmeister des reaktionären Geheimbundes der Orangelogen, der unter dem Banner „Thron und Kirche" höchst verdächtige Zwecke verfolgte und schon durch seine Heimlichkeit allen guten altenglischen Überlieferungen widersprach; manche Heißsporne unter den Verschworenen hofften im Ernst, den reformfreundlichen König Wilhelm zu beseitigen und Cumberland auf den Thron zu erheben. Als die Wühlerei im Parlamente zur Sprache kam und der Herzog sich genötigt sah die Logen aufzulösen (1836), da beteuerte er heilig, vielleicht mit Recht, von solchen Plänen nichts gehört zu haben. Doch wer sollte ihm Glauben schenken, wenn er, der Feldmarschall und Großmeister, dann auch noch behauptete, ganz ohne sein Wissen seien Offiziere in die Logen eingetreten?

Die Briten kannten ihn schon. Aufrichtig war er nur, sobald er unter Kameraden gemeine Witze riß oder seine Gegner mit schmutzigen Schimpfreden überflutete. Seine geschmacklosen Ausschweifungen und seine tolle Verschwendung hätte man ihm gern verziehen, wenn sich in dem wüsten Treiben auch nur ein Zug menschenfreundlichen Humors gezeigt hätte. Er aber fand seine Lust daran, den Freund gegen den Freund, den Gatten gegen die Gattin, die Geliebte gegen den Liebhaber aufzustacheln. Das eine kurzsichtige Auge, das ihm noch geblieben war, bemerkte jede Unordnung, jede Schwäche, jede Lächerlichkeit, und feige, unritterlich den Vorteil seiner hohen Stellung mißbrauchend, hechelte er dann mit seiner feinen Stimme seine Opfer durch; schlagfertige Erwiderungen, wie sie der große Friedrich und alle wahrhaft witzigen Spötter liebten, donnerte er mit einem Fluche nieder. Jedem Menschen trat er auf die Hühneraugen, so sagten seine eigenen Brüder. Wenn er einen gebrechlichen greisen Herrn recht lange stehen ließ oder einen Feinschmecker durch eine plötzliche Einladung vom leckeren Mahle hinwegscheuchte oder an einer hellgekleideten alten Dame sich den Rücken wärmte, als ob er sie für einen weißen Ofen hielte, dann fühlte er sich behaglich; und sein getreuer Reverend Wilkinson, den er nachher als Hofkaplan nach Hannover berief,

bewunderte diese brutalen Witze mit so bedientenhafter Freude, daß die Deutschen glauben mußten, nach englischer Anschauung bestehe der Lebensberuf des Fürsten wirklich im Zertreten von Leichdörnern. Eine stattliche Erscheinung, wenn der starke große Herzog mit dem meisterhaft gewichsten grauen Schnurr- und Backenbarte auf seinem edlen Rosse dahergeritten kam; die Husarenuniform saß ihm wie angegossen, aber in den scharfgeschnittenen soldatischen Gesichtszügen lag ein so widerwärtiger Ausdruck von Hohn und Härte, daß viele den unleugbar schönen Mann für abschreckend häßlich erklärten. Wie oft warnte der Dichter der Whigs, Thomas Moore die englischen Mädchen vor der bärbeißigen Larve (grim phiz) des öden galoppierenden Herzogs:

> Der edle Prinz, es trifft sich gut,
> Gleicht gar so sehr in Fleisch und Blut
> Dem Chef des Hauses Belzebub!

Während der letzten Jahre pflegte er bald in Berlin bald in London Hof zu halten. In Preußen galt er wenig; man erzählte nur beiläufig, daß er in den reaktionären Kreisen der mecklenburgischen Partei sehr laut zu reden liebte. In England wurde seine Stellung immer peinlicher seit die Whigs wieder obenauf kamen. Er haßte den König, der ihn zwang die Reformbill ohne Widerstand hinzunehmen und ihm bei der Besetzung der hannöverschen Vizekönigsstelle den jüngeren Bruder Cambridge vorzog; er haßte noch bitterer seine junge Nichte, die ihm den Weg zum längst erhofften Throne vertrat; und trotz seiner zynischen Menschenverachtung wurmte es ihn tief, daß die Londoner Gesellschaft ihm schlechthin alles zutraute, greuliche längst widerlegte Skandalgeschichten aus seiner Jugendzeit immer wieder auftauchten. Die ihn näher kannten wußten wohl, daß Ernst August auch ungewöhnliche Herrschergaben besaß. Wenn es ihm ernst war, dann arbeitete er mit eisernem Fleiße, wachsam, sicher, sorgfältig; sein scharfer natürlicher Geschäftsverstand ersetzte vollauf die mangelnde Bildung, und wo der Vorteil seines Hauses nicht ins Spiel kam zeigte er sich

sogar gerecht. Selbst sein Gemüt war doch nicht ganz verödet, wie hätte er sonst seine Gemahlin Friderike so zärtlich lieben können. Die schöne Schwester der Königin Luise hatte schon zwei Gatten beglückt, den Prinzen Ludwig von Preußen, nachher den Fürsten von Solms-Braunfels, und im Witwenstande auch noch manche süße Stunde verlebt. In ihrem leichten, lachenden, liebreichen Wesen lag ein bestrickender Zauber, dem selbst der sittenstrenge König Friedrich Wilhelm nicht widerstand; wenn man in früheren Jahren seine muntere Schwägerin bei ihm verklagte, dann sagte er ärgerlich: Ach was! Andere auch nichts taugen! In den napoleonischen Zeiten hatte sie sich stets als gute Preußin gezeigt und mit den Führern der Patrioten fest zusammengehalten. Jetzt war sie längst gesetzter geworden, streng kirchlich, wohltätig, eine sorgsame Gattin. Ihre dritte Ehe wurde durch die Weihe eines großen Schmerzes geadelt. Der einzige Sohn Prinz Georg konnte von der Wiege an mit dem einen Auge nicht sehen und verletzte sich dann, als er einen Geldbeutel im Kreise wirbeln ließ, das gesunde Auge so schwer, daß er rettungslos dem Erbleiden der Welfen, der Blindheit zu verfallen schien. Dies Unglück bestärkte den Vater in seiner religiösen Empfindung. Der alte Eisenkopf liebte den Gottesdienst, nicht bloß aus englischer Gewohnheit; nur mußte die Predigt kurz sein, kräftig, ohne Prunk und Salbung. Er fühlte in seiner Weise sehr lebhaft seine Verantwortlichkeit vor Gott, er betete still bevor er einen schweren politischen Entschluß faßte und erlangte dann stets die tröstliche Gewißheit, daß die Wege Gottes mit den Ratschlüssen des Welfenhauses genau zusammenträfen.

So war der seltsame Sterbliche, der jetzt einen friedlichen, ihm fast ganz unbekannten deutschen Kleinstaat regieren sollte, ein geborener Tyrann, gewohnt, sich selber alles, andern nichts zu erlauben. Suscipere et finire hieß sein Wahlspruch. Den Deutschen war er schon darum ein furchtbarer Gegner, weil sie diesen sonderbar gemischten, durchaus englischen Charakter nicht sogleich durchschauten. In Deutschland ist die Grobheit fast

immer ehrlich. Dem polternden alten Husaren traute niemand eine Falschheit zu; darum konnte er auch die hannöverschen Minister so leicht überlisten, als er einst die Annahme des Staatsgrundgesetzes zusagte und dann wieder hinausschob. Erst nachdem das Lügenspiel vollendet war, erkannte unser Volk, wieviel durchtriebene Arglist sich hinter den rohen Formen des Briten versteckte, und der preußische Gesandte Oberst Canitz merkte dann auch bald, daß der Welfe selbst seine Wutausbrüche zuweilen erkünstelte um andere einzuschüchtern.

Gleich nach dem Tode seines Bruders huldigte Ernst August kniend der neuen Königin; sonst hätte er seine Prinzenrechte und die Apanage von 21 000 £ verloren. Dann reiste er ab, und die große Mehrzahl der englischen Zeitungen geleitete ihn mit dem Segenswunsche: hoffentlich würde man einander niemals wiedersehen. Er war jetzt englischer Thronfolger und solange Victoria kinderlos blieb, hielt er eigensinnig die Hoffnung fest, ihr plötzlicher Tod könnte ihm doch noch die englische Königswürde verschaffen; hatte doch das Parlament für diesen Fall schon durch ein Gesetz Vorsorge getroffen. Die kleinere Krone aber, die ihm vorläufig genügen mußte, sollte ganz selbständig dastehen: unabhängig nach außen — darum nannte er sich fortan mit Stolz einen souveränen deutschen Fürsten, obgleich er den englischen Sitten treu blieb und immer nur ein gebrochenes Deutsch sprach — unabhängig auch im Innern. Bei seinen gelegentlichen Besuchen in Hannover hatte er das bequeme alte Beamtenregiment, „das Reich der Sekretäre“ oft mit ätzendem Spotte übergossen. Er wußte, daß diesem Lande vornehmlich eine starke monarchische Gewalt nottat, und er dachte sie ihm zu bringen; er dachte ihm eine andere Verfassung zu geben und dann nach dieser treulich zu regieren. Dies nannte er Ordnung, und beteuerte: „Regierungswillkür war mir immer verhaßt!“

Wie die neue Verfassung beschaffen sein sollte? — das wußte er selbst noch nicht, da er sich um das Land nie bekümmert hatte; genug wenn sie die Macht der Krone befestigte. Ein anderes

Recht außer der Satzung seines eigenen Willens erkannte der Welfe nicht an. Gegen die Verfassungsgesetze von 1814 und 1819 hatte er protestiert — allerdings nur heimtückisch, in der Tasche; das Staatsgrundgesetz hatte er nicht förmlich angenommen. Folglich hielt er sich an die Gesetze seiner Vorfahren nicht gebunden und rüstete sich wohlgemut zu einem Staatsstreiche, dessen Frechheit durch keinerlei Notstand beschönigt werden konnte. Wenn der neue König seiner Pflicht gemäß die zu Recht bestehende Verfassung beschwor, dann mochte er fast alle seine Wünsche auf gesetzlichem Wege durchsetzen. Das Staatsgrundgesetz bestand erst seit vier Jahren und hatte noch keine tiefen Wurzeln geschlagen; nicht bloß der Adel murrte, auch das Volk fand wenig Freude an den langweiligen, unfruchtbaren Landtagsverhandlungen. Die durchaus ergebene erste und die sehr nachgiebige zweite Kammer ließ sich zu einigen Verfassungsänderungen sicherlich leicht bewegen, und sobald erst ruhig verhandelt wurde, dann mußte der geschäftskluge Welfe bald selbst einsehen, daß die Vereinigung der Steuerkasse mit der Domänenkasse, die er jetzt als eine demagogische Neuerung verwünschte, nur der Krone selbst Vorteile brachte. Ihn aber verblendete die Leidenschaft. Er hatte durch Schele, den Führer der Adelspartei, Wunderdinge gehört über den Radikalismus des Staatsgrundgesetzes, das in Wahrheit die Rechte des Königtums sorgsamer schonte als irgendeine andere der neuen deutschen Verfassungen, und nannte deshalb den Kabinettsrat Rose den hannöverschen John Russell. Wie er die englischen Reformer bekämpft hatte, so hoffte er in Hannover „der Demokratie die Flügel zu beschneiden"; und — seltsam genug — bei dem rohen Rechtsbruche wirkte auch die bornierte Gewissenhaftigkeit mit. Nach seiner Auffassung des politischen Eides konnte Ernst August das Staatsgrundgesetz nicht beschwören, weil er sich dann verpflichtet geglaubt hätte keinen Buchstaben mehr daran zu ändern. Um sein eigenes Gewissen zu sichern, hielt er sich berechtigt, die Gewissen seiner Untertanen zu bedrängen. Also stürmte er blindlings hinein in die Bahn des Unrechts — denn

ich bin ein Bock, so gestand er selbst — und getröstete sich des altenglischen Glaubens, daß die Deutschen zwar die besten Soldaten der Welt seien, aber von ihren Fürsten alles gelassen hinnähmen.

Drei Tage vor seiner Ankunft schritt die Bürgerschaft von Hannover abends in langem schweigenden Zuge hinaus nach dem Schlosse Montbrillant um von dem geliebten Herzog von Cambridge Abschied zu nehmen. Ihrem Wortführer, dem Bürgermeister Rumann, und dem guten Vizekönige versagte fast die Stimme; alles fühlte, die gemächliche alte Zeit ging zu Ende. Am Abend des 28. Juni zog der neue König ein, beantwortete die Anrede des Bürgermeisters mit kurzen, wenig freundlichen Worten und behielt die überreichten silbernen Schlüssel der Stadt bei sich; so tat er fortan immer, in seiner Hut sollte das Land sicher aufgehoben sein. Ohne die Beleuchtung der Hauptstadt eines Blickes zu würdigen arbeitete Ernst August bis in die Nacht hinein zusammen mit Schele. Der Name dieses reaktionären Heißsporns sagte alles; und wenn man ihn nur für einen ehrlichen Fanatiker hätte halten können! Er war aber einst trotz seiner legitimistischen Gesinnung freiwillig in den Staatsrat des Königs Jerome eingetreten; Vertrauen fand er nirgends. Am nächsten Tage versammelte sich der Landtag; jedermann erwartete, der König werde nunmehr, wie das Staatsgrundgesetz vorschrieb, durch ein Patent seinen Regierungsantritt anzeigen und die Aufrechthaltung der Verfassung geloben. Statt dessen erschien plötzlich eine königliche Verordnung, welche die Landstände vertagte. Die erste Kammer gehorchte alsbald dem Befehle, in der zweiten Kammer fragte der Vorsitzende Rumann sichtlich betroffen, ob niemand etwas zu dem verlesenen Aktenstücke zu bemerken habe. Da erhob sich Stüve, noch völlig ratlos; er hatte einen Staatsstreich für unmöglich gehalten, weil er mit seinem Macchiavelli glaubte, daß die Menschen weder ganz gut noch ganz böse zu sein verstehen. In seiner Verwirrung brachte er nur die Worte hervor, Seine Majestät habe die Regierung wohl noch nicht angetreten. Er hoffte, andere Abgeordnete würden ihm beistehen. Aber alles

schwieg bestürzt: ein rechtsgültiger Beschluß war ohne die erste Kammer unmöglich, und wer konnte denn wissen, ob nicht derweil man hier saß das königliche Patent schon erschienen war? Auch die zweite Kammer ging ruhig auseinander.

Dergestalt hatte der schlaue Welfe durch eine wohlberechnete Überraschung die Stände verhindert, das Recht des Landes feierlich zu verwahren. Inzwischen wurde Schele zum Kabinettsminister ernannt, und obwohl er selbst schon als Geheimer Rat den Verfassungseid geleistet hatte, so ließ er sich's doch wohl gefallen, daß der König aus seinem neuen Diensteide die Verpflichtung auf das Staatsgrundgesetz eigenhändig ausstrich. Schele blieb vor der Hand der einzige vertraute Ratgeber des Welfen. Auf Münsters Beistand war nicht zu rechnen; der Graf dachte doch zu vornehm, um sich an dem Gewaltstreiche selbst zu beteiligen, wenngleich er die Demütigung seiner alten Gegner nicht ohne Schadenfreude betrachtete, und war überdies mit Cumberlands Eigenwillen niemals gut ausgekommen. Der neue Minister riet nun, der König möge sofort den Landtag auflösen und die alte Verfassung von 1819 wieder in Kraft setzen, so gewinne man alsbald einen festen Rechtsboden. Dazu konnte sich Ernst August nicht verstehen. Sogleich nach seiner Ankunft aus der Fremde die gesamte Verfassung über den Haufen zu werfen schien ihm doch unmöglich; er brauchte Bedenkzeit um die unbekannten Verhältnisse zu übersehen. Auch wußte er schon, daß eine neue Anleihe von 3 Mill. Tlr. bevorstand, und die Schuldverschreibungen ohne die Unterschrift der landständischen Kommission nichts galten. Darum wollte er, ohne die Verfassung selbst anzuerkennen, doch den gegenwärtigen Landtag beibehalten und mit ihm späterhin über die notwendigen Änderungen gütlich verhandeln. Der Gedanke war eine staatsrechtliche Ungeheuerlichkeit; denn erkannte der Monarch das Staatsgrundgesetz nicht an, so konnte er auch die Landstände, die nur kraft dieses Gesetzes bestanden, nicht einberufen. Aber was vermochten juristische Gründe über den alten Reitersmann? Er meinte in seinem Rechte zu sein und sagte in gutem Glauben

zu dem englischen Gesandten Lord William Russell, der aus Berlin herüberkam: ich beabsichtige einige Veränderungen, aber langsam und auf gesetzliche Weise.

Am 3. Juli unterzeichnete er ein Patent, das den getreuen Untertanen zu wissen gab, der König halte das Staatsgrundgesetz nicht für bindend und in vielen Bestimmungen für ungenügend; er wolle daher prüfen lassen, inwiefern Abänderungen nötig seien und dann seine Entschließung dem Landtage eröffnen. Daneben stand noch — offenbar als ein Zugeständnis an Scheles ursprüngliche Absicht — die vieldeutige Bestimmung: es solle auch erwogen werden, ob man nicht zu der glücklichen alten angeerbten Landesverfassung zurückkehren solle. Tags darauf wurde das Patent durch Schele den anderen Ministern vorgelegt. Diese beanstandeten einzelne Stellen und verlangten namentlich, daß ausdrücklich gesagt würde, der König beabsichtige nur verfassungsmäßige Änderungen. Ernst August erwiderte barsch: „ich fühle es Meine Würde nicht gemäß“ darauf einzugehen, und die Minister unterwarfen sich. Sie nahmen es auch geduldig hin, daß ihnen ein nicht auf die Verfassung beeidigter Minister an die Seite gestellt wurde, und dieser allein dem Monarchen Vortrag hielt. Nachher (14. Juli) erstatteten sie auf Befehl des Königs noch ein Gutachten über die Verfassungsfrage und gelangten, wie sich von selbst verstand, zu dem Ergebnis, das Staatsgrundgesetz bestehe zu Recht, könne also auch nur auf verfassungsmäßige Weise abgeändert werden. Damit glaubten sie ihre Pflicht erfüllt zu haben. Ein vollendeter Verfassungsbruch lag ja noch nicht vor, und warum sollten sie auch, allen Grundsätzen kurhannöverscher Anständigkeit zuwider, ohne Not Ombrage erregen? Sie blieben behaglich im Amte und beruhigten sich mit dem Troste, daß sie den Unzufriedenen kein böses Beispiel geben dürften. Nur Ompteda, der deutsche Minister in London, forderte seine Entlassung und erhielt sie in Gnaden, da sein Amt durch die Thronbesteigung von selbst hinwegfiel; für Männer seines Schlages war unter diesem Welfen kein Platz.

Demnach erschien das Patent unverändert, und so viel ging aus den gewundenen Sätzen doch klar hervor, daß der König, ohne irgendeinen Grund anzugeben, die Verfassungsgesetze seiner Vorfahren kurzerhand für unverbindlich erklärte. Ward ihm dies gestattet, dann stand keine deutsche Verfassung mehr fest. Daher erhob sich sofort ein Sturm in der gesamten deutschen Presse. Mit der einzigen Ausnahme der von Schele beeinflußten unsauberen Hannöverschen Landesblätter war alle Welt derselben Meinung. Die Nation empfand es wie einen Faustschlag ins Angesicht, daß dieser Fremdling sich erdreisten wollte, nach seinem Gutdünken zu entscheiden, ob in einem gesetzlich geordneten deutschen Lande die gegenwärtige Verfassung bestehen sollte oder die ältere oder vielleicht auch eine dritte. Der Hamburger Wurm verdammte in einer scharfen Flugschrift die neue welfische Staatslehre; zahlreiche anonyme Büchlein und die allezeit behutsame Augsburger Allgemeine Zeitung redeten im gleichen Tone. Das stille Berlin sogar geriet in Bewegung: Gans lärmte auf dem Katheder, Dr. Friedenburg in der sonst so harmlosen Vossischen Zeitung; selbst das mit Schele befreundete Berliner Wochenblatt wagte nur „die männliche Offenheit" des Welfen zu loben und die Hoffnung auszusprechen, daß die notwendigen Verfassungsänderungen ohne Rechtsverletzung gelingen möchten. Die beste der Gegenschriften stammte aus der Feder des wackeren weimarischen Ministers von Gersdorff; leider wurde sie nur anonym, in 25 Exemplaren gedruckt, so stark war schon die Furcht der kleinen Höfe vor dem brutalen Welfen. Sie war in ruhigem Geschäftsstile gehalten und zeigte unwiderleglich, daß der Bundestag einst, ohne nach der Zustimmung der Agnaten zu fragen, die Bürgschaft für die weimarische Verfassung übernommen, daß Hannover selbst am 15. Okt. 1830 bei den Frankfurter Verhandlungen über die braunschweigische Verfassung nachdrücklich erklärt hatte: eine in anerkannter Wirksamkeit bestehende Verfassung bedürfe nicht erst der Zustimmung des neuen Regenten, denn sonst hinge es nur von dessen Willkür ab, „geheiligte Rechte nach Gutdünken zu vernichten".

Auch alle die Landtage, die gerade versammelt waren, regten sich sogleich, weil sie sich in ihrem eigenen Rechte bedroht sahen. In Karlsruhe verlangten Itzstein, Rotteck, Duttlinger, daß man am Bundestage Einspruch erhebe, und einstimmig pflichtete ihnen die Kammer bei. Blittersdorf selbst widersprach in der Sache nicht, obwohl er die Kompetenz des Landtages bestritt. In diplomatischen Kreisen nannte er den welfischen Staatsstreich beim rechten Namen und sagte voraus, welch ein unheimliches Mißtrauen nunmehr in der Nation überhandnehmen würde. Der sächsische und der bayrische Landtag schlossen sich dem badischen an. Auch in Dresden suchten die Minister nur mit verlegenen Worten zu beschwichtigen. Einen Verteidiger fand Ernst August nirgends, und er verstärkte nur den allgemeinen Unmut, als er dem sächsischen Hofe die herrische Erklärung zusandte: er könne „keiner Regierung, geschweige denn einer Ständeversammlung gestatten sich in hannöversche Angelegenheiten einzumischen“.

Besser gelang ihm, die Zudringlichkeit des Auslandes abzuweisen. Die englischen Wahlen standen vor der Tür, die Whigs beeilten sich, den Gewaltstreich des alten Toryhäuptlings auszubeuten, mit glänzendem Erfolge, wie sich bald zeigte. Palmerston wollte auch nicht zurückbleiben. Er wußte schon, daß die Pariser Presse bereits von einer deutschen Julirevolution sprach und die französische Regierung an eine gemeinsame Kundgebung der liberalen Westmächte dachte. Zunächst fragte er bei Ompteda vertraulich an, wie der Rechtsboden des Staatsgrundgesetzes eigentlich beschaffen sei. Da empfing er aus Hannover die schroffe Antwort: man verweigere amtlich alle Auskunft „über einen Gegenstand, welcher jeder nichtdeutschen Regierung fremd sei“. Mittlerweile hatte der preußische Gesandte dem Lord Melbourne das Zwecklose und Ungehörige dieser Einmischung ernstlich vorgehalten. Palmerston erschrak und ließ durch seinen Unterstaatssekretär Fox die demütige Versicherung abgeben, er habe Se. Majestät nicht beleidigen wollen. Auch die französischen Minister ließen den Plan fallen; denn der Bürgerkönig meinte, ein solcher Schritt würde allen Regierungen Ungelegenheiten

bereiten und nur den Radikalismus ermutigen, auch scheine die Sache doch nur auf einen elenden Geldstreit hinauszulaufen.

Gegen die beiden deutschen Großmächte zeigte sich Ernst August sehr verbindlich. Er wünschte sich ihren Beistand für alle Fälle zu sichern und sagte zu dem preußischen Gesandten beim ersten Empfange: „ich werde die viele Gnade, welche der König für mich gehabt hat, nie vergessen, und es wird stets mein Stolz sein, mich auch künftig zu seiner Armee zu zählen.“ Aber irgendeinen Einfluß auf den Willen des alten Eisenkopfes konnte niemand, auch der Freund nicht, gewinnen. Er hatte sich vermessen, aus dem offenbaren Unrecht einen neuen Rechtszustand hervorgehen zu lassen, daher wurden seine Entschließungen bald unberechenbar. Da sein Staatsministerium sich für die Rechtsgültigkeit des Staatsgrundgesetzes ausgesprochen hatte, so berief er am nächsten Tage (15. Juli) eine besondere Kommission, welche die Rechtsfrage von neuem prüfen sollte. Sie bestand aus Schele und drei anderen hohen Beamten, Graf Wedel, Jacobi, von Bothmer, und gelangte nach kaum vierzehn Tagen schon zu dem Schlusse: der König möge den gegenwärtigen Ständen erklären, daß er unter gewissen Bedingungen das Staatsgrundgesetz annehmen wolle. Mit diesem Rate war dem Welfen wieder nicht gedient. In seinen Gesprächen mit Schele, der in der Kommission überstimmt worden war, hatte er sich bereits einen neuen Plan gebildet: er dachte jetzt die gegenwärtigen Stände einzuberufen und ihnen dann zuzumuten, daß sie die alte Verfassung von 1819 wieder einführten. Dieser zweite Plan war fast noch ungeheuerlicher als der erste, denn gegen die Verfassung von 1819 hatte Ernst August ja selbst, allerdings nur heimlich, protestiert!

Was ließ sich wider den Starrsinn und die unergründliche Verlogenheit eines solchen Mannes mit friedlichen Mitteln ausrichten? Der preußische Gesandte Canitz tat sein Bestes. Er beschwor den Welfen gleich bei der ersten Audienz „jeden Schein von unrechtmäßiger Gewalt zu vermeiden“, und erläuterte seine Ansicht als Kavallerist: bei einer Reiterattacke dürfe man dem

Feinde nie die Flanke bieten. Ernst August stimmte zu und versicherte: ich werde mich schon vorsehen. Canitz war in schwieriger Lage: er wollte sich das Vertrauen Scheles, den er für ehrlich hielt, nicht verscherzen um nicht jeden Einfluß zu verlieren; und doch konnte sich der streng konservative Diplomat nicht verbergen, daß hier in Hannover die Gefahr nicht von der Nachgiebigkeit, sondern von der Willkür des Fürsten drohte, daß die konstitutionellen Formen doch den Vorzug besäßen die in kleinen Staaten besonders schwer drückende Tyrannei zu verhindern, daß die von den Welfen zurückgewünschte alte Kassentrennung allein der Krone selbst Schaden gebracht hätte. In solchem Sinne äußerte er sich, immer sehr behutsam, denn der preußische Hof wußte noch gar nicht, was Ernst August eigentlich beabsichtigte — aus dem einfachen Grunde, weil es der Welfe selbst noch nicht wußte. Aber sogar diese vorsichtigen Andeutungen machten den alten Herrn ungeduldig: er zeigte sich bald verstimmt und behandelte den preußischen Gesandten so kühl wie es die Freundschaft der beiden Höfe irgend erlaubte.

Im Hochsommer reiste Ernst August zur Kur nach Karlsbad. Er hoffte dort mit Metternich und einem der preußischen Staatsmänner zu sprechen. Da er mit seinem getreuen Ratgeber noch nicht handelseinig war, so ließ er sich, zu Scheles Ärger, nicht von dem Minister selbst begleiten, sondern von dessen Sohne; dieser junge Mann führte den wohllautenden Titel Legationsrat, welchen die Mittelstaaten den unbrauchbaren Söhnen ihres Adels anzuheften liebten. Metternich, der durch die hannöverschen Nachrichten kaum minder peinlich betroffen war als der Berliner Hof, hatte sich unterdessen in Teplitz mit König Friedrich Wilhelm und Minister Werther besprochen. Die beiden Kabinette beschlossen, in der heiklen Sache gemeinsam vorzugehen; sie wollten sich aber auch nicht vorzeitig die Hände binden, sondern zunächst nur vertrauliche persönliche Ratschläge erteilen. Demgemäß schrieben Metternich und Werther beide (7. Aug.) an den älteren Schele, der ihnen eine Denkschrift über das Patent gesendet hatte. Der Preuße mahnte freund-

schaftlich, man möge in Hannover alles vermeiden, was den Bundestag zum Einschreiten zwingen könnte. Der Österreicher versicherte ebenso behutsam, „jedes rechtmäßige Streben" nach Befestigung des monarchischen Prinzips sei willkommen; man dürfe aber nicht vergessen, daß die konstitutionellen Bundesregierungen sich auf den Wiener Konferenzen von 1834 sehr entschieden für die Unverbrüchlichkeit der bestehenden Verfassungen ausgesprochen hätten; er schloß mit dem Wunsche, daß es gelingen möge, „die Verfassungsänderungen im ruhigen, friedlichen Wege, unter Beachtung aller jener Rücksichten, die einmal nicht umgangen werden können, in das Leben zu rufen."

So war die Stimmung der Höfe, als Maltzan und bald nachher Metternich bei dem Könige in Karlsbad vorsprachen. Beide waren freudig überrascht, den gefürchteten Welfen so ruhig, einsichtig, maßvoll reden zu hören; er versprach bestimmt nur auf gesetzlichem Wege vorzugehen, und da sie beide von den früheren Verhandlungen nichts kannten, so mußten sie ihm auch Glauben schenken, als er heilig beteuerte, daß er gegen das Staatsgrundgesetz von vornherein protestiert hätte. Wer konnte auch für möglich halten, daß ein deutscher Fürst so schamlos löge? Nunmehr war Metternich, dessen staatsrechtliche Kenntnisse nicht sehr weit reichten, fest davon überzeugt, daß Ernst August an das Staatsgrundgesetz nicht gebunden sei; er rechnete es dem Welfen sogar zur Ehre an, daß er die Verpflichtung auf dies Gesetz so ritterlich von der Hand gewiesen hatte.

Aber wie nun friedlich weiterkommen auf der Bahn des Unrechts, das durchaus Recht sein sollte? Gleich nach den Karlsbader Gesprächen wurde auf Metternichs Schlosse Königswarth eine lange Beratung gehalten (11. August). Teilnehmer waren außer dem Schloßherrn selbst: Münch, Hofrat Werner, Maltzan, der jüngere Schele und der hannöversche Gesandte in Wien, Bodenhausen. Der einzige Weg, der aus dem Labyrinth herausführte, schien jetzt ungangbar. Nachdem das Patent erschienen, konnte Ernst August nicht mehr das Staatsgrundgesetz annehmen und dann versuchen, ob bei dem rechtmäßigen Landtage

einige Änderungen durchzusetzen seien. In eine solche Demütigung hätte der stolze Welfe nie gewilligt. Da war es denn fast lächerlich, wie Metternich sich drehte und wendete um den welfischen Bevollmächtigten zu erweisen, daß aus dem Staatsstreiche doch noch ein Staatsrecht entstehen könne. Er zeigte ihnen: wolle man zurück zu der alten Verfassung, so müsse man auch die Stände von 1819 einberufen; versammle man aber angekündigtermaßen die gegenwärtigen Stände, so dürfe man ihnen auch nur das Staatsgrundgesetz zur Abänderung vorlegen, denn unmöglich könnten in einem Staate zwei Verfassungen zugleich bestehen. Die beiden Hannoveraner, die sich allerdings keineswegs durch diplomatischen Scharfsinn auszeichneten, wurden aus den gewundenen Sätzen nicht klug und mißverstanden den Sinn so gänzlich, daß Metternich sich nachher genötigt sah, wider ihre Berichte eine Entgegnung zu schreiben. Die Beratung brachte kein Ergebnis. Nur so viel war deutlich, daß der Österreicher den ganzen Streit sehr ungern sah und ihn womöglich dem Bundestage fernhalten wollte. Darum brauchte Ernst August doch nicht an der Hilfe der Hofburg zu verzweifeln; denn Metternich sprach durchweg im Tone des besorgten treuen Freundes, und sagte noch nach der Königswarther Unterredung zu Maltzan: der König hat ganz recht, er geht nicht einmal so weit als er gehen dürfte; wenn ich selbst, der ich von Geburt an versöhnliche Neigungen hege, dies bezeuge, so ist damit alles gesagt. Überdies hatte der Wiener Hofpublizist Jarcke bereits Befehl erhalten, den Welfen mit seiner Feder zu unterstützen.

An die süddeutschen Höfe wurde der Bundesgesandte Stralenheim gesendet, um sie für Hannover günstig zu stimmen. Er bestach unterwegs die ultramontane Neue Würzburger Zeitung mit hundert Dukaten; Robert Peel aber, den er in Stuttgart sprach, versagte ihm rundweg jeden Beistand im Parlamente, und die Kabinette speisten ihn mit unverfänglichen Worten ab. Nur von dem Könige von Württemberg, der wieder einmal mit seinem Landtage unzufrieden war, glaubte Stralenheim ein freund-

liches Versprechen erhalten zu haben — eine wunderliche Täuschung, die sich nur aus der Unfähigkeit des welfischen Diplomaten erklärte. Der nachtragende König Wilhelm hegte gegen Ernst August eine alte Abneigung, er führte mit der Krone Hannover seit Jahren einen ärgerlichen Rangstreit und war viel zu klug um einen mutwilligen Rechtsbruch zu begünstigen.

Die Zurückhaltung der Höfe ließ sich wohl begreifen; sie wußten nicht wo der Welfe hinauswollte. Auch in Hannover blieb alles still. Man fühlte sich gedrückt und verstimmt, aber selbst die Abgeordneten taten nichts. Als die Georgia Augusta im September das Jubelfest ihres hundertjährigen Bestehens feierte, und fast alle namhaften Männer des Landes in Göttingen zusammentrafen, bot sich fast von selbst die Gelegenheit, gemeinsame Schritte zur Abwehr des drohenden Staatsstreichs zu besprechen. Auch dies ward versäumt. Man schmauste über Gräbern, sagte Dahlmann bitter. Das Fest verlief mit der gewohnten akademischen Pracht, Alexander Humboldt empfing die Huldigungen aller Fakultäten, und die Philologen verabredeten sich nach dem Vorbilde der Naturforscher, regelmäßig wiederkehrende Wanderversammlungen zu halten. Auch der König erschien auf einen Tag und bemühte sich wenig, der Professorenwelt seine Verachtung zu verbergen. Als die Bürgerschaft vor der neuen Aula das Standbild seines verstorbenen Bruders einweihte, drehte er in dem Augenblicke, da die Hülle fiel, mit scharfer Wendung dem Denkmal den Rücken zu; die philosophische Fakultät aber erhielt einen schnöden Verweis, weil sie Stüve zum Ehrendoktor ernannt hatte.

Mit seinen politischen Plänen war Ernst August noch immer nicht im reinen. Je länger er zögerte, um so gewisser ward es, daß ihm der gegenwärtige Landtag keine wichtige Verfassungsänderung mehr bewilligen konnte. Da bot sich ein Helfer. Weil die Gutachten des Ministeriums und der Kommission nicht nach Wunsch ausgefallen waren, so wurde der Kanzleidirektor Leist mit einer dritten Prüfung der Rechtsfrage beauftragt, ein gelehrter alter Reichsjurist, der einst wie Schele

in westfälische Dienste gegangen und auf höheren Befehl zu jeder Rechtsverdrehung gern bereit war. Der bewies jetzt, das Staatsgrundgesetz sei ungültig, weil die Zustimmung der Agnaten fehle und König Wilhelm IV. nachträglich noch einige Paragraphen einseitig geändert habe. Nun endlich begann dem Welfen einzuleuchten, daß Scheles ursprüngliche Absicht doch das Rechte getroffen hätte. Am 1. November wurde durch ein zweites Patent das Staatsgrundgesetz aufgehoben, die alte Verfassung von 1819 wieder eingeführt, das Beamtentum — oder, wie es fortan hieß: die königlichen Diener — des Verfassungseides entbunden, endlich, als ob man das Volk bestechen wollte, den getreuen Untertanen die Summe von 100 000 Tlr. jährlich an den direkten Steuern erlassen.

So maßte sich der welfische König das Recht an, seine Beamten eines nicht ihm geleisteten Eides zu entbinden — ein Recht, das in der römischen Kirche nur dem Papste, in der evangelischen keinem zusteht. Auf einen solchen Frevel war trotz allem was geschehen niemand gefaßt. An jeden einzelnen Beamten trat jetzt die Frage heran, ob er sein Gewissen der Gewalt unterwerfen, den neuen Diensteid schwören und damit den alten brechen dürfe. Während das Land unter dem Schlage noch wie betäubt lag, unterzeichneten am 18. November sieben der namhaftesten Göttinger Professoren eine Vorstellung an das Universitätskuratorium, worin sie einfach erklärten, daß sie sich auch jetzt noch an ihren Verfassungseid gebunden hielten: „Das ganze Gelingen unserer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werte unserer Lehren als auf unserer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald wir vor der studierenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebensobald ist der Segen unserer Wirksamkeit dahin. Und was würde Sr. Maj. dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Männern ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben?“ E. Albrecht, der als Lehrer unvergleichliche, als Schriftsteller leider wenig fruchtbare Jurist, hatte den Gedanken zuerst bei

Dahlmann angeregt, und Dahlmann darauf die Erklärung aufgesetzt, die unverkennbar den Ausdruck eines tiefen sittlichen Leidens trug. Es war, wie ihr Verfasser sagte, eine Protestation des Gewissens, nur durch den Gegenstand ein politischer Protest. Nachher unterzeichneten noch die Gebrüder Grimm, Wilhelm Weber, Ewald und der junge Gervinus. Von allen den Sieben hatten bisher nur Dahlmann und Gervinus am politischen Kampfe teilgenommen, und auch sie standen bei den Liberalen der Rotteck-Welckerschen Schule im Rufe übertriebener Mäßigung.

Der alte Welfe geriet in furchtbare Wut, als er von dieser Tat erfuhr, die doch nicht einmal offene Widersetzlichkeit war; ihm fehlte jedes menschliche Verständnis für den Edelsinn der Gegner. Er selbst hatte fünf Monate lang geschwankt und erst zwei andere Pläne verworfen, bevor er die Verfassung umstieß; aber sobald seine Entscheidung gefallen war, meinte er alles erledigt und forderte schweigenden Gehorsam. So faßte er seine königliche Machtvollkommenheit auf. Alsbald verfügte er (28. Nov.) eigenhändig in seinen rohen Schriftzügen: er habe vernommen, wie „sich die Professoren nach erfolgter Aufhebung des Staatsgrundgesetzes dasselbe gewissermaßen noch als gültig zu betrachten und aufrecht zu erhalten herausnehmen", und ersehe daraus, daß sie „augenfällig eine revolutionäre, hochverräterische Tendenz verfolgen, welche sie persönlich verantwortlich macht: sie scheinen daher der Macht des peinlichen Richters verfallen"; demnach sollten die Behörden „diesem verbrecherischen Beginnen" steuern und die Schuldigen zur Strafe ziehen. Schele stimmte freudig zu: ein abschreckendes Beispiel sei nötig, damit die Übelwollenden sich nicht an die Erklärung der Sieben „als an ein Panier" anschlössen; aber statt der aussichtslosen peinlichen Untersuchung empfahl er ein kürzeres Verfahren. Vergeblich baten die Minister Arnswald und Stralenheim als Kuratoren der Universität, man möge mindestens die Vorschriften der Bundesgesetze achten und zunächst den Bericht des Regierungsbevollmächtigten einfordern.

Ein kurzes, von Leist entworfenes Reskript verfügte die so-

fortige Entsetzung der Sieben, und der König befahl nachträglich noch selbst, daß ihnen ihr Gehalt nur bis zum Tage der Entlassung ausgezahlt werden dürfe. Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus erhielten außerdem die Weisung, das Land binnen drei Tagen zu verlassen, weil sie die Erklärung einigen Freunden mitgeteilt hatten. Die Studenten hatten das Schriftstück längst überall verbreitet, sie nahmen nach dem schönen Vorrechte der Jugend ungescheut Partei für die gute Sache und begrüßten Dahlmann als „den Mann des Wortes und der Tat"; es kam schon zu Händeln mit der bewaffneten Macht. Nur einige Söhne des hannöverschen Adels schämten sich nicht den Mißhandelten das Honorar durch den Stiefelputzer abzufordern. In der Nacht, bevor die drei Verbannten, von Kürassieren bewacht, abreisten, wanderten die Burschen in Scharen hinaus — denn den Lohnkutschern hatte die Polizeigewalt zu fahren verboten — und drüben in Witzenhausen, auf dem freieren hessischen Boden, nahmen sie Abschied von ihren Lehrern. Als der kleine Sohn im Grenzwirtshause sich vor Jakob Grimms majestätischem Kopfe hinter dem Rocke der Wirtin versteckte, sagte die Mutter mitleidig: gib dem Herrn die Hand, es sind arme Vertriebene.

Mit alledem war Ernst Augusts Rachgier noch nicht ersättigt. Kaum erfuhr er, daß Dahlmanns Berufung nach Rostock im Werke sei, so ließ er alsbald nach Schwerin und Strelitz schreiben, was dieser Mecklenburger alles verbrochen habe: „Se. Maj. haben geglaubt, den großherzoglichen Höfen Kenntnis von den Handlungen eines Mannes geben zu müssen, der in einem Lehramte an einer Universität nur höchst nachteilig auf die studierende Jugend wirken kann." Die mecklenburgischen Regierungen fürchteten sich vor der drohenden Sprache des Welfen; sie beteuerten, der Wahrheit zuwider, die Verhandlungen seien längst abgebrochen, und erklärten, nunmehr könne von der Berufung „natürlich gar nicht die Rede sein". Auf die Nachricht, daß Jakob Grimm die Seinigen in Göttingen heimlich besuchen wolle, erging sofort der Befehl, den Verbrecher durch Landdragoner über die Grenze zu schaffen. Um die offenbare Ungesetz-

lichkeit ihrer Entlassung auf dem einzigen gerichtlichen Wege, der ihnen noch offen stand, zu erweisen, klagten die Sieben auf Auszahlung ihres rückständigen Gehalts für das letzte Halbjahr. Da befahl der König der Justizkanzlei in Hannover durch ein Kabinettsschreiben des allezeit willigen Leist: sie solle die Klage einfach abweisen. Als der redliche Kanzleidirektor von Hinüber sich diesem rechtswidrigen Ansinnen widersetzte, da befürchtete Leist, die Justizkanzlei würde das königliche Kabinett verurteilen, oder auch die Professoren könnten beim Bundestage wegen verweigerter Justiz klagen. Um beides zu verhindern, beschloß man den Kompetenzkonflikt zu erheben. Die Kommission, welche die Kompetenzkonflikte zu entscheiden hatte, war freilich durch die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes vernichtet; welches Recht stand denn noch fest in dem zerrütteten Staate? Indes gelang es, die Sache so lange hinzuhalten, bis Ernst August einen neuen Staatsrat gebildet hatte, und dieser entschied (1841): das Gericht dürfe die Klage nicht annehmen, weil Entlassung und Gehaltsentziehung zu den Hoheitsrechten des Landesherrn gehörten. Der Welfe hoffte noch lange, die Federfuchser würden sich demütigen, und sagte in Alexander Humboldts Gegenwart: Professoren, Huren und Ballettänzerinnen kann man für Geld überall haben. Sobald Schele das falsche Gerücht hörte, daß Albrecht und Ewald das Geschehene bedauerten, schrieb er sogleich nach Göttingen: die Wiederanstellung sei nicht unmöglich, falls die beiden wirklich Reue bezeigten.

Leider gab die Haltung der anderen Professoren dem Könige einigen Grund, so niedrig zu denken von dem Mute der Gelehrten. Die Gelehrsamkeit der Georgia Augusta hatte sich den Kämpfen des öffentlichen Lebens von jeher grundsätzlich fern gehalten; manche der alten Hofräte empfanden es wie eine Beleidigung ihrer Amtsehre, daß sie jetzt in die Wirren der Politik hineingerissen wurden. Wenige Tage nachdem die Erklärung der Sieben ruchbar geworden, fuhren der Prorektor und die Dekane nach dem Jagdschlosse Rotenkirchen im Solling, um dem Könige untertänig auszusprechen, „daß sie in dem Ver-

trauen zu den landesväterlichen Absichten Sr. Maj. überall nicht wanken und niemals Gesinnungen hegen werden, welche dem entgegen sind". Sie wagten sogar kein Wort der Erwiderung, als die amtliche Hannöversche Zeitung nachher dem Prorektor eine völlig gefälschte, die Tat der Sieben entschieden verwerfende Rede unterschob. Nur sechs jüngere Professoren, Otfried Müller voran, entschlossen sich, angeekelt durch dies Übermaß der Lüge, zu der öffentlichen Erklärung, daß sie den Schritt ihrer entlassenen Kollegen nicht mißbilligten. Aber niemand wollte sich den Sieben rückhaltlos anschließen. Der schon durch Rauschenplatts Revolution verdunkelte Glanz der Universität verblich jetzt gänzlich, für viele Jahre; die auswärtigen Studenten mieden den verrufenen Ort, der Abgang so trefflicher Lehrkräfte ließ sich nicht ersetzen. Ernst August wünschte vornehmlich die Lehrstühle Dahlmanns und Albrechts mit ergebenen Leuten zu besetzen, damit den Studenten die neue Lehre von der unbeschränkten Gewalt des alleinigen Dienstherrn eingeprägt würde; allein solche Gelehrte waren in Deutschland selten. Der Marburger Vollgraff, der in einigen verworrenen Schriften, nicht ohne Geist „die Täuschungen des Repräsentativsystems" bloßgelegt hatte, genügte doch zu wenig den hohen, wissenschaftlichen Ansprüchen, welche das Orakel des Kuratoriums, der greise Historiker Heeren an die Lehrer der Georgia Augusta zu stellen pflegte, und man wagte nicht, ihn zu rufen. Umsonst baten die Universität und die Stadt in wiederholten Eingaben um die Rückkehr der Sieben. Selbst der Gothaer G. Zimmermann, der einzige namhafte deutsche Publizist, der in die Dienste des Welfenhofes gegangen war, hielt die Rückberufung für nötig, um das Land und die tief erbitterte gelehrte Welt zu beruhigen. Ernst August blieb unerbittlich. Als man im Herbst 1846 erzählte, Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus wollten auf Besuch nach Göttingen kommen, entschied der Welfe kurzab: es bleibe bei den früheren Befehlen.

Wie gründlich täuschte er sich, als er in der ersten Schadenfreude zu Canitz sagte, „diese Leute haben meiner Sache eher

genützt als geschadet". Es währte nicht lange, da rief er zornig: hätt' ich gewußt was mir die sieben Teufel für Not machen würden, so hätt' ich die Sache nicht angefangen. Seit der Julirevolution hatte kein Ereignis mehr eine solche Aufregung hervorgerufen. Die Frage lag so einfach, sie berührte so unmittelbar die empfindlichste Seite des deutschen Gemüts, die Treue, daß die schlichten Leute mit ihrem Urteil rasch fertig wurden. Der Nation war zumute, als sei ein englischer Räuber plötzlich in ihren Garten eingebrochen. Der burschikose junge Poet Hoffmann von Fallersleben sagte nur grob heraus, was Tausende empfanden, als er sang: „Frisch, Knüppel aus dem Sack! Auf's Lumpenpack! Auf's Hundepack!" Und wer noch irgend zweifelte, den mußten die Verteidigungsschriften der Sieben gewinnen. Dahlmanns Büchlein „zur Verständigung" war ein Meisterwerk deutscher Publizistik; die leidenschaftlich bewegte Sprache blieb immer würdig und vornehm, und nirgends verleugnete sich die gemäßigte Gesinnung des Monarchisten: „Ich kämpfe für den unsterblichen König, für den gesetzmäßigen Willen der Regierung, wenn ich mit den Waffen des Gesetzes das bekämpfe, was in der Verleitung des Augenblicks der sterbliche König im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen beginnt. . . . Ich traue nicht dem Mut des Liebeleeren und nicht der Liebe des Mutlosen. Hier gilt es Deutschland. Kann eine Landesverfassung vor den Augen des Bundes wie ein Spielzeug zerbrochen werden, eine Verfassung, von der es unmöglich ist zu leugnen, daß sie in anerkannter Wirksamkeit bestanden hat, dann ist über Deutschlands nächste Zukunft entschieden, aber auch über die Zukunft, die dieser folgen wird." Wie Dahlmann die politische, so zeigte Jakob Grimm die menschliche Niedertracht des Staatsstreichs in einem Schriftchen, das mit den Worten der Nibelungen anhob: „war sint die eide komen?" Albrecht beleuchtete die Rechtsfrage in einer scharfsinnigen Erörterung, die um so stärker wirken mußte, weil der große Jurist nie verhehlte, daß er die landläufigen liberalen Lehren vom sogenannten Widerstandsrechte für eitle Zirkelschlüsse hielt. Auch Gervinus und Ewald sprachen

sich freimütig aus, und von allen Seiten her kam ihnen Beistand.

Georg Beseler, der sich als Kampfgenosse wider die Dänen das Vertrauen Dahlmanns erworben hatte und jetzt an der Rostocker Hochschule lehrte, rechtfertigte die Sieben in volkstümlichen Briefen. Anastasius Grün richtete an Jakob Grimm ein begeistertes Gedicht und wünschte,

> Daß bis Hannover hin der Sang sich schwänge wundertönig
> Ans Ohr des Herzogs Cumberland, der jetzt Hannovers König.
> Versteht er auch des Deutschen Lied von deutscher Ehre schwerlich,
> Wird sich wohl Einer finden dort, ihm's zu verwelschen ehrlich.

Ein Märchen „Anno 1937" schildert, wie die Großmutter dem Enkel von dem bösen König, dem zerrissenen Freiheitsbriefe, den Sieben und den Dreien erzählte, und der Bube verwundert antwortete: „das kann unmöglich möglich sein!" überall hatten die Vertriebenen Mühe, sich den Huldigungen und Zuschriften zu entziehen. Die Bewegung ergriff alle deutschen Gaue, bis zu den fernen Grenzmarken. Die Kieler überschickten an Dahlmann, den alten Vorkämpfer des Holstenrechts eine Dankadresse; die Elbinger Bürger sprachen ihrem Landsmann Albrecht ihre Zustimmung aus und die Königsberger philosophische Fakultät sendete ihm ein von Lobeck verfaßtes Doktordiplom. Ein Hamburger Reeder ließ in Cuxhaven ein auf Dahlmanns Namen getauftes Schiff vom Stapel laufen. An den Fenstern der Spielwarenläden sah man den Witzenhausener Abschied in Bleifiguren dargestellt, auf den Jahrmärkten wurden Pfeifenköpfe mit dem Bilde der Sieben feilgeboten. Und es blieb nicht bei den Worten und Bildern. Zum erstenmal seit dem Befreiungskriege veranstalteten die Deutschen wieder eine Geldsammlung für ihre eigenen politischen Zwecke; in den letzten zwanzig Jahren hatten sie nur zugunsten der Griechen und der Polen freiwillig gesteuert. In Leipzig entstand der Göttinger Verein, der sich bald über ganz Deutschland verzweigte und den Sieben bis zu ihrer Wiederanstellung ihren alten Gehalt zahlte. Einige der unternehmenden Bürger, welche die erste Eisenbahn bauten, Gustav

Harkort und Dufour standen an der Spitze, dazu die Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung Karl Reimer und der junge Schweizer Salomon Hirzel; in Berlin übernahm Gans die Leitung, in Baden Rotteck, in Königsberg der radikale Jacoby, in Jena der streng kirchlich gesinnte Buchhändler Frommann, in Marburg sein Gesinnungsgenosse V. A. Huber. Alle guten Kräfte des Bürgertums fanden sich zusammen.

In der amtlichen Welt waren die Meinungen geteilt. Die Taten des Welfen in Schutz zu nehmen, wagte fast niemand; nur da und dort jubelte ein übermütiger Junker wie der Prinz von Noer, das sei brav, daß man die Kerls fortgejagt habe. Aber nach den Anschauungen des alten Beamtenstandes erschien das kühne Auftreten einfacher Professoren, die kein obrigkeitliches Amt bekleideten, als eine gefährliche Anmaßung. Selbst Canitz, der das Treiben am hannöverschen Hofe mit wachsender Sorge betrachtete und mit seinen Landsleuten den Brüdern Grimm auf freundlichem Fuße stand, meinte doch ängstlich: die Sieben hätten still ihren Abschied fordern sollen ohne die Gewissen anderer zu verwirren. Diesen Kleinmut der Regierungen verstand der Welfe sehr geschickt auszubeuten; er wußte aus seiner parlamentarischen Erfahrung, wieviel die Frechheit über die Menschen vermag. Seine Gesandten traten mit einer Zuversicht auf, als ob sich Hannover durch seinen Staatsstreich besondere Ansprüche auf Dank und Dienst aller Kronen erworben hätte. Als Beselers Schrift erschienen war, sendete Ernst August den Prinzen Solms nach Schwerin um die Bestrafung des Verfassers zu verlangen; der gutherzige Großherzog Paul Friedrich ordnete auch eine Untersuchung an, er berief aber in die Kommission drei verständige Männer, die natürlich erklärten, daß keine strafwürdige Handlung vorliege. Sobald er hörte, daß einige der Sieben in Leipzig Vorlesungen halten wollten, verbot Ernst August seinen Untertanen sofort den Besuch der Leipziger Universität, worauf sich denn herausstellte, daß nur ein einziger Hannoveraner an der Pleiße studierte. Wo immer ein Buch zugunsten der Sieben oder des Staatsgrundgesetzes erschien, er-

hoben die welfischen Diplomaten alsbald Beschwerde; der Gesandte General von Berger in Berlin, ein alter Herr, der sich sogar unter ihnen durch Beschränktheit auszeichnete, fand es immer wieder unbegreiflich, wie die Zensur solchen Produkten „das Ultimatum erteilen könne“!

Ganz ohne Erfolg blieben diese Einschüchterungsversuche nicht; Dahlmann und Jakob Grimm mußten ihre Rechtfertigungsschriften, zur Schande Deutschlands, in der Schweiz erscheinen lassen. Am willfährigsten zeigte sich der dänische Hof, weil er selbst eine streng konservative Politik verfolgte und wohl auch weil er einen alten Haß gegen Dahlmann hegte. Er erteilte den Kieler Professoren, welche den Sieben geschrieben hatten, einen Verweis und forderte die Zensoren Schleswig-Holsteins zur Wachsamkeit auf, da „unzeitiges und böswilliges Aussprechen der öffentlichen Meinung“ den Erfolg der in Hannover beabsichtigten Maßregeln gefährden könne. In Berlin äußerte sich Eichhorn sehr freimütig; er hoffte, der König würde die Brüder Grimm, vielleicht auch Dahlmann oder Albrecht an eine preußische Hochschule berufen. Bettina von Arnim ergriff den Gedanken mit ihrem hochherzigen Eifer und suchte, unterstützt von ihrem Schwager Savigny, den Kronprinzen dafür zu erwärmen. Minister Rochow dachte anders. Auch er mißbilligte das Verfahren des welfischen Hofes und war sehr unglücklich, als er späterhin, für einige dem Sohne der Königin Friederike erwiesene Gefälligkeiten, den Guelphen-Orden erhielt; für einen Bundesgenossen Ernst Augusts wollte er durchaus nicht gelten. Aber die Einmischung Unberufener in die hohe Politik hielt er für staatsgefährlich; nur unter der Hand durfte in Berlin für die Sieben gesammelt werden. Da übersendete ihm der Kaufmann Jakob van Riesen die Adresse, welche die Elbinger an Albrecht geschickt hatten; der ehrliche altpreußische Liberale hoffte arglos, den Minister dadurch für Albrechts Berufung günstig zu stimmen. Rochow brauste auf; er glaubte sich verhöhnt und heftig wie er war, unterzeichnete er eine Antwort, deren maßloser bureaukratischer Hochmut den preußischen Staat vor aller Welt

bloßstellte. Da hieß es: „dem Untertanen ziemt es nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Übermut ein öffentliches Urteil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen.“ Die Torheit sollte sich schwer bestrafen. Die Fama gestaltete aus diesen Sätzen das geflügelte Wort vom „beschränkten Untertanenverstande“, und fortan haftete an Rochows Namen unaustilgbar der Fluch der Lächerlichkeit. Man hielt den Minister für einen ausbündigen Narren, obwohl er sich eben jetzt bei der Beratung des Eisenbahngesetzes sehr verständig und neuen Ideen zugänglich zeigte.

Den konstitutionellen Höfen war übel zumute. Alle Welt rief, jetzt sei es an ihnen, durch sofortige Berufung der Sieben den alten Ruhm deutscher akademischer Gastfreiheit von neuem zu bewähren und dem beleidigten Gewissen der Nation Genugtuung zu geben. Du Thil freilich blieb für solche Mahnungen taub und schrieb in seine Aufzeichnungen: „mir träumte der Teufel“, als Gervinus sich um eine Stelle an dem heimischen Darmstädter Archiv bewarb. Als entschiedene Protestanten konnten die Sieben auch von Bayern und Baden wenig erwarten seit dort die klerikale Luft wehte. Der gütige König Friedrich August von Sachsen dagegen und seine Minister wünschten lebhaft, die zurzeit etwas erstarrte Landesuniversität durch eine großartige Verstärkung der Lehrkräfte zu heben — wenn sie sich nur nicht vor der Grobheit des Welfen, vor dem Unwillen der Hofburg gar so sehr gefürchtet hätten. Wie viele diplomatische Widerwärtigkeiten hatte Minister Lindenau noch vor drei Jahren ertragen müssen, als ihm die Zeitungen eine halb erfundene radikale Äußerung in den Mund gelegt hatten. Solche Erfahrungen genügten, um den abhängigen kleinen Hof behutsam zu stimmen. Man sagte den Sieben in Dresden freundliche, unzweifelhaft ehrlich gemeinte Worte, allein man wagte nichts, und zornig schrieb Dahlmann in der Vorrede zu Albrechts Verteidigungsschrift: „Solange es bei uns nicht in politischen Dingen, wie seit dem Religionsfrieden gottlob in den kirch-

lichen, ein lebendiges Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse gibt, [solange die das beste Gewissen haben könnten sich gebärden als ob sie das schlechteste hätten, solange der feigherzigste Vorwand genügt um nur alles abzuweisen was an dem trägen Polster der Ruhe rütteln könnte,] ebensolange gibt es keinen Boden in Deutschland, auf dem Einer aufrecht stehend die reifen Früchte politischer Bildung pflücken könnte." Die eingeklammerten Worte strich ihm der Leipziger Zensor, Professor Bülau, ein geistloser Vielschreiber, der den Sieben nicht an die Schultern heranreichte und ihnen nun wie Schulbuben das Konzept korrigierte. Zu solchem Aberwitz führte das Karlsbader Preßgesetz.

Nach langen Erwägungen erhielt Albrecht in der Stille die Erlaubnis, an der Leipziger Universität Vorlesungen zu halten; nachher empfing er auch Gehalt, als geheimer Professor, wie die Kollegen spotteten, und erst nach längerer Zeit, als die Luft wieder rein war, wurde er förmlich angestellt. Dahlmann freilich schien den Kursachsen zu gefährlich; der politische Führer der Sieben lebte fortan mehrere Jahre lang ohne Amt in Jena und leitete von dort aus unverdrossen den Federkrieg wider die hannöverschen Gewalthaber. Unter allen deutschen Fürsten wagte allein König Wilhelm von Württemberg dem Welfen offen entgegenzutreten. Er berief Ewald nach Tübingen, der als der einzige geborene Hannoveraner unter den Sieben dem welfischen Hofe besonders verhaßt war. Natürlich verbot Ernst August seinen Landeskindern sofort den Besuch der schwäbischen Hochschule. Als die beiden Könige nachher in Berlin zusammentrafen, fragte der Welfe grob: Warum haben Sie einen Professor angestellt, den ich fortgejagt habe? Darauf der Württemberger: „Ebendeswegen!"

Der welfische Staatsstreich rüttelte die halb entschlummerte öffentliche Meinung wach und zwang die Deutschen ihre politische Leidenschaft wieder dem Vaterlande zuzuwenden. Seit dies Schandmal auf Deutschlands eigener Stirn brannte, begann die Presse die Fragen des Bundesrechts wieder ernstlich zu erörtern, die früher beliebten weltbürgerlichen Betrachtungen über die Pari-

ser Kammern und die orientalischen Wirren erschienen jetzt schal. Leider wurde die dringend nötige Klärung unseres verworrenen Parteilebens durch diesen wohlberechtigten sittlichen Unwillen mehr gehemmt als gefördert. Die wilden Brandschriften der Flüchtlinge aus Frankreich und der Schweiz mußten jedem Besonnenen zeigen, daß die deutsche Opposition längst zwei grundverschiedene Parteien umschloß, die auf die Dauer nicht zusammenwirken konnten. Jetzt aber warf eine rein menschliche Entrüstung alles, was nicht schlechthin servil war, Radikale, Liberale, gemäßigte Konservative wieder in einen Haufen zusammen. Seit es auch im Norden konstitutionelle Märtyrer gab, verbreitete sich die doktrinäre Überschätzung der Verfassungsformen weithin über Deutschland. Dahlmanns politischer Takt empfand dies sogleich. Auf den Festgelagen, mit denen man ihn ehrte, betrachtete er ohne Freude die radikalen Feuilletonsschreiber, „mit denen wir doch nur sehr zufällig in dieselbe Gesellschaft geraten sind". Den Freunden gestand er: ich hoffe bald „die Ähnlichkeit mit so vielen, denen ich mich in keiner Weise verwandt fühle, abzustreifen." Beides gemeinsam, das Königtum und die bürgerliche Freiheit macht den Staat aus, so sagte er in seinem Dankschreiben an Johann Jacoby; „der Staat wäre eine ebenso flache und frivole Sache als er eine tiefsinnige und heilige ist, wenn er nicht gerade diese Verbindung von Dingen zu leisten hätte, die allein dem oberflächlichen Beobachter unvereinbar scheinen." Herrliche Worte, nur waren sie leider an eine falsche Adresse gerichtet, an einen Radikalen, der sie entweder nicht verstand oder als klägliche Halbheit verdammen mußte. Doch wie konnten diese Gegensätze sich scheiden, solange ein gemeinsamer edler Zorn sie zusammenhielt? Dahin war es mit uns gekommen, daß die härtesten und wirksamsten Anklagen gegen die bestehenden Gewalten jetzt von treuen Monarchisten ausgingen.

Die Vertreibung der Sieben verwirrte und verwischte nicht bloß die Parteigegensätze, sie begründete auch die politische Macht des deutschen Professorentums, die erst durch den Krieg von 1866

gebrochen werden sollte. Als der Streit begann, sagte eine englische Zeitung: In Deutschland sind die Universitäten auch politische Mittelpunkte, welche dem übrigen Lande Impulse geben; die Professoren gelten als Magistrate, beauftragt die Rechte des Volks so gut wie die Grundsätze der Vernunft zu verteidigen. Das Urteil war verfrüht, denn bisher hatten nur die Hochschulen von Jena, Kiel, Freiburg für kurze Zeit eine politische Rolle gespielt, doch es sollte sehr bald durch die Tatsachen gerechtfertigt werden. Aus dem Göttinger Gewaltstreiche entwickelte sich ein großer Kampf der deutschen Gelehrtenwelt wider einen Despoten, der seine Geringschätzung der Wissenschaft höhnisch zur Schau trug; keine deutsche Universität, die den Sieben nicht irgendwie ein Zeichen der Zustimmung gegeben hätte. In diesem Kampfe war alles Recht unzweifelhaft auf seiten der Gelehrten; an ihrer Spitze standen tapfere, makellose, schuldlos verfolgte Männer, während der Welfe sich nur auf gemeine Knechte und auf die Ängstlichkeit der deutschen Höfe stützen konnte.

Friedrich Wilhelm IV.

Je schweigsamer der König sich abschloß, um so stärker verspürte Hardenberg den Einfluß des jungen Kronprinzen, der jetzt*) zum ersten Male in die Geschicke des Staates einzugreifen begann. Der natürliche, in kräftigen Herrscherhäusern immer wiederkehrende Gegensatz von Fürst und Thronfolger bewahrt die beharrende Macht der dynastischen Überlieferung vor geistloser Erstarrung; ihm dankt die Monarchie die Kraft der Verjüngung. Auf den Höhen des Lebens ist kein Amt so freudlos, so von Versuchungen bedroht, wie die Stellung des Kronprinzen in einem mächtigen Staate; nirgends wird der Geist des Widerspruchs stärker gereizt, nirgends der notwendige Unterschied der Generationen, die einander niemals ganz verstehen können, schmerzlicher empfunden. Im Hause der Hohenzollern war seit den Tagen Georg Wilhelms und des großen Kurfürsten noch nie ein Thronfolger mit dem Herrscher ganz eines Sinnes gewesen; und wie weit erschien jetzt wieder der Abstand zwischen alter und neuer Zeit: dort der unscheinbare nüchterne König, der trotz seiner innigen Frömmigkeit doch mit seiner ganzen Weltanschauung in der Verstandesaufklärung des alten Jahrhunderts wurzelte, hier sprühend von Geist und Witz der enthusiastische Jünger der Romantik.

Unter den ritterlichen Königssöhnen, deren „Lebensfülle, Mut und Hoheit" der junge Heinrich Heine in seinen Berliner Briefen nicht genug bewundern konnte, schien dieser älteste doch den Preis zu verdienen. Alle Welt nannte ihn den geistreichsten

*) 1820.

Prinzen Europas, und sein Lehrer Niebuhr hoffte, mit ihm werde eine schönere Zeit über Deutschland kommen und die Vollendung alles dessen, was heute noch unfertig und unvollkommen sei. Blendend, unwiderstehlich erschien er in der Unterhaltung, zumal in diesen Jugendtagen, da er noch unverbittert, dankbar und empfänglich alles in sich aufnahm was nur die Erde an Schönem und Gutem trug; kein Gebiet des Wissens war ihm fremd, alle Höhen und Tiefen des Lebens berührte er mit beredten Worten, immer geistvoll, immer eigentümlich. Wenn er in öffentlicher Versammlung sprach, dann bezauberte er alles, ein geborener Redner, durch den Wohllaut seiner hellen Stimme, durch den Schwung seiner Gedanken und den Adel einer formvollendeten Sprache. Sein Humor bewegte sich im bitteren Sarkasmus ebenso frei wie im harmlosen Spaße, und schon damals pflegten die Berliner jeden guten Witz, der in der Stadt umlief, dem Kronprinzen zuzuschreiben. Bei den Sommerfesten auf der Pfaueninsel konnte er noch ganz so unbändig, in kindlichem Frohsinn mit den Geschwistern tollen und toben wie einst da er sich in dem kleinen Garten zu Memel mit dem jungen Argelander gerauft hatte. Vor Fremden zeigte er ein starkes persönliches Selbstgefühl, ein lebendiges Bewußtsein seiner königlichen Würde; weiche Naturen wie Steffens fühlten sich ganz bewältigt von der kühnen Sicherheit seines Auftretens. Wenn er aber einer gleichgestimmten Seele sein Herz erschloß, dann rauschten ihm die Bekenntnisse von den Lippen, ein mächtiger Strom der Liebe, der Frömmigkeit, der Begeisterung. Wie jubelte Bunsen über den Reichtum dieses „königlichen und kindlichen Gemüts“, da er mit dem Prinzen einige Tage lang allein durch Italien gereist war. Als Graf Gröben, der neuernannte Generalstabschef des Kronprinzen, seinen Dienst antrat, setzte sich der Prinz mit ihm an einem schönen Sommerabend zu Charlottenburg in den Wagen, und als man früh um fünf Uhr in Königsberg i. N. hielt, hatte das Gespräch noch nicht einen Augenblick gestockt, und der neue Begleiter war seinem jungen Herrn für das ganze Leben gewonnen.

Und doch mangelte diesem glänzenden Geiste, der so viele bedeutende Männer dämonisch anzog, das ursprüngliche schöpferische Vermögen und damit das Geheimnis aller Menschengröße, die innere Einheit. In der reichen Fülle seiner Gaben war keine von wahrhaft genialer Mächtigkeit, keine welche die anderen alle beherrscht und dem ganzen Leben eine gerade Bahn gewiesen hätte. Nicht wie ein Erzbild, aus vielen Metallen in eines verschmolzen, erscheint sein Charakter in dem Spiegel der Geschichte, sondern wie ein kunstvoll zusammengefügtes Mosaikgemälde. Darin lag die Herrschergröße der Hohenzollern seit dem großen Kurfürsten, daß sie alle, die großen wie die kleinen, einfache Menschen waren, die in dem Wirrwarr der deutschen Dinge ein klar erkanntes Ziel mit zäher Ausdauer verfolgten: — denn auch in Friedrichs des Großen zwiegeteiltem Geiste war doch der deutsche Staatsmann unvergleichlich stärker als der französische Schöngeist. Jetzt zum ersten Male erschien auch in diesem Fürstenhause ein widerspruchsvoller problematischer Charakter, dem das tragische Schicksal beschieden war, sich selber und der Welt ein Rätsel zu bleiben, seine Zeit zu verkennen und von ihr verkannt zu werden, eine echt deutsche Natur, leider, der die Überfülle der Gedanken die Schnellkraft des Entschlusses lähmte, ein Fürst, fähig die höchsten Erwartungen zu erregen und doch keiner ganz zu genügen.

Für seine wissenschaftliche Bildung war mit Umsicht gesorgt worden; Niebuhr hatte ihn in die Staatswissenschaft, Wolzogen in die Kriegsgeschichte eingeführt. Doch keiner seiner beiden Erzieher, weder der milde Theolog Delbrück noch späterhin der höfische Ancillon, hatte vermocht den eigenwilligen Sinn des Prinzen durch strenge Zucht zur Selbstbeherrschung zu zwingen. Nicht als ob er den gemeinen Versuchungen der Höfe je erlegen wäre: er blieb sein Lebelang nicht nur sittenstreng, sondern auch innerlich rein, durch und durch ein Idealist, mit allen seinen Sinnen den ewigen Gütern des Lebens zugewendet. Was ihm fehlte, war die Sammlung des Geistes, die dem Reichbegabten am schwersten erreichbar, doch auch für

ihn die Vorbedingung alles großen Schaffens bleibt. Wie ein Schmetterling flog sein Geist von Blume zu Blume über die weiten Auen des idealen Genusses. Nie war er glücklicher, als wenn ihn ein „göttlicher Sommernachtstraum" umfing, wenn er von Hellas träumte oder von der ewigen Stadt oder von der Einheit der allgemeinen evangelischen Kirche; dann malte er sich die Bilder seiner Sehnsucht in glühenden Farben aus, bis er Traum und Wirklichkeit kaum noch unterscheiden konnte. Als er zum ersten Male nach Rom kam, fühlte er sich alsbald wie daheim: so leibhaftig hatte er die Amphitheater, die Obelisken und die Dome schon in seinen Träumen gesehen. Einem so vielseitigen, so unstet in die Weite schweifenden Geiste lag die Gefahr des Dilettantismus sehr nahe, und wie so viele Dichter der romantischen Schule mehr geistreiche Kenner waren als schöpferische Künstler, so fand auch dieser Staatsmann der Romantik seinen Beruf mehr im Anregen neuer Gedanken als im Gestalten und Vollbringen.

Die stärkste Kraft seiner Seele war das religiöse Gefühl. Wohlvertraut mit der Dogmatik und der Kirchengeschichte, beugte er sich in Demut vor der christlichen Offenbarung. Ohne den persönlichen Verkehr mit seinem Herrn und Heiland schien ihm das Leben des Lebens nicht wert; wenn ihn die heilige Andacht durchschauerte, dann war es zuweilen, als ob der Geist seines Lieblingsbuches, des Psalters aus ihm redete, und ein Klang von Davids Harfe tönte durch seine begeisterten Worte. Er hoffte auf die Zeit, da der christliche Glaube die weite Erde bezwingen und überall die eine Kirche herrschen würde, evangelisch, ohne sichtbares Oberhaupt, aber frei und weit genug um verschiedene Bekenntnisse zu ertragen; dann sollten die Bischöfe wieder alle auf ihren alten Sitzen thronen und auch das altbiblische Amt der Diakonen wieder aufleben. Nichts schien ihm hassenswürdiger als Gewissenszwang oder die Vermischung geistlicher und weltlicher Dinge; er dachte die Tage noch zu erleben, da er die oberstbischöfliche Gewalt in die Hand der Kirche selbst würde zurückgeben können, und verhehlte nicht,

daß er die gegenwärtige Verfassung der evangelischen Landeskirche nur als einen Übergangszustand ansah. „Seit König Friedrich II.“, so schrieb er in diesen Tagen, „hat man sich bemüht, in den Geistlichen nichts als Staatsdiener zu sehen, und dieser unglücklichen Verkehrtheit schreibe ich großenteils das ungeistliche Leben so vieler! unserer Geistlichen zu.“ Das Idealbild der Kirchenfreiheit beschäftigte den Kronprinzen in seinen besten Stunden; die Frage, wie sich der souveräne Staat neben dieser freien Kirche behaupten solle, stand ihm erst in zweiter Reihe.

Unzertrennlich war diese Kraft des religiösen Gefühls mit der reichen künstlerischen Begabung Friedrich Wilhelms verbunden. Manche hielten ihn schlechtweg für eine Künstlernatur. Aber wie hätte die höfische Erziehung ihm bieten können was dem Künstler die Luft des Lebens ist: Natur und Freiheit! Er hatte des Schönen überviel, und mit seligem Entzücken, gesehen; doch den goldenen Boden des Handwerks, dem die gesunde Kunst entsprießt, kannte er nicht, und die rechte Künstlerwonne, das fröhliche Wandern mit dem Ränzel auf dem Rücken, blieb dem Königssohne versagt. So zeigten sich doch bald in seinen künstlerischen Versuchen die Spuren eines überbildeten Sinnes; seine Baupläne und Zeichnungen waren allesamt eigentümlich, manche überaus geschmackvoll, aber auch manche schrullenhaft, überladen mit geistreichen Motiven, die keinen Gesamteindruck aufkommen ließen. Auch sein ästhetisches Urteil blieb nicht frei von dieser Neigung zum Absonderlichen. Er bezeigte jedem Talente, das neu auftauchte, freudige Teilnahme und ging auf Schinkels Pläne mit einem Verständnis ein, das den Meister in Erstaunen setzte; er betrieb mit enthusiastischem Eifer den Wiederaufbau der Marienburg, und das sollte ihm ein Fest sein, wenn er dereinst seinen Niebuhr nach Griechenland senden könnte um die Wunderwerke der hellenischen Kunst, die dort noch im Boden schlummerten, ausgraben zu lassen. Seine Lieblinge unter den Kunstwerken aller Zeiten blieben gleichwohl die Basiliken von Ravenna, jene ernsten Bauten, die an der Grenze zweier Weltalter aufgerichtet, dem schlichten Sinne wohl ehr-

würdig und geschichtlich lehrreich, doch nimmermehr einfach schön erscheinen können. Dort fühlte er sich glücklich, in der einsamen Apollinariskirche, wo die heiligen Bilder altchristlicher Kunst steif und feierlich von dem Goldgrund der Wände niederschauen; in dieser Dämmerwelt sah er Heidentum und Christentum, Morgenland und Abendland, Goten, Byzantiner und Römer vor seinen ahnenden Blicken phantastisch durcheinander spielen.

Seine politischen Ansichten hatte er sich erlebt in den Leidensjahren seiner Jugend, darum waren sie mit seinem ganzen Wesen fest verwachsen. Niemals vergaß er, wie seine Mutter, die unaussprechlich geliebte, einst auf der Treppe des Schlosses von Schwedt den Söhnen die Schreckensnachricht aus Jena mitgeteilt und wie sie nachher ihnen ans Herz gelegt hatte den preußischen Degen zu führen um ihre unglücklichen Brüder, die Österreicher zu rächen. Alle die Demütigungen, welche sein Vater von dem übermütigen Sieger erlitten, blieben dem Sohne unauslöschlich ins Herz gegraben; ganz vergeblich hatte der Imperator auf der Dresdener Zusammenkunft 1812 den gütigen Oheim gespielt und dem Prinzen gesagt, wie ähnlich er Friedrich dem Großen sehe. Napoleon galt dem Erben der preußischen Krone als der Held der Revolution, als der Vertreter jenes „Lügengeistes“, der, Glauben und Recht verneinend, die alte glückliche Ordnung Europas in einem Meere von Blut und Tränen ertränkt hatte, und es bedurfte kaum der Lehren Ancillons um den Prinzen in diesem Urteil zu bestärken. In solcher Gesinnung nahm er teil an dem Befreiungskriege und bemerkte nicht, daß die erwachenden Nationen in Bonaparte den Despoten haßten, daß sie von dem Siege nicht die Wiederkehr der alten Zustände, sondern das unbestimmte Glück der Völkerfreiheit erwarteten. Nun stand es wieder aufrecht, das alte Königtum von Gottes Gnaden, und der Drache der Revolution lag gebändigt vor dem blanken Schilde der christlichen, legitimen Monarchie. Nimmer wieder durfte ein Usurpator den Thron des heiligen Ludwig besteigen, und noch auf lange hinaus mußte der Bund der vier Mächte aufrecht bleiben, unter der weisen

Führung Metternichs, dem der Kronprinz eine unbegrenzte Verehrung widmete. So konnte vielleicht nach dem großen Schiffbruch der letzten Jahre doch etwas wiederhergestellt werden von den alten Formen der christlich-germanischen Welt.

Von dem alten heiligen Reiche hatte sich der Prinz ein Bild entworfen, das ebenso geistvoll und farbenprächtig, aber auch ebenso willkürlich war wie jene bezaubernde Schilderung des romantischen Schwärmers Novalis von den „schönen, glänzenden Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte“. Er dachte sich einen Kaiser aus dem alten Erzhause, frei gewählt durch die durchlauchtigen Genossen, und begriff nicht, warum der Kurfürst-Kämmerer von Brandenburg nicht auch jetzt noch, trotz seines königlichen Titels, Kaiserlicher Majestät das silberne Becken reichen sollte. Unter dem Kaiser sodann „freie Fürsten über freien Völkern“; überall ein mächtiger Adel, der seine Bauern väterlich regierte und auf den Tagen der getreuen Landstände den Ausschlag gab; die Bürgerschaft endlich in Innungen gegliedert und ihres alten Zunftbrauchs froh. An solchen Träumen hing sein Herz. Er lebte in Zeiten, die gewesen. Er sah den Lausitzer Stier und den Löwen von Jülich, das klevische Kleerad und alle die weißen, roten und grünen Greifen der pommerschen Herzogtümer, ein glänzendes Gewimmel althistorischer Landschaften unter den Flügeln des schwarzen Adlers vereinigt und gedachte diese Fülle geschichtlichen Lebens wiederherzustellen, in jeder Landschaft des Reiches die Gliederung der Stände neu zu beleben. Er ward nicht müde, überall in der Heimat die Stätten großer Erinnerungen oder die Spuren alten Volksbrauchs aufzusuchen. Bald besuchte er in den Marken die Gräber der Askanier oder in Quedlinburg die Wiege der Sachsenkönige, bald nahm er fürlieb am Tische eines westfälischen Hofschulzen und freute sich der alten unverstümmelten Cheruskersitte; mit besonderer Vorliebe verweilte er am Rhein und in Altpreußen, in den grandiosen Hallen der gotischen Dome und der Ordensburgen.

Neben solchen Bildern alter deutscher Herrlichkeit blieb in seinem Herzen nur wenig Raum für die lebendige preußische Staatsgesinnung. König Friedrichs tatenfroher Genius hatte sich den Werdegang der deutschen Geschichte so zurechtgelegt, als ob die zwei letzten Jahrhunderte immer nur in vergeblichen Anläufen nach seinem Ziele gestrebt hätten, das jetzt endlich, durch die schlesischen Kriege, erreicht werden sollte. Vor dem Künstlerauge dieses jungen Prinzen dagegen gestaltete sich das Bild der vaterländischen Vorzeit so wunderreich und prächtig, daß der Staat der Gegenwart und die stolzen Hoffnungen der preußischen Zukunft daneben fast verschwanden. Der Kronprinz war zuerst ein legitimer, christlicher Fürst, dann ein Deutscher und zuletzt ein Preuße. Wohl beglückte ihn der Gedanke, daß er dereinst als der Siebzehnte an die erlauchte Reihe von sechzehn Kurfürsten und Königen sich anschließen sollte. Aber außer den Befreiungskriegen hatten Preußens Annalen doch nur wenige Blätter aufzuweisen, die er mit ungemischter Freude betrachten konnte. Im Kampfe mit dem Erzhause Österreich und den verlogenen Formen der Reichsverfassung, im Kampfe mit der Herrschsucht zeternder Theologen, im Kampfe mit dem Sondergeist der Landschaften und der Zuchtlosigkeit der ständischen Libertät war dies ganz moderne, weltliche Königtum emporgestiegen. Keiner seiner großen Ahnen stand dem Herzen dieses Enkels recht nahe. Die Rauheit Friedrich Wilhelms I. stieß ihn ab, und wie aufrichtig er auch Friedrichs persönliche Größe verehrte, mit den Ideen des königlichen Freigeistes, der zuerst den deutschen Dualismus zu lösen gewagt, hatte der Nachkomme doch wenig gemein, der seiner Nation nichts Schöneres zu wünschen wußte, als die friedliche Zweiherrschaft.

Auch die beiden kräftigsten Stützen des preußischen Königtums verstand er nicht ganz zu würdigen. Das Beamtentum mit seiner gleichmäßigen Ordnung war ihm langweilig, den Verkehr mit den alten Geheimen Räten liebte er wenig; er urteilte über den Formalismus des grünen Tisches mit einer Schärfe, die er gegen die Sünden des Adelshochmutes nicht

anwendete, und von allen Wissenschaften war ihm wohl keine innerlich so fremd wie die Rechtswissenschaft, obwohl er den geistvollen rechtshistorischen Forschungen seines Freundes Savigny mit Teilnahme folgte. Von der Armee aber ward er durch seine unmilitärischen Neigungen getrennt. Wohl sprach er mit Stolz von diesem Heere, „dem ersten der Welt", und versicherte oft: ich fühle mich ganz als preußischer Offizier. Auch auf dem Schlachtfelde hatte er sich unerschrocken gezeigt und einmal im Kugelregen den Offizieren, die ihn zur Vorsicht mahnten, gleichmütig erwidert: „Was wär' es denn weiter? Dann würde mein Bruder Wilhelm Kronprinz." Nach dem Kriege führte er den Oberbefehl über das pommersche Armeekorps und lernte viel von seinem geistreichen militärischen Begleiter, Oberst Schack, dem allzufrüh verstorbenen Liebling Yorks. Gleichwohl bemerkte man bald, daß die Pünktlichkeit und das Einerlei des Dienstes dem Prinzen lästig waren. Offenherzige Generale gestanden, er verstehe mit alten Soldaten nicht recht umzugehen, und die ihn näher kannten, wußten wohl, daß er den Krieg verabscheute, daß die Friedensliebe der Hohenzollern diesen Sohn des Hauses nur allzu stark beherrschte. Mit den Offizieren, die er bevorzugte, mit C. v. Röder, Gröben, Willisen, L. v. Gerlach verband ihn mehr die gemeinsame kirchlich-politische Gesinnung als die militärische Kameradschaft.

Der Kronprinz verachtete den bureaukratischen Zwang, und da er über die Ängste der Polizei, über die Mißgriffe der Verwaltung sich sehr freimütig äußerte, so geriet er bei Halbkundigen leicht in den Ruf des Liberalismus; sein Oheim, der starre Hochtory Ernst August von Cumberland beschuldigte ihn gar jakobinischer Neigungen. Er selber war auch keineswegs gemeint, den Strom der Zeit einfach abzudämmen; vielmehr glaubte er sich berufen, zwischen den beiden extremen Parteien, welche die Welt erschütterten, weise zu vermitteln und bezeichnete seine Stellung gern mit dem Ausspruch de Maistres: wir wollen weder die Revolution, noch die Gegenrevolution, sondern das Gegenteil der Revolution. Gneisenau aber schrieb dem Staatskanzler: „der

Kronprinz möchte lieber die Gewässer wieder gegen ihre Quellen leiten als ihren Lauf in die Ebene regeln." Und sein Feldherrnblick sah schärfer als die Selbsterkenntnis Friedrich Wilhelms. Die politischen Ideen Niebuhrs und Savignys wurden von dem Prinzen gelehrig aufgenommen, aber durch die historische Sehnsucht seines erregten Gemüts so lange umgebildet, bis er schließlich der liberalen Welt weit ferner stand, als sein schlichter Vater. Der König hatte sich nicht gescheut, jene „Revolution im guten Sinne" zu wagen, jene soziale Umwälzung, die mit den verrufenen „Ideen von 89" doch vieles gemein hatte, und auch jetzt hielt er die Grundgedanken moderner Staatseinheit und Rechtsgleichheit fest, wenngleich ihn manche Erscheinungen der Zeit mit Besorgnis erfüllten. Der Thronfolger dagegen haßte die Revolution schlechthin, er sah in ihr eine Macht der Finsternis, die aus der Geschichte verschwinden müsse, obwohl sie schon längst ihren Namen mit ehernem Griffel in die Annalen Europas eingetragen hatte.

Mehr und mehr näherte er sich den Anschauungen Hallers und seiner Schüler, der Brüder Gerlach. Also geriet er in einen ebenso tragischen Widerspruch mit den vorwärts drängenden Gedanken des Jahrhunderts, wie weiland sein Vorfahr Joachim I., dem er auch in den Gesichtszügen auffallend ähnelte. So grundverschieden auf den ersten Blick die beiden Charaktere erscheinen mögen, der harte, praktisch nüchterne, engherzige Joachim und sein begeisterter, liebevoller, unerschöpflich wohltätiger Nachkomme: der geistige Hochmut, die Geringschätzung der lebendigen Kräfte einer ringenden und gärenden Zeit war beiden gemeinsam. Wie Joachim aus der festen Burg seiner kanonischen Gelehrsamkeit hoffärtig herabsah auf den plumpen Wittenberger Mönch, der sich erdreistete, den kunstvollen Bau so vieler Jahrhunderte zu zerstören, so wollte Friedrich Wilhelm in den mächtig hereinflutenden liberalen Ideen nichts sehen als Dummheit und Bosheit. Gewiß war seine Gesamtansicht vom Staate tiefsinniger und im Grunde auch freier als die platte Doktrin des liberalen Vernunftrechts, und auch über

viele einzelne politische Fragen urteilte er richtiger als die Gegner: er erkannte die Gebrechlichkeit einer auf Meinungen, nicht auf reale Interessen gestützten Parteibildung und täuschte sich niemals über den Wert der vielbewunderten konstitutionellen Freiheit Frankreichs. Doch er sah nicht, daß hinter den oft so geistlosen Reden der liberalen Kammerredner und Publizisten eine lebensvolle, zukunftsreiche soziale Kraft stand, der Mittelstand der Nation, dessen Reichtum und Bildung mit jedem neuen Friedensjahre stetig wuchs. Ihm entging, daß dieselbe Macht der Geschichte, welche einst die alte ständische Gliederung geschaffen, schon vor dreihundert Jahren den ersten Stand, den Klerus aus seiner Herrenstellung verdrängt hatte und seitdem unaufhaltsam daran arbeitete, auch die anderen ständischen Gegensätze zu mildern. Und wie einst jener Joachim mit aller seiner Klugheit und Strenge nicht verhindern konnte, daß gleich nach seinem Tode die evangelische Lehre in die Marken einzog, so sollte diesem Enkel noch das härtere Schicksal werden, daß er selber den so tief verachteten konstitutionellen Ideen die Tore seines Staates öffnen mußte.

Wer könnte ohne schmerzliche Bewegung das Bild dieses zum Martyrium ausersehenen Fürsten betrachten? Zu allem Herrlichen schien er geboren, verschwenderisch hatte ihm die Natur Kopf und Herz ausgerüstet; nur jene einfachen, massiven Gaben, die den Staatsmann machen blieben ihm versagt. Ihm fehlte der Sinn für das Wirkliche, der die Dinge sieht wie sie sind, und der geradaus das Wesentliche treffende schlichte Menschenverstand. Wie schwer fiel es doch diesem Künstler der Rede, dessen gesprochenes Wort so viele bestach, in seinen Denkschriften und Briefen bestimmt zu sagen, was er eigentlich wollte. Durch gehäufte Ausrufungszeichen und zwei- und dreifache Unterstreichungen suchte er zu ergänzen, was er trotz seiner seltenen Sprachgewalt nicht ausdrücken konnte; der klare Geist bedarf solcher Krücken nicht, weil er durch den Bau seiner Sätze den Leser zwingt, die Worte richtig zu betonen. Ihm fehlte auch die frische Kraft des Wollens. Die Offiziere bemerkten bald, daß er nicht zu be-

fehlen verstand und seinen Geboten schlecht gehorcht wurde. Seine Stimmung sprang jählings um von gütiger Hingebung zu aufbrausender Heftigkeit, und sein blendender Witz gemahnte oftmals an den tatlosen Humor Hamlets. Solche Bedenken wurden schon damals laut; General Wolzogen faßte sie höflich umschreibend dahin zusammen: gewiß, er ist ein Genie, aber ich zweifle, ob Preußen ein Genie ertragen kann. Für uns Nachlebende fällt noch ein rätselhaftes pathologisches Moment ins Gewicht, das der freimütige Historiker zwar nur erwähnen, aber nicht verschweigen darf. Es ist möglich, daß die unheimliche Krankheit, welche diesen reichen Geist am Abend seines Lebens mit ihrem nächtigen Schleier bedeckte, schon in früheren Jahren sich auf Augenblicke angekündigt hat, und unzweifelhaft erwiesen, daß spätestens seit dem Jahre 1848 im Leben Friedrich Wilhelms Wendungen eintraten, welche sich kaum anders als aus augenblicklicher Geistesabwesenheit erklären lassen. Die ersten Spuren dieser schrecklichen Heimsuchung werden wohl immer in Dunkel gehüllt bleiben.

Um diese Zeit machten zwei neue politische Schriften in den hochkonservativen Kreisen Preußens die Runde. Der Restaurator der Staatswissenschaft (der ultramontane Berner Professor von Haller) gab jetzt den allgemeinen Grundsätzen seines großen Werkes die Nutzanwendung und sagte in seiner Schrift „über die Konstitution der spanischen Cortes“ allen konstitutionellen Bestrebungen so schonungslos den Frieden auf, daß die Behörden seiner Heimat für geraten hielten, das Buch zu verbieten. Metternich aber gab dem spanischen Geschäftsträger, als dieser für Österreich das gleiche Verbot forderte, die gelassene Antwort: erst möge man der spanischen Presse die Angriffe auf Österreich untersagen. Und wohl hatte er Grund, den Berner zu beschützen. Denn grausamer war das Ideal der liberalen Doktrinäre noch nie mißhandelt worden. Wenn sich nur mit dieser wohlfeilen Kritik der radikalen Torheiten einige historische Gerechtigkeit gepaart hätte! Kein Wort davon, daß diese monarchische Verfassung ohne monarchische Gewalt

entstanden war in einer Zeit, da König Ferdinand sein Land treulos verlassen hatte; kein Wort von den himmelschreienden Schandtaten des restaurierten Despotismus, welche das königstreue Volk zur Wut gestachelt hatten. Nur „die Sophistenzunft, die mächtige Sekte, die in Frankreich den Thronfolger ermorden läßt", hatte dies Grundgesetz zustande gebracht, und nicht um seinetwillen, sondern um ihre eigene Souveränität zu gründen — dieselben Literatori, die auch in Deutschland schreiend und schreibend an den Thronen rütteln. Haller scheute sich nicht, den Eidbruch offen zu predigen: ein Eid, der den König zur Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze verpflichtet, ist ein Skandal, eine Lästerung Gottes und mithin unverbindlich. Zugleich sprach er nochmals aus, daß sein „gottgewollter" Staat nur eine privatrechtliche Gesellschaft sein und auf alle Kulturzwecke verzichten solle; er verwarf die allgemeine Besteuerung, die Konskription, die Staatsschule und klagte: „so nimmt die Sekte uns zugleich Eigentum, Körper und Seele!" Zum Schluß wendete er sich an Europas Könige, die deutschen zumal: „Fliehet das Wort Konstitution; es ist Gift in Monarchien, darum, weil es eine demokratische Grundlage voraussetzt, den inneren Krieg organisiert und zwei auf Leben und Tod gegeneinander kämpfende Elemente schafft." Nur „Land- oder Provinzialstände, wie die Natur sie schuf," ziemen der Monarchie, auf daß die Idee der Macht durch die freie und freudige Zustimmung der unmittelbaren Getreuen verherrlicht werde. Auch ein Hieb gegen das preußische Kronfideikommiß ward mit angebracht: „veräußert jene ursprünglichen Stammgüter, die Zierden Eures Hauses nicht." Vor allem aber: „Krieg, heiligen Krieg gegen die Sophisten, die sich selbst durch ihre Grundsätze und ihre Verbindung von Eurem Volk gesondert haben!" Jeder Satz schien darauf berechnet, die Kluft zwischen den deutschen Parteien gewaltsam zu erweitern, und in der Tat hat Haller zur Vergiftung unseres politischen Lebens mehr als irgendein anderer Publizist beigetragen.

So fanatische Grundsätze konnte der feine Sinn des Kron-

prinzen sich nicht ohne Vorbehalt aneignen; die freche Anpreisung des Eidbruchs mußte ihn abstoßen. Trotzdem erkannte er nicht, daß dieser Restaurator, der die drei großen preußischen Bürgerpflichten, Wehrpflicht, Steuerpflicht, Schulpflicht, gänzlich verwarf, auch von den Lebensbedingungen des preußischen Staates nichts ahnen konnte. Die Unterscheidung der naturgemäßen Landstände und der demokratischen Konstitution sagte ihm zu, und an das Dasein der über Europa verzweigten Sophistenverschwörung glaubte er alles Ernstes. Der Name Hallers stand eben jetzt, da er dies wütende Libell herausgegeben hatte, im kronprinzlichen Palaste hoch in Ehren, und es scheint sicher, daß man in den Hofkreisen ernstlich daran dachte, den großen Berner Patrizier nach Berlin zu rufen. Da wurde zum Glück Hallers Abfall von der protestantischen Kirche ruchbar, und nunmehr wagte niemand, dem Könige von der Berufung zu sprechen. Auch der Kronprinz hätte den Restaurator jetzt nicht mehr in seiner Umgebung geduldet, denn die evangelische Kirche blieb ihm heilig, obschon er manchen Gedanken des Katholizismus sehr weit entgegenkam.

Noch weiter ab von der Gedankenwelt des protestantischen Nordens lag die Schrift des Grafen de Maistre „vom Papste“, ein Buch, das schon acht Jahre früher, vermutlich zur Bekehrung des Zaren Alexander, verfaßt war, aber erst 1819 in Paris veröffentlicht und erst jetzt in Deutschland bekannt wurde — wohl das schönste Werk der neueren ultramontanen Publizistik, meisterhaft geschrieben, unerbittlich folgerecht in seinen Schlüssen und durchglüht von einer Wärme der Überzeugung, die auch den Gegner zur Achtung zwang. Rund und nett ward hier die furchtbare Lehre der päpstlichen Unfehlbarkeit aufgestellt — eine Doktrin, die sich aus dem Werdegang der römischen Kirche mit logischer Notwendigkeit ergab, aber inmitten der nationalkirchlichen Gebilde des achtzehnten Jahrhunderts sich noch nicht recht offen herausgewagt hatte. Da jedes menschliche Gesetz unvollkommen ist und der Ausnahmen bedarf, so muß eine unfehlbare höchste Gewalt bestehen, ausgestattet mit dem Rechte zu

binden und zu lösen. Den unmittelbar von Gott eingesetzten weltlichen Souveränen wird diese Unfehlbarkeit menschlicherweise beigelegt, wirklich vorhanden ist sie nur in dem Statthalter Christi. Darum verkettet ein Band des Gehorsams alle legitimen Souveräne mit dem heiligen Stuhle, dem Schiedsrichter der Staatenwelt, und nur auf dem Boden der katholischen Glaubenseinheit ist ein gesundes politisches Leben denkbar. Was kümmerte diesen Schwärmer die unbestreitbare Tatsache, daß die politische Entwicklung der protestantischen Völker bisher in leidlichem Frieden verlaufen war, während die Revolution, in dem katholischen Frankreich geboren, die katholischen Staaten, und soeben wieder die beiden Halbinseln Südeuropas, mit krampfhaften Zuckungen heimsuchte? Er hatte für sich die dialektische Kraft des Wortes: wer Autorität sagt, der sagt Papst oder er sagt gar nichts.

Die Angst vor der Revolution beherrschte aber die deutschen Höfe so gänzlich, daß mancher geistreiche Protestant auf die Weisheit des klerikalen Savoyarden schwur, ohne zu bemerken, wie fest jeder Satz dieses wohlgefügten Lehrgebäudes mit der päpstlichen Unfehlbarkeit zusammenhing. Gentz, der im Kerne seines Wesens doch immer ein Kantianer blieb, erklärte de Maistres Schrift für das erste Buch des Jahrhunderts und rief entzückt: „das ist mein Mann!" Einzelne blendende Paradoxen des geistreichen Ultramontanen wurden in der vornehmen Welt mit Frohlocken umhergetragen, so das berühmte Schlagwort, das fast wörtlich mit Haller übereinstimmte: die Fürsten verdanken den Völkern nur leeren Glanz, die Völker verdanken den Fürsten ihr Alles, ihr soziales Dasein. Auch der preußische Kronprinz berauschte sich an dem Weihrauchduft dieser legitimistischen Halbwahrheiten.

Monarchen von starkem Selbstgefühl pflegen ihren Thronfolger mit einer gewissen Härte von den Geschäften fern zu halten. König Friedrich Wilhelm aber schaute mit väterlichem Stolz auf seinen vielverheißenden Erben, der dem Vater stets mit kindlicher Pietät begegnete. Das Mißtrauen, das ihn vor genia-

len Naturen so häufig überkam, verleugnete sich ganz gegenüber diesem Sohne, in dessen Wesen doch vieles lag was im tadelnden Sinne genialisch heißen konnte. Auf Hardenbergs Rat wurde der Kronprinz schon gleich nach dem Kriege in das Staatsministerium eingeführt, und da er es dort wie nachher im Staatsrate nicht an seinen Bemerkungen fehlen ließ, so glaubte der bescheidene König bald in „seinem Fritz" ein überlegenes staatsmännisches Talent zu entdecken, während er in Wahrheit selber einen ungleich schärferen politischen Blick besaß als der Thronfolger. Mit dem geistreichen alten Staatskanzler unterhielt sich der Kronprinz gern, wie er denn im geselligen Verkehr das schöne Vorrecht der königlichen Unparteilichkeit immer ausübte und mit Staatsmännern jeder Richtung, mit W. Humboldt, Schön, Niebuhr — wenn sie nur Geist hatten — freundschaftlich umging. Während des Kampfes um die Steuerreform schrieb er dem Staatskanzler einmal: „Und das Eine müssen Sie mir glauben, daß die Worte: Freundschaft, Vertrauen, Verehrung keine leeren Laute in meinem Munde sind — und wahrlich weiß ich keine anderen zu gebrauchen, wenn ich von meinem Verhältnis zu Ihnen rede." Im Augenblicke des Niederschreibens mochte er, leicht erregbar wie er war, solche Gefühle auch wirklich hegen. Ein festes, dauerndes Zutrauen zu dem alten Herrn, der so ganz ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts war, vermochte er doch nie zu fassen. Der bureaukratisch-liberale Zug der Hardenbergischen Politik blieb ihm verdächtig, und über das anstößige häusliche Leben des Kanzlers äußerte er sich sehr bitter.

Die Zusage der landständischen Verfassung erfüllte den Kronprinzen mit frohen Hoffnungen, da er den gestrengen alten Absolutismus immer nur als einen Notbehelf betrachtet hatte. Aber — daran war ihm kein Zweifel — auf den wiedererweckten, ständisch gegliederten alten Landtagen mußte der Adel eine mächtige Stellung behaupten, ein Stand, dessen Zukunft den Prinzen überhaupt lebhaft beschäftigte. In einer der wenigen Denkschriften, die sich von ihm aus diesen Jahren vorfinden, erörtert

er sehr ausführlich die Frage, ob den Häuptern der reichsunmittelbaren Geschlechter der Titel „regierender Fürst" gebühre — was er bejaht — und verwirft für diese Häuser den unhistorischen Namen der Standesherren, der nur für die privilegierten Baronate Schlesiens und der Lausitz gelten könne: „jetzt vorzüglich, da das ständige Wesen im Werke ist, darf keine Verwirrung in dem Charakter der großen Familien des Landes erzeugt werden." Nicht minder fest stand ihm die Meinung, daß die neuen Provinzialstände sich an die althistorischen Territorien anschließen müßten; darum hieß er die altständische Bewegung der jülich-kleve-märkischen Edelleute willkommen und dankte ihnen, daß sie „ihr Augenmerk dahin richteten dem Neuen ein bewährtes Fundament unterzulegen". Die schwierige Frage, wie sich diese alten Territorialstände mit der neuen Provinzialeinteilung vertragen sollten, erregte ihm wenig Bedenken. Im übrigen wollte er den Untertanen durchaus kein vorlautes Dreinreden in die Verfassungsfrage gestatten, wie er auch in seinen späteren Jahren der Krone gern die Stelle der Vorsehung vorbehielt; das Volk hatte schweigend abzuwarten, was der König über die Landstände verfügen würde. Darum wies er jene allerdings ungestüme Schrift von Görres, der doch auch gut altständisch gesinnt war, so schroff zurück. Die Einberufung der Reichsstände wünschte der Kronprinz damals noch aufrichtig; nur sollten sie sich, gemäß der Verordnung von 1815, „organisch" aus den Provinzialständen herausbilden. Als grundsätzlicher Gegner des Kanzlers war der Thronfolger bisher noch niemals aufgetreten; denn der Streit über die Steuerreform bewegte sich doch nur um die tatsächliche Frage, ob wirklich ein Bedürfnis für die neuen Abgaben vorhanden sei.

Da ward der Kronprinz mit einem Male durch die Entwürfe der Kommunalordnungs-Kommission aus seiner zuwartenden Haltung hinausgedrängt. Wie hätten diese Entwürfe ihm nicht ganz unannehmbar erscheinen sollen, die so scharf mit dem bureaukratischen Besen über die Sonderart der Landschaften dahinfegten, die den Landadel in den Grundfesten seiner alten Macht-

stellung bedrohten, ohne doch eine kräftige Selbstverwaltung für die Kreise zu begründen? Er konnte fortan dem Kanzler nicht mehr folgen, und es lag in der Natur der Dinge, daß er nunmehr mit der altständischen Partei, die ohnehin seinen Neigungen nahestand, sich zu verständigen suchte. Sein Lehrer Ancillon, Wittgenstein, Schuckmann sprachen im gleichen Sinne, und hatte der Kommunal-Ausschuß durch den Versuch übermäßiger Zentralisation schwer gefehlt, so tauchte jetzt im gegnerischen Lager der ebenso bedenkliche Vorschlag auf: ob man nicht lieber die Gemeinde- und Kreisordnung der einzelnen Provinzen ganz in die Hände der künftigen Provinzialstände legen solle? Dergestalt scharte sich aus alten und neuen Gegnern eine mächtige Opposition wider den Kanzler zusammen. Der Wind war ihr günstig, und leicht konnte sie bewirken, daß diese letzten, so erfolgreich begonnenen Reformen des greisen Staatsmannes ein Stückwerk blieben.

* *
*

Selten hat sich so fühlbar die alte Wahrheit bestätigt, daß Männer den Lauf der Zeiten beherrschen. Friedrich Wilhelm der Vierte blieb acht Jahre hindurch der Mann des Schicksals für Deutschland; die Kräfte, die er weckte, und weit mehr noch die Gegenkräfte, die er wider sich aufrief, trieben unser Volk der Revolution entgegen. Aber selten auch ward so anschaulich, daß die Zeit sich ihre Männer bildet. Der rätselhafte Charakter des neuen Königs war selbst nur eine letzte feine Blüte der langen, kaum erst überwundenen Epoche ästhetischer Überschwenglichkeit; erst den tatkräftigeren Söhnen eines anderen abgehärteten Geschlechts, das die Greuel der Revolution durch die Gassen hatte rasen sehen, sollte gelingen, was diesen weichen Händen mißraten mußte. Eine so eigenartige Ansicht von der Vollgewalt des Königtums, wie dieser Fürst sie in begeistertem Herzen hegte, hatte mit der frivolen Selbstvergötterung der Bourbonen, mit der gedankenlosen Ruheseligkeit der Wiener Hofburg gar

nichts, mit der pfäffischen Königskunst der Stuarts auch nur wenig gemein; sie konnte, gleich dem künstlerischen Absolutismus König Ludwigs von Bayern, nur auf deutschem Boden erwachsen, nur auf dem Boden jener romantischen Weltanschauung, welche in der schrankenlosen Entfaltung aller Gaben, in der Selbstgewißheit und dem Selbstgenusse des stolzen Ichs ihr Ideal fand. In der gedrückten und beengten Zeit rief jedermann nach Freiheit, niemand lauter als der neue König. Aber vor allen wollte er selber frei sein, um auf den Höhen des Lebens sich auszuleben, die Fülle seiner königlichen Weisheit und Gestaltungskraft zu betätigen. Er glaubte an eine geheimnisvolle Erleuchtung, die den Königen vor allen anderen Sterblichen durch Gottes Gnade beschieden sei; er hegte ein warmes Zutrauen zu den Menschen und meinte die Zeit zu verstehen, weil er allem Schönen und Großen was sie bot mit feinsinniger Empfänglichkeit gefolgt war. Darum dachte er kraft seiner königlichen Vollgewalt seinem geliebten Volke mehr wahre Freiheit zu schenken als jemals eine geschriebene Verfassung gewähren könne.

Friedrich Wilhelm hatte das fünfundvierzigste Lebensjahr fast erreicht, und seine gedunsene Gestalt mit den geistreichen, aber schlaffen, bartlosen Gesichtszügen erschien trotz der jugendlich unruhigen Bewegungen schon etwas gealtert. Wieviel hatte er auch schon erlebt in diesen langen Jahren des Wartens, welche Huldigungen waren ihm zuteil geworden von jenen fernen Tagen an, da die alte Albertina den dreizehnjährigen Knaben zu ihrem Rektor erwählte, und am letzten Geburtstage seiner Mutter „des Vaterlandes blühende Hoffnung" durch eine Denkmünze geehrt wurde, bis herab zu den späteren Zeiten, da Goethe weissagte, dies große Talent müsse neue Talente wecken, und jedermann die Geisteshoheit des Kronprinzen bewunderte. Seit langem schon führte er den Vorsitz im Staatsrate wie im Ministerium und glaubte daher das ganze Getriebe des Staats zu übersehen. Sein Vater sorgte jedoch mit seinem schlichten Menschenverstande dafür, daß diese einem Thronfolger wenig angemessene glän-

zende Stellung nicht zu einer Mitregentschaft entartete. Der alte König war in seinem Hause weit mehr der Herr als im Staate; seine Kinder blickten zu ihm alle empor mit jener scheuen Ehrfurcht, welche ernste, wortkarge Väter selbst begabteren Söhnen einzuflößen wissen. Der politische Einfluß des Kronprinzen reichte nicht sehr weit. Einzelnen Personen, zumal rechtgläubigen Geistlichen konnte er wohl durch seine Fürsprache vorwärts helfen; auch die wenig erheblichen Verhandlungen mit den Provinzialständen blieben fast ausschließlich seiner Leitung überlassen. Aber alle entscheidenden Beschlüsse faßte der alte Herr so ganz nach eigenem Ermessen, daß der Thronfolger seine Ohnmacht bald sehr schmerzlich empfand und einen stillen, beständig wachsenden Groll gegen das alte Regiment faßte.

Er haßte nicht nur die bureaukratische Formenstrenge, die er als „Diener-Anmaßung“ abzufertigen liebte, ohne ihre großen Vorzüge zu würdigen; er verabscheute noch mehr den ganzen Geist dieser Regierung, der ihm von der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts nur wenig abzuweichen schien. Wenn er als Kronprinz in Charlottenhof dicht unter dem Hügel von Sanssouci weilte, in der rosenumrankten Villa, die ihm der Vater geschenkt und Schinkel mit italienischer Anmut ausgeschmückt hatte, dann verglichen die Gäste zuweilen in erregten Gesprächen Vergangenheit und Zukunft. Das aufstrebende junge Geschlecht meinte der alten Zeit durch den Schwung, die Gläubigkeit, die Gemütstiefe, die Ironie der Romantik weit überlegen zu sein. Friedrich Wilhelms Herzensfreund Prinz Johann von Sachsen besang in feierlichen Trochäen die kalte Marmorpracht der Königssäle da droben:

Ist es nicht, als ob er hier noch tönte,
Jenes beißenden Jahrhunderts Witz? —

und schilderte dann in hüpfenden Daktylen das Gartenhaus drunten mit seiner jugendlichen Fröhlichkeit:

Hier fühlt man schlagen, was ewig dort fehlet,
Neben dem Geist ein erwärmendes Herz.

Bald nach seiner Thronbesteigung schlug der neue König selbst

in dem Schlosse des großen Friedrich sein Hoflager auf, was keiner seiner beiden Vorgänger gewagt hatte. Die unausbleiblichen erdrückenden Vergleichungen erschreckten ihn nicht, denn er hoffte, daß jetzt zum zweiten Male von diesem „historischen Hügel" herab ein neuer Geist sich über das Land ergießen würde, ein anderer freilich als der friderizianische, der Geist des christlichen Staates. In ernster Arbeit und schweren Seelenkämpfen hatte er die rationalistischen Lehren seiner Jugenderzieher längst überwunden und den Glauben als die höchste Potenz der Vernunft begriffen. Unauslöschlich stand in seinem Herzen der Spruch des heiligen Augustin: das unwandelbare Licht Gottes war über mir, weil es mir das Dasein gegeben, und ich war unter ihm weil es mich erschaffen hat. Daraus ergab sich ihm „der unaussprechliche Unterschied des Schöpfers und Geschöpfes, daher auch der Wahnsinn, die Gottheit aus dem eigenen Wesen, als einem Analogon der Gottheit!!! zu konstruieren." Nichts war ihm darum hassenswürdiger, als „die Drachensaat des Hegelschen Pantheismus"; tiefsinniger als Hegel erkannte er, daß jedes Zeitalter nicht bloß als eine Entwicklungsstufe für die Zukunft etwas bedeutet, sondern seinen selbständigen Wert, seine eigene Beziehung zu Gott hat. Die neue Zeit aber, die jetzt heraufgraute, sollte mit der Erbschaft der alten Aufklärung gründlich aufräumen, die Revolution durch die Freiheit, die fleischliche Freiheit durch die christliche, den mechanischen durch den christlichen Staat überwinden.

Eine Welt herrlicher Pläne hatte er sich mit künstlerischer Phantasie schon ausgesonnen, und nun, da er der Herr war, drängte ihn sein liebevolles Gemüt, das überall augenblicklich Freude bereiten, überall glückliche Gesichter um sich sehen wollte, sie alle zu verwirklichen. Er dachte die provinzialständische Verfassung durch die Einberufung eines ständisch gegliederten Reichstags zu vollenden, nimmermehr durch eine papierene Konstitution; denn obwohl er allen politischen Theorien seine Verachtung auszusprechen liebte, so war er doch selbst ganz durchdrungen von einer unwandelbaren politischen Doktrin. Jener künstliche

Gegensatz des revolutionären Repräsentativsystems und des legitimen Ständewesens, welchen Gentz einst in der Karlsbader Denkschrift vom Jahre 1819 geschildert hatte, erschien ihm als eine unumstößliche Wahrheit; wie die alte Naturrechtslehre an ein abstraktes, über allen positiven Gesetzen erhabenes Vernunftrecht glaubte, so er an ein historisches Recht der Stände, das ohne Zutun der Staatsgewalt entstanden, auch von ihr nur anerkannt, nicht aufgehoben werden könne. Die Wahrheit, daß der rechtsbildende Gemeingeist der modernen Völker sich am stärksten in ihren Staatsgesetzen betätigt, verachtete er als eine Verirrung der hegelianischen Staatsvergötterer; von dieser „Staatsallmacht" sollte seine christliche Monarchie sich allezeit fern halten. Hallers Staatslehre feierte jetzt da ihr Urheber schon das siebzigste Jahr überschritten hatte, ihren höchsten Triumph, nur daß diese derbprosaische Machttheorie sich in der Seele Friedrich Wilhelms zu einem reichgeschmückten künstlerischen Bilde ausgestaltete: die Idee der Staatseinheit galt ihm gar nichts, genug wenn alle Stände und alle Landschaften seines weiten Reichs sich frei und farbenprächtig in ihrer historischen Eigenart entfalteten, auch die Wenden, auch die Litauer, die Kassuben, die Masuren sich ungestört ihrer volkstümlichen Sprache und Sitte erfreuten.

Alle Härten des alten Systems dachte er zu mildern; also Verzeihung für die Demagogen, auch für die Polen, die er als widerrechtlich Unterdrückte bemitleidete; Freiheit für die Presse, und vornehmlich für die Kirche. Den Groll der Katholiken über den Kölnischen Bischofsstreit hoffte er durch hochherzige Zugeständnisse zu versöhnen. Die evangelische Landeskirche aber und die oberstbischöfliche Gewalt des Königtums betrachtete er kaum als zu Recht bestehend: wenn der Protestantismus nur erst alle ungläubigen Elemente ausgestoßen hätte, dann sollten sich die Gemeinden der Gläubigen aus eigener Kraft, ungestört von der Staatsgewalt, ihre Kirche neu erbauen, und also die unsichtbare Kirche sichtbar werden. Auch die knappe Sparsamkeit des alten Regiments betrachtete er längst mit Unwillen: um eine prächtige, geschmackvolle, des hohenzollerschen Namens würdige

Hofhaltung hoffte er alles zu versammeln was Deutschlands Kunst und Wissenschaft an großen Namen besaß. Schon als Kronprinz hatte er den Ausbau der Marienburg und des Kölner Doms gefördert, zu Castel auf der Felsplatte hoch über der Saar die Gruftkirche seiner lützelburgischen Ahnen, auf Stolzenfels das Rheinschloß der trierischen Kurfürsten stattlich hergestellt, auf Stahleck die Pfalzgrafenburg der Altvordern seiner Gemahlin wieder zugänglich gemacht; jetzt sollten überall die halb zertrümmerten Bauten der deutschen Vorfahren prächtig auferstehen und zugleich den schöpferischen Talenten des jungen Künstlergeschlechts eine Fülle neuer Aufgaben gestellt werden. Jeder frischen Kraft des vaterländischen Lebens wollte der christliche Monarch sorgsam gerecht werden: dem Handel, dem Gewerbfleiß, dem Verkehre und nicht zuletzt den arbeitenden Massen, deren wachsende Macht er schon als Kronprinz, früher als die meisten Zeitgenossen, scharfsichtig würdigte.

Von der überlieferten auswärtigen Politik war er nicht gemeint sich gänzlich loszusagen; er betrachtete den Bund der Ostmächte als den Schutzwall wider die Revolution, seine alte Verehrung für Metternichs Weisheit hatte sich mit den Jahren nur gesteigert, und gegen den russischen Schwager zeigte er sich schwächer als sein Vorgänger. Der alte Herr hatte „den lieben Niks“ wie einen Sohn geliebt, aber ihn in seiner stillen Weise immer in Schranken gehalten. Dem neuen Könige war die Härte des Zaren tief zuwider, und vor Vertrauten äußerte er sich oft sehr bitter über „Seine Autokratische Majestät“, doch er empfand vor ihm jene geheime Furcht, welche der überlegene Wille dem überlegenen Geiste aufzwingt. Dabei fühlte er doch sehr lebhaft, daß seine innere Politik weder mit dem gemütlichen Seelenschlafe des alten Österreichs, noch mit der knechtischen Stille des Zarenreichs irgend etwas gemein haben durfte, und ersehnte die Zeit, da England wieder in den alten Vierbund eintreten, Preußen aber, gestärkt durch ein engeres Bündnis der beiden protestantischen Großmächte, etwas freiere Hand in Europa erhalten würde. Diesem stammverwandten Inselvolke widmete er seit einigen

Jahren eine feurige durch Bunsens enthusiastische Briefe beständig geschürte Bewunderung. Mit Freuden nahm er wahr, wie die Anglomanie seit dem Ende der dreißiger Jahre überall in Mitteleuropa, bis nach Ungarn hinein, unter dem Adel überhandnahm, Trachten und Sitten der englischen Sportsmen von der vornehmen Welt eifrig nachgeahmt wurden. Er sah in der britischen Verfassung das Musterbild jener organischen Entwicklung, die er, in anderen Formen freilich, für seinen eigenen Staat erhoffte, und teilte die unter dem liberalen Adel wie im Bürgertum weit verbreitete Meinung, daß England unser natürlicher Bundesgenosse sei. Immerhin hatte er schon mehr politische Erfahrung gesammelt als die freiwilligen Staatsmänner des Liberalismus und erkannte wohl, daß die Verbindungen der Staaten nicht allein durch ihre innere Verwandtschaft bestimmt werden; nur wenn der alte Ostbund unerschütterlich fortbestehe, hielt er das engere Bündnis der zwei protestantischen Mächte für möglich.

Noch lebhafter beschäftigte ihn Preußens deutsche Politik. Er rechnete nicht auf ein langes Leben und sagte bald nach seiner Thronbesteigung: ob diese kurze Regierung ruhmreich werde, das wisse er nicht, aber einen deutschen Charakter solle sie tragen. Da er „die Vorurteile" des friderizianischen Zeitalters verachtete und dem alten Kaiserhause neidlos den Vortritt überließ, so hielt er den Deutschen Bund mitsamt der friedlichen Zweiherrschaft für eine höchst segensreiche Einrichtung, und sein Ehrgeiz ging nur dahin, daß Preußen diese trefflichen Institutionen beleben, dem Bunde die wirksame Leitung des Heerwesens, der Verkehrsverhältnisse, der Handelspolitik verschaffen müsse. Wie die erweiterte Bundesgewalt sich mit dem Zollvereine vertragen sollte, der doch ohne und gegen den Bund entstanden war — solche Fragen legte er sich kaum vor; denn sein preußisches Staatsgefühl blieb allezeit schwächer als die unbestimmte Begeisterung für Deutschlands Einigkeit, und der Gedanke, im Kampfe mit Österreich die Führung der Nation für Preußen zu fordern, lag gänzlich außerhalb seines Gesichtskreises. Unter

allen hohenzollerschen Königen war er der friedfertigste, friedfertiger noch als sein Vater und darum auch der einzige, der nie einen ernsten Krieg geführt hat. Auf eines seiner Museen ließ er den alten Cäsarenspruch setzen: Melius bene imperare quam imperia ampliare — ein Wort, das dem Beherrscher eines Weltreiches wohl anstand, doch wahrlich nicht dem Könige eines jungen, unfertigen Staates mit lächerlichen Grenzen. Er war kein Mann des Degens; nur ungern bestieg der Kurzsichtige ein Roß, und wenngleich er bei den Manövern die Offiziere oft durch seine scharfsinnigen kritischen Bemerkungen überraschte, so fühlten sie doch alle, daß er diese kriegerischen Pflichten nur aus Gewissenhaftigkeit, ohne Freude erfüllte. Sein Herz hing an dem Glücke des Friedens. Alle die friedlichen Segnungen aber, welche sein Volk unter der christlich-ständischen Monarchie zu erwarten hatte, sollten allein ausgehen von der Weisheit der Krone; denn wie ein Patriarch des Alten Testaments verstand er seine Würde, recht eigentlich als eine väterliche von Gott selbst zur Erziehung der Völker eingesetzte Gewalt erschien ihm das Königtum. Auf die Person des Monarchen bezog er alles was im Staate geschah. Der höchste Zweck der freien Presse war ihm „das Aufdecken von Mißbräuchen und Unbilden, von denen Ich auf keinem anderen Wege unterrichtet werden dürfte"; und wenn er seinen Untertanen zürnte, dann sagte er drohend: „ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Rute fühlen zu lassen ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen."

Wenn sich nur unter allen diesen vielverheißenden Plänen des Thronfolgers ein einziger völlig ausgereifter, staatsmännisch durchdachter Entwurf befunden hätte! Indes jene leidenschaftliche Lust am Erfolge, selbst am verkümmerten Erfolge, welche den Mann der Tat bezeichnet, war ihm völlig fremd. Er liebte an der Fülle seiner Gedanken wie an einem künstlerischen Spiele sich zu weiden, und in den langen Jahren des Harrens verlernte er fast zu fragen, wie alle diese Herrlichkeit ins Leben treten solle. Sogar den Plan der Befreiung der evangelischen Kirche, der ihm unter allen das Herz am stärksten bewegte, dachte er

nur sieben Jahre lang mit ganzem Ernst zu fördern; zeige sich dann der Widerstand unüberwindlich, so wollte er das Buch zuschlagen. So sprach nicht ein geborener Herrscher, sondern ein phantasiereicher Kopf, der sich den Eindrücken des Lebens mehr hingab als sie selbst bestimmte, eine weiche Natur, die im Vertrauen auf Gott und die Menschen allezeit hoffte, die Dinge würden nach ihren Wünschen gehen und dann das Mißlingen nicht der eigenen Schwäche, sondern dem unerforschlichen Ratschlusse der Vorsehung zuschrieb. Auf seinem Schreibtisch in Sanssouci standen nebeneinander die Statuetten der Venus von Melos, des frommen Gellert, des Zaren Nikolaus, beredte Zeugen einer wunderbaren Empfänglichkeit, die in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche alles Bedeutende zu verstehen suchte, ohne irgendwo ganz heimisch zu werden.

Im Gespräche mit den Helden des deutschen Geistes zeigte er eine so blendende Überlegenheit, daß Leopold Ranke staunend sagte: er ist unser Aller Meister. Und doch war er kein Meister, sondern nur der größte aller jener geistreichen Dilettanten, an denen die vielgestaltige moderne Kultur so reich ist. Auf keinem der unzähligen Gebiete des geistigen Lebens, die sein ruheloser Geist zu umfassen strebte, zeigte er sich wahrhaft mächtig. wahrhaft schöpferisch, am wenigsten in seinem politischen Berufe. In späteren Jahren wetterte einmal ein klagender Bauer, der von dem Monarchen an den Staat gewiesen wurde, über diesen „Racker von Staat", und der König pflegte dies geflügelte Wort halb im Scherz zu wiederholen. In seinem Munde war es leider mehr als ein Scherzwort; die unerbittliche Regelmäßigkeit der Staatsgeschäfte widerte ihn ebenso tief an wie die Härte der politischen Machtkämpfe, obgleich er die Arbeiten seines königlichen Amts mit gewissenhaftem Fleiße, bis in die tiefe Nacht hinein besorgte. Immer atmete er auf sobald er sich aus dieser Welt der Nüchternheit in sein eigenes reiches Ich zurückziehen konnte, und nie war er glücklicher, als wenn er, berauschend und berauscht, die Flut seiner Gedanken und Gefühle in begeisterter Rede ausströmen ließ. „Es ließ mir keine Ruh', ich mußte

reden," so sagte er dann, durchaus ehrlich, zu seinen Freunden. Nur die ihn nicht kannten, beschuldigten ihn einer schauspielernden Berechnung, welche seinem Charakter fern lag. Sein volles Herz auszuschütten, an der Pracht hoher Bilder, an dem Wohllaut der heißgeliebten, mit Meisterhand gepflegten Muttersprache sich zu erfreuen war ihm Bedürfnis. Die Wirkung dieser gesprochenen Selbstbekenntnisse stellte er dem barmherzigen Himmel anheim, ganz anders als sein Ahnherr Friedrich, der, auch ein geborener Redner, immer zum Zwecke sprach, jeden Satz auf den Willen der Hörer berechnend, und nie vergaß, daß Königsworte nur wenn sie Taten sind in der Nachwelt fortleben. Jenen unbewußten Schauspielerkünsten freilich, welche jedem begabten Redner nahe liegen, unterlag er oftmals; wenn er an froher Tafelrunde in allen Augen den Abglanz seiner eigenen siegreichen Persönlichkeit widerstrahlen sah, dann sagte er oft mehr als in seinem Willen lag.

Und seltsam, während sonst Naturen von so vielseitiger Empfänglichkeit sich anderen anzuschmiegen pflegen, stand Friedrich Wilhelm ganz auf eigenen Füßen. Hier lag das Rätsel dieses seltsamen Charakters, hier der Grund, warum er selbst von großen Köpfen so oft überschätzt wurde. In sorgloser Heiterkeit, ganz unantunlich, wie die Holländer sagen, schritt er durch das Leben; kraft der Weihe seines königlichen Amtes, kraft seiner persönlichen Begabung glaubte er alle Welt weit zu übersehen, und es gefiel ihm zuweilen, seine Absichten in ein ahnungsvolles Dunkel zu hüllen, durch halbe, unklare Worte die kleinen Sterblichen in Verwirrung zu setzen. Ohne durchgreifende Willenskraft, ohne praktischen Verstand, blieb er doch ein Selbstherrscher im vollen Sinne. Niemand beherrschte ihn; aller Glanz und alle Schmach seiner Regierung fiel auf ihn selbst allein zurück. Auf den Widerspruch seiner Räte ließ er wohl einen Lieblingsplan plötzlich fallen, und dann schien es eine Weile, als ob die Gedanken in diesem unruhigen Kopfe wechselten wie die Bilder im Wandelglase — bis sich endlich mit einem Male zeigte, daß der König an seinem ursprünglichen Plane mit einer seltsamen

stillen Zähigkeit festgehalten hatte und, trotz allem was dazwischen lag, zu ihm zurückkehrte. Er gab nichts auf und setzte wenig durch. Neigungen des Gemüts und fertige Doktrinen bestimmten seine Entschlüsse; Gründe der politischen Zweckmäßigkeit konnten dawider nicht aufkommen.

Und diese Unabhängigkeit von fremdem Urteile war ein Glück für den Monarchen; denn aller Menschenkenntnis bar zeigte er eine höchst unglückliche Hand in der Wahl seiner Ratgeber, eine wunderliche Neigung, bedeutende Männer an die falsche Stelle zu setzen oder sie durch unmögliche Zumutungen rasch zu vernutzen, so daß, außer den beiden persönlichen Vertrauten Thile und Stolberg, nur ein einziger seiner Minister, Eichhorn, die acht Jahre bis zur Märzrevolution ganz bei ihm ausgehalten hat. In allem abweichend von der unzugänglichen Schüchternheit des Vaters, liebte er jedermanns Meinung zu befragen; in der Unterhaltung hörte er freimütigen Widerspruch gern, ja er schien ihn durch kecke Behauptungen fast herauszufordern. Den Freunden beteuerte er seine Zuneigung mit einer Überschwenglichkeit, die ihn oft in den Verdacht der Falschheit brachte, obwohl sie stets der unwillkürliche Ausdruck seiner Stimmung war. Feinsinnig erriet er alle Wünsche seiner Getreuen und erfüllte sie mit königlicher Freigebigkeit, zart und rücksichtsvoll schonte er ihre menschlichen Schwächen. Wenn er gewinnen wollte, dann entfaltete er eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und verschmähte selbst die kleinen weiblichen Künste des Schmollens nicht. Gleichwohl fühlte er sich durch seine königliche Würde so hoch erhoben, daß ihm die Personen im Grunde wenig galten. Mit erstaunlicher Kälte konnte er sich von altbewährten Vertrauten trennen, wenn sie ihre abweichende Meinung öffentlich kundgaben und ihm seine Zirkel störten. In jedem erklärten politischen Gegner sah er einen persönlichen Feind, und nach der Weise aller Gemütsmenschen behandelte er dann die entfremdeten Freunde ebenso hart und ungerecht wie vordem zärtlich und liebevoll, obgleich er es oft als seinen heißesten Herzenswunsch aussprach gegen jedermann streng gerecht zu sein.

Nicht bloß seine äußere Erscheinung, auch sein edel aber
nglücklich angelegter Geist gemahnte an das Dichterbild des
amlet. Wie reich war er an schönen, hohen Gedanken, und
och so unsicher in seinen Entschlüssen, daß seine Minister beim
schlusse einer Sitzung nie erraten konnten, ob er noch dieselbe
Meinung hegen würde wie am Anfang. Seine Frömmigkeit kam
us den Tiefen eines gottbegeisterten Herzens, seine milde Hand
hwelgte in den Werken einer jeden Schein verschmähenden christ-
chen Barmherzigkeit; und dieser Gütige konnte, wenn der Jäh-
orn ihn übermannte, sich bis zur Grausamkeit verfolgungs-
ichtig zeigen. Selber sittenstreng, urteilte er hart, fast prüde
ber lockeren Lebenswandel; das schloß nicht aus, daß er an
ftigen Eulenspiegeleien und Berliner Straßenwitzen seine Freude
nd. Wie groß war sein Wissen und sein Wissensdrang; aber
e reinste Blüte aller Bildung, die Einfachheit des Fühlens und
enkens blieb ihm unverständlich und unerreichbar; überall suchte
das Absonderliche, weitab von der Heerstraße; immer mußte
witzig und geistreich sein, selbst wenn er durch einen paradoxen
infall den Erfolg eines politischen Geschäfts gefährdete. Die
ännliche Kraft des Leibes und der Seele, welche allein so viele
iderspreckende Gaben im Einklang halten konnte, war ihm
ersagt, und zuweilen ließen sich schon die Spuren einer schlechthin
ankhaften Anlage erkennen.

Der alte König hatte immer, oft allzu ängstlich, die Gegen-
tze zu beschwichtigen versucht, immer gehandelt nach dem alten
rundsatze, daß die erste Pflicht jeder Regierung gebietet be-
immte politische Überlieferungen festzuhalten; zuletzt, in den
agen seines erstarrenden Alters, war es dahin gekommen, daß
Minister Alvensleben beruhigt sagte: wir kennen die Meinungen
es Monarchen ganz genau und können unsere Berichte stets also
bfassen, daß wir der Genehmigung sicher sind. Wie anders der
eue Herrscher. Er beabsichtigte ebenfalls die Traditionen seiner
lten Monarchie in Ehren zu halten; doch durch seine vielver-
eißenden Reden, durch die Fülle seiner Pläne, durch sein unstet
bspringendes Wesen, durch das beständige Aussprechen persön-

licher Gefühle wirkte er überall so aufregend und aufreizend, daß bald ein Sturm der Leidenschaften sein ruhiges Land durchtobte und er selbst dem Schicksal des Zauberlehrlings verfiel. Die Schwäche jeder neuen Regierung, die Unberechenbarkeit aller Verhältnisse, währte unter dem vierten Friedrich Wilhelm nahezu acht Jahre, bis eine furchtbare Niederlage des Königtums die ganze Lage veränderte. Und wenn nur die Zeit und ihr königlicher Erwecker einander irgend verstanden hätten! Er aber hatte sich in einem seltsam verschlungenen Entwickelungsgange so eigentümliche Ideale gebildet, daß er zuweilen in den Worten, niemals in der Sache mit der Durchschnittsmeinung der Zeitgenossen übereinstimmen konnte; er redete eine andere Sprache als sein Volk. Man jauchzte ihm zu, weil er nach dem Wunsche aller Welt dem Zwange, der Stille des alten Systems ein Ende bereitete, und auch durch die Form seiner Reden schien er zu beweisen, daß niemand sich völlig von seiner Zeit lossagen kann; denn ganz wie die Poeten des jungen Deutschlands, die er so tief verabscheute, liebte er durch das Ungewöhnliche zu blenden und verschmähte Schlichtes schlicht zu sagen. Doch wenn er von Freiheit sprach, so meinte er sein althistorisches Ständewesen, das nur die Macht des Beamtentums, nimmermehr die monarchische Gewalt beschränken sollte, während seine Zuhörer an das Repräsentativsystem dachten, das man allmählich für die einzige eines gesitteten Volkes würdige Staatsform ansah. Wenn er die deutsche Einheit pries, so dachte er an den Deutschen Bund und dessen friedliche Fortbildung, derweil die Gebildeten das ganze Treiben in der Eschenheimer Gasse schon längst als einen gespenstischen Mummenschanz verurteilten. Wenn er von der Selbständigkeit der Kirchen redete, so stimmte ihm jedermann zu, denn wer konnte dem Zauberworte der Freiheit widerstehen? — aber die christliche Gesinnung, die er für die freien Gemeinden der Gläubigen verlangte, war den Wortführern des Zeitgeistes völlig fremd, und alle die edlen Stiftungen seiner großartigen Wohltätigkeit, die von ihren Pfleglingen noch heute dankbar gesegnet werden, galten der Welt für Frömmelei und Muckerei. Wenn er der

Kunst und Wissenschaft freie Bahn versprach, so dachte er an die alte Naturphilosophie und die romantische Dichtung, geistige Mächte, welche das selbstgefällige neue Geschlecht längst überwunden zu haben glaubte.

So ward die erste Zeit seiner Regierung eine lange Kette von Mißverständnissen, und an dieser wechselseitigen Verkennung trug der König ebensoviel Schuld wie die unklar gärende Zeitstimmung, die ihn erst für ihren Helden hielt, um ihn dann mit der ganzen Bitterkeit der Enttäuschung zu bekämpfen. Selbst General Gerlach, der getreue Freund und Diener, sagte zuweilen: „die Wege des Herrn sind wunderbar," und der nicht minder ergebene Bunsen schrieb neben die Klage des Königs: „Niemand versteht mich, niemand begreift mich" die verzweifelte Randbemerkung: „Wenn man ihn verstände, wie könnte man ihn begreifen!" Friedrich Wilhelm vermochte nicht, wie sein ebenso phantasiereicher bayrischer Schwager, durch despotische Härte und durchtriebene Schlauheit sich aus selbstverschuldeten Verwicklungen herauszufinden; er rieb sich auf in unfruchtbaren Versuchen, bis die Geschichte über ihn hinwegschritt. Weder zum herzhaften Genusse, noch zu herzhafter Tat besaß er die Kraft, und obwohl ihn die angeborene muntere Laune nie ganz verließ, so fühlte er sich doch innerlich unbefriedigt. Er erkannte bald mit Schmerz, daß ihm nichts gelinge, und die aufgeregte Zeit war nicht in der Stimmung, diesem stillen Leiden eines hochbegabten Geistes menschliche Teilnahme zu zollen. Der von dem Berufe der Könige von Gottes Gnaden so überschwenglich hoch dachte, mußte noch erleben, daß sein Regiment den Glauben an das Königtum in einem altmonarchischen Volke tief, zum Glück nicht für immer, erschütterte. Es war, als wollte die Vorsehung diesem überbildeten und den Wert der Bildung maßlos überschätzenden Geschlechte an einem tragischen Beispiele zeigen, wie wenig in den Machtkämpfen des Staatslebens Geist, Wissen, Edelsinn, Herzensgüte vermögen ohne die schlichte Kraft eines männlichen Willens. In dem großen Zusammenhange der deutschen Geschichte erscheint diese tief unglückliche Regierung doch als eine notwendige, heilsame

Schickung; denn unter einem stärkeren König wäre der unvermeidliche Übergang der stolzen preußischen Monarchie zur konstitutionellen Staatsform schwerlich ohne furchtbare Kämpfe erfolgt. —

Das Schicksal fügte, daß fast zu gleicher Zeit mehrere der wichtigsten Staatsämter durch Todesfälle erledigt wurden. Wenige Wochen vor dem alten Könige war Altenstein gestorben, schon etwas früher sein frommer Ratgeber Nicolovius. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, starb der treue Stägemann, der solange in allen vertraulichen Angelegenheiten die Feder für den Monarchen geführt hatte. Schinkel wurde in der Kraft seiner Jahre von einer schrecklichen Krankheit ergriffen, die seinen Geist umnachtete und ihn bald dahinraffen sollte. Den Tod des Grafen Lottum und des Kriegsministers General Rauch erwartete man binnen kurzem; beide fühlten sich altersmüde. Der ebenfalls hochbejahrte Fürst Wittgenstein hielt sich geflissentlich von den Geschäften zurück und äußerte bitter, mit dieser verwandelten Welt wolle er nichts mehr gemein haben. So ward denn überall Raum für frische Kräfte, und aufjubelnd schrieb Peter Cornelius: „es naht eine Fest- und Frühlingszeit für ganz Deutschland!“ Deutschland hatte aber in diesem Vierteljahrhundert erstaunlich rasch gelebt, und durch die lange Regierungszeit des alten Königs wurde die natürliche Folge der Generationen verschoben. Die neuen Männer, welche jetzt in die Höhe kamen, gehörten nicht der Jugend an; sie waren zumeist, gleich ihrem königlichen Gönner, aufgewachsen unter den bestimmenden Eindrücken der Befreiungskriege, der Zeit der Restauration und der religiösen Erweckung; manche von ihnen bewahrten auch noch die Freiheitsideale der ältesten Burschenschaft treu im Herzen. Das allerjüngste radikale Geschlecht jedoch belächelte sie schon als Reaktionäre, ihre christlich-germanischen Ideen erschienen der neuen Aufklärung der Junghegelianer sogar noch hassenswürdiger als die trocken verständige Bureaukratie des alten Systems.

Unter allen stand Königin Elisabeth dem Herzen des Königs am nächsten. Ihr widmete er eine unbegrenzte Zärtlichkeit, fast über das Maß hinaus, das einem Herrscher erlaubt ist. Als er

sich, von Tränen überströmt, ganz in Rührung zerfließend vom Todesbette seines Vaters erhob, sagte er zu ihr: „Jetzt stütze mich, Elise, nun bedarf ich der Kraft.“ Wenn er gepeinigt von der jeden Entschluß erschwerenden Überfülle seiner Gedanken, aufgeregt durch die Geschäfte zu ihr heimkehrte, dann empfing sie ihn immer gleich heiter, geistreich, liebevoll; nur wenn der Jähzorn ihn ganz aus der Fassung brachte, schaute sie ernsten Blicks im Zimmer umher und sprach: „ich suche den König.“ Sein glückliches Haus suchte er sich so gemütlich einzurichten als es die Fürstensitte erlaubt; zum Weihnachtsmarkte ging das königliche Paar selbst auf den Schloßplatz herunter, und am Silvesterabend mußte der Nachtwächter ins Schloß kommen um mit seinem Horne das neue Jahr anzukündigen. Was der König seiner Gemahlin nur an den Augen absehen konnte, tat er mit Freuden. Hochherzig überwand sie den stillen Kummer über die kinderlose Ehe; sie ließ es sich nicht nehmen, ihren Neffen Friedrich Wilhelm, den vermutlichen Thronfolger, selbst über die Taufe zu halten und wurde dem Knaben eine zweite Mutter. Ihr höchstes Glück aber fand sie in unerschöpflichem Wohltun; sie half dem Gatten bei den unzähligen Unternehmungen seiner christlichen Milde und steuerte aus eigenen Mitteln sehr große Summen, mindestens 60000 Taler jährlich bei; in allen den entlegenen Stadtvierteln Berlins, wo die neu gegründeten Krankenhäuser und Kinderbewahranstalten sich erhoben, kannte jedermann den Wagen der Königin mit den vier Apfelschimmeln. Trotzdem war sie im Volke nicht beliebt. Die Katholiken des Westens verziehen ihr den Übertritt nie; in den hartprotestantischen alten Provinzen aber, zumal in Berlin, wo der Geist des Jesuitenriechers Biester noch immer umging, erzählte man überall, sogar in den Kreisen der Hofdienerschaft, mit der höchsten Bestimmtheit, die Königin sei im Herzen katholisch geblieben und wolle ihren Gemahl zur römischen Kirche bekehren. Das Gerücht ward eine Macht, schädlich für das Ansehen des Königs, und entbehrte doch jedes Grundes. Aus freier Überzeugung, nach ernstem Nachdenken war Elisabeth einst zum evangelischen Glau-

ben übergetreten, und noch in späten Jahren sagte sie dem Papste Pius IX. mit ihrer gewohnten schönen Wahrhaftigkeit ins Gesicht: „wenn man zum Gemahl einen solchen König hat, der das Evangelium vorlebt, dann wird man im evangelischen Glauben gewiß.“ Freilich trug ihre kirchliche Gesinnung eine romantische Färbung, welche der Freigeisterei der Zeit verdächtig blieb; das Ideal der einen christlichen Kirche stand ihr so hoch wie ihrem Gemahl. Die streng legitimistischen Anschauungen der bayerischen Schwestern verleugnete sie nie; mit den Höfen von Wien, Dresden, München blieb sie in unablässigem Verkehre, und wenn sie das Ansehen des Königtums gefährdet glaubte, dann konnte die leutselige Fürstin manchem kalt und stolz erscheinen; daher schrieb man ihr einen verderblichen politischen Einfluß zu, obwohl sie während dieser ersten Jahre sich seltener als späterhin mit Staatsgeschäften befaßte.

Etwas weiter reichte die politische Wirksamkeit des Grafen Anton Stolberg, der anfangs neben dem Fürsten Wittgenstein, nachher als dessen bestallter Nachfolger die Leitung des Hausministeriums übernahm. Er hatte schon bei Jena tapfer gefochten, darauf die Verfolgungen der königlich westfälischen Polizei glücklich überstanden — dank den treuen Harzern, die den Sohn des altbeliebten Harzgrafengeschlechts immer zu verstecken wußten — dann im Befreiungskriege mit dem älteren Prinzen Wilhelm, mit Gneisenau und York als treuer Waffengefährte Freundschaft geschlossen. Diese Kriegserinnerungen blieben ihm immer heilig; als er nach dem Frieden heimkehrte um seinen Vater bei der Regierung der Grafschaft zu unterstützen, ließ er sogleich auf den Felsen des Ilsensteins den gefallenen Freunden zu Ehren ein eisernes Kreuz aufrichten. Erst weit später trat er in den Verwaltungsdienst und erwarb sich als Präsident in Düsseldorf wie in Magdeburg allgemeines Vertrauen durch jene vornehme und doch schlicht menschliche Liebenswürdigkeit, welche sein edles Geschlecht von jeher ausgezeichnet hat. Lebendiger als sein politischer Sinn war sein religiöses Gefühl. Er schloß sich früh den Kreisen der „Erweckten“ an, unterstützte

in Düsseldorf die beiden Wohltäter des Niederrheins, den Grafen v. d. Recke und den Pastor Fliedner bei ihren Liebeswerken und übernahm die Leitung des neuen Diakonissenvereins. Diese lautere, durchaus duldsame Frömmigkeit gewann ihm das Herz Friedrich Wilhelms. Alsbald nach dem Thronwechsel mußte „Graf Anton" nach Charlottenhof übersiedeln, damit er dem Könige als ein getreuer Eckart immer zur Hand sei bei jeder Gewissensfrage der Politik, und er entsprach dem Vertrauen durch freimütige Offenheit. Aber, selbst ein Gemütsmensch und darum trotz seiner natürlichen Milde zuweilen ungerecht, vermochte er den Stimmungen des Monarchen nicht das Gegengewicht zu halten; von seiner Geschäftskenntnis und der Schärfe seines Verstandes sprach er selber sehr bescheiden. Das religiöse Leben seines Hauses bewegte sich in Formen, welche den protestantischen Gewohnheiten widersprachen; wenn er allabendlich mit seinen frommen liebreichen Töchtern und dem gesamten Hausgesinde auf den Knien lag, so waren im neuen Berlin nur wenige duldsam genug um die ganz ungeheuchelte Inbrunst solcher Andachtsübungen zu achten.

Diese kirchliche Strenge zeigte sich noch schärfer ausgeprägt in der Gesinnung des Generals v. Thile, der fortan als Kabinettsminister, wie vordem Graf Lottum, die regelmäßigen politischen Vorträge hielt. Ein ernster gläubiger Sinn, redlich und ohne Wortprunk war in der preußischen Armee von jeher heimisch; fast alle ihre berühmten Führer meinten mit dem alten Dessauer: ein Soldat ohne Gottesfurcht ist nur ein Matz; sie taten unbefangen ihre Pflicht und stellten das ungewisse Schicksal des Kriegers demütig dem Herrn der Heerscharen anheim. Jetzt, unter einem theologisierenden friedfertigen Könige, gewann ein neuer, ganz unpreußischer Schlag von Offizieren die Gunst des Hofes, Männer, denen das Gebetbuch teurer war als der Degen, Soldaten nicht ohne militärisches Verdienst — denn alle hatten sie im letzten Kriege sich ritterlich gehalten — aber ohne den rechten, die ganze Seele erfüllenden militärischen Ehrgeiz. Ihre salbungsvolle Frömmigkeit erinnerte an Cromwells gottselige

Dragoner; von der fürchterlichen Härte der Puritaner besaßen diese sanften romantischen Gläubigen freilich nichts. Zu ihnen zählte auch Thile. Dem unscheinbaren kleinen Manne sah man nicht sogleich an, wie brauchbar er in den Geschäften war, fleißig, gewissenhaft, federgewandt und tat es not auch beredsam. An seinem Charakter haftete kein Makel; in stillem Wohltun war er unermüdlich, selbst einen persönlichen Feind, der ins Unglück geraten war, unterstützte er jahrelang unerkannt aus seinen bescheidenen Mitteln. Befreundet mit Boyen und manchen anderen Offizieren von freierer Richtung, hielt er sich den politischen Extremen fern und scheute sich nicht dem heißgeliebten Monarchen ehrlich zu widersprechen. Jedoch zu selbständigen staatsmännischen Ideen erhob er sich nicht, und nur zu oft ward sein politischer Blick getrübt durch eine überspannte, mystische Frömmigkeit, die ihm bei den Berliner Spöttern den Namen des Bibel-Thile verschaffte. Noch vor kurzem hatte er ernstlich daran gedacht, als Missionar nach Australien oder Afrika zu gehen. Ebenso leidenschaftlich wie Friedrich Wilhelm verabscheute er jene neuen Philosophen, welche, wie man bei Hofe sagte, die Bibel hegelten und den Hegel bibelten; noch tiefer als der König war er durchdrungen von der Überzeugung, daß jetzt der entscheidende Kampf zwischen Glauben und Unglauben herannahte und neben diesem einen großen Gegensatze alle konfessionellen Unterschiede verschwänden. Er glaubte nicht nur an die göttliche Führung der Geschichte mit einer fatalistischen Zuversicht, welche ihm leicht die freie Tatkraft hemmte; er glaubte auch an die unmittelbare Einwirkung der himmlischen Gnade auf die weltlichen Entschlüsse, und in solchen Augenblicken der Verzückung ward seine politische Haltung schlechthin unberechenbar. Als er einmal dem Grafen Stolberg seine Meinung über die Neuenburger Händel auseinandergesetzt hatte, schrieb er dem Freunde schon nach wenigen Stunden: „Heute früh sah ich nur mit dem Auge des natürlichen Menschen in der Sache und faßte sie nur von der sogenannten politischen Seite auf. Dafür wurde ich am Abend beschämt, als mir die Worte

entgegengetragen wurden, daß über alle Macht von Roß und Reutern die Macht eines mit seinem König im Gebet vereinten Volkes steht. . . In Sachen des Gebets zählen nur die Beter, und wenn Gottes Wort wahr ist, so werden sie über die Spötter siegen.“ Mit diesen Sätzen begründete er eine Veränderung seines politischen Urteils. Ein solcher Mann konnte dem Könige wohl als pflichtgetreuer Gehilfe dienen, doch nimmermehr ihn ergänzen.

In dem etwas eintönigen Verkehre mit diesen beiden alltäglichen Vertrauten fühlte sich der König immer erquickt, wenn ein anderer Freund aus dem alten Kreise der Wilhelmstraße, Oberst Joseph v. Radowitz in der Hauptstadt erschien. Dann rief er fröhlich: Petz ist wieder da! Radowitz stammte aus einem alten, wenig bekannten ungarischen Geschlechte; sein Großvater erst war als Kriegsgefangener nach Preußen gekommen und dann in Deutschland geblieben. Der merkwürdig frühreife Knabe wurde für den westfälischen Dienst bestimmt und auf französischen Kriegsschulen ausgebildet. Mit fünfzehn Jahren war er schon Offizier, im Jahre darauf erwarb er sich bei Bautzen das Kreuz der Ehrenlegion, mit achtzehn Jahren übernahm er, nach der Auflösung des Königreichs Westfalen, die erste Lehrerstelle für Kriegswissenschaften am Casseler Kadettenhause. Dann wurde er aus Hessen vertrieben, weil er für die mißhandelte Kurfürstin ritterlich eintrat, und fand ehrenvolle Aufnahme im preußischen Heere, wo er bei der Leitung der Militär-Bildungsanstalten und bei der Neugestaltung der Artillerie einsichtig mitwirkte. Der Glutblick der tiefliegenden kurzsichtigen Augen unter der hohen Stirn, die gebräunte und doch bleiche Hautfarbe, die feinen, von dunklem Schnurrbart überschatteten Lippen gaben seinem scharfgeschnittenen Kopfe ein fremdländisches Gepräge. Über seinem ganzen Wesen lag ein geheimnisvoller Zauber; die feierlich würdevolle Haltung der hohen, starken Gestalt verbot jede Vertraulichkeit. In Gesellschaften saß er gern abseits, zeichnend oder in einem Buche blätternd, bis er plötzlich eine geistreiche Bemerkung in das Gespräch einwarf und den Plaudernden zeigte, daß er jedes Wort vernommen hatte. Leibliche

Bedürfnisse schien er kaum zu kennen; er aß wenig, trank nur Wasser, und man merkte ihm an, daß er niemals jung gewesen war. Von früh auf beherrschte ihn ein unersättlicher Wissensdrang; Bücher waren seine einzige Leidenschaft, und in seinem starken Gedächtnis speicherte er allmählich eine erstaunliche Fülle vielseitiger Kenntnisse auf. Schon seine Jugendschrift über die Ikonographie der Heiligen bewies, wie gründlich er in der Geschichte der Sitten, der Kunst, der Kirche bewandert war. In den Salons des Kronprinzen ward er bald ein unentbehrliches Orakel, das Berliner Wochenblatt verdankte ihm mehrere seiner besten Aufsätze.

Obgleich er durch seine Verheiratung mit einer Gräfin Voß in die Kreise des alten Landesadels eingetreten war, blieb er den strengen Altpreußen noch lange als Fremdling verdächtig. Manche nannten den edlen, alle Ränkesucht mißachtenden Mann einen neuen Cagliostro, die meisten einen verkappten Jesuiten. Der eifrig protestantische, den konstitutionellen Ideen zugeneigte Kriegsminister Witzleben hielt endlich für nötig, diesen katholischen Legitimisten aus der Umgebung des Kronprinzen zu entfernen — um dieselbe Zeit, da auch General Gröben und Oberst Gerlach in die Provinz versetzt wurden. Der alte König genehmigte den Antrag, aber in seiner gerechten Weise: er ernannte den kaum vierzigjährigen Stabsoffizier zum Nachfolger des Generals Wolzogen bei der Militärkommission des Bundestags. Auch dort wurde Radowitz durch Fleiß und geistige Überlegenheit den bequemeren Amtsgenossen bald sehr lästig. Der Sohn einer gemischten Ehe und in der Kindheit evangelisch erzogen, hatte er sich erst in seinen reiferen Jugendjahren, mit wachem Bewußtsein der römischen Kirche zugewendet und in ihr so gänzlich seinen Frieden gefunden, daß er kurzweg aussprach, jede Wahrheit sei katholisch. Sein entsagendes Denkerleben führte ihn zu einer mönchisch strengen Auffassung der sittlichen Welt. Niemals erkannte er, daß das sittliche Ideal der Protestanten, die Einheit des Denkens und des Wollens, dem schwachen Sterblichen weit schwerere Pflichten auferlegt als

die Werkheiligkeit der Katholiken. In dem Zölibate sah er nicht ein Meisterstück päpstlicher Politik, ein klug ersonnenes Machtmittel, das den Klerus als eine geschlossene Priesterkaste von der bürgerlichen Gesellschaft abtrennen soll, sondern eine hohe sittliche Idee; den Kampf der Protestanten wider diese frevelhafte Verstümmelung der Natur konnte er sich nur aus der Fleischeslust erklären, obgleich er selbst in einer glücklichen, mit Kindern gesegneten Ehe lebte. Bei solcher Gesinnung mußte er den Kölnischen Bischofstreit mit tiefem Kummer betrachten. Die Freude an seinem neuen preußischen Vaterlande erlitt plötzlich einen schweren Stoß, und er pries es als eine gnädige Fügung, daß sein Amt ihn nicht nötigte in diesem Kampfe öffentlich Farbe zu bekennen.

Ebenso einseitig war auch, trotz aller Gelehrsamkeit, sein ästhetisches Urteil. Goethes warme Sinnlichkeit blieb ihm so unverständlich wie die gesamte Bildhauerkunst, weil sie in der Darstellung heidnischer Nacktheit ihr Höchstes leistet, und den letzten Quell aller modernen Sünden suchte er in der großen Zeit des Cinquecento, in der Wiederbelebung des klassischen Heidentums. Daher verabscheute er, ganz in Hallers Sinne, die Revolution als ein teuflisches Prinzip und bekämpfte die gesamte neue Staatslehre, weil sie den Staat nicht als den Schutzherrn, sondern als den Schöpfer des Rechts betrachte. Noch war ihm nicht klar, daß der rechtsbildende Gemeingeist der modernen Völker sich gerade in ihrer Gesetzgebung ausspricht, und die historische Entwicklung des Rechts heute nicht mehr ohne die Mitwirkung frei geordneter Staatsgewalten erfolgen kann. Dem „pseudo-liberalen Getriebe" des Beamtentums ebenso gründlich abgeneigt wie sein königlicher Herr, behauptete er stolz „den höheren Standpunkt, der sich erhebt über die Ansicht vom absoluten Staate." Er hoffte auf eine große christlich-germanische Monarchie — denn ob eine christlich-germanische Republik überhaupt möglich sei, schien ihm mindestens zweifelhaft — und so fest hielt ihn in diesen dreißiger Jahren der Bannkreis der Hallerschen Ideen noch umfangen, daß er sogar den

Satz wiederholte, die Macht der Krone beruhe auf dem fürstlichen Grundbesitze — eine doktrinäre Behauptung, die in Preußen, wo alle Domänen längst dem Staate gehörten, jeden Sinn verlor.

Trotzdem ward er niemals zum Sklaven einer Theorie; scharfen Blickes schaute er in die Welt der Wirklichkeit, stets bereit seine Meinungen zu berichtigen. Er erkannte sehr früh — was sich freilich erst nach langen wirrenreichen Jahren als wahr erweisen sollte — daß die Herzenssehnsucht der Deutschen sich nicht eigentlich auf die konstitutionellen Formen richtete, sondern auf wirkliche politische Güter: auf Rechtssicherheit, Nationalität, Selbstverwaltung. Auch der soziale Untergrund der politischen Bewegung entging ihm nicht. Er sah, wie die Mittelklassen sich zur Herrschaft herandrängten, und meinte, die Liberalen seien nur mächtig, weil sie sich als Vertreter des Volks gebärdeten; darum müsse die Krone durch eine schöpferische soziale Gesetzgebung beweisen, daß die Massen des Volkes nur bei ihr Fürsorge und wirksamen Schutz finden könnten. Am schärfsten aber — weit richtiger als der König selbst oder irgendeiner seiner Freunde — urteilte Radowitz über die deutsche Bundespolitik. Da er in der römischen Kirche nicht eine bildungsfeindliche Macht, sondern die Vollendung aller Kultur sah, so konnte er ohne gehässiges Vorurteil die österreichischen Zustände mit den preußischen vergleichen, und gleichwohl kam der strenge Katholik zu dem Schlusse: dies zur Sonne aufstrebende Preußen bedürfe des Lichtes, der österreichische Schwamm gedeihe nur im Schatten. Die geistlose Unfruchtbarkeit der in so mannigfache europäische Interessen verflochtenen und darum der deutschen Nation entfremdeten Wiener Politik durchschaute er ebenso scharfsinnig, wie die oberflächliche Halbbildung der österreichischen Völker, die dem platten Josephinismus und der liberalen Phrase gar kein Gegengewicht zu bieten hätten. Stolz hielt er diesem versumpften Leben die gesunde, kerndeutsche Kraft des preußischen Volkes und Staates entgegen. Schon vor dem Thronwechsel (1839) sprach er aus, Preußen allein könne die

Führung der Nation übernehmen, Deutschlands Fürsten und Völker müßten lernen, in Berlin die Verteidigung ihrer Rechte und Interessen zu suchen. Darum verlangte er Fortbildung des Zollvereins und vor allem Schutz der Rechte aller Deutschen durch die Krone Preußen — eine heilige Pflicht, welche leider in den hannoverschen Verfassungshändeln so sündlich verabsäumt worden sei. So begann ihm jetzt schon die Idee des preußischen Reiches deutscher Nation aufzudämmern, und er verhehlte nicht, daß er sich zuerst als einen Deutschen, dann erst als einen Preußen fühlte. Der König befragte und benutzte den alten Freund bei allen Fragen der deutschen Bundespolitik, doch er vermochte weder den Gedanken dieses Ratgebers ganz zu folgen, noch ihn an die entscheidende Stelle zu setzen.

In den Gesprächen über Staat und Kirche (1846) faßte Radowitz seine politischen Ideen zusammen. Das anonyme Buch wurde von vielen für ein Werk des Königs selbst gehalten, obgleich die keusche Einfachheit dieser musterhaften Prosa mit dem aufgeregten Pathos Friedrich Wilhelms gar nichts gemein hatte. Es war seit Paul Pfizers Briefwechsel unzweifelhaft das bedeutendste Werk der deutschen Publizistik. Aber wie anders hatte einst der tapfere Schwabe verstanden, die erste Aufgabe des Publizisten zu erfüllen, den Willen der Leser auf ein festes Ziel zu richten; er benutzte die Form des Dialogs nur um alle Einwendungen siegreich zu widerlegen, und schließlich mit höchster Bestimmtheit zu sagen was er selber wollte: die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung. In Radowitz' Gesprächen hingegen tauschten der hochkirchliche Offizier, der liberale Fabrikant, der strenge Bureaukrat, der jugendliche Sozialist ihre Ansichten aus, alle höflich, alle in sauber gewählten Worten. Dann trat Waldheim dazwischen, unverkennbar das Ebenbild des Verfassers, um mit staatsmännischer Ruhe jedem die Beschränktheit seiner Parteigesinnung nachzuweisen; über seine eigenen Meinungen äußerte er sich nur selten, kühl, zurückhaltend, unmaßgeblich. So hinterließ die Schrift doch den Eindruck einer geistreichen Hilflosigkeit, welche trotz oder wegen der

Mannigfaltigkeit ihrer Gesichtspunkte schwer zu einem einfachen Entschlusse gelangte. Ihr fehlte die Macht der Begeisterung. Ihre Gedanken waren nicht aus einer Wurzel heraus mächtig emporgeschossen, sondern am Spalier gezogen, mehr ausgezeichnet durch edle Form als durch ursprüngliche Kraft. Sie bewies, wie frei und unbefangen ihr Verfasser dachte, der in der Tat, entwicklungsfähiger als der König, von der Unentbehrlichkeit der konstitutionellen Staatsform sich bald überzeugen sollte. Aber sie zeigte auch ihn angekränkelt von jenem vornehmen Dilettantismus, der sich wie ein Mehltau über alle Umgebungen König Friedrich Wilhelms lagerte. Radowitz war von allem etwas, weder ganz Soldat, noch ganz Staatsmann, noch ganz Gelehrter; auch sein feiner und reicher, allen anderen preußischen Staatsmännern dieser Epoche überlegener Geist vermochte der Zeit nicht zu bieten was sie brauchte: die furchtbare Einseitigkeit einer dämonischen Willenskraft.

Wäre es mit Plänen, Einfällen, edlen Vorsätzen getan gewesen, dann hätte Bunsen der Zeit helfen können. Was kümmerte es ihn, daß die Berliner Geheimräte ihm den so kläglich mißlungenen Kampf gegen Rom nachtrugen und ihn, von wegen der Anconer Note, nur noch den Ritter von Ancona nannten? Der Gunst des neuen Königs war er sicher, und mit jugendlicher Wagelust spannte er an seinem glückhaften Schiffe alle Segel auf. Schon vor Jahren hatte er von der Regierung dieses Fürsten erhofft, daß sie das heilige Reich aufrichten werde:

> Was tausend Jahr' vergebens erstrebt das Vaterland,
> Wird rasch sich dann erheben von solches Bauherrn Hand!

Nun sollte Berlin, bevor Größeres sich vollendete, zunächst ein deutscher Musenhof werden wie einst Weimar, und sofort begann der Eifrige einen Briefwechsel mit Gelehrten und Künstlern um sie für die Hauptstadt zu gewinnen. Für sich selbst wünschte er, da der Berner Gesandtschaftsposten seinen Ansprüchen nicht genügte, den Vorsitz in einem großen Ausschusse für Kirche und Unterricht; so konnte er, unbelästigt von den langweiligen

Verwaltungsgeschäften, nach seiner Neigung anregen, belehren, Ideen wecken und fördern.

Nicht ganz so nahe stand General v. Canitz dem Monarchen. Er hatte sich als Kriegsmann wie als militärischer Schriftsteller ausgezeichnet, dann aus Diebitschs Lager über den russisch-polnischen Krieg ebenso einsichtig als unparteiisch berichtet, endlich auf den schwierigen Gesandtschaftsposten zu Cassel und Hannover eine so selbständige Haltung eingenommen, daß er trotz seines feinen Taktes dem Unwillen des Kurprinzen und des Welfenkönigs nicht entgehen konnte. Eng befreundet mit den romantischen Genossen Clemens Brentanos und Savignys, hielt er die Befreiung der Kirche von der Staatsgewalt und die Aufrichtung der ständischen Monarchie für die beiden großen Aufgaben der neuen Regierung. Indessen hatte er nicht umsonst in dem unruhigen Cassel gelebt; er sah ein, daß Preußen, um die Politik des Zollvereins durchzuführen, sich auch in seinem inneren Leben den kleinen konstitutionellen Nachbarlanden annähern, mithin seinen Reichstag, allerdings einen ständisch gegliederten, schleunigst einberufen müsse. Harte Parteigesinnung blieb ihm fremd. Eine schöne vornehme Erscheinung, gesprächig, geistreich, sarkastisch, ließ er im Verkehre von seinen streng kirchlichen Grundsätzen gar nichts merken; die in diesem romantischen Kreise so gröblich verkannten Verdienste des preußischen Beamtentums würdigte er gern; mit den Liberalen, sogar mit Varnhagen kam er freundlich aus. Unter allen den frommen Freunden des Königs zeigte er am meisten das unbefangene Wesen eines Weltmannes.

Von anderem Schlage war General Graf Karl v. d. Gröben, der Schwiegersohn Dörnbergs, ein langer, hagerer altpreußischer Hüne, dem der weiße Mantel des Deutschen Ordens noch um die Schultern zu hängen schien. Dem Ritter ohne Furcht und Tadel ließ es keine Ruhe bis er noch im hohen Alter die Pilgerfahrt in das gelobte Land unternehmen konnte. Wie freudig hatte er einst bei der Vorbereitung des Befreiungskrieges und an dem Kampfe selbst teilgenommen; mit Gneisenau und Arndt,

mit Schenkendorf und Görres war er so innig verbrüdert, daß er eine Zeitlang sogar den Argwohn der Demagogenverfolger erregte. Die enthusiastische Kreuzfahrergesinnung jener frommen Tage bewahrte er sein Leben lang. Was ihm an politischem Urteil abging ersetzte er durch unverbrüchliche Treue gegen seinen christlichen König und durch eine allgemeine Menschenliebe, welche Gerechte und Ungerechte so ohne jeden Unterschied sanftmütig umfaßte, daß Königin Elisabeth einmal sagte: der gute Gröben wird uns nächstens von dem lieben, vortrefflichen Nero sprechen.

Während Gröben nur das ritterliche Gefühl unbedingter Königstreue hegte, waren die drei Brüder v. Gerlach erklärte Hallerianer. Sie stammten von jenem hochangesehenen alten Kammerpräsidenten, der einst seine Kurmark gegen die napoleonischen Erpressungen unerschrocken verteidigt, nachher, verstimmt über die Reform der Verwaltung, den Staatsdienst verlassen und gleich darauf das Oberbürgermeisteramt von Berlin übernommen hatte. Der Mut, die Vaterlandsliebe, die konservative Gesinnung des Vaters vererbten sich auf die Söhne; zwei von ihnen trugen das eiserne Kreuz. Der zweite Sohn, der Gerichtspräsident Ludwig war ein gelehrter, scharfsinniger Jurist, gerecht nach oben wie nach unten, sehr eifersüchtig auf die Unabhängigkeit des Richterstandes. Wie weit ihn aber sein kirchlicher Feuereifer führen konnte, das hatte er schon vor Jahren gezeigt, als er die hallischen Rationalisten durch die rücksichtslose Veröffentlichung ihrer Kathederaussprüche bekämpfte und dafür den Beifall seines kronprinzlichen Freundes fand. Der christliche Staat, die freie rechtgläubige Kirche und vornehmlich die Zweiherrschaft der beiden Großmächte im Deutschen Bunde — diese Ideale standen ihm so unerschütterlich fest, daß er sogar die Freunde Radowitz und Canitz wegen ihrer freieren Ansichten über Österreich bald als Abtrünnige beargwöhnte und des radikalen „Germanismus“ beschuldigte. Überhaupt urteilte er, wie sein Bruder Leopold, über politische und kirchliche Gegner mit fanatischer, unchristlicher Härte; er verhehlte nicht, daß ihm der Gegensatz der Meinungen noch wichtiger schien als selbst

der Gegensatz der Nationalitäten. Von eigenen staatsmännischen Gedanken besaß sein wesentlich kritischer Geist wenig; er vermochte wohl die Sünden der gottlosen Zeit mit erbarmungsloser Schärfe zu geißeln, doch wenn es sich fragte was zu tun sei, dann entdeckten der junge Otto v. Bismarck und die anderen praktischen Talente unter seinen Anhängern mit Erstaunen, daß der geistreiche Mann immer nur schulmeisterte und eigentlich an allem zu tadeln fand. Darum konnte er nur der gefürchtete Schriftsteller der hochkonservativen Partei werden, niemals ihr Führer. Und wie wenig stimmte doch die unzweifelhaft ernst gemeinte fromme Salbung seiner mit Bibelsprüchen überladenen politischen Aufsätze zu dem sprudelnden Witze, der gewinnenden Munterkeit des liebenswürdigen Gesellschafters. Einige Spuren von diesem Dualismus altromantischer Ironie zeigten sich auch in dem Charakter des jüngsten Bruders, des Predigers Otto. Der waltete seines schweren Seelsorgeramtes unter den Berliner Armen mit apostolischer Hingebung, glaubensfroh, bibelfest, ein unermüdlicher Tröster und Erbarmer. Zweimal trotzte er der angedrohten Amtsentsetzung, weil er leichtfertig Geschiedene nicht wieder trauen wollte. Und doch geschah es zuweilen zum Entsetzen der Stillen im Lande, daß er auf der Kanzel schöne Stellen aus Shakespeare vortrug; so seltsam vermischten sich in diesem geistreichen romantischen Kreise die religiösen und die ästhetischen Ideale.

Am liebsten unter den drei Brüdern war dem Monarchen der älteste, der General Leopold. Er wurde schon aus seiner Provinzial-Garnison öfters an das Hoflager gerufen, dann nach Berlin zurückversetzt und dort bei allen wichtigen Entschließungen zu Rate gezogen; doch täuschte er sich nicht über seinen Einfluß und gestand offen, keiner der persönlichen Günstlinge des Königs besitze wirkliche Macht. Seine schönsten Erinnerungen hafteten an dem schlesischen Hauptquartiere, dem er mit großer Auszeichnung angehört hatte; nachher war er lange Adjutant des jüngeren Prinzen Wilhelm, der ihm auch späterhin, als ihre politischen Wege sich trennten, stets aufrichtige Hochachtung be-

wahrte. Ganz und gar kein Höfling, gab er selbst dem gefürchteten Zaren zur rechten Zeit eine derbe preußische Antwort; das knechtische Wesen und der schablonenhafte Ordnungssinn der Moskowiter blieb ihm tief widerwärtig, obgleich er sie für Preußens natürliche Verbündete hielt. Das eigentümliche Selbstgefühl des Romantikers erging sich gern in kühnen Paradoxen, Napoleon nannte er einen gutmütigen, übrigens etwas dummen Kerl. In seinen politischen Ansichten ging der grundgescheite, vielseitig gebildete Offizier fast noch weiter als sein Bruder Ludwig; unauslöschlichen Haß widmete er dem Despotismus der Mietlings-Offizianten, zu denen er doch eigentlich selbst gehörte. An Gottes unmittelbare Einwirkung auf die gekrönten Häupter glaubte er fest und sagte streng: Prätendenten die der Allmächtige selbst aus ihrem hohen Amte gestrichen hat, gehören ins Feldlager oder ins Kloster, nicht in den Strudel höfischer Genüsse. Indes war auch er in der Kritik stärker als in eigenen politischen Gedanken.

Eine mächtige Stütze fanden die Brüder an Ludwigs Schwager, dem Freiherrn Senfft v. Pilsach auf Gramenz, der im Hausministerium angestellt, auf den Domänen, mit erheblichen Kosten aber nur selten mit Erfolg, großartige Entwässerungspläne ausführte. Über seine politische Wirksamkeit enthalten die amtlichen Papiere fast gar nichts. Gleichwohl wußten alle Eingeweihten, daß der König auf das Urteil dieses Mannes, soweit er überhaupt einer fremden Meinung zu folgen vermochte, sehr großen Wert legte. Schon als Kronprinz hatte er sich des Freiherrn angenommen, als dieser, unbekümmert um die Verbote der rationalistischen Stettiner Regierung, seinen hinterpommerschen Bauern gottselige Predigten hielt, und in hellem Zorne geschrieben: „das Betragen dieser Regierung ist wirklich so ungeheuer dumm, daß es zum Erbarmen ist.“ Senfft kannte die Eigenart Friedrich Wilhelms ganz genau, er wußte seine vertraulichen Berichte und Gespräche stets der augenblicklichen Stimmung des Monarchen anzupassen; er scheute sich auch nicht dem Könige, oft sehr unverblümt, zu sagen, was

man im Volke über ihn redete. Also, bald aufrichtig, bald berechnend, gewann er mit seiner zähen stillen Ausdauer doch einigen Boden, und immer kam sein Rat den Hochkonservativen zugute. Durch seinen und Ludwig Gerlachs gemeinsamen Schwager v. Thadden-Trieglaff unterhielt er regen Verkehr mit einem Kreise altgläubiger hinterpommerscher Edelleute, der sich durch christlichen Wandel und edle Wohltätigkeit ebensosehr auszeichnete wie durch reaktionäre Gesinnung.

Auch was sonst noch dem Herzen des Königs nahestand, trug hochkirchliche Farbe: so der Geheime Rat v. Voß-Buch, seit Jahren vortragender Rat des Kronprinzen und auch jetzt noch mit wichtigen Arbeiten, namentlich im Justizwesen, betraut, nebenbei berühmt durch seine unvergleichlichen Junggesellen-Gastmähler; so Friedrich Wilhelms Jugendgespiele, der Kammergerichtspräsident v. Kleist, von den Demagogen der blutige Kleist genannt, ein eiserner Ultra, der nachher den Abschied nahm, als er die neue Verfassung beschwören sollte; so der Hallerianer C. W. v. Lancizolle, vormals Lehrer des deutschen Staatsrechts für die königlichen Prinzen; so der gelehrte Jurist Götze, der kindlich fromme General Carl v. Röder u. a. m., die einst in den ersten Friedensjahren den Konventikeln der Erweckten oder dem Maikäferverein der jungen Berliner Romantiker angehört hatten. Einen ehrbareren Hof hat es nie gegeben; Geist, Wissen, Edelsinn war in diesen Kreisen reichlich vorhanden, aber wenig Willenskraft, wenig Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit.

Wie ein Fremdling erschien in dieser christlichen Umgebung der regelmäßige Genosse der königlichen Abendzirkel Alexander v. Humboldt. Der Geist zog den Geist an, der König und der große Gelehrte konnten voneinander nicht lassen, und unwillkürlich gedachten die Zeitgenossen der Freundschaft zwischen Friedrich und Voltaire — eine Vergleichung, die doch nur wenig zutraf. Voltaire hatte auf das ästhetische Urteil des großen Königs entscheidend, auf seine philosophische Überzeugung mitbestimmend eingewirkt, der preußischen Politik wurde er unnachsichtlich immer

fern gehalten. Humboldt konnte auf die längst fertige Weltanschauung seines königlichen Freundes schon darum keinen Einfluß gewinnen, weil er halb unter halb über ihr stand. Dem Jünger der alten Aufklärung, der schon in seinen jungen Tagen den preußischen Beamten zu Bayreuth für einen Jakobiner gegolten hatte, fehlte jedes Verständnis für das neue religiöse Leben, das den Deutschen tagte und von dem Könige so freudig begrüßt wurde; andererseits würdigte er weit unbefangener als Friedrich Wilhelm die liberalen Ideen des emporsteigenden Mittelstandes. Also fast in allem verschieden fanden sich die beiden nur zusammen in der leidenschaftlichen Freude des Forschens und Erkennens. Humboldt fühlte bald heraus, daß dieser König kein Mann des Handelns sei und das Glück, dessen er doch bedurfte, niemals finden würde; darum beschied er sich, auf dem einzigen Gebiete der Politik, das ihm offen blieb, Segen zu stiften, die mäcenatischen Neigungen des Königs zu nähren, alle aufstrebenden Kräfte deutscher Kunst und Wissenschaft wirksamer zu fördern als es unter dem sparsamen, schwer zugänglichen alten Herrn möglich gewesen. Mit ungewöhnlicher Offenheit sprach er sich darüber einmal gegen Bunsen aus: „Ich habe die Schwachheit zu wollen, daß die, deren Talent ich früh erkannt und verehrt habe, etwas Großes hervorbringen. Dadurch hält man sich gegenseitig in der Welt und trägt dazu bei die Achtung vor geistigen Bestrebungen wie ein heiliges Feuer zu nähren und zu bewahren."

Er wollte der anerkannte Fürst sein im Reiche des Wissens, aber diese Macht auch in großem Sinne gebrauchen, um das perikleische Staatsideal zu verwirklichen, das ihm so hoch stand wie seinem Bruder Wilhelm; ohne die Pflege des Wahren und des Schönen war ihm selbst der starkgerüstete und wohlgeordnete Staat wertlos. An allem was Friedrich Wilhelm für die Wissenschaft tat hatte Humboldt seinen reichen Anteil. Das alte Familienhaus in der Oranienburger Straße ward ein Wallfahrtsort für alle jungen Talente. Dort fanden Hermann Helmholtz und manche andere vielverheißende Anfänger Rat und

Hilfe. Dort saß der kleine Greis unter Türmen von Büchern, Karten, Briefen und Sendungen jeder Art, die ihm aus allen Teilen der Erde zuflogen — ihm gegenüber auf der grünen Wand die große Weltkarte — und schrieb die langen Nächte hindurch, über sein Knie gebückt, bald an seinem Kosmos, bald Entwürfe für wissenschaftliche Anstalten oder auch ungezählte Empfehlungsbriefe; es war, als ob alle Fäden aus dem unermeßlichen Reiche der Forschung in der Hand des alten Zauberers zusammenliefen. Der König überschüttete ihn mit Ehren und Geschenken, ohne doch hindern zu können, daß der aller Wirtschaft Unkundige schließlich der Schuldknecht seines eigenen Hausdieners wurde. In den Briefen an seinen teuersten Alexandros entfaltete Friedrich Wilhelm alle Zartheit, alle Wärme seines guten Herzens; als Humboldt erkrankte, saß er stundenlang an seinem Bette und las ihm vor. Über alles sollte der alles Wissende Auskunft geben, bald über ein ernstes Problem, bald über ein müßiges Kuriosum, so über die Frage, warum die Produkte der Zahl 9 immer die Ziffersumme 9 ergeben. Wenn der König seinen Freund abends im Potsdamer Schloß besuchte, dann mußten die Diener mit den Windlichtern oft tief in die Nacht hinein warten, weil ihr Herr nach dem allerletzten Abschied das beglückende Gespräch noch auf der Treppe von neuem eröffnete.

Minder liebenswert als bei solchen geistreichen Zwiegesprächen zeigte sich der große Gelehrte auf den Hoffesten, wo er, angetan mit der Kammerherrnuniform und dem großen Bande des schwarzen Adlerordens, jedem nichtigen Menschen etwas Verbindliches sagte, oder auf den kleinen Teeabenden der königlichen Familie. Von Paris her war er gewöhnt den Mittelpunkt des Salongesprächs zu bilden, und er konnte sich's nicht versagen auch hier in Sanssouci oder Charlottenburg aller Augen auf sich zu ziehen. Da stand er denn vor der mürrisch schweigenden Königin, die ihm immer mißtraute, vor neidischen Hofleuten und politischen Gegnern und berichtete aus neuen Büchern, aus Zeitschriften, aus eigenen Aufzeichnungen über die Höhe des Popocatepetl oder die Isothermen oder die Gefängnisse, immer geist-

voll, immer lehrreich, aber der Mehrzahl der Anwesenden unverständlich. Der König allein hörte aufmerksam zu, und auch er war zuweilen zerstreut und blätterte in Zeichnungen. Für den verhaltenen Ärger und die Langeweile dieser unerquicklichen Abende, die er doch nicht missen wollte, nahm Humboldt seine stille Rache; er trug dem Freunde Varnhagen, der jedes Schmutzbächlein wie ein Schwamm aufsog, allerhand boshaften Hofklatsch zu, lieblos selbst gegen den liebevollen König, und zeigte durch sein Medisieren, daß in den Hauptstädten, zumal in dem afterrednerischen Berlin, selbst der hochbegabte Mensch klein wird, wenn er die Dinge allzu nahe sieht. Eines freilich ging aus seinen gehässigen Berichten unzweifelhaft hervor: diesem so mannigfach bewegten Hofe fehlte der beherrschende Kopf. —

„Lebt wohl nun, Freuden, Spiele, Töne! Mein höchster Gott ist meine Pflicht" — so hatte vor hundert Jahren König Friedrich nach seiner Thronbesteigung an Voltaire geschrieben. Von dieser entschlossenen Sicherheit des Ahnherrn zeigte der Nachkomme nichts. Friedrich Wilhelm war völlig fassungslos, als Zar Nikolaus, der noch in der letzten Stunde am Sterbebette des Schwiegervaters erschienen war, ihm den ersten Segenswunsch zur Thronbesteigung aussprach; auch nachher brauchte er noch lange Zeit um seinen Schmerz zu bewältigen und sich in der neuen Lage zurechtzufinden. „Ach," schrieb er an Metternich, „wer Ihr warmes Herz mit Ihrem kalten Kopf vereinigte! Das ist das gewisse Mittel immer recht zu behalten und richtig zu steuern. Ich fühle nur zu deutlich, daß dieser Verein mir abgeht, denn ich vermag mich nicht von dem Schlage zu erholen, der uns niedergeschmettert hat, und meine Lage erscheint mir wie ein Traum, aus welchem ich sehnlich das Erwachen wünsche." Das ganze Land teilte die Trauer des Königs. In feierlichem Schweigen standen die Massen, als in der Nacht des 11. Juni die Leiche den breiten Mittelweg der Linden entlang hinausgeführt wurde nach dem Charlottenburger Mausoleum, wo der

Verblichene neben seiner Luise ruhen wollte; die Laternen waren ausgelöscht, nur der Mond warf zuweilen aus den Wolken vortretend sein fahles Licht auf die schwarzen Wagen, die lautlos über den weichen Sandboden dahinzogen. Auf allen Kanzeln von der Memel bis zur Saar wurde gepredigt über den Text „der Herr hat dich gesegnet in allen Werken deiner Hände"; die Stadt Berlin beschloß, dem Entschlafenen, dem sie soviel verdankte, draußen auf einem waldigen Hügel ein Denkmal zu errichten und nannte die Stelle ihm zu Ehren den Friedrichshain.

Noch einmal wurde dann allen Preußen die Erinnerung an den Verstorbenen lebendig, als der neue Monarch die beiden einzigen letztwilligen Verfügungen veröffentlichen ließ, welche der alte Herr, außer einer Vorschrift über seine Bestattung, hinterlassen hatte. Er fügte den Äußerungen des Vaters einige tief empfundene Worte hinzu; offenbar im Hinblick auf die Kriegsrüstungen der Franzosen sagte er zuversichtlich: sollte je das Kleinod des teuer errungenen Friedens gefährdet werden, „so erhebt sich mein Volk auf meinen Ruf wie ein Mann, wie sein Volk sich auf seinen Ruf erhoben hat". Die beiden Testamente waren schon vor dreizehn Jahren niedergeschrieben, lange bevor die Julirevolution das deutsche Leben erschütterte, und ganz in dem patriarchalischen Stile jener stillen Tage gehalten. Das eine, „Mein letzter Wille" überschrieben, erging sich in frommen Betrachtungen; das andere mit den Eingangsworten „auf dich, meinen lieben Fritz", warnte den Thronfolger vor Neuerungssucht und unpraktischen Theorien, aber auch vor der zuweit getriebenen Vorliebe für das Alte, und mahnte ihn, den Bund mit Österreich und Rußland „als den Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten". Der Berliner Magistrat ließ diese Vermächtnisse des alten Königs für seine Bürgerschaft abdrucken, und noch viele Jahre hindurch hingen sie unter Glas und Rahmen in unzähligen preußischen Häusern. Aber die Zeit, der sie angehörten, war vorüber; mit diesem letzten Zolle der Dankbarkeit schien die Vergangenheit abgeschlossen; erwartungsvoll wendeten sich die Blicke dem neuen Herrscher zu.

Das erste, was er von sich hören ließ, waren Kundgebungen des Herzens; die Härten früherer Tage auszugleichen, erschien ihm als heilige Pflicht. Allen den Abgesandten, die sich ihm nahten, sagte er freundliche, ermutigende Worte; sogar die Juden Berlins, die er sehr wenig liebte, empfingen die Versicherung, daß er kein Anhänger der blinden Vorurteile früherer Jahrhunderte sei. Dann wurde General Boyen, der lange mißhandelte, durch ein überaus gnädiges Handschreiben in den Staatsrat zurückgerufen, und alle Welt betrachtete diese erste Tat der neuen Regierung als ein Zugeständnis an den Liberalismus. Gleich darauf durfte Arndt wieder in sein Lehramt eintreten; mit hellem Jubel begrüßten die Bonner Gelehrten den treuen Mann — nur A. W. Schlegel, der alte Feind, hielt sich abseits — und erwählten ihn sogleich zum Rektor für das nächste Jahr. Keinen Augenblick war er irre geworden an seinem Staate; mitten im Elend der unverschuldeten Verfolgung hatte er seinem Vaterlande zugesungen:

Du wirst Jahrtausende durchblüh'n
In deutscher Treue, deutschen Ehren.
Wir Kurzen müssen hinnen zieh'n,
Doch Liebe wird unsterblich währen.

Nun ward ihm doch noch ein ehrenreiches, durch die Liebe seiner Deutschen verklärtes Alter. Auch der alte Jahn wurde der polizeilichen Aufsicht entledigt und nachträglich noch mit dem eisernen Kreuze geschmückt. Am 10. August unterzeichnete Friedrich Wilhelm eine Verordnung, welche allen politischen Verbrechern Amnestie gewährte, auch den Flüchtlingen, falls sie heimkehrten, Begnadigung versprach. Der Erlaß sollte erst einen Monat später, zur Feier der Huldigung veröffentlicht werden; das weiche Gemüt des Königs fand aber keine Ruhe, unverzüglich ließ er die Kerker öffnen und vielen der Befreiten gewährte er Anstellung im Staatsdienste. Diese Milde gereichte seinem Herzen zu hoher Ehre; denn an die Schuld der Mehrzahl der Gefangenen glaubte er ebenso fest wie sein Vater.

Die soziale Bewegung der 40er Jahre.

Gewaltig veränderte sich mittlerweile das volkswirtschaftliche Leben durch den fortschreitenden Eisenbahnbau. Die Notwendigkeit der neuen Erfindung zeigte sich schon jetzt so deutlich, daß der Widerspruch mehr und mehr verstummte. Unter den namhaften Politikern Europas blieben nur noch zwei unversöhnliche Widersacher: der Restaurator der Staatswissenschaft K. L. v. Haller und der Deutschrusse Cancrin, der doch nicht hindern konnte, daß schon bei seinen Lebzeiten einige Bahnbauten in dem Zarenreiche begonnen wurden. Im preußischen Heere fanden die skeptischen Ansichten des Generals Aster nur noch wenig Anklang. H. v. Moltke, der jetzt heimgekehrt als Major im Generalstabe stand, trat sogar in den Verwaltungsrat der Berlin-Hamburger Eisenbahn und beantwortete in einem lichtvollen Artikel der Deutschen Vierteljahrsschrift die Frage: „welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht?" Auch andere tüchtige Offiziere verlangten, daß die Regierung den Bau der Eisenbahnen nach einem durchdachten Plane leiten müsse. Da der König schon als Kronprinz ähnliche Meinungen gehegt hatte, so wurden im Staatsministerium (1842) die Grundzüge eines die gesamte Monarchie umfassenden Eisenbahnnetzes festgestellt; und immer wieder drängte sich die Erwägung auf, ob man nicht kurzweg Staatseisenbahnen bauen solle.

Die Finanzen erfreuten sich einer beneidenswerten Blüte; das blieb immer die starke Seite der Regierung Friedrich Wilhelms. Die Staatsschuld sank bis zum Jahre 1847 auf 137 Mill.

Tlr., die Staatsschuldscheine standen sehr hoch im Kurse. Nach der glücklich vollendeten Einziehung der fünfprozentigen Papiere wagte man jetzt schon, die Verzinsung von 4 auf 3 1/2 Proz., noch unter den landesüblichen Zinsfuß, herabzusetzen, obwohl Graf Alvensleben in gerechter Besorgnis warnte, diese Politik der peinlichen Zinsenersparnis würde die Staatsgläubiger sehr hart treffen und das Privatkapital vielleicht zu schwindelhaften Unternehmungen verführen. Zugleich hob sich der Ertrag der Domänen in den Jahren 1833—48 von 4,2 auf 5,25 Mill. Tlr.; nach der knappsten Berechnung empfing der Staat aus seinem gesamten Vermögen eine Rente von 6,25 Mill. jährlich, während er nur noch eine Zinsenlast von 5 Mill. trug. Trotz des Steuererlasses wuchs auch das Einkommen aus den Abgaben beständig, und im Jahre 1847 bezog die Monarchie schon eine regelmäßige Gesamteinnahme von mehr denn 67 Mill. Tlr. Darum wurden Staatseisenbahnen, wie die Beratungen der Vereinigten Ausschüsse deutlich erkennen ließen, in weiten Kreisen für unbedenklich und notwendig gehalten. Unmöglich konnte man doch behaupten, daß Privatbeamte den Eisenbahndienst, der nur strenge Ordnung und Ehrlichkeit verlangt, besser besorgen sollten als das bewährte Staatsbeamtentum; der Stachel des freien Wettbewerbs, der sonst die Privatunternehmungen zu großen Leistungen anspornt, fiel hier hinweg, da die Eisenbahnen tatsächlich ein Monopol besaßen.

Nach alledem begann selbst der alte Minister Rother sich mit dem Gedanken des Staatsbaues zu befreunden. Als er einige Monate nach der Entlassung der Vereinigten Ausschüsse dem Ministerium (21. Febr. 1843) eine große Denkschrift „zur Förderung des Eisenbahnbaues" einreichte, da sprach er offen aus: an sich sei der Staatsbau wohl vorzuziehen, weil der Staat ohnehin schon Herr der Straßen sei, weil er besser verwalte als Aktiengesellschaften und bei dem günstigen Stand der Staatsschuld das Wagnis wohl auf sich nehmen könne. Demgegenüber aber stand das alte unüberwindliche staatsrechtliche Bedenken: ohne Reichsstände durfte die Krone keine Anleihen aufnehmen,

auch hatte sie den Provinzialständen bereits angekündigt, daß sie für jetzt auf Staatsbahnen verzichte. Deshalb allein empfahl Rother ein vermittelndes System, das offenbar den Übergang zu dem Staatsbahnsystem der Zukunft bilden sollte. Er verlangte, der Staat müsse die Hauptlinien unter seiner Leitung und Aufsicht durch Aktiengesellschaften bauen lassen, und ihnen aus seinen regelmäßigen Einnahmen 2 Mill. Tlr. jährlich zuschießen, auch nötigenfalls eine Verzinsung von 3 ½ Prozent verbürgen, die Zinsen seiner eigenen Aktien aber nebst neuen Überschüssen in einem besonderen Eisenbahnfonds ansammeln um späterhin, nach zwanzig Jahren etwa, die Bahnen selbst anzukaufen. Also erscheine der Staat immer nur als Gläubiger, nie als Schuldner, und das Staatsschuldengesetz von 1820 bleibe unverletzt. Obwohl diese letzten Sätze sich mit guten Rechtsgründen anfechten ließen, und mehrere der andern Minister, zumal der sparsame Thile, die Pläne des klugen alten Herrn allzu kühn fanden, so drang er doch bei dem Monarchen durch. Im wesentlichen nach seinen Vorschlägen wurde die Eisenbahnpolitik während der nächsten Jahre gehandhabt.

Das Privatkapital in den mittleren und den westlichen Provinzen zeigte sich gewagten Unternehmungen nur zu sehr geneigt. Jetzt zum ersten Male wurde Berlin von dem Fieber wüsten Aktienschwindels ergriffen, das seitdem noch so oft wiederkehren sollte. Das böse Beispiel gab England. Da die Geschäftswelt von der Überlegenheit großer Eisenbahnen noch nichts ahnte, so drängten sich in Großbritannien die Gründungen. In den zwölf Jahren bis 1844 waren dort 44 Eisenbahngesellschaften entstanden, in dem einen Jahre 1845 bildeten sich 118 neue; geplant waren ihrer noch 1263 mit einem angeblichen Kapitale von 562 Mill. Lstrl. und es bedurfte noch vieljähriger schlimmer Erfahrungen, bis sich endlich die große Nordostbahngesellschaft aus der Verschmelzung von 37 kleinen Bahnen bildete. Vor diesem Übermaße des Schwindels blieb Preußen freilich bewahrt, dank seiner Armut und der strengeren Staatsaufsicht. Immerhin ward der Tanz um das goldene Kalb ganz schamlos. Männer

aus allen Ständen, selbst Offiziere in Uniform, berühmte Künstler und Gelehrte drängten sich täglich in das winklige Börsengebäude neben dem Dom, um mit den Aktien aller Länder zu schachern. Da wurden durch das Gesetz vom 24. März 1844 alle Zeitkäufe über inländische, alle Geschäfte über ausländische Aktienpromessen plötzlich verboten. Das von Bodelschwingh entworfene, strenge aber notwendige Gesetz wirkte furchtbar, weil es ganz unvermutet von der absoluten Krone ausging, und keinerlei ständische Verhandlungen die Geschäftswelt darauf vorbereitet hatten. Die Folge war, daß nach schweren Verlusten das Privatkapital sich scheu zurückzog und alle Börsen über Geldmangel klagten.

Trotzdem schritt der Bahnbau vorwärts. Bis zum Jahre 1847 wurden in Preußen 280 Meilen Eisenbahnen eröffnet, und der Staat übernahm eine Zinsbürgschaft für 29 Mill. Tlr. Es wurden vollendet oder der Vollendung nahe gebracht die großen Linien nach Stettin, nach der schlesisch-österreichischen Grenze, nach Sachsen und weiter westlich durch Thüringen. Nachdem Mecklenburg und Hamburg einen beträchtlichen Teil des Anlagekapitals — weit mehr als Preußen selbst — übernommen hatten und der kleinliche Widerspruch der Krone Dänemark endlich überwunden war, kam auch die Berlin-Hamburger Bahn zustande. Besondere Schwierigkeiten bereitete die wichtige Verbindung Berlins mit den westlichen Provinzen. Ein Glück nur, daß im braunschweigischen Finanzwesen der rührige Direktor v. Amsberg fast unumschränkt schaltete. Der hatte schon seit den zwanziger Jahren, weit vorausschauend, große Pläne für ein nordwestdeutsches Eisenbahnsystem begonnen und dann, als er bei dem welfischen Königshofe nichts durchsetzen konnte, im Jahre 1838 die erste deutsche Staatsbahn, Braunschweig-Wolfenbüttel-Harzburg, gegründet. Die Bahn blühte schnell auf in dem verkehrsreichen Ländchen und bildete den Stamm der großen Straße zwischen Spree und Rhein. Im Osten schlossen sich preußische Linien an; es waren, nach der Weise dieser Zeit, mehrere kleine Gesellschaften, die sich erst mühsam untereinander

verständigen mußten: die Magdeburg-Halberstädter und die bis nach Magdeburg ausgedehnte Berlin-Potsdamer Bahn. Im Westen trat Hannover hinzu. König Ernst August sträubte sich lange, doch sobald er die Notwendigkeit erkannte betrieb er den Bahnbau mit gewohnter Tatkraft und bestand nur noch darauf, daß die Linie recht viel hannoversches Land durchschneiden müsse. Preußen forderte eine Bahn von Hannover nordwestwärts über Neustadt, damit von Nienburg aus eine Zweigbahn nach Bremen erbaut und Westfalen also auf dem kürzesten Wege mit dem Weserplatze verbunden würde. Dem widersprach der Welfe; er verlangte die südliche Linie Hannover-Minden, um nachher von irgendeiner hannoverschen Station aus eine sehr bequeme, aber sehr lange und rein-welfische Bahn nach Bremen bauen zu können. Da man den störrischen Alten weder zwingen noch überzeugen konnte, so gab Preußen schließlich nach und bewilligte die Linie Braunschweig-Hannover-Minden. Daran schloß sich endlich die große Bahn von Minden nach Köln. So geschah es, daß die gewerbreiche Provinz Westfalen, deren Volksmann Harkort schon vor langen Jahren für den Bahnbau gekämpft hatte, erst sehr spät, seit 1847 in den großen Eisenbahnverkehr eintrat. Ihre Fabriken und Bergwerke hatten unter der langen Säumnis schwer gelitten.

Unterdessen mußte die preußische Regierung erfahren, daß sie mit der behutsamen Politik der Unterstützungen und Zinsgarantien nicht zum Ziele gelangte. Die neue französische Ostbahn begann eine große Linie bis zur preußischen Grenze bei Forbach; von der anderen Seite her baute die pfälzische Ludwigsbahngesellschaft eine Bahn durch die Berge des Westrichs bis gegen Neunkirchen hin. Kamen diese Bauten zum Abschluß, dann war eine Schienenverbindung zwischen Frankreich und Deutschland — die einzige unmittelbare die damals möglich schien — fast vollständig hergestellt. Nur ein kleiner Streifen preußischen Gebiets trennte noch die beiden Endpunkte, und in ihm lagen die großen, zumeist dem Staate gehörigen Kohlengruben des Saarbrückener Beckens. Da war kein Zaudern mög-

lich; die Krone entschloß sich (1847) zum Bau der ersten preußischen Staatsbahn, der kurzen, für die Volkswirtschaft hochwichtigen Saarbrückener Bahn.

Diese kleine Strecke konnte zur Not noch ohne Anleihe durch die reichen Überschüsse der Staatseinnahmen gebaut werden; doch mittlerweile trat eine neue, ungleich schwerere Aufgabe an den Staat heran. In dem geplanten Eisenbahnnetze fehlte noch ein wichtiges Glied, die große Ostbahn nach Königsberg; und der König hielt es mit Recht für eine Ehrenpflicht, sein geliebtes, durch die Ungunst der geographischen Lage so schwer bedrängtes Altpreußen baldigst mit der Hauptstadt und dem großen mitteleuropäischen Verkehre zu verbinden. Über die Richtung der Bahn wurde lange gestritten. Rönne, der immer seine absonderlichen Gedanken hegte, empfahl „wegen des Seeverkehrs" die Linie von Stettin durch Hinterpommern; er kannte unseren Osten wenig, er wußte nicht, daß Hinterpommern wesentlich ein Binnenland ist, weil die Ostsee minder tief als andere Meere in das Leben ihrer Uferländer einwirkt. Der König schien anfangs den Vorschlägen dieses vertrauten Ratgebers geneigt. Seine Minister aber hatten von den Erfahrungen der jüngsten Jahre gelernt und sahen ein, daß die Eisenbahnen womöglich dem Zuge der alten verkehrsreichen Handelswege folgen mußten; sie rieten daher, die Ostbahn über Landsberg die Warthe entlang nach Bromberg und alsdann abwärts am Weichseltale hin zu führen. Diese Meinung siegte, weil auch die ostpreußischen Landstände den König beschworen, seiner alten stolzen Weichselstädte nicht zu vergessen. Da versagte sich das Privatkapital. Die Eisenbahngesellschaft, der das große Bankhaus J. Mendelssohn und mehrere der angesehensten Männer Ostpreußens angehörten, erklärte plötzlich: bei dem Geldmangel, der seit dem neuen Aktiengesetze die Börsen heimsuche, vermöchte sie die 32 oder 40 Mill. Tlr. für das gewaltige Unternehmen unmöglich aufzubringen. Jetzt blieb nichts übrig als ein verzweifelter Entschluß; nach so vielen Verheißungen und Vorarbeiten konnte die Krone nicht mehr zurück. Am 16. März 1847 beschloß das Staatsministe-

rium: der Staat müsse nunmehr selber die Ostbahn bauen und von dem demnächst zusammentretenden Vereinigten Landtage sogleich eine große Anleihe verlangen. Der König genehmigte den Antrag; er ahnte nicht, wie seltsam das Schicksal seiner Ostbahn sich noch mit dem Verfassungskampfe verschlingen sollte.

Derweil Preußens Handelspolitik also beständig durch staatsrechtliche Bedenken gehemmt wurde, brauchten die kleineren Bundesstaaten, dank ihren Verfassungen, solche Schwierigkeiten nicht zu überwinden. Sie erfreuten sich zudem blühender Finanzen, denn für die Verteidigung des Vaterlandes hatten sie allesamt Preußen allein sorgen lassen, Baden verwendete nur ein Fünftel seiner Staatsausgaben auf das Heerwesen. Darum konnten sie früher als Preußen den Staatseisenbahnbau wagen; die meisten von ihnen sahen sich sogar dazu gezwungen, weil das Privatkapital in Süddeutschland und in Hannover weniger Unternehmungslust zeigte als in Preußen oder Sachsen. Nur Braunschweig und Baden erkannten von Haus aus grundsätzlich die Vorzüge des Staatsbahnwesens.

In Braunschweig spürte man überall die starke Hand Amsbergs, der in diesen Geschäften alle anderen deutschen Staatsmänner überragte. In Baden hatte Nebenius den Staatsbau durchgesetzt; die Ausführung entsprach jedoch dem frei gedachten Plane wenig. Obgleich dies Land seine handelspolitische Bedeutung wesentlich dem Durchfuhrhandel verdankte, so drängten sich doch bald die kleinen örtlichen Interessen anspruchsvoll vor, und man gab den Schienen sogar eine von dem deutschen Normalmaße abweichende Spurweite, damit ja kein fremder Eisenbahnwagen in das Ländle hinüber käme. Die Schwäche des Staatseisenbahnsystems, die Parteilichkeit zeigte sich hier in dem solange durch politische Kämpfe zerrütteten konstitutionellen Musterstaate sehr häßlich. Lassen Sie Sich Ihre Bahn durch Ihren liberalen Abgeordneten bauen! — so antwortete Blittersdorff den klagenden Gemeinderäten der verkehrsreichen Fabrikstadt Lahr, die seitab von der Staatsbahn liegen blieb. Die mit dem Großherzogtum Hessen verabredete Main-Neckar-Bahn wurde nicht

geradeswegs an den dichtbevölkerten Ortschaften der oberen Bergstraße vorbei nach Heidelberg geführt, aber auch nicht westwärts nach Mannheim, denn beide Städte standen in Ungnade wegen ihrer liberalen Gesinnung; man gründete vielmehr mitten zwischen beiden Orten in der sandigen Rheinebene den lächerlichen Knotenpunkt Friedrichsfelde. In Württemberg begann die Regierung seit 1841 den Staatsbau, weil sie umgangen zu werden fürchtete und das Privatkapital sich mutlos zeigte. Sie verfuhr fortan mit großem Eifer, erklärte sich entschieden gegen „die Korruption, die neue Feudalität" der Privateisenbahnen und wagte sogar, wenige Meilen von der Linie Augsburg-Lindau eine Parallelbahn Ulm-Friedrichshafen zu bauen, damit Bayern den Verkehr des Bodensees nicht an sich risse. Auch in Bayern vermochten die kleinen Gesellschaften, welche die Teilstrecken der Linie Augsburg-Hof übernommen hatten, sich nicht zu halten, und der Staat mußte selbst eintreten; nur die wohlhabenden, unternehmenden Pfälzer bauten sich ihre Bahnen durch Privatgesellschaften.

Die sächsische Regierung, die auf diesem Gebiete die reichsten Erfahrungen besaß, wollte sich zunächst die Vorteile des Durchfuhrverkehrs sichern und entwarf einen wohldurchdachten Plan für Bahnverbindungen mit Schlesien, Böhmen, Bayern; doch selbst in diesem gewerbreichen Lande konnte das Privatkapital nur die einträgliche Leipzig-Dresdner Linie, nicht die anderen minder ergiebigen Bahnen festhalten, und nach einigen Jahren sah sich der Staat auch hier gezwungen die Neubauten zu übernehmen. Hannover dagegen besaß, dank seiner erleuchteten Handelspolitik, noch gar keine großen industriellen Kapitalien und mußte daher von Haus aus den Staatsbau wagen. Er wurde eifrig, aber planlos betrieben; die beiden wichtigen Bahnen von Hamburg und Bremen mündeten nicht in der Hauptstadt, sondern einige Stunden entfernt in Lehrte und Wunstorf. Man wußte noch nicht und konnte nur durch die Erfahrung lernen, was ein Knotenpunkt im Bahnverkehr bedeutet. Die Kurhessen trugen sich schon seit vielen Jahren mit großen Bahnplänen, sie hofften,

daß Cassel den Mittelpunkt des deutschen Eisenbahnnetzes bilden sollte. Der Prinzregent aber verzögerte alles durch Trägheit und bösen Willen. Endlich durfte eine Aktiengesellschaft zur Verbindung von Thüringen und Westfalen zusammentreten; sie gewann die Gnade des Landesherrn, weil sie den stolzen Namen der Friedrich-Wilhelms-Nordbahn annahm. Die Main-Weserbahn zwischen Cassel und Frankfurt sollte auf Staatskosten, gemeinsam mit Hessen-Darmstadt, gebaut werden; der Landtag bewilligte dazu eine Anleihe von 6 Mill. Tlr. Das Haus Rothschild, das diese Anleihe aufzulegen hatte, überschritt die vereinbarte Summe um 750000 Tlr. und beanspruchte diesen Überschuß von 12 1/2 Prozent für sich selbst als sauer verdiente Provision. Es war ein öffentliches Geheimnis, wie der preußische Gesandte Graf Galen sagte, daß der getreue Hofbankier sich mit dem Kurprinzen in den Gewinn teilte, „daß auf Kosten des Landes der Regent in jüdischer Gemeinschaft gute Geldgeschäfte machte.“ Darum richtete der ehrliche Abgeordnete Wippermann nichts aus, als er in der Kammer den Gaunerstreich Rothschilds zur Sprache brachte.

Von Kiel nach Altona beförderte die königlich dänische Post auf der soeben erst vollendeten neuen Steinstraße täglich vier bis sechs Personen in dreizehn Stunden, und die schlichten Leute fragten ganz verwundert: was man denn noch mehr verlangen könne? — als in beiden Städten Vereine zur Begründung einer Eisenbahn zusammentraten. Der Plan schien anfangs fast aussichtslos; die Unternehmer baten sogar den Zaren Nikolaus, als dieser durch Holstein kam, um die Zeichnung einiger Aktien, damit das Werk durch den Zauber seines mächtigen Namens gefördert würde. Im Auftrage der Stadt Kiel ging dann Franz Hegewisch (1842) nach Kopenhagen und er behandelte seinen Gönner, den gescheiten, eitlen König Christian VIII. mit ärztlicher Klugheit; er legte ihm genaue Rechnungen vor und dazu den Antrag, daß die Bahn den Namen „König Christian VIII. Ostseebahn“ führen solle. Eine solche Lockung wirkte in Kopenhagen ebenso unwiderstehlich wie in Cassel. Die Bahn wurde genehmigt

und schon nach zwei Jahren dem Verkehr übergeben. Freilich ahnte der König nicht, was sich seine treuen Holsten bei dem Unternehmen dachten; er zeigte sich sehr aufgebracht, als Hegewisch bald nachher auf dem Kieler Ärztetage furchtlos sagte, dieser Schienenweg solle das ungeteilte Schleswig-Holstein fest mit dem deutschen Vaterlande verbinden. Um so mehr war er darauf bedacht, Lübeck niederzuhalten, die alte Feindin Dänemarks, die jetzt auch mit dem aufstrebenden Kiel einen scharfen Konkurrenzkampf führte. Weder eine Hamburg-Lübecker Bahn, noch eine Zweigbahn zum Anschluß an die Berlin-Hamburger Linie wollte er der verhaßten Stadt erlauben, und da auch Mecklenburg, ängstlich besorgt um seine eigenen Seeplätze Wismar und Rostock, einen Schienenweg nach Schwerin nicht gestattete, so blieb Lübeck, allein unter den Hansestädten, noch viele Jahre lang ohne Eisenbahnverbindung.

Bald fühlten die Verwaltungen selbst, daß die naturwüchsige Anarchie dieser kleinen Linien doch einiger Ordnung bedurfte; es entstanden vier große Eisenbahnverbände: eine norddeutsche Gruppe mit Berlin, eine niederrheinische mit Köln, eine südwestliche mit Frankfurt, eine bayrische mit Augsburg als Mittelpunkt. Die Verbände verständigten sich über einige gemeinsame Betriebsgrundsätze, vornehmlich über die Warenbeförderung; denn man begann jetzt schon zu begreifen, daß der Güterverkehr mehr bedeutete als der Personenverkehr, und die Tarifsätze der Eisenbahnen für viele Gewerbszweige wichtiger waren als die Schutzzölle. Trotz so mancher Mißgriffe und Torheiten blieb es doch ein erhebendes Schauspiel, wie tapfer dies Land ohne Hauptstadt dem zentralisierten, reicheren Frankreich vorausschritt. Was auch die Welschen prahlen mochten, die Sonne ging über Europa noch immer nicht im Westen auf. Im Volke regte sich zwar da und dort ein Widerstand. Viele bayrische Städtchen baten ihren König dringend sie mit der Eisenbahn zu verschonen; sie ahnten dunkel, daß die neue Erfindung mancher kleinen für Fabrikanlagen ungeeigneten Ortschaft mehr Schaden als Nutzen bringen mußte. In der Presse wurden diese ver-

einzelten Gegner als törichte Schildbürger verspottet; denn fast überall sah man der neuen Zeit mit überschwenglichen Hoffnungen entgegen. Die Wünschelrute schien gefunden. Die Bürger des hannoverschen Pferdemarktes Peina sangen, als ihre Eisenbahn eröffnet wurde, beim Festmahle feierlich nach der Melodie des Landesvaters: „Peina bricht sich, Peina bricht sich eine neue Lebensbahn!“

Unterdessen hatten der Amerikaner Morse und der Engländer Wheatstone die deutsche Erfindung der elektrischen Telegraphie weiter gebildet und für den täglichen Verkehr nutzbar gemacht. Es ward hohe Zeit. Der alte optische Telegraph arbeitete gar zu unsicher; in nebliger Winterszeit geschah es wohl, daß ein Telegramm von London nach Berlin fünf Tage brauchte. Nun fand sich wieder ein deutsches technisches Genie, das die Arbeit der Fremden fortführte. Der preußische Artillerieleutnant Werner Siemens benutzte einen elastischen Pflanzenstoff, der jetzt zuerst in den Handel kam, die Guttapercha, um die Drähte der Telegraphenleitungen zu umhüllen und zu isolieren; zwischen Berlin und Großbeeren unternahm er den ersten Versuch (1847) und legte also den Grund für das deutsche Telegraphennetz. Die neue Firma Siemens und Halske arbeitete bald für den Weltmarkt. —

Unmöglich konnte die Preußische Bank von diesem gewaltigen Umschwunge des Verkehrslebens unberührt bleiben. Sie hatte sich im letzten Jahrzehnt, seit 1837, unter Rothers umsichtiger Leitung kräftig entwickelt, den gefährlichen Effektenhandel eingeschränkt, ihren Wechselverkehr strenger geordnet und das leidige Defizit, das ihr noch von den napoleonischen Zeiten her anhing, wieder um 3,4 Mill. Tlr. vermindert. Ihr gesamter Umsatz stieg von 264,7 auf etwa 373,6 Mill. Tlr. Berlin war mit seinen 408 000 Einwohnern und 712 Großkaufleuten jetzt wirklich eine Großstadt, als Knotenpunkt der neuen Bahnen, als Handels- und Industrieplatz mächtig, sogar als Geldmarkt nicht mehr weit hinter Frankfurt zurück. Der Aktienschwindel, den der Staat leider durch die voreilige Herabsetzung seiner Schuld-

zinsen selbst genährt hatte, wirkte freilich mit; doch im wesentlichen waren die wachsenden Ansprüche an die Bank lediglich die natürliche Folge des erwachten Unternehmungsgeistes. Seit 1838 hatte das Privatkapital über 100 Mill. Tlr. für die preußischen Eisenbahnen aufgebracht, sicherlich mehr, als der Staat selbst in so kurzer Zeit aufgewendet hätte.

Wie sollte die Bank den Anforderungen ihres jetzt fast vervierfachten Lombard- und Wechselverkehrs auf die Dauer genügen mit 6 Mill. Kassenanweisungen und den 2 Mill. bar, die ihr der Staatsschatz überwiesen hatte? Rother verlangte darum, daß die Bank einen um 10 Mill. Tlr. vergrößerten Betriebsfonds erhalten und dafür Noten bis zu demselben Betrage ausgeben müsse. Praktiker durch und durch, war er vom Regimentsschreiber zum Minister aufgestiegen und mit der Geschäftswelt immer in Fühlung geblieben. Wie er einst, zum Entsetzen des zünftigen Beamtentums, den Bankier Schickler in die Staatsschuldenverwaltung berufen hatte, so erklärte er jetzt: die Bankverwaltung bedürfe für ihre Noten des allgemeinen Vertrauens, für ihre erweiterte Tätigkeit einer genauen Kenntnis der augenblicklichen Marktverhältnisse; darum müßten die 10 Mill. durch das Privatkapital aufgebracht und den Inhabern der Bank-Anteilscheine eine stimmberechtigte Vertretung eingeräumt werden. Die Bank sollte mithin eine durch einen königlichen Präsidenten geleitete Staatsanstalt bleiben — denn einer Privatbank wollte Rother die Depositen der Gerichte nimmermehr anvertrauen — doch zugleich so unabhängig gestellt werden, daß sie durch den Ausschuß ihrer kaufmännischen Teilhaber gefährliche Zumutungen eines leichtsinnigen Finanzministers jederzeit abweisen konnte.

Rothers Vorschläge erschienen nüchtern, fast ängstlich gegenüber den Bedürfnissen des so mächtig angeschwollenen Verkehrs. Doch ihr Grundgedanke war gesund, er entsprach dem volkstümlichen Geiste dieser Monarchie, die ja immer ihr Bestes geleistet hatte, wenn ihre starke Staatsgewalt mit den freien Kräften der Nation zusammenwirkte. Gleichwohl erhob sich von allen Seiten her

leidenschaftlicher Widerspruch gegen die Pläne des Bankpräsidenten. Schön polterte in Briefen, die fast nur noch aus Schimpfwörtern bestanden, wider die Unwissenheit, die Anmaßung, die durch Tollheit grandiose Verrücktheit des Kommis Rother und seiner Juden. Der Grimmige lebte immer noch in den traurigen Erinnerungen des Jahres 1806; er fürchtete, ein Bataillon Franzosen in Trier würde genügen, um die 10 Mill. Banknoten sofort zu entwerten. Andererseits hatte der erfindungsreiche Bülow-Cummerow den Gedanken einer großen privilegierten, aber vom Staate unabhängigen Nationalbank aufgebracht, die mit 25 Mill. Kapital ausgerüstet, Hypotheken-, Giro-, Zettelbank, alles in allem sein sollte. Er verteidigte seinen Plan in zahlreichen Schriften, die er alle durch die gewandte Feder seines Neffen Killisch v. Horn ausarbeiten ließ, und erlangte die freudige Zustimmung Rönnes, dem niemals ein Plan zu nebelhaft war. Auch der Finanzminister Flottwell ließ sich überzeugen, er war Neuling im Bankwesen, wollte für den Staatshaushalt keine gefährlichen Verpflichtungen übernehmen und hörte gläubig zu, wenn ihm einige Berliner Börsenmänner Wunderdinge von der geplanten Nationalbank erzählten. Der König selbst schien anfangs, wie so oft schon, ganz durch Rönnes feurige Beredsamkeit gewonnen zu sein.

Dem alten Rother ward unheimlich zumute. Er fühlte längst, daß sein trocken geschäftliches Wesen den geistreichen Monarchen langweilte, und fragte sogar einmal ehrlich an, ob er das Vertrauen Sr. Majestät noch besitze. Darauf antwortete der König sofort sehr gnädig — denn er wußte wohl, daß er keinen treueren Diener besaß —: „schlagen Sie Sich die Grillen aus dem Kopf und freuen Sie Sich vielmehr des großen Vertrauens Ihres herzlich wohlgeneigten F. W." Zugleich schrieb er, soeben aus dem Theater heimgekehrt, an Thile: „Hier, teuerster Thile, ein Brieflein des alten Rother, welcher raset. Beruhigen Sie ihn einstweilen und beweisen Sie ihm, daß er, chose incroyable, mit seiner Einbildungskraft durchgeht. Ich komme ganz durchbebt von klassisch-hellenischem

Weh, von des alten schuldlosen Frevlers Ödipus Laios Sohnes donnerumhallt geheimnisvollem Ende." Trotzdem fühlte sich der Minister bedroht. Als im Dezember 1845 der Handelsrat versammelt wurde, um unter dem Vorsitze des Monarchen die Vorschläge Bülow-Cummerows zu vernehmen und alsdann zu entscheiden: ob Staatsbank oder Nationalbank? — da sagte Rother zu seinen Freunden bitter: ich werde nur mitberufen, weil ich ein alter Esel bin. Er sollte sehr angenehm enttäuscht werden. Es war doch ein gar zu ungeheuerlicher Gedanke, daß man diese Preußische Bank, die sich zum Ruhme der Monarchie aus hoffnungsloser Zerrüttung so ehrenhaft wieder emporgearbeitet hatte, mitsamt ihren erprobten Beamten und ihren alten Geschäftsbeziehungen jetzt plötzlich aufgeben wollte, um eine ganz neue Schöpfung zu wagen. Und welche Sicherheit bot das neue Unternehmen? Bülow selbst, der reiche, unabhängige Grundherr, hegte unzweifelhaft die besten Absichten, obgleich ihn die Berliner Geheimen Räte als einen gefährlichen Streber verleumdeten; er lebte nach dem guten Wahlspruche des zahlreichsten deutschen Adelsgeschlechts: „alle Bülows ehrlich." Aber die von ihm gegründete Ritterschaftliche Privatbank in Stettin, welcher die Anfänge des pommerschen Chausseebaues zu danken waren, stand niemals ganz fest; ihre Geschäftsführung zeichnete sich weder durch Klugheit noch durch Ordnung aus.

Solche Erwägungen machten auf Friedrich Wilhelm tiefen Eindruck. An seinen übrigen Herrschergaben begann er jetzt schon oft zu zweifeln, doch als ein getreuer Haushalter wollte er immer erfunden werden; seine Pflichten gegen die Staatsfinanzen nahm er sehr ernst, und in diesen Geschäften ging auch sein Urteil selten fehl. Bülow-Cummerows Vorschläge wurden also verworfen, der Bankpräsident schlug den Finanzminister. Die peinliche Frage, ob die 10 Mill. Banknoten nicht eine ungesetzliche Vermehrung der Staatsschuld bedeuteten, blieb vorerst unerledigt. Sie ließ sich jetzt, da der Staat ja nicht alleiniger Eigentümer der Bank bleiben sollte, fast mit gleich guten Gründen

bejahen oder verneinen; der Wirrwarr des Verfassungsrechts — jedermann erfuhr es auf Schritt und Tritt — bedurfte endlich einer unzweideutigen Regelung. Am 11. April 1846 befahl eine Kabinettsordre die Neugestaltung der Preußischen Bank, im wesentlichen nach Rothers Vorschlägen; am 5. Okt. erschien demgemäß die neue Bankordnung. Rother erlebte noch die Freude, daß seine Noten, die er mit der äußersten Vorsicht bankmäßig gedeckt hatte, überall, auch im Auslande, unbedenklich wie bares Geld angenommen wurden und selbst in den Stürmen des Jahres 1848 ruhig ihre Geltung behaupteten.

Nach einer solchen Niederlage konnte Flottwell sich nicht mehr im Amte halten. Wie grausam wurde doch diesem ausgezeichneten Beamten durch die Wechselfälle der neuen Regierung mitgespielt. Der König hatte ihn erst, zum Danke für seine musterhafte Verwaltung, von Posen hinweg nach Magdeburg versetzt; er hatte ihn sodann zum Finanzminister ernannt, obgleich Flottwell sich selbst als Nichtfachmann bekannte, und nachher noch den Zweifelnden oftmals seines ungeschwächten Vertrauens versichert. Nun zeigte sich doch, wie berechtigt Flottwells eigener Zweifel gewesen. Er glaubte trotzdem sich durch einen kühnen Schritt retten zu können. In einer langen Denkschrift (Juni 1846) schlug er dem Monarchen eine Umgestaltung des Ministeriums vor, dergestalt, daß die Bank sowie alle Geldinstitute des Staates dem Finanzminister untergeordnet, Handel und Gewerbe, Bergwerke und Posten hingegen einem neuen Handelsministerium überwiesen würden; denn in seiner gegenwärtigen Stellung sei der Finanzminister „vernichtet". Dies war eine offene Kriegserklärung gegen Rother, dessen Pläne der König soeben erst angenommen hatte. Friedrich Wilhelm brauste auf; er sah in dem Vorgehen des Ministers strafbaren Ungehorsam. Im Juli wurde Flottwell ungnädig entlassen und mußte noch froh sein, als er nachher die Stelle des Oberpräsidenten in Westfalen erhielt.

Also war die Stelle des Finanzministers, zum dritten Male seit dem Thronwechsel, erledigt; und da der einzige, der vielleicht

als vierter erfolgreich eintreten konnte, Kühne, dem Monarchen mißfiel, so wurde nach langen Erwägungen der erst vorm Jahre entlassene Graf Arnim-Boitzenburg zur Übernahme des Amtes aufgefordert. Der Graf erwiderte, wie vormals Flottwell: vom Finanzwesen verstehe er nichts. Nachdem er dies Bedenken, auf das Zureden des Königs, endlich aufgegeben hatte, erklärte er freimütig: seinen Widerspruch gegen die königlichen Verfassungspläne könne er nicht fallen lassen und sie darum auch nicht vor dem bevorstehenden Landtage verteidigen. Seitdem war er unmöglich. Nun wurde Geh. Rat v. Düesberg berufen, derselbe, der zuerst die Leitung der Katholischen Abteilung übernommen hatte, ein tüchtiger Jurist, aber auch kein Finanzmann.

Die Reform der Preußischen Bank allein befriedigte die Masse der Kaufleute und Fabrikanten schon darum nicht, weil die Bank in den Provinzen nur erst wenige Kontore und Kommanditen besaß. Für Westfalen berechnete Fritz Harkort den jährlichen Umschlag der fünf wichtigsten Gewerbszweige — sicherlich noch zu niedrig — auf 16 Mill. Tlr.; und diese Provinz mit fast $1^1/_2$ Mill. Einwohnern besaß erst drei kleine Bankiers, in Münster und Schwelm, sie mußte ihre Kreditgeschäfte durch Kölner Bankhäuser besorgen lassen. In Wort und Schrift verlangte nun Harkort eine Privatbank für seine Heimat; dann traf er (1845) in Berlin mit Industriellen aus Schlesien, Posen und dem Rheinlande zusammen, die Regierung schlug jedoch alle Bitten ab, weil sie zunächst ihre eigene Bank neu ordnen wollte. Ein neuer Stand von Kapitalisten und Staatsgläubigern wuchs heran; deshalb forderte der geistvolle Nationalökonom Rodbertus-Jagetzow eine große Hauptbank in Berlin mit vielen Filialen, deren Kapital zur einen Hälfte durch freie Zeichnung, zur andern durch die Provinzen aufgebracht werden sollte. Auch ein ungeheures Schwindelunternehmen zeigte, daß die alte übervorsichtige Bankpolitik sich nicht mehr halten ließ. In Dessau versuchte der Kölner Schulte eine Riesenbank zu gründen mit 100, späterhin gar 200 Mill. Taler Kapital, wofür ebensoviel Banknoten ausgegeben werden

sollten. Da das Anhaltische Streitländchen noch von den Zeiten des Köthener Zollkrieges her an freundnachbarliche Ausbeutung der preußischen Umlande gewöhnt war, so willfahrte der Dessauer Hof dem Gesuch und zeigte sich tief gekränkt, als Preußen keine Filialen dieses Unternehmens dulden wollte. Späterhin schrumpfte diese wundersame Dessauer Bank zusammen zu einer Landesbank mit $2^1/_2$ Mill. Kapital. Für solche Zeichen der Zeit war der König nicht blind. Als er die neue Bankordnung genehmigte, beauftragte er zugleich Rother, einen Gesetzentwurf über die Privatbanken auszuarbeiten. Hier aber versagte die Kraft des Alten. Rother vermochte sich in den neuen Verkehr nicht rechtzufinden und hegte, obwohl ihn Schön schändlicherweise einen Judengenossen schimpfte, unüberwindliche Scheu vor den Gefahren des Bankschwindels. Privat-Zettelbanken wollte er überhaupt nicht dulden; und wenn ja eine Bankgesellschaft für Wechsel-, Lombard- und Depositenverkehr erlaubt würde, dann sollte fünf Meilen im Umkreise keine zweite sich bilden dürfen. So ängstliche Vorschläge konnten unmöglich ausreichen, die Revolution schritt bald über sie hinweg.

Auch in der Verwaltung der Seehandlung, die er einst selbst aus tiefem Verfalle gerettet hatte, wollte Rother jetzt nichts mehr ändern. Die Bank war für den Verkehr der kaufmännischen Welt bestimmt, die Seehandlung für die Geldgeschäfte des Staates, und sie leistete ihm treffliche Dienste, da sie ihn vor der kostspieligen unmittelbaren Mitwirkung der großen Bankhäuser bewahrte. Es war Rothers Verdienst, daß die Gebrüder Rothschild den preußischen Staat als einen fast unnahbaren Kunden immer mit scheelen Augen ansahen. Neben den Geschäften eines großen Staatsbankierhauses betrieb die Seehandlung, gemäß der friderizianischen Überlieferung, auch einen ausgebreiteten Seehandel, und Rother freute sich seiner schönen fünf Schiffe, die in allen Häfen der Welt bewundert wurden; außerdem besaß sie noch mehrere Landgüter und Fabriken. Die also festgelegten Kapitalien brachten aber wenig ein und beeinträchtigten das Bankgeschäft, das jederzeit über

leicht kündbares Kapital verfügen wollte. Sollte die Seehandlung ihren neuen Aufgaben als Staatsbankhaus ganz genügen, so mußte sie, unbekümmert um ihren alten Namen, die Seehandels- und Fabrikgeschäfte aufgeben, und zu dieser radikalen Reform konnte sich Rother nicht entschließen. Der letzte Vertreter der alten Hardenbergischen Beamtenschule, stand er dicht vor der Schwelle einer neuen Zeit, die er nicht zu betreten wagte. Ihr Tor jedoch hatte er selbst aufgeschlossen durch seine Bankordnung. Die Preußische Bank brauchte noch zehn Jahre, bis sie, nach abermaliger Verstärkung ihres Betriebskapitals, in die Reihe der großen Banken Europas eintrat; die Grundlagen ihrer neuen Verfassung hingegen veränderten sich nicht. Auf dem Zusammenwirken der Staatsgewalt und des Privatkapitals beruht noch heute die deutsche Reichsbank. Und so bleibt dem wackeren Alten, der kein schöpferischer Geist wie Motz, aber ein großer Geschäftsmann war, eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte des deutschen Beamtentums gesichert. —

Die Wunden der Kriegsjahre waren endlich ausgeheilt, überall schritt die Industrie jetzt rascher vorwärts als in den letzten zwei Jahrzehnten. Seit dem Erscheinen des neuen Zollgesetzes bis zum Tode des alten Königs hatte sich in Preußen die Zahl der Grob-, Nagel- und Messerschmiede von 59.000 auf 79 000, die der Webstühle für Baumwoll- und Halbbaumwollwaren von 14 000 auf 49 000 gehoben. Unter der neuen Regierung vermehrten sich binnen neun Jahren die Dampfmaschinen der Berliner Fabriken von 29 mit 392 Pferdekräften auf 193 mit 1265 Pferdekräften, und die Kopfzahl der Berliner Metallarbeiter hob sich in 13 Jahren von 3000 auf 4500. Schritt für Schritt suchte der deutsche Gewerbfleiß den weiten Vorsprung des Auslandes einzuholen. Als die Berlin-Anhaltische Eisenbahn gegründet wurde, bestellte sie in England 15 Lokomotiven und nur 6 bei Borsig; der aber tat sein Bestes mitsamt seinen wohlgeschulten Leuten, die sich stolz als eine Aristokratie in der Berliner Arbeiterschaft fühlten, und in dem Jahrzehnt nach 1842 lieferte er der Bahn schon 19 Lokomotiven, England und

Belgien zusammen nur noch 16. Zugleich begannen die Deutschen auch für den übrigen Eisenbahnbedarf selbst zu sorgen, seit Caspar Harkort bei Hagen zuerst Eisenbahnwagenräder gefertigt hatte.

Allein sehr bald zeigte sich auch die Schattenseite des gewaltigen neuen Verkehrs. Unser Stolz war der starke wehrhafte Bauernstand. Deutschland besaß nach Verhältnis fast dreimal mehr Ackerland und sechsmal weniger unproduktiven Boden als Großbritannien, wo der Adel die Bauern großenteils ausgekauft hatte. Die Bevölkerung war in leidlichem Gleichmaß über Stadt und Land verteilt; darum bewahrte sich das deutsche Leben noch immer einen Zug ursprünglicher Kraft und unschuldiger Frische, dessen die urbane Kultur der südlichen und westlichen Nachbarvölker fast ganz entbehrte. Jetzt aber begann auch in Deutschland, erst langsam, dann unaufhaltsam anschwellend, der Zudrang zu den Städten. In Breslau entstand neben den Bahnhöfen nach kurzer Zeit ein neuer Stadtteil; in Hamburg, in Stettin, in Leipzig, selbst in dem stillen Dresden, wo man der Fremden halber die rauchenden Schlote ungern sah, wuchsen die Fabriken heran. Die Hast, die Genußsucht, die Unzufriedenheit des großstädtischen Lebens verbreiteten sich weithin in die kleinen Ortschaften und über das flache Land. Und wie gründlich wurden alle Lebensgewohnheiten durch die Massenproduktion der jungen Großindustrie verändert. Viele der gerühmten neuen Erfindungen, zumal in der Textilindustrie, waren ganz unnütz; sie förderten lediglich die Überproduktion, den wilden Kampf der Konkurrenz, den rastlosen Wechsel der Moden. Die derben alten Tuche, die sich der sparsame Bürgersmann nach vier Jahren noch einmal wenden ließ, kamen allmählich ab; die eleganten und wohlfeilen modernen Stoffe aber überdauerten selten einen Sommer. Der Düsseldorfer Maler wußte längst nicht mehr, womit er malte, und wenn er nachher die herrlich leuchtenden Farben seines Fabrikanten unbegreiflich schnell verbleichen oder gar den Firnis abbröckeln sah, dann beneidete er die schlichten alten Meister, die ihre Farben noch selber rieben und sich's darum auch zutrauten für die Zukunft zu malen. Der Schriftsteller

desgleichen konnte sich der angenehmen Erwartung hingeben, daß seine auf dem dünnen, glatten Maschinenpapiere wohlfeil und schnell gedruckten Werke in hundert Jahren buchstäblich unlesbar sein würden.

Kurzlebig, vergänglich war alles, was die neue Industrie hervorbrachte, und es konnte nicht ausbleiben, daß diese Flüchtigkeit der wirtschaftlichen Arbeit auf die ganze Weltanschauung des Zeitalters zurückwirkte. Der große Ehrgeiz, der für die Dauer schaffen will, wird immer nur einzelne starke Geister beseelen; doch kaum jemals in der Geschichte ist die Lehre, daß der Mensch am Tage den Tag lebe, mit solcher Selbstgefälligkeit verkündigt worden, wie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die gesamte radikale Literatur der Zeit predigte in mannigfachen Wendungen: mit der schweren alten Wissenschaft sei es vorbei; nur in der leichten Form der Publizistik könne das freie moderne Bewußtsein seinen Ausdruck finden, nur wer den Duft des frisch bedruckten Zeitungspapiers wie Morgenluft einatme stehe auf der Höhe des Jahrhunderts. Ein neues Geschlecht begann heranzuwachsen, das von Ort zu Ort, von einem Eindruck zum andern hastete, schnell lernend und schneller vergessend, immer genießend, immer erwerbend, ganz in sich selbst und in das Diesseits verliebt, friedlos und freudlos. In Deutschland verrieten zunächst nur einzelne Anzeichen diese beginnende Umwandlung des sozialen Lebens. Die Macht der materiellen Interessen fand noch ein starkes Gegengewicht an dem hohen Idealismus der politischen Einheitskämpfe; und erst weit später, als die nationale Sehnsucht ihr Ziel erreicht hatte, sollte auch über Mitteleuropa ein Zeitalter des vorherrschenden Erwerbes und Genusses hereinbrechen.

Sehr schwer litt unter den veränderten Verkehrsverhältnissen das deutsche Haus und seine Hüterin, die Frau. Unsere wechselreiche Geschichte hatte nach dem Dreißigjährigen Kriege und sonst noch mehrmals Zeiten gesehen, da die Frau höher stand als der Mann und das verwilderte Männervolk an der guten Sitte des Hauses wieder gesundete; jetzt kamen Tage, da

die Frau sich in der verwandelten Welt schwerer zurechtfand als der Mann und an ihrem natürlichen Berufe irr wurde. Die alte vorsorgliche Wirtschaftsweise, die das ehrenfeste Bürgerhaus für die Winterszeit mit reichen Vorräten auszustatten pflegte, verbot sich jetzt von selbst; die weibliche Handarbeit im Hause verlor Sinn und Wert, seit man Wäsche und Kleider im Laden fertig kaufte. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde ging zugrunde, der Wandertrieb der Zeit ergriff auch die Dienstboten. Also kam den Frauen ein guter Teil ihrer gewohnten stillen Wirksamkeit abhanden, sie fühlten sich unglücklich in einem halb zwecklosen Leben. Da überdies die Eheschließung in den höheren Ständen durch den sinkenden Geldwert und die verwickelten Erwerbsverhältnisse erschwert wurde, so wuchs die Zahl der unbefriedigten, der kranken und nervösen Frauen beständig an. Ratlos stand die Welt vor einer „Frauenfrage", welche die einfache Vorzeit nicht gekannt hatte. Frauen drängten sich mit dilettierender Geschäftigkeit in männliche Berufe, und ganz wie einst in den Zeiten der Sittenverderbnis des klassischen Altertums stiegen aus dem Schlamme der Überbildung die Lehren der Weiber-Emanzipation empor.

Unnatürlich früh entstanden, obgleich der allgemeine Wohlstand noch recht bescheiden blieb, schon einzelne riesige Vermögen. Der Reichtum des Hauses Rothschild überbot bei weitem alles, was die römische Kaiserzeit an ungesunden Kapitalanhäufungen gesehen hatte. Es lag im Wesen der neuen Großindustrie, daß sie, um nur zu bestehen, beständig nach Erweiterung trachten mußte. Diesen Wandlungen des sozialen Lebens vermochte der Staat, der ja immer langsamer lebt als die Gesellschaft, längst nicht mehr zu folgen. Von solchen Vermögen, wie sie jetzt über Nacht aufwuchsen, hatten sich Hardenberg und Hoffmann nichts träumen lassen, als sie vor einem Vierteljahrhundert mit hausväterlicher Sorgsamkeit ihrem verarmten Volke die neuen Steuern auferlegten. In dem reichen Köln entrichteten um 1845 nur fünf Firmen die höchste Gewerbesteuer mit 260 Tlr., und darunter waren die weltbekannten Bankhäuser Sal. Oppenheim

und Schaaffhausen; die größte der beiden Rhein-Dampfschiffsgesellschaften zahlte nur 91 Tlr. Nun gar die bescheidenen höchsten Sätze der Klassensteuer erschienen diesen Vermögen gegenüber wie Hohn, und mit gerechtem Groll sah der kleine Mann, wie unbillig der Reichtum bevorzugt wurde. Die neuen Kapitalmächte zeigten gar nichts von jener großartigen, gemeinnützigen, ganze Städte schmückenden und darum versöhnenden Freigebigkeit, welche den reichen Leuten des klassischen Altertums durch die Volkssitte aufgezwungen wurde. Sie benutzten nicht nur rücksichtslos ihre Überlegenheit auf dem Markte, sie begannen auch schon, dem Gesetze trotzend, sich gegen die Arbeitskräfte zu verschwören; es kam an den Tag, daß die Bonn-Kölner und die Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft sich zur Aussperrung mißliebiger Arbeiter verabredet hatten.

Man bemerkte auch bereits die ersten Anfänge einer internationalen Verbindung zwischen den großen Geldmächten. Im Mittelalter hatten zuweilen deutsche und französische Ritter gemeinsam gegen das Bürgertum gefochten, im sechzehnten Jahrhundert die Religionsparteien aller Länder unbedenklich die Hilfe der fremden Glaubensgenossen angerufen wider die andersgläubigen Landsleute. Es war der Ruhm der neuesten Geschichte, daß die Eigenart des Volkstums sich überall stark und bewußt ausbildete, daß die nationalen Gegensätze allmählich gewichtiger wurden als die Gegensätze der politischen, der ständischen, der kirchlichen Parteiung; die eigentümliche Größe der modernen Kultur lag in der Mannigfaltigkeit ihrer nationalen Gebilde. In dieser gesunden, natürlichen Entwicklung trat nun plötzlich ein unheilvoller Rückschlag ein. Die Börsenmächte aller Kulturländer begannen sich in der Stille über das gemeinsame Geldinteresse zu verständigen, und die neue internationale Partei des Großkapitals fand ihre natürliche Stütze an dem vaterlandslosen Judentum. Einer der Führer der europäischen Judenschaft, der radikale Abgeordnete Cremieux in Paris verkündete bereits triumphierend, welche Riesenschritte Israel getan habe; und der französische Ultramontane A. Toussenel veröffentlichte

schon 1847 sein warnendes Buch Les Juifs rois de l'époque. Die wertlose, an törichten Behauptungen überreiche Schrift zeigte immerhin, daß ihr fanatischer Verfasser ein scharfes Witterungsvermögen besaß.

Diesen Kapitalmächten stand die Masse der Arbeiter fast hilflos gegenüber. Wohl erschienen die sozialen Mißstände in der noch unfertigen deutschen Großindustrie bei weitem nicht so entsetzlich wie in Frankreich oder England; der verzweifelte Schlachtruf der französischen Arbeiter: „kämpfend sterben oder arbeitend leben" fand in Deutschland noch keinen Widerhall. Doch über Hungerlöhne, Kinderarbeit, Mißhandlung und Ausbeutung der Leute wurde schon laut geklagt, viele deutsche Fabrikanten hatten schon das schändliche englische Trucksystem, die Ablöhnung der Arbeiter durch Waren eingeführt; und als der wackere Breslauer Wolff (1843) das grauenhafte Elend in den Arbeiterwohnungen der „Kasematten" seiner Vaterstadt schilderte, da erkannte man mit Schrecken, daß auch Deutschland schon Höhlen des Jammers besaß, die sich mit der Pariser Rue de la misère oder dem Impasse des cloaques vergleichen konnten. Den besitzenden Ständen fehlte noch fast jedes Verständnis für die Empfindungen der Masse. Mancher Fabrikant im Erzgebirge erzählte unbefangen, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken: sein Arbeiterstamm vermehre sich durch Inzucht in den neuerbauten Arbeiterkasernen; dort mochten die Leute nach Belieben in wilder Ehe beisammenleben, die nachsichtigen Behörden kümmerten sich nicht darum. Welche Kluft die Höhen und die Tiefen der Gesellschaft trennte, das zeigte sich grell an dem Schicksal der Dorfgeschichten. Die Verfasser dieser so volksfreundlich gemeinten Dichtungen machten allesamt die tragikomische Erfahrung, daß ihre Werke dem niederen Volke ganz unverständlich blieben, weil der kleine Mann nur Schriftdeutsch lesen kann. Not und Trägheit setzten den Erziehungsversuchen der Staatsgewalt einen ungeheuren Widerstand entgegen. Nach so langen Jahren eifriger Arbeit war die preußische Unterrichtsverwaltung doch erst dahin gelangt, daß in Posen 61, in der

Rheinprovinz 80 Prozent der schulpflichtigen Kinder die Schule besuchten, nur in der Provinz Sachsen schon 93 Prozent; und gerade die großen Fabrikstädte zeichneten sich durch die Verwahrlosung der Jugend bedenklich aus: in Elberfeld gingen nur 79, in Aachen gar nur 37 Prozent der Kinder zur Schule.

Der König betrachtete die Beschützung der kleinen Leute als heilige Christenpflicht; Parteilichkeit für das Großkapital lag seiner politischen Gesinnung fern, wieder und wieder beschäftigte ihn die Frage, ob er nicht in seinem geplanten Vereinigten Landtage den Arbeitern eine besondere ständische Vertretung gewähren solle. Er freute sich herzlich und bewilligte reiche Unterstützungen, als in Berlin nach der Gewerbeausstellung von 1844 ein „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen" zusammentrat, der durch Volkssparkassen, Schulen, gemeinnützige Schriften zu wirken suchte. In vielen großen Städten entstanden dann ähnliche Vereine; Barmherzigkeit gegen die Armen war die Losung, die von dem frommen Hofe ausging. Doch leider fehlte dem Monarchen alle Kenntnis des praktischen Lebens; seine Beamten aber hielten fast allesamt noch das Anwachsen der neuen Großindustrie für einen Kulturfortschritt schlechthin und scheuten sich, die Unternehmer zu belästigen. An eine irgend ernsthafte Beaufsichtigung der Fabriken wagte man noch kaum zu denken. Als die Provinzialstände von Rheinland und Westfalen (1843) ein Gesetz gegen das Trucksystem verlangten, da erwiderte die Krone: im Notfall sei sie dazu bereit; es erschien ihr jedoch „sehr zweifelhaft", ob der Gesetzgeber hier schützen könne „ohne durch zu tiefes Eingreifen in die privatrechtlichen Verhältnisse die Existenz der Arbeiter, besonders in Zeiten gedrückten Fabrikbetriebs, zu gefährden"; sie gab sich vielmehr der unschuldigen Hoffnung hin, „das wucherische Benehmen einzelner Fabrikherren würde, gebrandmarkt durch die öffentliche Meinung, endlich ganz aufhören."

Die in England längst gewährte Freiheit der Assoziation war in Deutschland, dank der Ängstlichkeit der Bureaukratie, den Arbeitern überall versagt. Aus aller Welt zusammenge-

schneit, heimatlos und doch streng an Ort und Zeit gebunden, vereinzelt, ohne jede ständische Ordnung, ohne kameradschaftlichen Gemeinsinn, ohne Freude an dem Erzeugnis ihres Fleißes, das sie nicht, wie jeder schlichte Handwerker, stolz als ihrer Hände Werk betrachten konnten, gedankenlose Sklaven der Maschinen, nur mangelhaft geschützt durch die hie und da neu gebildeten Fabrikgerichte, blieben die Arbeiter also ganz in der Hand der mächtigen Unternehmer, die ihnen nur den ausbedungenen Lohn zu zahlen brauchten und auch diesen, auf Grund der willkürlich auferlegten Kontrakte, nur zu oft schmälerten. Dem Gesetze zuwider versuchten die Bedrängten sich zuweilen schon durch Arbeitseinstellungen zu helfen, so die Kattunweber in Berlin, die Eisenbahnarbeiter bei Brandenburg und Vohwinkel.

Auch auf dem flachen Lande des Nordostens zeigten sich krankhafte soziale Verhältnisse, seit man die zweischneidige Wirkung der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung zu fühlen begann. Wie zuversichtlich stellte Hardenberg einst an die Spitze seines Verfassungsplanes den Grundsatz: wir haben lauter freie Eigentümer; wie hoffnungsvoll sprach Sack von „dem zweiten und dem dritten Pommern", das durch die Ansiedlung freier Bauern entstehen sollte. Und doch wie anders war alles gekommen. Der ländliche Mittelstand freilich hatte durch die agrarischen Reformgesetze erheblich gewonnen; die Bauern waren jetzt persönlich frei, der grundherrlichen Abgaben entlastet und, nach Abtretung eines Teiles ihrer Besitzungen, unbeschränkte Eigentümer. Sobald der Preis des Getreides wieder stieg, gelangten ihrer viele zum Wohlstand, zumal die besonders günstig gestellten alten Domänenbauern; manche wurden reicher als die benachbarten Rittergutsbesitzer und begannen gleich diesen, ihren Boden nach den Grundsätzen des neuen rationellen Ackerbaues zu bewirtschaften. Die Besitzer der kleinen nicht spannfähigen Stellen hingegen sahen sich durch die Deklaration vom 29. Mai 1816 von der Regulierung ausgeschlossen, weil die Krone damals Bedenken trug, die im Kriege so hart mitgenommenen Grundherren durch Entziehung der gewohnten Handdienste

ganz zugrunde zu richten. Seit die Landgüter frei veräußert werden durften, fiel aber auch der alte wohltätige Bauernschutz hinweg, und die Gesetzgeber konnten kaum vorhersehen, wie furchtbar die Freiheit des Auskaufens gerade unter den armen Leuten aufräumen sollte. Die Mehrzahl der kleinen Bauernstellen wurde nach und nach eingezogen, und während früherhin die Bauern, Kossäten, Häusler, Einlieger insgesamt dem einen Stande der bäuerlichen Gutsuntertanen angehört hatten, trennte sich jetzt die ländliche Bevölkerung allmählich in zwei Klassen.

Tief unter den Bauern stand fortan ein ländliches Proletariat von freien, wirtschaftlich ganz ungesicherten Tagelöhnern. Der halbfreie kleine Gutsuntertan der alten Zeit war zwar an die Scholle gebunden, aber auch berechtigt, diese Scholle zu bebauen; er nahm auch teil an der Gemeindenutzung und der Gutsherr half ihm zuweilen durch. Die neuen Tagelöhner besaßen an Boden wenig oder nichts. Selbst bei der Gemeinheitsteilung gingen die Armen leer aus, weil ihnen die Auftrift nur kraft alter Gewohnheit, nicht von Rechts wegen zustand, und sie klagten bitterlich: jetzt werden die Bauern zu Edelleuten, wir zu Bettlern. Zudem waltete auch im Landvolke der Drang nach persönlicher Unabhängigkeit, der das ganze Jahrhundert wie eine unwiderstehliche Naturgewalt beherrschte. Die Masse der Häusler und die der ganz besitzlosen Einlieger wuchs weit schneller an als die Zahl der neben dem Herrenhofe angesiedelten, oft besser versorgten Gutstagelöhner; man band sich nicht mehr gern für längere Zeit. Inzwischen nahmen die Kartoffelbrennerei und die Runkelrübenwirtschaft überhand, die Schlempe wurde der großen Wirtschaft auf dürrem Sandboden bald unentbehrlich; die Arbeiter hatten in diesen neuen landwirtschaftlichen Industriezweigen oft noch schwerer zu leiden als ihre Genossen in den städtischen Fabriken. In der neuen Gesellschaft fühlten sich die Tagelöhner haltlos, vereinzelt; die patriarchalische Gutsherrschaft bestand nicht mehr, und an den Beratungen der Dorfgemeinde hatten sie keinen Anteil. Das Landvolk besitzt aber ein zähes Gedächtnis. Die längst entschwundenen Zeiten, da

jedermann sich im reichen Walde mit Holze laden durfte, blieben noch überall in Deutschland unvergessen, und nirgends wollte der Landmann recht einsehen, daß Waldfrevel wie andere Vergehen bestraft werden sollten. So wußte auch der neue Stand der freien Tagelöhner sehr wohl, daß seine Vorfahren einst ein Stück Land für sich selber bebaut hatten. Er fühlte dunkel, daß er Unrecht erlitten hatte, und allerdings war er das Opfer einer mittlerweile veralteten sozialpolitischen Denkweise; denn niemand kann gänzlich aus seiner Zeit heraus, die segensreichen Reformen Steins und Hardenbergs wurzelten doch in der Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts, das unter dem Volke immer nur die Mittelklassen verstand und von den arbeitenden Massen wenig wußte. Da auf dem Lande der Grundbesitz eines und alles ist, so war den Wünschen der grollenden Tagelöhner ein bestimmtes Ziel gewiesen, und als die Revolution hereinbrach, klang aus aller Munde wie ein Naturlaut die Forderung: der König muß uns Land verschreiben. —

In so bedrohlichen wirtschaftlichen Verhältnissen gediehen die Lehren der sozialen Zerstörung wie die Würmer im Aase. Die kommunistische Partei, die im Auslande ihren Herd, in Deutschland schon überall ihre geheimen Sendboten besaß, bekannte sich jetzt offen zu kosmopolitischen Plänen, sie verlangte den sozialen Umsturz überall in der Welt, wie ja auch die großen Geldmächte schon von Land zu Land ihre Fäden spannen. Die goldene und die rote Internationale, wie eine spätere Zeit sie nannte, begannen sich zu organisieren. Die Kommunisten sagten sich förmlich los von dem politischen Radikalismus, aus dem sie einst selber hervorgegangen waren; sie verhöhnten „den Samen Hambachs", sie belachten „das konstitutionelle Eldorado" und die deutsche Einheit, sie warfen selbst den zynischen Demagogen Fein, der soeben Schöns Woher und Wohin? herausgegeben hatte, geringschätzig zu den „liberalen Amphibien". Unter den deutschen Handwerkern in der Schweiz führte der Schneider Weitling das große Wort, neben ihm ein sehr gewandter Agitator, der schwäbische Gerber Schmidt. Beide standen in Verbindung mit dem

Franzosen Cabet, der das gelobte Land der Gütergemeinschaft, Ikarien mitsamt seinem Limonadenmeere so gar rührsam geschildert hatte. Sie gründeten überall radikale Arbeitervereine und berechneten schon hoffnungsvoll, daß fortan alljährlich 600 Handwerksburschen aus der Schweiz heimkehren würden, um die Lehren des Kommunismus in Deutschland zu verbreiten. Auch Bakunin tauchte in diesen Kreisen zuerst auf, ein vornehmer Russe, der durch gewissenlose revolutionäre Tatkraft alle die anderen Demagogen übertraf.

Weitling setzte seine schriftstellerische Tätigkeit fort und veröffentlichte neben anderen Brandschriften das Evangelium des armen Sünders, ein blasphemisches, an die Wiedertäufer erinnerndes Buch, das wieder einmal zeigte, wie nahe sich in den kommunistischen Träumen der weltverachtende Idealismus und die gemeine Sinnlichkeit berühren. Da wurde die Gütergemeinschaft der Apostel zur Rechtfertigung der sozialen Revolution, ja sogar des gemeinen Diebstahls verwertet, Jesus galt für einen fröhlichen Lebemann, und die göttliche Macht der Liebe, die der Sünderin Magdalena verzieh, erschien als ein Freibrief für jegliche Unzucht. Das fanatische Schneiderlein hoffte alles Ernstes auf die Zustimmung Lamennais', der seit Jahren schon im Namen Gottes die bestehende Gesellschaft als ein Werk Satans bekämpfte, und sah sich schmerzlich enttäuscht, als der katholische Sozialist entrüstet erwiderte, mit dieser fratzenhaften Verzerrung der evangelischen Wahrheit wolle er nichts gemein haben. Die Schweizer selbst wurden bald besorgt. Die Brandreden der Flüchtlinge wider die Fürsten hatten sie gern ertragen, doch der Kampf gegen das Eigentum widerstrebte ihrem haushälterischen Ordnungssinne, ihre Zeitungen schalten heftig auf „diese deutschen Lausbuben", und im Jahre 1843 wurde Weitling aus der Eidgenossenschaft ausgewiesen. Im Auftrage des Kantons Zürich schrieb dann der konservativ-liberale Bluntschli einen verständigen Bericht über die Kommunisten in der Schweiz. Die Veröffentlichung dieser Denkschrift bewirkte freilich, daß die Bestrebungen der Anarchisten erst jetzt in weiten Kreisen bekannt

wurden und in den nächsten Monaten an dreihundert deutsche Handwerker der Pariser Kommunistengesellschaft beitraten; einer ihrer Führer, Moses Heß, dankte dem Züricher Juristen sogar in einer höhnischen Adresse, weil er der guten Sache so viele neue Anhänger gewonnen hätte.

Mittlerweile war in der Schweiz nochmals ein „Junges Deutschland" zusammengetreten, und zum dritten Male erlangte dieser Name eine flüchtige Bedeutung. Der neue Arbeiterbund hatte aber mit den Genossen Mazzinis kaum mehr gemein als mit der gleichnamigen deutschen Literatenschule; er verschmähte alle nationalen Ideen und ging grundsätzlich darauf aus, den Massen den Glauben an das Bestehende, zumal den religiösen Glauben zu rauben. Von den älteren Verschwörern trat nur der Poet Harro Harring bei; der ging jetzt, gleich allen Genossen, in der Arbeiterbluse einher und sang:

Stürzet den Mammon, dann werden versinken
Bald auch die Throne mitsamt ihrer Pracht!

Die neuen Führer waren durchweg unbedeutende Menschen: ein philosophischer Schüler Ruges Döleke, ein Schlosser Standau, ein langbärtiger, feierlich blickender Prophet Kuhlmann, ein windiger Hamburger Kaufmannsdiener W. Marr, der nachher, ausgewiesen, seine schweizerischen Heldentaten in einem umfänglichen Buche selbst verherrlichte. Gleichwohl fanden die Demagogen starken Anhang. Der genossenschaftliche Sinn, der so tief im deutschen Wesen wurzelt und weder in den verfallenden alten Zünften noch in den neuen Fabriken Befriedigung fand, konnte sich in den kommunistischen Vereinen betätigen. Auf ihren Rede- und Leseabenden zeigten die Arbeiter viel achtungswerten Bildungsdrang, aber wie schändlich ward er mißleitet durch die Apostel eines den Staat und jede gesellschaftliche Ordnung leugnenden „Anarchismus". So nannte Marr selber seine Doktrin. Ihre atheistischen Grundsätze schöpften die Genossen aus „Feuerbachs Religion der Zukunft", einem Buche, das durch seine schöne Sprache und durch den idealistischen Schwung eines nicht unedlen Gemüts gerade die Halbgebildeten bezaubern mußte.

Die Häuptlinge der schweizerischen Anarchisten empfingen geheime Weisungen aus Paris durch den Dr. Ewerbeck. Dort an der Seine bestand ein ganzes Nest von kommunistischen Geheimbünden, die sich zumeist von der alten Gesellschaft der Menschenrechte abgezweigt hatten. Längst verflogen war die religiöse Begeisterung der alten St. Simonisten, längst überwunden ihre idealistische Forderung: Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Leistungen. Das junge Geschlecht sagte kurzab: Jedem nach seinen Bedürfnissen; nur die Milderen begnügten sich mit der vieldeutigen „Organisation der Arbeit". Da der Geldbeutel unter dem Bürgerkönigtum alles war und die Charte jedes politische Recht an einen hohen Zensus knüpfte, so mußte die radikale Opposition unausbleiblich ihre Angriffe wider das Eigentum selber richten. Ein wütender Haß gegen die besitzenden Klassen beseelte alle diese Parteien, mochten sie sich nun Cabetisten, Egalitäre oder Reformisten nennen; und auch darin zeigte sich der französische Charakter der Bewegung, daß der Name Bourgeoisie längst zum Schimpfwort geworden war, während der Name des deutschen Bürgertums, trotz allen Schmähungen der Radikalen, noch immer in Ehren blieb. In wunderbarer doktrinärer Verblendung wollte Guizot von allen den Anzeichen einer furchtbaren sozialen Revolution nichts bemerken; er wähnte das Volk zufrieden, weil er jederzeit auf die Zustimmung der ergebenen Kammermehrheit, des pays légal sicher zählen konnte; er bestritt sogar, daß ein vierter Stand bestände, da ja sein geliebter Tiers-état nach unten hin rechtlich nicht abgeschlossen war. Ganz so selbstgefällig wie der leitende Staatsmann selbst versicherte das Ministerium des Innern dem preußischen Gesandten: bei „dem lichten und positiven Geiste der Franzosen" fänden die Lehren Proudhons, Cabets, Constants wenig Anklang; die deutschen Arbeiter zeigten sich empfänglicher, denn sie liebten humane und philosophische Träumerei, auch die Lehren der Wiedertäufer und der Illuminaten wirkten unter ihnen noch nach. Was die französische Polizei im einzelnen über den deutschen Kommunistenbund zu berichten wußte, bedeutete nicht viel:

sie gab nur an, daß der Verein Hunderte von Mitgliedern zählte, darunter viele Juden und namentlich Arbeiter der feineren Berufszweige, Setzer, Mechaniker, Elfenbeindreher; unter den deutschen Landschaften waren Kursachsen, Thüringen und die Pfalz stark vertreten.

Einige der in Paris zusammengeströmten deutschen Literaten, Ruge, Marx, Börnstein, Bernays, Heß, Heine begannen eine Zeitschrift des internationalen Radikalismus, den Vorwärts; es waren, bezeichnend genug, lauter Juden, mit der einzigen Ausnahme Ruges. Der Vorwärts brachte mehrere der schmutzigsten Zeitgedichte Heines, er verherrlichte in Vers und Prosa den Königsmörder Tschech und erfand für den König von Preußen den Namen: Knäs von Rußland — einen Titel, der wegen seiner Albernheit von der gesamten radikalen Welt alsbald freudig nachgesprochen wurde. Kaum ins Leben getreten ward die Zeitschrift schon durch Guizot unterdrückt. Auch ihre Mitarbeiter hielten nicht lange beieinander aus. Als Heine einmal mit Weitling zufällig zusammentraf und von dem Schneider wie ein biderber Kamerad angeredet wurde, da fühlte er sich tief gedemütigt „beim Handwerksgruße des ungläubigen Gnotentums“. In Wahrheit war der Gnote gläubiger als der Dichter, der mit allen seinen Überzeugungen nur geistreich spielte; aber Heines künstlerische Empfindung konnte den Verkehr mit der Hefe der Gesellschaft nicht ertragen, und bald zog er sich vorsichtig zurück. Auch Ruge erschrak, als er die letzten Ziele seiner Pariser Kumpanei endlich erkannte. Wie viele Standpunkte hatte der Hohepriester der Junghegelianer mit seiner behenden Dialektik nun schon überwunden; über den Standpunkt der selbständigen Persönlichkeit und ihres Eigentums kam er doch nicht hinaus, obgleich er selber arm blieb. Sein derber pommerscher Menschenverstand und das reizbare Ehrgefühl des alten Burschenschafters bewahrten ihn vor dem Alleräußersten, und sobald er seine Leute durchschaut hatte, schrieb er mit gewohnter Kampflust gegen „die Verrücktheit der Theorie und den Schmutz der Gesinnung des Rabbi Moses Heß“. Sogar Heinzen, das große Schimpftalent

der Demagogen wollte den Kommunisten nicht mehr folgen, als sie den logischen Schluß aus seinen eigenen Lehren zogen. Der politische und der soziale Radikalismus begannen sich zu scheiden.

Die kräftigste Hilfe kam den Kommunisten aus England. Dort hatten die schändlich bedrückten Arbeiter schon 1835 den mächtigen Chartistenbund gebildet. Die große Volkscharte forderte zunächst nur politische Rechte: das allgemeine Stimmrecht mit allem, was dazu gehört. Doch jedermann wußte, daß die gerühmten sechs Punkte der Charte nur die Mittel bieten sollten, um das wirtschaftliche Leben gänzlich umzugestalten; und schon nach drei Jahren sprach der Methodistenprediger Stephens das entscheidende Wort: der Chartismus ist eine Messer- und Gabelfrage. In der Arbeitermarseillaise der Chartisten wurde König Dampf verflucht, „ein Tyrann, den der weiße Sklave kennt". Um die Macht und die Niedertracht der modernen Großindustrie an der Quelle kennen zu lernen ging der junge Rheinländer Fr. Engels, neben Marx der beste Kopf der deutschen Kommunisten, nach London und schrieb sodann, im einzelnen parteiisch übertreibend, im wesentlichen wahrheitsgetreu, ein geistreiches, gründliches Buch über „die Lage der arbeitenden Klassen in England" (1843). Die drastische Schilderung namenlosen Elends wirkte tief ergreifend; sie schloß mit der Weissagung einer nahen sozialen Revolution, die in England allerdings drohte, jedoch durch den starken Selbsterhaltungstrieb des altbefestigten Staatswesens noch glücklich abgewendet wurde. Späterhin traten Engels und Marx in den großen internatonalen Arbeiterbund, der einst durch den Deutschen Schapper in London gestiftet und mittlerweile stark angewachsen war. Marx war jetzt schon so weit, daß er Religion, Staat, Recht, jede göttliche und menschliche Ordnung verwarf. Zu Anfang 1848 entwarfen die beiden Freunde gemeinsam das Manifest der kommunistischen Partei, das den Umsturz der Gesellschaft, Enteignung der Grundeigentümer, Abschaffung des Erbrechts forderte und rundweg aussprach: wir unterstützen jede revolutionäre Bewegung! Das Kernwort lautete: „Prole-

tarier aller Länder, vereinigt euch!" Das Programm des internationalen Umsturzes war aufgestellt, und seine Urheber waren zwei vaterlandslose Deutsche.

Die deutsche gelehrte Welt wurde auf diese Bewegung zuerst aufmerksam, als der Schleswig-Holsteiner Lorenz Stein (1842) sein gedankenreiches historisch-kritisches Werk über den Sozialismus und Kommunismus erscheinen ließ. Der große Haufe der Leserwelt wußte freilich mit dem schwerfälligen, scholastisch gehaltenen Buche nichts anzufangen. Er verlangte nach leichterer Kost, und er fand sie in dem Gesellschaftsspiegel, den der aus Paris entwichene rheinische Jude Moses Heß eine Zeitlang in dem frommen Wuppertale erscheinen ließ. Dies „Organ für Vertretung der besitzlosen Volksklassen" fand „die einzige Ursache unserer gesamten Leiden in der freien Konkurrenz" und brachte neben törichten radikalen Brandreden auch manche nur allzu wahre Schilderung aus dem Fabrikleben der westlichen Provinzen. Ähnlich redete O. Lüning in seinem Westfälischen Dampfboot und Karl Grün, der aus Baden Vertriebene, in der Trierschen Zeitung. Überall in den Heimatlanden von Marx und Engels wurden die Gedanken der sozialen Revolution umhergetragen; in Köln besaß die Partei allem Anschein nach eine geheime Presse. Die Zensoren aber erwiesen den Organen des westdeutschen Sozialismus mehr Nachsicht als den Blättern der politischen Opposition; sie ahnten nicht was der kleine Mann bei den leicht verhüllten Anpreisungen der Gütergemeinschaft empfand.

Selbst in dem reichen rheinischen Bürgertum, das im Volke noch immer der kölnische Klüngel hieß, bekundete sich zuweilen eine schwächliche, freilich nur theoretische Vorliebe für den sozialen Radikalismus. Als in Köln ein Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen, nach dem Muster Berlins, gebildet werden sollte, da erklärte Assessor Jung, der Mitarbeiter der untergegangenen Rheinischen Zeitung: dieser Name ist beleidigend, denn wir alle sind Arbeiter — eine Behauptung, die aus dem Munde des verwöhnten Lebemanns allerdings seltsam klang.

Er verlangte den Namen: Allgemeiner Hilfs- und Bildungsverein; bei der Verhandlung darüber wurden die Schlagwörter der kommunistischen Zeitschriften so häufig wiederholt, daß Ludolf Camphausen und einige andere gemäßigte Liberale sofort zurücktraten. In Berlin, in Hamburg, Kiel, Magdeburg entstanden Arbeitervereine, in denen das Selbstgefühl des jungen vierten Standes kräftig redete; daneben wirkten überall in den größeren Städten tiefgeheime Vereine, wo man kommunistische Schriften vorlas, überall kleine Meister und Gesellen, die sich den Vertrauten als Sendboten der Pariser Marianne oder anderer ausländischer Geheimbünde zu erkennen gaben. Der ganze Umfang dieser weitverzweigten unterirdischen Wühlerei wird wohl immer im Dunkel bleiben; wie erfolgreich sie aber arbeitete, das erwiesen die Barrikadenkämpfe des Revolutionsjahres. Auch die Zeitpoeten Freiligrath, Wilhelm Jordan, Karl Beck besangen jetzt schon öfter das soziale Elend als den politischen Freiheitskampf; der Deutschböhme Alfred Meißner klagte:

> Denn Alle wollen Gold und Metzen,
> Paläste, Tafeln, Pferd' und Hetzen,
> Das arme Volk will schwarzes Brot!

Weit größere Verbreitung fanden die schlechten Übersetzungen der neuesten aus Schmutz und Blut gemischten französischen Poesie. Die Weltweisheit dieser sozialen Dichtung ließ sich mit dem denkbar geringsten Aufwande verstehen, man brauchte nur alle Begriffe einfach auf den Kopf zu stellen: Gott ist die Sünde, die Ehe ist Unzucht, Eigentum ist Diebstahl. Eugen Sues Ewiger Jude und die Geheimnisse von Paris wurden in Deutschland massenhaft gelesen; die ekelhaften Bilder des weichherzigen Gurgelabschneiders, der tugendhaften Bordelldirne, des ehrlichen Spitzbuben und des grausamen Wucherers vergifteten Unzähligen die Phantasie. Fast der gleiche romanhafte Reiz lockte die Deutschen auch zu Louis Blancs Geschichte der zehn Jahre, die in einem Jahre dreimal übersetzt wurde. Ein mittelmäßiger, gedankenarmer Kopf, aber ein gewandter Erzähler, wußte L. Blanc

die Geldherrschaft der Bourgeoisie mit allen Sünden ihrer Hartherzigkeit anschaulich darzustellen und die empörten Leser dann zu trösten durch das unbestimmte Idealbild einer zukünftigen Organisation der Arbeit, bei dem sich jeder jedes denken konnte. Auch ein Gegner der Radikalen, Lamartine, förderte arglos die Bestrebungen der Umsturzpartei. Seine Geschichte der Girondisten verklärte die häßliche Prosa der Revolutionskämpfe durch den Zauber hochpoetischer Schilderungen und trieb mit dem politischen Verbrechen einen sentimentalen Götzendienst, der den deutschen Halbgebildeten besser zusagte, als der historische Ernst Niebuhrs, Carlyles oder Dahlmanns.

Derweil also der soziale Unfriede durch unzählige Agenten und Schriften geschürt wurde, erlebte Deutschland auch schon einzelne Fälle gräßlicher Massennot. In Berlin lebten um 1847 etwa 10 000 Almosenempfänger und 30 000 polizeilich überwachte Personen, während die Zahl der wirklich leistungsfähigen Bürger nur auf 20 000 geschätzt wurde. Ostpreußen kam seit den großen Überschwemmungen des Jahres 1845 und wiederholten Mißernten gar nicht mehr aus dem Notstande heraus. Minister Flottwell bemühte sich zwar redlich das Elend in seiner geliebten Heimat zu lindern; mehr als eine Million Taler wurde nach und nach zur Unterstützung dieser einen Provinz aufgewendet, leider planlos und mit geringem Erfolge.

Im schlesischen Gebirge wagten die verzweifelten Weber offenen Aufruhr. Die Gewerbefreiheit hatte dies zunftfreie Gewerbe zwar nicht unmittelbar geschädigt, wohl aber mittelbar; denn die Zahl der freien Hausweber war seit den neuen Reformgesetzen stark angewachsen, desgleichen die Zahl der Kaufleute und Fabrikanten, und der scharfe Konkurrenzkampf verführte die Unternehmer zu einer grausamen Hartherzigkeit, die unter einem so gutmütigen Menschenschlage teuflisch schien. Ungeheuer war die Macht der Trägheit in diesem entkräfteten, hoffnungslosen Völkchen; die Weber widersetzten sich oft der Einführung verbesserter Arbeitsmethoden, sie entschlossen sich schwer zu anderen, lohnenden Beschäftigungen überzugehen, sie trieben in den

Rüben- und Kartoffelfeldern der benachbarten Grundherren unglaubliche Dieberei, und aus ihren überschuldeten Häuschen mochten sie nicht heraus, auch wenn sie anderswo besser und billiger wohnen konnten. Die habgierigen Kaufleute aber wollten ihre Waren lieber zu Spottpreisen von halbverhungerten Hausarbeitern beziehen als aus wohlgeordneten Fabriken. Dem Könige zitterte das Herz, als er bei seinen Besuchen in Erdmannsdorf etwas — leider nur zu wenig — von diesem Elend kennen lernte; er ließ dort und in einigen anderen Orten des Gebirges durch die Seehandlung große Spinnereien errichten, bei denen mancher Unglückliche unterkam. In Breslau bildeten die Grafen Dyhrn, York, Zieten und der Dichter Gustav Freytag einen Hilfsverein, der sich bald in zahlreichen Ortsvereinen über die Provinz verzweigte. Das alles vermochte nichts gegen den gräßlichen Jammer. Oberpräsident Merckel aber und seine Regierungsräte wollten das Dasein eines Notstandes gar nicht eingestehen; sie glaubten felsenfest an die Heilkraft der volkswirtschaftlichen Naturgesetze, die durch Angebot und Nachfrage alles Leid von selber aufheben müßten, und witterten sogar in dem Breslauer Hilfsvereine gemeinschädliche Absichten. Ihr Mißtrauen ward erst beschwichtigt als der Verein vorsorglich militärische Hilfe anrief und den kommandierenden General, den wackeren Grafen Brandenburg in seinen Vorstand erwählte. Erstaunlich doch, wie diese alten in der Schule des Allgemeinen Landrechts aufgewachsenen Beamten so ganz vergaßen, daß der friderizianische Staat auf einer monarchischen Organisation der Arbeit beruht hatte und das Landrecht selbst ein Recht auf Arbeit ausdrücklich anerkannte.

Im Frühling 1844 hörte man in den großen Weberdörfern des Gebirges überall ein neues Volkslied, das Blutgericht singen:

> Ihr Schurken all, ihr Satansbrut,
> Ihr höllischen Dämone,
> Ihr freßt den Armen Hab und Gut,
> Und Fluch wird Euch zum Lohne!

An einem Junitage wurde das Haus der Firma Zwanziger in Peterswaldau von den Webern zerstört, und noch zwei Tage lang hauste das ergrimmte Volk, alles zertrümmernd, selten raubend, in den Fabriken der Nachbarorte. Und es war wirklich nur die Raserei der Not, was diese Tobenden verblendete; von den Schriften der Kommunisten hatten die Armen, die sich abends ihre kalte Stube mit einem Kienspan erleuchteten, nie ein Wort gelesen. Zu spät erkannte Merckel, wie gründlich er sich über die Lage getäuscht hatte. Er eilte selbst herbei; Truppen stellten, nicht ohne Blutvergießen, die Ordnung her, 83 Gefangene wurden abgeführt, die Hauptschuldigen zu schweren Strafen verurteilt. Nun sendete die Krone einen Generalbevollmächtigten, Geh. Rat v. Minutoli, zur Untersuchung des Notstandes, ließ durch die Seehandlung neue Spinnereien errichten, die Erwerblosen bei großen Straßenbauten beschäftigen, daneben auch mannigfache bare Unterstützungen verteilen.

Doch die Überlegenheit des englischen Wettbewerbs war nach so vielen Unterlassungssünden nicht mehr zu besiegen, auf die Selbsthilfe der Arbeiter konnte man ebensowenig zählen, wie auf die Einsicht der Unternehmer; die Lage der Weber blieb fast so elend wie zuvor. So war den Angriffen des Radikalismus Tür und Tor geöffnet, und der König befahl strenge Wachsamkeit wider die schlesischen Blätter, „in welchen das Bestreben, die unteren gegen die höheren Stände, die Armen gegen die Wohlhabenden aufzuregen, nicht zu verkennen ist". In Breslau erschien ein halbkommunistisches Blatt, der Volksspiegel; der anrüchige Literat Pelz verfaßte unter dem Namen Treumund Welp aufregende Schriften, und der Düsseldorfer Maler Karl Hübner aus Ostpreußen ließ in Berlin ein Tendenzgemälde „die schlesischen Weber" ausstellen, dem nachher ähnliche, grob handgreifliche Bilder von Auspfändungen und Wilddieben folgten. Heine aber benutzte die Gelegenheit, um wieder einmal seinen Groll an dem Monarchen auszulassen, der sich doch während dieser traurigen Wirren weit volksfreundlicher gezeigt hatte, als sein Beamtentum. Er sang das Weberlied:

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt
Und uns wie Hunde erschießen läßt.
Wir weben, wir weben!

Einige Monate nachher, im Frühjahr 1845 wurde im Hirschberger Tale eine Eidgenossenschaft entdeckt, die auf den Umsturz von Staat und Gesellschaft hinarbeitete. An ihrer Spitze stand ein Tischler Wurm zu Warmbrunn. Auch er gehörte keinem der auswärtigen Geheimbünde an; er kannte jedoch ihre Schriften und hatte ganz in ihrem Sinne eine Proklamation entworfen, um die Gebirgsbewohner aufzurufen gegen „die Unterdrücker der arbeitenden Klassen — jene verächtliche Klasse von Menschen, die man den Adel nennt, deren Ursprung in den finstersten Zeiten der Barbarei ist, deren Vorfahren die Rolle der Straßenräuber, der Mordbrenner so schön spielten ... Wenn die Statuen der Könige in Trümmer stürzen, wird euer Name sich mischen in den Sturm der Elemente und wie Donnergebrüll den letzten Tyrannen erschrecken, in der Mitte seiner gezwungenen Scharwächter, vom Lager, daß er zittere vor der erwachten Menschheit und fliehe wie ein Knabe". Der König sendete sofort den Geh. Rat Mathis als Kommissar hinüber; in dessen Gefolge befand sich der junge schlaue Referendar Stieber, der hier zum ersten Male seinen polizeilichen Spürsinn bewährte. Im Verdachte der Mitwissenschaft stand außer dem unermüdlichen demagogischen Schulmeister Wander vornehmlich der Fabrikant Schlöffel in Eichberg, ein grimmiger Radikaler, der mit den Schweizer Flüchtlingen viel verkehrte. Der greise Oberpräsident aber wollte dem angesehenen Fabrikanten eine solche Torheit doch nicht zutrauen; er behandelte Schlöffel gütig, hielt ihn nur kurze Zeit in Haft. Deshalb entspann sich zwischen Merckel und Mathis ein heftiger Streit, und der König, der schon über die saumselige Behandlung der Webernöte aufgebracht war, verfügte nunmehr die Entlassung des Oberpräsidenten. Merckel hatte ihn früher gebeten, er möge es ihm selber sagen, wenn er zu seiner physischen oder moralischen Kraft kein Vertrauen mehr hege.

Nun mußte der Minister des Innern kurzweg schreiben: dieser Zeitpunkt ist jetzt eingetreten, Se. Majestät sind von der Unzulässigkeit der bisherigen Verwaltung des Oberpräsidiums ganz überzeugt. So trat der Mann zurück, der seit mehr denn einem Menschenalter allen Schlesiern für das natürliche Haupt der Provinz galt und namentlich während seiner zweiten Amtsführung sich das allgemeine Vertrauen erworben hatte. Jetzt feierte man ihn, begreiflich genug, als ein Opfer der Reaktion. In einem gerührten Abschiedsschreiben dankte er für die zahllosen Beweise der Liebe seiner schlesischen „Vaterlandsgenossen". Der Erfolg der Untersuchung schien ihm recht zu geben. Schlöffel wurde freigesprochen, da sich nichts Sicheres erweisen ließ; nur Wurm mußte, zum Tode verurteilt, ins Zuchthaus gehen.

Dann brach über ganz Deutschland eine jener schweren Teuerungszeiten herein, welche in der Geschichte fast regelmäßig den Revolutionen vorangehen. Die Ernte der Jahre 1846 und 47 mißriet so gänzlich, daß der Zollverein, dessen Getreidehandel sonst immer eine starke Mehrausfuhr aufwies, im ersten Jahre fast 2,9 Mill., im zweiten 5 Mill. Scheffel Roggen mehr als die Ausfuhr betrug, einführen mußte. Am durchschnittlichen Ertrage der Roggenernte fehlte in Mitteldeutschland fast ein Viertel. Und was für unnatürliche Zustände in den einzelnen Landesteilen! Die halbverhungerten Ostpreußen mußten, weil sie selber nicht zahlen konnten, den größten Teil ihrer dürftigen Ernte in das Ausland verkaufen. Bei dem allgemeinen Elend zeigte sich der Bundestag wieder ebenso nichtig wie vor dreißig Jahren, und wieder wie damals verbot Österreich bundesfreundlich sofort die Getreideausfuhr nach den deutschen Nachbarländern.

Aber auch der Zollverein einigte sich nicht rechtzeitig über gemeinsame Maßregeln; man fühlte nur zu schmerzlich, daß der alte König, Motz und Eichhorn nicht mehr umsichtig den nationalen Handelsbund behüteten. Jeder Bundesstaat handelte auf eigene Faust, am klügsten das Königreich Sachsen, das die Ausfuhrverbote des österreichischen Nachbarn nicht erwiderte, sondern

mit mäßigen Getreideeinkäufen und einer sehr milden Beaufsichtigung des Bäckergewerbes leidlich auskam. Hier allein blieb die Ruhe ganz ungestört. Fast überall sonst in den größeren Städten, selbst in dem stillen Stettin mußten Zusammenrottungen der hungernden kleinen Leute mehr oder minder gewaltsam auseinander getrieben werden. Viel zu denken gaben die Unruhen, welche Berlin im April 1847 drei Tage hintereinander heimsuchten. Sie wurden durch die Schlaffheit des greisen Gouverneurs Müffling genährt, dann durch das entschlossene Eingreifen des Generals Prittwitz und seiner Kürassiere gestillt. Es fiel doch auf, wieviele wohlgekleidete Männer sich unter dem hungernden Pöbel umhertrieben; die zahlreichen Verwundeten hielten sich allesamt versteckt, kein einziger meldete sich in den öffentlichen Krankenhäusern. Man konnte sich des Verdachtes kaum erwehren, daß eine verschworene Umsturzpartei die gute Stunde benutzt hatte um die Widerstandskraft der Staatsgewalt einmal auf die Probe zu stellen. Erschreckt durch diese Unruhen, ließ der König, um den Armen das unentbehrlichste Nahrungsmittel zu erhalten, für einige Zeit die Ausfuhr der Kartoffeln und die Branntweinbrennerei untersagen — ein Verbot, das nichts nützte, sondern, wie Kühne vorhersagte, die allgemeine Besorgnis nur steigerte. Der hessische Minister du Thil ließ in Holland Getreide einkaufen und verschaffte sich dazu Kreditbriefe vom Hause Rothschild. Als aber die Mehrzahl der holländischen Verkäufer vorzog, sich in Mainz bar bezahlen zu lassen, da wollte der menschenfreundliche Rothschild aus der ungewöhnlichen Landesnot auch noch einen ungewöhnlichen Gewinn ziehen und verlangte Entschädigung für die unbenutzten Kreditbriefe — was du Thil als „eine Unverschämtheit" rundweg zurückwies. Also half sich jeder Landesherr, wie er konnte; im Volke blieb viel dumpfer Mißmut zurück.

Nur an einer Stelle Deutschlands wütete verheerend die Hungersnot: unter den Wasserpolen Oberschlesiens. Diese blutarmen Bergarbeiter hatten drei Jahre nacheinander die Kartoffelernte mißraten sehen, sie hatten „die Bergmannskuh", die

Ziege, längst geschlachtet, sie waren entnervt durch die Branntweinpest. Nun da sie schon alle Hoffnung fahren ließen, wurde zugleich von Galizien her der Typhus eingeschleppt. Der Schnitter Tod heimste seine furchtbare Ernte ein, die unwissenden ratlosen Menschen verschlossen sich stumm verzweifelnd in ihren Häuschen. Alles war wie gelähmt, kein einziger Pfarrer berichtete dem edlen Fürstbischof Diepenbrock von dem entsetzlichen Jammer. Als endlich doch die Schreckenskunde nach Barmherzigen Brüder und Schwestern durchzogen die Dörfer, an freiwilligen Beiträgen liefen 360 000 Tlr. ein, weit mehr als die Weber des Gebirges erhalten hatten. Doch in den Kreisen Pleß, Rybnik, Ratibor mußten Staat und Gemeinden während der nächsten Jahre 4000 hilflose Waisenkinder versorgen; im Breslau gelangte, da kam Hilfe, aber sie kam zu spät. Die Kreise Pleß allein waren im Jahre 1847 über 6800 Menschen gestorben, fast dreimal mehr als sonst in Jahresfrist, und darunter wohl 900 vor Hunger. Die neue Zeit und ihr König Dampf hielten auch in Deutschland ihren Einzug über Leichen. Wenn der politische Unmut der Gebildeten und der soziale Groll der Armen sich dereinst zu gemeinsamem Kampfe zusammenfanden, dann war die alte Ordnung der Dinge verloren. —

Das Gefecht von Eckernförde.*)

Der Bericht des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg über das Eckernförder Gefecht ist bekanntlich von mehreren Schriftstellern Transalbingiens lebhaft angegriffen worden: von K. Jansen in einer eigenen Entgegnungsschrift, von dem kürzlich verstorbenen Rudolf Schleiden in seinen Erinnerungen, und neuerdings noch in einigen weniger erheblichen Aufsätzen. Ohne jeden Zweifel haben die Schleswig-Holsteiner in allem wesentlichen recht, wenn sie den Tag von Eckernförde zunächst als einen Tag des Glücks und des Ruhms für ihre eigenen Waffen preisen. Der Ton freilich, den sie in dieser Fehde anschlagen, erscheint zuweilen als ein wunderlicher Anachronismus; sie reden, als ob zwei Nationen sich um eine Trophäe stritten. Seit sie die Ehre haben, Preußen zu sein, sollten sie doch endlich von unserem Offizierkorps lernen, alle Deutsche schlechtweg als Landsleute zu behandeln und die Kriegsgeschichte ihrer Provinz ebenso gleichmütig zu betrachten, wie unser Generalstab schon längst die Frage erörtert, was irgendein pommersches oder badisches Bataillon in den Kämpfen an der Lisaine geleistet habe. So makellose Normalmenschen, wie die meisten der in Schleidens Denkwürdigkeiten auftretenden Holsten, hat die gütige Natur in anderen Völkerschaften bisher noch nicht erzeugt. Aus den Lebensnachrichten und anderen hinterlassenen Papieren meines Vaters kann ich noch einige Mitteilungen geben, welche zwar an dem historisch feststehenden Gesamtbilde des Eckernförder Gefechts nichts ändern,

---

*) Die obige Schilderung, welche, wenn auch in veränderter Form, sicherlich in die „Deutsche Geschichte" aufgenommen worden wäre, hat Treitschke in der „Historischen Zeitschrift" (Band 76) im Jahre 1896 veröffentlicht.

aber Einzelheiten berichtigen oder ergänzen und zudem einen Einblick gewähren in die unglaubliche militärische Anarchie jener Tage. Das Reichsheer von 1849 war in seiner Organisation um kein Haar breit besser, als die eilende Reichsarmee von Roßbach, und es dünkt uns heute schon wie ein Märchen, daß solche Zustände kaum um ein halbes Jahrhundert hinter uns liegen.

Ein öffentliches Urteil über meinen lieben Vater steht mir nicht zu. Nur so viel darf ich sagen — weil die ältere Generation in meiner Heimat dies noch weiß —, daß er einer der allertüchtigsten Offiziere der sächsischen Armee war und dabei von einer anspruchslosen Schlichtheit, wie ich sie bei so gescheiten Männern nur sehr selten wiedergefunden habe. Er hatte den Winter über als Oberst und Kommandant eines sächsischen Infanterieregiments bei den Reichstruppen gestanden, welche die Zentralgewalt als fliegende Korps durch das unruhige Thüringen streifen ließ. Kaum war er von dort heimgekehrt, um in Leipzig den Befehl über die Halbbrigade leichter Infanterie zu übernehmen, so erhielt er einen Brief des Herzogs von Koburg vom 22. März. Der Herzog schrieb, die Zentralgewalt habe ihm das Kommando einer Brigade bei der mobilen Reichsarmee in Schleswig-Holstein übertragen, und bat meinen Vater, den er von der Dresdener Garnisonszeit her kannte, ihn als Freund und Ratgeber in diesem Feldzuge zu begleiten. Der Antrag war wenig verlockend: eine so unbestimmte Stellung mitten im Gewirr deutscher Bundeskontingente und an der Seite eines jungen Fürsten, der nur wenige Jahre im sächsischen Gardereiterregiment gedient hatte, ohne je besondere militärische Talente zu bekunden! Aber wie konnte ein Soldatenherz nach so langer Friedenszeit dem Rufe zum Kriege widerstehen? Seit mein Vater einst als siebzehnjähriger Freiwilliger an Bülows niederländischem Winterfeldzug und der Belagerung von Antwerpen teilgenommen, hatte er kein Gefecht mehr gesehen. Den letzten Ausschlag gaben die bestimmt ausgesprochenen Wünsche des guten Königs Friedrich August, dem die Verbindung mit den ernestinischen Höfen sehr wichtig schien. Mein Vater war einige Jahre

lang sein Flügeladjutant gewesen und verehrte ihn von Herzen. So entschloß er sich denn, mit zwei anderen angesehenen sächsischen Offizieren, Hauptmann v. Stieglitz und Rittmeister v. Fritsch, den sogenannten Generalstab des Herzogs zu bilden; beide wurden späterhin Generale. Fritsch erwarb sich im Kriege von 1866 als Führer der Reiterei einen guten Namen.

Als der Herzog am 31. März mit seinem Stabe in Hamburg eintraf, erhielt er die Nachricht, daß seine Brigade bestimmt war, als Reserve im Rücken der Reichsarmee die Ostküste Schleswig-Holsteins zu decken. Mein Vater meinte: wir können da vielleicht die ersten Schüsse in diesem Kriege tun, vielleicht auch gar keinen Feind zu sehen bekommen. „Ja, wenn ich Glück hätte!" — erwiderte der Herzog. Am nächsten Tage meldete er sich in Schleswig bei dem Oberbefehlshaber General v. Prittwitz und empfing die Weisung, mit der Reservebrigade die ganze weite Strecke von der Schlei bis zum Kieler Meerbusen zu bewachen, jedem Landungsversuche der Dänen rasch entgegenzutreten. Meinem Vater gefiel die kurze, klare, bestimmte Sprache des Generals sehr, obgleich er, wie damals fast alle sächsischen Offiziere, eine tiefe Abneigung gegen die Preußen hegte. In der Tat zählt Prittwitz zu den tragischen Gestalten unserer Kriegsgeschichte: ein ernster, fester, zum Befehlen geschaffener Mann, so wie ihn Adolf Menzel auf dem schönen Reiterbilde darstellt — und doch durch ein finsteres Verhängnis hineingerissen erst in die Schmach der Berliner Märztage, dann in den Jammer dieses Schleswigschen Scheinkrieges. „Der unglückliche Prittwitz!" — sagte mir Feldmarschall Moltke einmal mit dem Ausdruck tiefen Mitleids — „in solcher Zeit konnte man ja nichts leisten!"

Hier in Schleswig erfuhr der Herzog auch erst genau die Zusammensetzung seiner Brigade. Es bleibt doch wahr, daß Deutschland seit 1815 nie so uneinig gewesen war, wie in dieser Zeit, da die Redner der Paulskirche das neue Reich schon vollendet wähnten. Die unbrauchbare alte Bundeskriegsverfassung hatte auf dem Papiere mindestens größere taktische Verbände

vorgeschrieben; sie brach sofort zusammen, als die Revolution hereinstürmte, und jeder Fürst, für seinen Thron zitternd, seine Truppen ängstlich daheim zu halten suchte. Die Erfüllung der einfachsten Pflichten gegen das große Vaterland beklagte man jetzt als ein schweres Opfer; und um den Dynastien diese Opfer zu erleichtern, beschloß die ohnmächtige Zentralgewalt, die mobile Reichsarmee so bunt wie möglich zusammenzusetzen. In dem schleswig-holsteinischen Kriege waren nahezu alle deutschen Staaten mit irgendeinem kleinen Häuflein vertreten. Zu der Reservebrigade gehörten fünf Bataillone Infanterie, je eines aus Württemberg, aus Baden, aus Reuß, aus Gotha, aus Meiningen; dazu zwei leichte Feldbatterien, je eine aus Nassau und aus Hessen-Darmstadt; dann noch zwei Schwadronen hanseatischer Dragoner und schließlich der königlich sächsische Generalstab. Neun deutsche Stämme oder Nationalitäten, wie man damals zu sagen pflegte, bildeten also zusammen eine Brigade, die, als sie sich endlich ganz versammelt hatte, mit 3928 Mann, 12 Geschützen und 223 Kavalleriepferden ausrücken konnte, mithin nicht viel stärker war, als ein vollzähliges Regiment. Und neben dieser wundersamen Heerschar standen noch, allein den Befehlen des Generals Bonin, des Kommandierenden der Herzogtümer, untergeben: zwei in der Bildung begriffene schleswig-holsteinische Reservebataillone in Kiel und Eckernförde, desgleichen die schleswig-holsteinische schwere Artillerie in der kleinen Feste Friedrichsort und in den Strandbatterien an den beiden Meerbusen. Vergeblich verlangte der Herzog das Kommando auch über diese Truppen. Prittwitz vertröstete ihn auf die Zukunft und schärfte ihm nur wiederholt ein, mit den Schleswig-Holsteinern, die für jetzt noch selbständig bleiben müßten, immer ein gutes Einvernehmen zu unterhalten. Der Herzog sollte also eine weite Küstenstrecke mit einem Häuflein zweifelhaften Fußvolks bewachen, doch über das wichtigste Verteidigungsmittel, über die Festungsgeschütze der Strandbatterien, durfte er nicht verfügen.

Der Grund dieser widersinnigen Anordnungen lag in den

diplomatischen Wirren, welche bald den ganzen Feldzug verderben sollten. König Friedrich Wilhelm sah in den Holsten nur noch Rebellen und wünschte längst, herauszukommen aus diesem Kriege, den er vorm Jahre fast wider Willen begonnen hatte. Beim Abschied von den Offizieren der Garde sagte Prittwitz traurig: „Wünschen Sie mir nicht Glück zu diesem Kommando!“ Er deutete damit an, daß er geheime Weisungen besaß, deren Wortlaut freilich wohl nie bekannt werden wird. Ihr Sinn aber ergibt sich für Unbefangene aus dem ganzen Verlaufe des Feldzuges; der Bundesfeldherr sollte nichts Entscheidendes wagen und die Dinge hinzuhalten suchen, bis die Vermittlung der Großmächte den ersehnten Frieden herbeiführte. Daher die lahme, mit Prittwitz' kräftigem Charakter so ganz unvereinbare Kriegführung, die volle drei Viertel des überlegenen Heeres zur Verteidigung der Seeseite verwendete, und nur ein Viertel zu schwachen Offensivstößen übrig behielt. In der jungen schleswig-holsteinischen Armee dagegen lebte, obgleich die letzten Ziele dieses gegen den König-Herzog und zugleich für ihn geführten Krieges immer dunkel blieben, doch ein kräftiger Dänenhaß und der ehrliche Wille, zu schlagen und zu siegen. Sie witterte bald heraus, daß dem Oberbefehlshaber dieser Wille fehlte; das alte, schon durch den kläglichen Malmöer Waffenstillstand erweckte Mißtrauen gegen Preußen verschärfte sich mit jedem Tage; und der in solcher Lage allerdings entschuldbare schleswig-holsteinische Partikularismus trat bald ebenso rücksichtslos auf, wie der Sondergeist aller anderen Bundesstaaten. Bonin, obwohl selbst preußischer General, geriet mit Prittwitz in Mißhelligkeiten, welche bald fast zur Unbotmäßigkeit führten; er weigerte sich sogar, Parole und Feldgeschrei von dem Oberbefehlshaber anzunehmen. Unter diesen Verhältnissen mußte Prittwitz Bedenken tragen, die Strandbatterien den Befehlen des Herzogs zu unterstellen und also die Empfindlichkeit der Schleswig-Holsteiner zu reizen.

Mißmutig verließ der Herzog das große Hauptquartier. Er klagte über das kühle, ironische Wesen des Oberbefehlshabers.

Nicht ganz mit Recht. Einem preußischen Generale ließ sich doch kaum zumuten, daß er diese Reservebrigade und ihre neun Nationalitäten mit feierlicher Ernsthaftigkeit betrachten sollte; und wenn er dann äußerte, vielleicht würde gerade bei den Truppen des Herzogs der erste Schuß dieses Krieges fallen, so war auch dies nicht boshaft gemeint. Er sagte damit nur dasselbe, was mein Vater schon in Hamburg ausgesprochen hatte und was jedem erfahrenen Soldaten als möglich erscheinen mußte. Aber kühl hatte der General allerdings gesprochen. Denn der Herzog, der sich einige Monate nachher mit leidenschaftlichem Eifer der preußischen Sache zuwendete, war damals — in den Tagen, da König Friedrich Wilhelm die Frankfurter Kaiserkrone ablehnte — ein ebenso leidenschaftlicher Gegner Preußens und zeigte seine Gesinnung so unverhohlen, daß selbst mein Vater, um der militärischen Manneszucht willen, ihn zuweilen warnen mußte. Darum hatte er sich beim Könige von Sachsen die Erlaubnis erbeten, in diesem Feldzuge als sächsischer Generalleutnant aufzutreten, und sich nur mit sächsischen Offizieren umgeben. Das ward ihm von Prittwitz wie von dem Reichskriegsminister General Peucker sehr übel vermerkt.

Am nächsten Tage, 2. April, begab sich der Herzog über Rendsburg nach Gettorf, das an der großen, sechs Stunden langen Kiel-Eckernförder Landstraße etwa Mitte Wegs, etwas näher nach Eckernförde zu, gelegen ist. Diese Straße bildet die Sehne des Bogens, den der Dänische Wohld, die weit nach Osten vorspringende Halbinsel zwischen den beiden Meerbusen, beschreibt. Hier war das gegebene Hauptquartier der Brigade. Über dem Kirchturme stand ein hohes Gerüst; da droben hing auf schwanker Leiter, vom Winde geschaukelt, ein wackerer, seekundiger Mann, der Tischler Kalissen, mit seinem Fernrohr und telegraphierte in der denkbar einfachsten Weise — durch Kugeln, die an Querstangen hingen — wenn Kriegsschiffe sich einem der beiden Meerbusen näherten. Von der Brigade waren vorerst nur etwa 2150 Mann zur Stelle: die Bataillone Meiningen, Gotha, Reuß und die nassauische Batterie

mit sechs Geschützen. Von dieser Kriegsmacht wurde verlangt, daß sie eine wellige, von Knicks und Hohlwegen durchschnittene, an Mooren und Gehölzen reiche Halbinsel bewachen und an zwei Meerbusen zugleich den lächerlichen Kampf des Hundes gegen den Fisch führen sollte, ohne jede Möglichkeit, Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Wie schwer es hält, vom Lande her den Bewegungen der Kriegsschiffe zu folgen, das lernte man vom ersten Tage an aus den immer unsicheren und widersprechenden Meldungen der Signalstationen. Ja noch heute steht nicht unzweifelhaft fest, welche Schiffe eigentlich an dem Gefechte des 5. April teilgenommen haben. Die schleswig-holsteinischen Offiziere in Eckernförde glaubten am Abend des 4. April, als die dänische Flottille in den Meerbusen einsegelte, neben dem Linienschiffe und der Fregatte auch eine Korvette zu bemerken; und der Kommandant der Nordschanze, Jungmann, berichtete am 5. ganz bestimmt, daß eine Korvette oder Brigg zu Anfang des Gefechts die beiden großen Schiffe unterstützt habe, nach $1^1/_2$ Stunden jedoch seewärts abgesegelt sei. Hieraus entstand die von Jansen und anderen vertretene Ansicht, die Korvette „Galathea“ hätte mitgekämpft. Die „Galathea“ lag aber nachweislich am 4. April um Mittag noch im Ekensunde, einer Nebenbucht der Flensburger Förde, und wechselte dort bei Gravenstein Schüsse mit einer deutschen Batterie; es scheint mithin fast unmöglich, daß sie schon in früher Abendstunde in den Eckernförder Busen gelangt sein sollte. Die amtlichen Berichte der Dänen erwähnen mit keinem Worte ihrer Teilnahme an dem Gefechte; und warum sollten sie absichtlich verschweigen, was doch der ganzen Flottille bekannt sein mußte? Auch Moltkes Geschichte des dänischen Krieges nimmt an, daß die „Galathea“ nicht zugegen war. Ich glaube dasselbe; ich vermute, daß Jungmann in dem dicken Pulverdampfe des Gefechts sich getäuscht hat, bin aber gern bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen.

Was unter so wunderlichen Umständen geschehen konnte, geschah. Von den drei vorhandenen Bataillonen der Reservebrigade wurde das eine, Reuß, links in den Ortschaften dicht

bei Eckernförde einquartiert; das zweite, Meiningen, rechts am Eiderkanale, nahe bei Kiel und Friedrichsort; das dritte, Gotha, nebst der nassauischen Batterie, stand in der Mitte beim Hauptquartier zu Gettorf, um nötigenfalls nach dem einen oder dem anderen Meerbusen zu eilen. Am nächsten Morgen, 3. April, sollten die Feindseligkeiten nach dem Waffenstillstande wieder beginnen. Der Herzog ritt mit seinem Stabe nordwärts, um den Eckernförder Busen, der zunächst bedroht schien, zu besichtigen. Der Meerbusen erstreckt sich fast vier Meilen lang, über eine Meile breit, von Ost nach West bis zur Stadt Eckernförde. Sie liegt ganz ungedeckt auf einer Halbinsel zwischen dem Meere und einem großen Salzwasserseebecken, dem Windebyer Noor, das, ähnlich wie der bekannte Kleine Kiel in Kiel, durch einen kurzen, engen Meeresarm mit dem Meerbusen zusammenhängt. Jenseits dieses Meeresarmes, auf dem nördlichen Ufer des Busens, lag das Seebad Borby, dann weiter östlich, eine starke halbe Stunde von der Stadt entfernt, die mit zwei Bombenkanonen und vier Vierundzwanzigpfündern bewaffnete Nordschanze auf einer kleinen Landzunge dicht am Strande. Mein Vater sah sogleich, daß diese Batterie zwar zur Bestreichung des Hafens sehr günstig lag, doch von hintenher, von einer beherrschenden Waldhöhe aus, durch Landungstruppen leicht genommen werden konnte. Man sprach darüber mit dem Kommandanten Jungmann — denn zu befehlen hatte der Herzog hier nichts — und beide Teile stimmten darin überein, daß schleunigst eine Verschanzung aufgeführt werden müsse, um die Nordbatterie im Rücken zu decken. Schräg gegenüber, mehr im Innern des Meerbusens, kaum eine Viertelstunde von der Stadt, lag die Südschanze, mit vier schweren Geschützen ausgerüstet. Sie war durch eine nur für Infanterie brauchbare Redoute leidlich gegen die Landseite hin gesichert. In der Stadt Eckernförde stand nur eine Kompagnie des von Hauptmann Irminger befehligten schleswig-holsteinischen Reservebataillons; zwei andere waren zur Beobachtung des Strandes und zur Deckung der beiden Schanzen verwendet, die vierte nach Friedrichsort abgegeben.

Am 4. April besichtigte der Herzog die Feste Friedrichsort an der Kieler Förde, dann zu Schiff die noch unvollendete Schanze bei Labö gegenüber und die ganz unbrauchbaren Verschanzungen beim Düsternbrooker Gehölz, endlich die Mündung des Eiderkanals, wo sechs kleine schleswig-holsteinische Kanonenboote fertig lagen, sechs andere noch gebaut wurden. Kaum war der Stab am späten Nachmittag von diesem Ritte heimgekehrt, da kam schon die Nachricht von der Küste, daß eine feindliche Flotte im Eckernförder Meerbusen eingelaufen sei. Mein Vater eilte sofort selbst nach Aschau am Südstrande der Bucht und sah hier bei hellem Mondschein, wie das dänische Geschwader am Eingange des Meerbusens, am südlichen Ufer, außerhalb des Bereichs der deutschen Batterien, vor Anker lag.

So schien denn der feindliche Landungsversuch, von dem das Gerücht in den Herzogtümern schon seit Wochen sprach, gleich am zweiten Tage des Feldzugs sich zu verwirklichen. In der dänischen Marine war der Übermut seit den wohlfeilen Erfolgen des Sommers 1848 sehr hoch gestiegen. Damals hatte sie das Meer beherrscht, die Küsten des zur See waffenlosen Deutschlands blockiert, viele unserer Handelsschiffe aufgebracht. Und das alles ungestraft. Denn das mit Dänemark eng befreundete Hamburg bewirkte bekanntlich, daß der sterbende Bundestag den Antrag Preußens, die dänischen Schiffe mit Embargo zu belegen, im Namen des Völkerrechts und der Menschlichkeit verwarf. Stolzer denn je wehte der Danebrog über den Fluten, weil er nie einen Feind zu bekämpfen fand. Jetzt prahlte man in Kopenhagen mit einem kühnen Flottenzuge, der das einzige Kriegsschiff Preußens, die „Amazone", die in Danzig zur Ausbesserung in den Schlingen lag, plötzlich überfallen und nach Dänemark entführen sollte. Man spottete über den alten Grundsatz, der in diesen Tagen der Segelschiffahrt allgemein für ein Axiom galt, über den Satz, daß Schiffe gegen Strandbatterien stets im Nachteil sind. Nur diese Überschätzung der Seemacht erklärt die widerspruchsvollen Anordnungen, welche der Oberbefehlshaber der dänischen Streitkräfte, General Krogh,

für die ersten Tage des Feldzugs traf. Während die Landtruppen zugleich von Alsen und von Jütland her das Reichsheer in Nordschleswig angriffen, sollte ein Teil der Flotte durch einen Vorstoß gegen den Eckernförder Busen die Ostküste beunruhigen, die Strandbatterien überfallen, Eckernförde nehmen, falsche Nachrichten verbreiten, vielleicht auch die Nachhut der Reichsarmee im Süden festhalten. Für diese Aufgabe wurden dem alten Kapitän Paludan das schönste Linienschiff der Flotte, der „Christian VIII.“ mit 84 Kanonen, und ihr bester Schnellsegler, die Fregatte „Gefion“ mit 48 Kanonen, zugewiesen; zur Unterstützung und nötigenfalls zum Schleppen dienten die beiden Dampfer „Hekla“ und „Geyser“ mit je acht Kanonen. Also 148 schwere Geschütze gegen die zehn der Strandbatterien! Der eine Dampfer führte im Schlepptau drei Jachten, die zusammen eine starke Kompagnie von 250 Mann Landungstruppen an Bord trugen — viel weniger, als die Deutschen erwarteten. Offenbar ein ganz zweckloses Unternehmen: für eine Alarmierung war die aufgebotene Macht viel zu stark, für einen ernsthaften Landungsversuch zu schwach. Im letzten Augenblicke, am 4. April, wurden diese Anordnungen widerrufen, da der Vormarsch des Landheeres unterbleiben sollte. Paludan aber erhielt die Gegenbefehle nicht mehr und gelangte mit seinen sieben Schiffen in den Meerbusen, ohne recht zu wissen, was zu beginnen sei.

Sobald mein Vater sich von der Anwesenheit der Schiffe überzeugt hatte, eilte er in das Hauptquartier zurück. Das Bataillon Reuß erhielt Befehl, sofort nach Eckernförde zu marschieren, das Bataillon Meiningen, als Reserve nach Gettorf nachzurücken. Das Bataillon Gotha und die Batterie Nassau führte der Herzog selbst um Mitternacht von Gettorf aus bis zu dem großen Schnellmarker Gehölz. Hier tritt die Kieler Landstraße an das Südufer des Meerbusens und führt dann, westwärts abbiegend, dicht am Strande hin an der Südschanze vorüber bis nach Eckernförde. Der Wald wurde im Dunkel der Nacht sorgfältig abgesucht; denn wer konnte wissen, ob nicht

mittlerweile Dänen gelandet waren? Als sich nichts Verdächtiges vorfand, fuhr die nassauische Batterie am Strande vor dem Waldrande auf, in vorteilhafter Stellung, der Nordschanze schräg gegenüber, etwas weiter nach Osten. Das Bataillon fand am Walde genügende Deckung. Darauf ritt der Herzog mit seinem Stabe nach Eckernförde und besprach sich dort mit Hauptmann Irminger wegen der gemeinsamen Verteidigung der Stadt.

Der Morgen graute; die Zeit, da eine Landung vielleicht gewagt werden konnte, war längst vorüber. Bald nach Tagesanbruch beobachteten die in Eckernförde am Ufer versammelten Offiziere, wie die Schiffe fern bei Aschau sich zu bewegen begannen und dann seewärts nach dem östlichen Eingange des Meerbusens segelten. Alle glaubten nunmehr, die Dänen hätten das Unternehmen gegen Eckernförde aufgegeben und wendeten sich der hohen See zu. Aber wohin dann? Wahrscheinlich doch gegen den Kieler Meerbusen, und zu dessen Verteidigung war die unglückliche Reservebrigade ja auch verpflichtet. Man beschloß, das Bataillon Reuß vorläufig in Eckernförde stehen zu lassen; der Herzog selbst blieb dort zurück, um den vollständigen Abzug der Schiffe abzuwarten. Mein Vater aber sprengte nach dem Schnellmarker Holze, sendete für alle Fälle zwei der nassauischen Geschütze nach dem anderen Ufer zur Unterstützung der Nordschanze und führte die übrigen vier nebst dem Bataillon Gotha nach Gettorf, von wo sie bei drohender Gefahr nach der Kieler Förde eilen konnten. Doch schon auf dem Marsche kam die Nachricht, daß die Schiffe zurückgekehrt seien und den Angriff gegen die Nordschanze begonnen hätten. Alsbald ward umgekehrt. Hauptmann Müller führte seine vier Geschütze im Galopp zu dem kaum verlassenen Halteplatz am Schnellmarker Holze, ließ abprotzen und alsbald feuern; etwas später langte das Bataillon wieder am Walde an. So kam es, daß diese Truppen erst nach Beginn des Gefechts in die Stellung wieder einrückten, die ihnen schon in der Nacht angewiesen worden war.

Der Irrtum war sehr begreiflich. Paludan hatte früh vor

5 Uhr seine Kapitäne zum Schiffsrat versammelt und wahrscheinlich schon in der Nacht erfahren, daß Reichstruppen in der Nähe standen; denn die Dänen besaßen am Lande viele Spione, vornehmlich unter den alten Seeleuten, die ihres Danebrogs nicht vergessen wollten. Genug, der Schiffsrat erkannte, daß eine Landung von 250 Mann Infanterie aussichtslos war. Damit verlor eigentlich die ganze Unternehmung ihren Sinn. Gleichwohl ward sie nicht völlig aufgegeben. Nach den Verhören vor dem dänischen Kriegsgerichte müssen wir annehmen, daß allein der reizbare Seemannsstolz den verhängnisvollen Entschluß verschuldete. Als Kapitän Aschlund von der „Hekla" sagte: es wäre doch eine Schande, wenn wir mit dieser Masse von Kanonen vor ein paar elenden Strandbatterien zurückwichen — da wollte niemand kleinmütig erscheinen, und der Schiffsrat beschloß, den Angriff auf die beiden Schanzen zu wagen. Bei Tagesanbruch fuhren die drei Jachten mit den Landungstruppen rückwärts nach der hohen See. Auch das Linienschiff und die Fregatte segelten anfangs gegen Osten, als ob sie sich aus dem Meerbusen zurückziehen wollten, und diese Bewegung verleitete die entfernten Beobachter am Eckernförder Strande zu der Annahme, das ganze Geschwader verlasse die Förde. Selbst Jungmann, der den Schiffen viel näher stand, glaubte anfangs, die Flottille wolle absegeln. Aber die beiden großen Schiffe kreuzten nur, um sich klar zum Gefechte zu machen. Plötzlich, gegen 7 Uhr, wendeten sie sich in weitem Bogen und segelten, das Linienschiff voraus, vom frischen Ostwinde getrieben, bis auf tausend Schritt an die Nordschanze heran; links in zweiter Linie die beiden Dampfer.

Doch der rechte Mann stand auf der rechten Stelle: Eduard Jungmann, ein aus Polnisch-Lissa gebürtiger preußischer Artillerieoffizier, der während der letzten Jahre in der Türkei als Instruktor gedient und am Bosporus 450 Strandgeschütze befehligt hatte. Er allein unter allen deutschen Soldaten hier am Meerbusen besaß mithin Kenntnis vom Seewesen und von der Küstenverteidigung. Erst wenige Tage vor dem Beginn

des Feldzugs war er im Hauptquartier der schleswig-holsteinischen Armee erschienen, um seinen guten Degen der deutschen Sache anzubieten; der preußische Hauptmann v. Delius, der treffliche Generalstabschef der Schleswig-Holsteiner, hatte den Fremdling, der noch im Fes und halborientalischer Tracht einherging, sogleich durchschaut. Nach zwei Stunden schon war Jungmann zum Hauptmann ernannt und — so unfertig lag noch alles — als einziger Offizier mit dem Befehle über die zehn Geschütze der beiden Strandbatterien beauftragt. Erstaunlich, wie der strenge, stolze, kleine Mann seine Leute jetzt scharf in die Schule nahm und in kurzem zu leidlichen Artilleristen ausbildete; es waren 55 Mann in der Nordschanze, 37 in der Südschanze. Das Kommando in der Südschanze übertrug Jungmann dem Unteroffizier v. Preußer, einem jungen Landwirt, der um des Vaterlandes willen freiwillig eingetreten war und hinter bescheidenem Wesen die unbeugsame niederdeutsche Willenskraft verbarg. Als die Schiffe gegen $^1/_2$8 Uhr zum ersten Male ihre Breitseiten entluden, trat Jungmann auf die Brustwehr hinauf, um seiner jungen Mannschaft zu zeigen, daß nicht jede Kugel trifft. Die Dänen schossen lagenweise, so daß die Deutschen in den Zwischenzeiten ihre über Bank feuernden Geschütze immer bedienen konnten, und sie zielten unbegreiflich schlecht, obgleich die See noch nicht sehr hoch ging. Die Deutschen dagegen fanden an den mächtigen Schiffskörpern ein breites Ziel, und keine ihrer Kugeln ging fehl.

Bald griff auch die Südschanze kräftig in den Kampf ein, nachher auch die vier nassauischen Geschütze am Schnellmarker Holze. Ihr Kommandant, Hauptmann Müller, ein entschlossener alter Soldat, der schon bei Waterloo mitgefochten hatte, verfeuerte in einer Stunde 120 Kugeln und 28 Granaten, und er hatte Glück: eines seiner Geschosse schlug trotz der weiten Entfernung dem einen Dampfschiff in die Maschine, die fast im selben Augenblicke von einer Kugel aus der Nordschanze getroffen wurde. Der Dampfer mußte, um den Schaden auszubessern, für einige Zeit den Hafen verlassen. Die Kartätschen

der Dänen hingegen gingen allesamt zu kurz, ihre Kugeln und Granaten zu hoch, so daß die Nassauer in dem ungeheuren Getöse gar keine Verluste erlitten. Als das Gefecht sich westwärts, tiefer in den Hafen hinein, zog, da vermochten die schwachen Feldgeschütze den Feind nicht mehr zu erreichen, und mein Vater ließ sie vorläufig das Feuer einstellen; ihre Stellung durften sie natürlich nicht wechseln, da die Schiffe sich ja in jedem Augenblick wieder ostwärts wenden konnten. Mein Vater selbst blieb vor dem Gehölze halten, denn er sagte sich, daß sein Platz da war, wo der Hauptteil der Brigade stand; wie durfte er in Abwesenheit des Herzogs diese Truppen ganz ohne Leitung lassen? Etwas später, gegen 10 Uhr, hatten auch die beiden nach dem Nordstrande entsendeten nassauischen Kanonen endlich ihr Ziel erreicht. Des Weges unkundig, waren sie in dem schwierigen Terrain eine Weile umhergeirrt, bis ihnen Jungmann eine Aufstellung westlich von der Nordschanze anweisen ließ. Hier begannen sie, hinter den Knicks versteckt, sogleich ihr Feuer, und obwohl ihre kleinen Kugeln wenig Schaden anrichteten, so blieb ihre Beihilfe doch nicht ohne Folgen. Die längst durch den kräftigen Widerstand erschreckten Dänen glaubten in den armseligen zwei Feldkanonen eine starke Artilleriemasse zu sehen und richteten ihr Feuer eine Zeitlang gegen diese Knicks.

So gewann Jungmann etwas Luft und konnte seine bedrängte Nordbatterie zur Fortsetzung des Kampfes herstellen. Er hatte zwar an Mannschaft nur wenig verloren, doch zwei von seinen sechs Geschützen, zuletzt noch ein drittes, waren beschädigt. Trotzdem ließ er seine Leute ununterbrochen, wenn auch langsamer, feuern; mit dem Säbel in der Hand trieb er die zagenden jungen Infanteristen der Deckungsmannschaft aus ihrem Blockhaus heran. Das Pulvermagazin, das einmal nahe daran war, mitsamt der Schanze in die Luft zu fliegen, wurde noch rechtzeitig geschützt, und die herabgeschossene deutsche Fahne flatterte wieder hoch in den Lüften. Statt diesen nächsten und gefährlichsten Feind, die Nordschanze, zuerst gänzlich niederzukämpfen, ließ Paludan in seinem Seemannsstolze die Schiffe

zwischen den beiden Schanzen hindurch segeln, um dann beide zugleich mit den Breitseiten zu beschießen. Der anhaltende, beständig wachsende Ostwind drängte die Schiffe weiter westwärts, als beabsichtigt war, bis nahe an die Stadt heran. Die „Gesion" geriet ins Treiben, ihre Anker schleppten am Grunde, sie drehte sich und bot den Deutschen ihren Spiegel dar, so daß sie von zwei Seiten her das ganze Deck entlang beschossen wurde, ohne selber ihre Breitseiten entladen zu können. Ein Vorstoß der Schiffe gegen die Südschanze, der auch die Häuser der offenen Stadt nahebei mit einem Kugelregen überschüttete, richtete nichts aus. Der wackere Preußer verlor zwar zwei von seinen vier Geschützen, doch er hielt aus, unerschütterlich wie Jungmann gegenüber. Umsonst unternahmen die Dampfer mehrmals, die Segelschiffe aus der Förde hinauszuschleppen. Das Glück blieb den Deutschen treu; das Schlepptau zerriß, beide Dampfschiffe mußten, selbst beschädigt, das Gefechtsfeld vorerst verlassen. Auch ein Versuch, die Schiffe durch Warpen am vorausgeworfenen Ankertau hinauszuziehen, blieb vergeblich. Gegen 1 Uhr endlich hißte das Linienschiff die Parlamentärflagge.

Der Herzog war durch den unvermuteten Beginn des Gefechts von seinem Stabe und dem größeren Teil seiner Brigade getrennt worden, und er versäumte die Zeit, da er noch schnell zu seinen Truppen zurückkehren konnte. In einem geordneten Heere versteht es sich von selbst, daß der Höchste im Range während des Gefechts ohne weiteres den Oberbefehl übernimmt. Bei diesen Reichstruppen stand es anders; sie sollten nur neben den Schleswig-Holsteinern tätig sein. Ihrem General war ausdrücklich verboten, den Strandbatterien Weisungen zu geben, und Jungmann würde solchen Befehlen im Falle der Meinungsverschiedenheit auch sicherlich nie gehorcht haben. Der Herzog mußte sich also mit der Rolle eines Zuschauers begnügen, solange eine Landung nicht versucht wurde, und ritt mit Hauptmann Stieglitz planlos hin und her. Er verweilte lange an der Windmühle von Borby, wo er nichts nützen, nicht einmal den Gang des Gefechts genau überblicken konnte. Dann ritt er

nach Eckernförde zurück, eben in dem Augenblicke, da die Schiffe der Stadt nahe zutrieben. Er vermutete, jetzt würde eine Landung gewagt werden — denn die Deutschen wußten nicht, daß die beiden großen Schiffe gar keine Landungstruppen an Bord hatten —, und führte daher das Bataillon Reuß, das bisher hinter der Stadt gedeckt gestanden hatte, bei starkem Kartätschenhagel an den Strand hinaus. Der Vormarsch erwies sich sogleich als nutzlos, die Dänen dachten längst nicht mehr an eine Landung. Für alle Einzelheiten kann ich hier nicht einstehen, da mein Vater selbst nicht zugegen und ganz auf die nicht immer genauen Erzählungen des Herzogs angewiesen war. Soviel ist sicher, der Herzog fühlte endlich, daß er nicht länger in einem Winkel verweilen durfte, wo nur ein kleiner Teil seiner Brigade, das Bataillon Reuß mit 560 Mann, stand; und dies war auch Jungmanns Meinung. Doch wie nach dem Schnellmarker Holze gelangen? Der nächste Weg, die Landstraße am Strande, war jetzt völlig gesperrt, seit der Angriff gegen die Südschanze begonnen hatte; der Straßenrand bildete den Kugelfang für die fehlgehenden Geschosse von 70 schweren Kanonen, der Damm war auf weite Strecken hin zerstört, von den Chausseehaufen lag kein Stein mehr auf dem andern. Selbst ein einzelner Reiter konnte hier nicht durchkommen. Darum beschloß der Herzog, mit Hauptmann Stieglitz einen weiten Umweg landeinwärts einzuschlagen; auf die Schnelligkeit seines schönen englischen Rosses konnte er sich verlassen. Leider kannte er den Weg nicht. Er mußte zuerst das weite Binnenwasser des Windebyer Noors umreiten, geriet dann zwischen den Knicks auf Querwegen in die Irre und gelangte erst spät an den Goos-See hinter dem Schnellmarker Holze. Hier sanken die Pferde in den nassen Wiesen ein; die beiden Reiter mußten absitzen und das Moorland mühsam durchwaten. Erschöpft und völlig durchnäßt trafen sie endlich gegen 1 Uhr bei den Truppen am Südstrande ein. Wie die Dinge lagen, war der Ritt des Herzogs unvermeidlich und sein widerwärtiger Verlauf mehr ein Mißgeschick, als eine Schuld. Geborenen Kriegsmännern pflegen

Unglücksfälle solcher Art allerdings nicht leicht zu widerfahren.

Unterdessen blieb das Glück den kämpfenden Kameraden unverbrüchlich treu. Die Parlamentärflagge des Linienschiffes erschien den Deutschen wie gerufen, da sie während der Unterhandlungen ihre beschädigten Geschütze wiederherstellen konnten. Paludan übersendete ein Schreiben „an die oberste Zivil- und Militärbehörde von Eckernförde“, das die Einstellung des Feuers und freien Abzug der Schiffe forderte, widrigenfalls die Einäscherung der Stadt androhte. Wer war befugt, dies Schreiben zu beantworten? Sicherlich nur Jungmann. Einen Stadtkommandanten für Eckernförde hatte das schleswig-holsteinische Armeekommando nicht ernannt, nur einen Etappenkommandanten, Hauptmann Wigand. In den beiden Schanzen aber befehligte Jungmann allein; er hatte das Feuergefecht geleitet, er allein war berechtigt, es einzustellen oder fortzusetzen. Der Herzog durfte nach seinen Instruktionen bei dieser Entscheidung nur mitraten, nachdem seine sechs nassauischen Geschütze doch ein wenig mitgeholfen hatten. Eine Entscheidung stand ihm nicht zu. Da er eben jetzt auf seinem unglücklichen Ritte umherirrte, und man ihn nicht auffinden konnte, so fuhr Wigand mit den Eckernförder Stadtbehörden zur Nordschanze, wo sie Jungmann und den Kommandanten des schleswig-holsteinischen Reservebataillons, Irminger, trafen. Die Antwort verstand sich für tapfere Männer von selbst, und es steht einer großen Nation schlecht an, davon viel Aufhebens zu machen. Durch das Parlamentieren hatten die Dänen den kläglichen Zustand ihrer Schiffe, den man am Strande noch nicht vollständig übersah, selber verraten. Die Deutschen hielten den Sieg in der Hand; es wäre Wahnsinn gewesen, die sichere Beute ohne jeden erdenklichen Grund fahren zu lassen. Die angedrohte Beschießung von Eckernförde konnte nicht schrecken, da die Dänen die Stadt schon vor den Unterhandlungen heftig, aber ohne nennenswerten Erfolg beschossen hatten. Die drei schleswig-holsteinischen Offiziere erwiderten kurz, daß sie das Gefecht fortsetzen würden und den

Dänen die Verantwortung für die Beschießung einer offenen Stadt überließen. Zur Mitunterzeichnung dieser Antwort wurde nachher in Eckernförde auch der Kommandant des Bataillons Reuß, Oberst v. Heeringen, aufgefordert, ein kränklicher alter Herr, der nachher auf der Heimkehr im Bahnhof zu Altona gestorben ist. Er weigerte sich, zu unterschreiben. Offenbar quälten ihn die Kompetenzbedenken, die in der alten Bundesarmee eine so wichtige Rolle spielten: wenn der Herzog selbst nicht über die schleswig-holsteinischen Batterien verfügen durfte, so doch noch weniger der Oberst der vereinigten Linien des Hauses Reuß. Böse Zungen behaupteten nachher, der alte Knabe sei betrunken gewesen. Mein Vater erzählt nichts davon; er verachtete den Klatsch, der manchen Historikern für Geschichte gilt. Daher vermag ich über den Seelenzustand des reußischen Generalissimus nichts auszusagen. Genug, die Wiederaufnahme der Waffen war beschlossen, aber beide Teile suchten, wie in stillem Einverständnis, die Waffenruhe zu verlängern, um sich für den letzten Kampf vorzubereiten.

Die Offiziere am Schnellmarker Holz atmeten auf, als die Parlamentärflagge erschien und der Geschützkampf schwieg. Sie sahen jetzt wieder eine Möglichkeit, mit den Kameraden in den beiden Schanzen zusammenzuwirken. Sie alle, auch der Herzog, stimmten dahin überein, daß der Kampf fortdauern müsse. Den Herzog aber verließen jetzt die Kräfte. Diese 36 Stunden hatten ihm mehr zugemutet, als ein verwöhnter Fürst ertragen kann. Er war den letzten Tag über, bald zu Pferde, bald zu Schiff, unterwegs gewesen, um die Kieler Strandbefestigungen zu besichtigen; dann gleich nach der Rückkehr zum nächtlichen Marsche aufgebrochen, dann vormittags am Strande umhergezogen, endlich durch den unglücklichen Ritt und das Durchwaten der Sümpfe übel zugerichtet worden. Nach kurzem Verweilen bei seinen Truppen beschloß er, sie schon wieder zu verlassen; er fuhr nach Gettorf, um sich zu erholen und die Kleider zu wechseln. In seinem jugendlichen Leichtsinn hoffte er wohl, noch vor Ablauf der Waffenruhe zurückkehren zu können. Mein Vater, der

sich über diesen unverzeihlichen Entschluß seines Generals begreiflicherweise nicht näher ausspricht, befehligte also wieder allein am Schnellmarker Holze. Er entsendete alsbald den Rittmeister Fritsch nach Eckernförde, um zu erkunden, wie es stehe und ob die Reservebrigade irgendwie mitwirken könne. Zur nämlichen Zeit schickte Jungmann aus der Nordschanze den Hauptmann Wuthenow herüber mit der Anfrage, ob die vier Geschütze des Hauptmanns Müller nicht eine Aufstellung nahe der Stadt nehmen könnten.

Die Entscheidung war nicht ganz leicht. Der Waffenstillstand war nicht auf eine bestimmte Zeit abgeschlossen. Die Dänen nahmen es mit dem Völkerrechte nicht genau, sie hatten soeben während der Waffenruhe den einen Dampfer wieder unter Parlamentärflagge herbeigerufen, um die Segelschiffe hinauszuschleppen. Jederzeit konnten sie also das furchtbare Feuer gegen die Südschanze wieder eröffnen. Dann aber vermochten die am offenen Strande hinziehenden Nassauer nach menschlichem Ermessen ihr Ziel schwerlich zu erreichen, und die Vernichtung einer herzoglich nassauischen Batterie war in jenen Tagen ein sehr verantwortliches Wagnis für einen sächsischen Obersten. Mein Vater erzählt jedoch, daß er nicht einen Augenblick gezweifelt hätte. Er sagte sich: Sollen die Schleswig-Holsteiner alles allein tun? und sollen wir nichts wagen, da das Glück uns bisher so günstig war? Er befahl dem Hauptmann Müller — so berichtet Müller selbst — seine Geschütze gegen Eckernförde hinzuführen, zwischen der Stadt und der Südschanze eine geeignete Aufstellung zu nehmen. Zum Abschied sagte er: „Gehen Sie mit Gott. Kommen Sie glücklich hin, so werden Sie das Ihrige tun, das weiß ich!“ Gar zu gern, so gesteht er, wäre er selber mitgeritten, doch unmöglich konnte er sein Kommando verlassen. In seinem kurzen Berichte an das sächsische Kriegsministerium, woraus die Denkwürdigkeiten des Herzogs einige Stellen mitteilen, spricht mein Vater, indem er dieser Vorfälle gedenkt, nur ganz im allgemeinen von den Beschlüssen „des Brigadekommandos“. Er wollte nicht sagen, daß er selbst

allein zur Stunde das Brigadekommando vertrat; die Abwesenheit seines Generals zu erwähnen, hätte er für unritterlich gehalten. Einige Tage später sagte ihm der Herzog einmal: Wäre ich dagewesen, ich hätte die Nassauer nicht abgesendet. Auf solche hingeworfene Äußerungen läßt sich nichts geben. Fest steht nur die Tatsache, daß der Herzog nicht zugegen war in dem einzigen Augenblicke, da das Kommando der Reservebrigade in die Lage kam, einen für den Ausgang des Gefechtes wichtigen Entschluß zu fassen.

Die Nassauer fuhren ab. Seltsam genug sahen sie aus in ihren grünen Fräcken mit gelbem Lederzeug und den hohen altfränkischen Tschakos. Der winzige Zug, der aus der Ferne, wegen der nachfolgenden Munitionswagen, allerdings etwas länger erscheinen mochte, beunruhigte die Dänen sehr; sie glaubten wieder eine große Artilleriemacht nahen zu sehen; doch sie störten ihn nicht. Hauptmann Müller stellte nun seine zwei Haubitzen und zwei Sechspfünder im Süden der Stadt hinter den Dämmen am Strande wohlverdeckt auf, nur 450 Schritt von dem Linienschiff entfernt. Er sah ein, daß die Feinde, auf den Sieg verzichtend, nur noch aus der Zange, die sie umgriff, zu entkommen suchten. Diese Flucht zu verhindern, war seine Aufgabe. Darum richtete er, als die Deutschen nach 4 Uhr das Gefecht wieder begannen, seine Kartätschenladungen gegen das Verdeck und das Takelwerk des Linienschiffes; er fegte das Deck und zerstörte die Masten also, daß keine Segel mehr aufgesetzt werden konnten; dann fuhr das Schiff fest, und er feuerte nun auch gegen den Schiffskörper. Unterdessen hatten die beiden Strandbatterien ihr Vernichtungswerk wieder aufgenommen. Die Südschanze schoß nunmehr, auf Jungmanns Geheiß, mit glühenden Kugeln, und die Wirkung war furchtbar, da die Schiffe jetzt so nahe am Strande lagen. Umsonst versuchte der notdürftig wieder hergestellte Dampfer „Hekla" noch einmal Hilfe zu bringen, er mußte umkehren. Die „Gefion" war schon seit Mittag fast wehrlos, ihre Mannschaft entmutigt, ihre drei Masten zerschossen, ihre Boote alle bis auf eines zerstört. Gegen 6 Uhr strich sie

die Flagge; nicht lange, und auch das von drei Seiten zugleich beschossene Linienschiff ließ den Danebrog niedersinken. Paludan sendete an Hauptmann Müller die Botschaft, daß er sich ergeben müsse.

Bald nach dem Wiederbeginn des Kampfes war der Herzog aus Gettorf zurückgekehrt. Er beobachtete dann am Schnellmarker Holze lange den Gang des fernen Gefechts. Als ihm gegen $1/_2 7$ Uhr der heransprengende Feldwebel der Nassauer die Siegesnachricht überbrachte, bestieg er sogleich einen in der Nähe haltenden Wagen und fuhr zur Stadt. Dort am Strande umringte ihn die dichtgedrängte Masse der aus der Nachbarschaft Herbeigeeilten, frohlockend über den wunderbaren Sieg, und mit der heitern Unbefangenheit des Fürsten nahm er die Glückwünsche der Dankbaren entgegen. Ihm, als dem vornehmsten der deutschen Offiziere, übergab der alte Paludan seinen Säbel. Schon vor seiner Ankunft hatte sich der tapfere Preußer an Bord des Linienschiffes rudern lassen, um die Einschiffung der Gefangenen anzubefehlen. Sie vollzog sich langsam, weil die See bei dem anschwellenden Ostwinde hoch ging, das Menschengetümmel am Strande die Bewegungen erschwerte, und nur wenig Boote zur Stelle waren. Deshalb mußte auch die zur Besetzung des Schiffes herbeigerufene Kompagnie des Bataillons Reuß vorläufig noch am Strande bleiben. Von der Gefahr, welche dem Schiffe drohte, ahnte Preußer nichts; vom Lande her hatte man nur Rauch, aber keine Flammen über dem Deck bemerkt. Er verbot also alle Löschversuche, damit die Einschiffung der Gefangenen nicht verzögert würde, und in diesem Verhalten unterstützte ihn, wie es scheint, ein verzweifelter Feind, der dänische Kapitänleutnant Krieger. Der mochte wohl wissen, was bevorstand — wer kann hier etwas Sicheres sagen? — Doch als treuer Seemann wollte er sein geliebtes Schiff nicht in den Händen des Feindes lassen. Ob eine Rettung noch möglich war, scheint sehr zweifelhaft. Der durch einen Bombenschuß der Nordbatterie verursachte Brand währte schon seit Stunden. Gegen $1/_2 8$ Uhr etwa flog das schöne Schiff in die Luft, den

Strand weithin mit Trümmern und Leichen bedeckend. Unter den Toten waren auch Preußer und Krieger. Als das Dunkel hereinbrach, wurde das Bataillon Gotha zur Bewachung der Einfahrt an den Eingang des Meerbusens nach Aschau und Noer entsendet und die „Gefion“ durch eine Kompagnie des Bataillons Reuß besetzt. Dies genügte für die nächsten Stunden. Denn die Befürchtung ängstlicher Gemüter, daß die beiden schwer beschädigten Dampfer noch in der Nacht zur Befreiung der Fregatte zurückkehren würden, erwies sich bald als lächerlich, und schon am Morgen traf eine aus Kiel herbeigerufene Matrosenabteilung ein, um das Schiff nach Seemannsbrauch notdürftig zu sichern.

Es war ein beispielloser Erfolg. Die Dänen verloren außer den beiden Schiffen 44 Offiziere und 981 Mann an Gefangenen, dazu 131 Tote und 92 Verwundete, die Deutschen nach einem Kugelwechsel von etwa 10000 Schüssen nur 4 Tote und 14 Verwundete; davon entfielen ein Toter und 3 Verwundete auf die Reservebrigade. Der Ruhm des Tages gebührte zuerst dem Hauptmann Jungmann, nach ihm dem unglücklichen Preußer. Da das Gefecht wesentlich ein Kampf zwischen schwerer Artillerie war, und eine Landung nicht einmal versucht wurde, so konnte die kleine Reservebrigade mit ihrer Infanterie gar nichts, mit ihren sechs leichten Feldgeschützen nur eine bescheidene Beihilfe leisten. Und dies geschah redlich. Die beiden nassauischen Kanonen neben der Nordschanze kämpften unter Oberleutnant Werne den ganzen Tag hindurch kräftig mit. Hauptmann Müller half mit seinen vier Geschützen am Vormittag den einen Dampfer vertreiben, am Abend verhinderte er die Flucht des Linienschiffes. So heftete er eine wackere deutsche Waffentat als letztes Blatt in die vordem so ruhmreiche Geschichte des kleinen nassauischen Kontingents, das nun bald verschwinden sollte; und mit gutem Grunde führt eines unserer Feldartillerieregimenter noch heute den nassauischen Namen.

Der Herzog selbst hatte freilich keinen Grund, sich dieses Tages zu rühmen. Die Zeitungen aber nannten ihn fälschlich

den Höchstkommandierenden — denn ihm hatte ja Paludan seinen Säbel übergeben — und da er fast allein unter den deutschen Fürsten ein warmes Herz für die Sache Schleswig-Holsteins zeigte, auch im Rufe liberaler Gesinnung stand, so wurde er über alles Maß hinaus gefeiert. Das Gefecht, das uns heute so klein erscheint, erweckte in tatenarmer Zeit eine unbeschreibliche Begeisterung. Der stolze Danebrog gedemütigt, die Dänen auf ihrem eigenen Elemente besiegt! — das erschien wie der Sonnenaufgang der erträumten deutschen Seemacht — obgleich wir doch nur zu Lande gefochten hatten. In den Straßen Hamburgs rief das Volk den Herzog zum Deutschen Kaiser aus, die Kieler gaben „dem Sieger von Eckernförde" noch im Juni ein glänzendes Fest, ungezählte Gedichte und Adressen verherrlichten seine Tat. Ein Poet Wilibald sang:

Nicht Bayern, Sachsen, Preußen,
Nicht Baden, Nassau mehr,
Nicht Hanseaten, Reußen!
Es naht ein deutsches Heer!

Und doch hatte gerade dieser Glückstag unwiderleglich erwiesen, daß es leider noch kein deutsches Heer, sondern nur Sachsen, Nassauer, Reußen gab. Die Fülle des Lobes stieg dem jungen Fürsten zu Kopfe, und in seiner schöpferischen Phantasie gestaltete sich nach und nach das Idealbild der Kriegsereignisse, das er in seinen Lebenserinnerungen niedergelegt hat. Er mußte aber, wie Graf Beust und mancher andere Memoirenschreiber, noch bei Lebzeiten erfahren, daß niemand imstande ist, seine eigene natürliche Größe durch Selbstbekenntnisse auch nur um eines Zolles Länge zu erhöhen.

In unserem heutigen Heere wäre nach den Erfahrungen des 5. April sicherlich sofort ein tüchtiger General an die Stelle des Herzogs berufen und mit dem unbedingten Befehle über alle deutschen Streitkräfte, auch über die Strandbatterien, betraut worden. Daran war in der alten Bundesarmee nicht zu denken. Als der schleswig-holsteinische Kriegsminister, ein Zivilbeamter Jacobsen, am 8. April herüberkam, um der feierlichen

Bestattung der Gebliebenen beizuwohnen, da stellten ihm der Herzog und die Offiziere des Generalstabes dringend vor: während des Gefechtes hätte eigentlich niemand befehligt, für die Zukunft müßten also die schleswig-holsteinischen Truppen, auch die Batterien, dem Brigadekommando untergeordnet werden. Jacobsen sah das ein und gab die schönsten Worte, doch er tat nichts. Auch Prittwitz gab keine Antwort, als ihm der Herzog das nämliche Ansuchen stellen ließ. Denn mittlerweile hatte Jungmann, dessen Selbstgefühl durch den glänzenden Erfolg noch gewachsen war, über das Verhalten des Herzogs berichtet, und wer will es dem tapferen Manne verargen, daß seine Aussagen sehr scharf klangen? Delius antwortete: dem Herzog muß man den Daumen aufs Auge halten. Bonin aber ernannte Jungmann zum Major und Kommandanten von Eckernförde; er sagte ihm: Nehmen Sie keine anderen Befehle an, als von mir, und folgen Sie keinem anderen Rate, als dem Ihres tapferen Herzens! Das alles ließ sich menschlich wohl begreifen; doch die Folge war, daß die alte Verwirrung fortdauerte und nach wie vor zwei selbständige Kommandos auf engem Raume nebeneinander standen.

Mit Jungmann persönlich kam mein Vater immer gut aus; schon am 6. April verabredete er sich mit ihm über die Befestigung des Meerbusens. Die beiden Schanzen sollten verstärkt und am Südufer noch eine dritte erbaut werden, was auch in kurzer Zeit gut gelang. Aber welch ein widerwärtiger Zank tobte unterdessen um die einzige Trophäe, deren wir uns in diesen verworrenen Tagen erfreuten! Die Landmacht Deutschland war in der lächerlichen Lage, die erbeutete „Gefion“ durch Landtruppen beschützen zu müssen gegen einen Angriff der dänischen Flotte, der damals von aller Welt mit größerer Besorgnis, als meinem Vater recht schien, erwartet wurde. Sie konnte das Schiff nicht bemannen; denn die kleine, aus Kiel herbeigerufene Matrosenschar genügte nicht von ferne, um die Fregatte in See zu führen, und die gefangenen Matrosen, auch die deutschen, weigerten sich, unter einer anderen Flagge als dem Danebrog zu dienen. Sie konnte es nicht einmal gegen neutrale Mächte völker-

rechtlich schützen, denn die neue schwarz-rot-goldene Flagge der Frankfurter Zentralgewalt wurde bisher nur von zwei Seemächten, Neapel und Belgien, geachtet, von allen anderen als Piratenflagge angesehen. Und wem gehörte die „Gefion" jetzt? Die Schleswig-Holsteiner, die allerdings zu der Erbeutung weitaus das Beste getan, forderten sie für sich; sie hatten sich schon, trotz der Schwärmerei für die deutsche Seemacht, ein eigenes Marineamt und eine eigene Flottille geschaffen, und sie verfuhren zur See ganz ebenso partikularistisch, wie zu Lande. Prittwitz dagegen beanspruchte die „Gefion" für die Zentralgewalt, und er war im Rechte, wenn anders das neue Deutsche Reich mehr sein sollte als ein Name. Gleichwohl konnten die Schleswig-Holsteiner seinen Absichten nicht trauen; riet er doch damals dem Herzoge vertraulich, die erbeutete Flagge der „Gefion" nicht der Statthalterschaft des Landes zu übergeben, sondern dem Reichsverweser, weil die Herzogtümer wohl nicht aufhören würden, der Krone Dänemark anzugehören. Kapitän Donner, ein geborener Holste, der die Kieler Matrosen an Bord der „Gefion" befehligte, war von der dänischen zu seiner heimischen Flotte übergetreten, aber eine Zeitlang im Frankfurter Marineministerium tätig gewesen und darum schon den schleswig-holsteinischen Partikularisten verdächtig. Sie sagten ihm nach — ganz mit Unrecht — daß er das Schiff den Dänen wieder in die Hände spielen wolle; sie enthoben ihn seines Amtes in der heimischen Flotte, und fortan stand er als deutscher Reichskapitän, Macht gegen Macht, seinen eigenen Landsleuten gegenüber. Jungmann drohte einmal: ich werde meine Befehle an Bord der Fregatte mit der blanken Waffe durchsetzen.

Dieser Kampf zwischen Deutschland und Schleswig-Holstein berührte die Reservebrigade wenig. Nur die Garnison in Eckernförde machte Not. Dort war inzwischen das württembergische Bataillon eingerückt. Die Schwaben weigerten sich, dem Stadtkommandanten Jungmann, der sie ja gar nichts anginge, ihren Wachenrapport einzureichen, und was der Erbärmlichkeit mehr war. Da man die „Gefion" auf hoher See nicht gebrauchen

konnte, so wurde sie als Blockschiff in dem inneren Hafen festgerammt und gleich einer Strandbatterie nur nach der Seeseite hin armiert. Ihre übrigen Geschütze und die aus den Wellen emporgeholten Kanonen des Linienschiffs gingen zum Heere ab, nach dem Sundewitt und nach Fredericia, wo sie zum Teil von den Dänen wieder erobert wurden. Mehr als ein Jahr hindurch hat sich der Streit um die „Gefion", eine Schmach für Deutschland, dann noch hingezogen, unter mannigfachen Wechselfällen, bis das Schiff endlich unter dem Schutze der anerkannten preußischen Flagge in einen sicheren deutschen Hafen eingeführt wurde.

Die Reservebrigade kam einige Tage nach dem Gefecht endlich vollzählig zusammen. Der Herzog führte in den Hauptquartieren zu Gettorf und Altenhof einen heiteren, gastfreien Hofhalt, der eine Zeitlang durch den Besuch der Herzogin verschönt wurde; er war als Wirt und Kamerad höchst liebenswürdig, aber kein Soldat, wenig bekümmert um den täglichen Dienst und bei seiner fieberischen Erregbarkeit unfähig, rasche, feste Beschlüsse zu fassen. Mein Vater, der die königlich sächsischen Reglements teilweise selbst verfaßt hatte und ganz in ihnen lebte, stand jetzt als Stabschef vor der schwierigen Aufgabe, noch acht andere Kontingente unter einen Hut zu bringen. Sie waren allesamt verschieden in Bekleidung, Bewaffnung, Kommando, so sehr, daß selbst der gemeinsame Postendienst Schwierigkeiten bereitete. Ihre Kommandanten zeigten alle den gleichen Stolz auf die Souveränität ihres Kriegsherrn, doch keineswegs alle die gleiche militärische Brauchbarkeit. Das Schmerzenskind der Brigade blieb das badische Bataillon. Diese Truppe hatte zwar den ganzen Winter über in den Herzogtümern gestanden, die vom Radikalismus weniger als die meisten anderen deutschen Lande durchwühlt wurden. Sie war jedoch schon vorher in der badischen Heimat durch das Kneipenleben und das Geschrei der Volksversammlungen gründlich verdorben worden. Das zuchtlose Volk trieb in den freien Stunden Wilddieberei, brach die Wegweiser ab, zerknickte die jungen Bäume, zerstörte die Tore der Knicks,

trieb Unfug jeglicher Art. Der vortreffliche Kommandant, Oberstleutnant v. Porbeck, klagte bitter: Ich habe so viel Strolche in meinem Bataillon! Als die Badener bei einer Umquartierung der Brigade nach Noer verlegt werden sollten, da verbat sich der Prinz von Noer flehentlich den Besuch der wüsten Gäste, und der Herzog willfahrte seinem Wunsche. So gemütlich ging es in diesem Kriege zu. Nun kamen die Nachrichten von der Revolution daheim; eine Verordnung lief ein, unterzeichnet „Kriegsministerium. Eichler, Oberleutnant"; die Mannschaft hörte neidisch von den Kameraden, die in Rastatt zu Offizieren befördert waren; mehrere der Offiziere selbst begannen irre zu werden an ihrer Pflicht. Nicht das Ehrgefühl, nur die Macht der Umstände hielt dies einzige badische Bataillon, das dem Großherzog treu blieb, bei der Stange fest. Meutereien und Desertionen, die nach Prittwitz' Befehle mit der äußersten Strenge verhindert werden sollten, wurden gar nicht gewagt. Einige Sorge bereiteten auch die Hanseaten. Es war ein Meisterstreich des alten Bundestags, daß er die Kraft der Hansastädte nicht zum Küstenschutze verwendete, sondern ihnen die Stellung einer Reiterschar zumutete. Für eine runde Summe von Mark und Schilling Lübisch hatten die reichen Städte doch ein paar ganz brauchbare Schwadronen zusammengebracht: geworbene, altgediente Reiter auf wohlgenährten Pferden. Aber im Offizierkorps herrschte Unfrieden — wenn man hier den stolzen Ausdruck Korps gebrauchen darf — und mein Vater hatte Mühe, den Bruderzwist der Hanseaten zu beschwichtigen.

Nach einigen Wochen zeigte sich schon, was der unverwüstliche deutsche Soldatengeist vermag. Diese so töricht zusammengewürfelte Brigade hielt in guter Kameradschaft, ohne jede Störung zusammen. In der ersten Zeit wurde sie noch mehrmals durch Nachrichten von der Küste alarmiert, bald zum Kieler, bald zum Eckernförder Meerbusen getrieben; doch jedesmal verschwanden die dänischen Schiffe. Nachher befahl Prittwitz der kleinen Schar, auch noch das Land südlich des Kieler Busens, die große wagrische Halbinsel, bis nach Neustadt hin zu be-

wachen. Wie sollte nun das andere Ufer des Meerbusens rasch erreicht werden? Man unternahm einen Versuch, ließ das Bataillon Reuß auf Booten von Kiel nach der Mündung der Schwentine übersetzen und kam zu der traurigen Erkenntnis, daß die Infanterie im Notfalle rascher zum Ziele gelangen würde, wenn sie einfach um die innere Spitze des Meerbusens bei Dorfgarden herum marschierte; die Zahl der vorhandenen Boote war zu gering, die Überfahrt währte zu lange.

Zum Glück kam die Brigade nie in den Fall, ihre Macht an den entlegenen Küsten Wagriens zu entfalten. Auf dem Meere ward es still und stiller, die Dänen sammelten ihre Kraft für die Schläge in Jütland. Der Krieg schlief ein, und bald fiel es schwer, die Truppen durch Exerzieren, Feldübungen, Revuen genügend zu beschäftigen. Im Hauptquartiere lebte man bequem, ja faul, so gesteht mein Vater selbst. Öfters wurde der Prinz von Noer auf seinem schönen, gleichnamigen Landsitze besucht; die unterhaltenden Erzählungen des redseligen Schloßherrn fand mein Vater nicht immer ganz glaubwürdig — ein Urteil, das heute, seit wir die Lebenserinnerungen des Prinzen kennen, wohl jeder denkende Historiker unterschreiben wird.

Auch an politischer Arbeit fehlte es nicht ganz. Der Herzog verhandelte mit meinem Vater lange wegen der Vereinigung seines Kontingents mit der königlich sächsischen Armee. Er dachte dabei an den alten Plan einer sächsisch-thüringischen Staatengruppe, an eine engere Verbrüderung des Gesamthauses Wettin; seine Regierung und seine Landstände hingegen bezweckten, wie sie sehr naiv aussprachen, schlechterdings nur „finanzielle Erleichterung", da ihnen die in Frankfurt beschlossene Verstärkung der Bundeskontingente unerschwinglich schien. Die Entwürfe blieben liegen, weil Meiningen und Altenburg Militärkonventionen mit Preußen abschließen wollten und Gotha doch nicht allein vorgehen konnte. Am 27. Mai kamen die Statthalter Beseler und Graf Reventlow ins Hauptquartier, um vertraulich anzufragen, ob die achtundzwanzig deutschen Regierungen, welche die Frankfurter Reichsverfassung anerkannt hatten, den Krieg

gegen Dänemark allein weiterführen würden, falls Preußen Frieden schlösse. Natürlich konnte der Herzog nur eine ausweichende Antwort geben. Jedermann fühlte, daß der Waffenstillstand nahe bevorstand. Der Müßiggang dieser zwecklosen Kantonierungen wurde für tätige Männer unerträglich, und mein Vater hielt sich verpflichtet, um Mitte Juni heimzukehren, als ihm der Befehl zukam, bei der Umgestaltung der sächsischen Armee den neuen Generalstab einzurichten.

Wir aber wollen das große, strenge Jahr 1866 in Ehren halten, das die Spukgestalten des alten Bundesheerwesens vernichtete. Eine Brigade von neun Nationalitäten werden wir nie wiedersehen und hoffentlich auch nie das häßliche Schauspiel eines Scheinkrieges. —

Nachweis der Seiten des Hauptwerkes
aus welchen die Bilder dieser Ausgabe hergestellt wurde

Politisch-Soziale Bilder.

Nationale Erstarkung und Erhebung: Teil I. Seite 269—308, 324—335, 365—368, 398—405.

Der Anfang des Befreiungskrieges: Teil I. Seite 430—479.

Die Schlacht bei Belle-Alliance: Teil I. Seite 749—769.

Die konstitutionelle Bewegung in Norddeutschland: Teil IV. Seite 98—104, 126—142, 643—667.

Friedrich Wilhelm IV.: Teil III. Seite 118—130. Teil V. Seite 6—31.

Die soziale Bewegung der 40er Jahre: Teil V. Seite 493—523.

Das Gefecht von Eckernförde. Aus der „Historischen Zeitschrift", Band 76 (1896 Seite 238 ff.



Druck von August Pries in Leipzig.

Bilder

aus der

Deutschen Geschichte

von

Heinrich von Treitschke

Zweiter Band

Kulturhistorisch-Literarische Bilder

Achte Auflage
Fünfzehntes und sechzehntes Tausend

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1920



Inhalt.



Die goldenen Tage von Weimar.

Dasselbe Jahrzehnt, das den alten deutschen Staat ins Grab führte, brachte der neuen Dichtung ihre reinsten Erfolge. Wie weit zurück schien jetzt schon die Zeit zu liegen, da Klopstock einst pochenden Herzens die deutsche Muse in den ungewissen Streitlauf stürmen sah; nun sang Schiller mit ruhigem Stolze: wir dürfen mutig einen Lorbeer zeigen, der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt! Die Deutschen wußten längst, daß sie den Schatz der überlieferten europäischen Bildung mit neuen, selbständigen Idealen bereichert hatten und in der großen Gemeinschaft der Kulturvölker einen Platz einnahmen, den niemand sonst auf der Welt ausfüllen konnte. Begeistert sprach die Jugend von deutscher Tiefe, deutschem Idealismus, deutscher Universalität. Frei hinwegzuschauen über alle die trennenden Schranken des endlichen Daseins, nichts Menschliches von sich fern zu halten, in lebendiger Gemeinschaft mit den Besten aller Völker und Zeiten das Reich der Ideen zu durchmessen — das galt für deutsch, das ward als Vorrecht deutscher Art und Bildung gepriesen. Der Nationalstolz dieses idealistischen Geschlechtes fand sich befriedigt in dem Gedanken, daß kein anderes Volk den vermessenen Flügen des deutschen Genius ganz zu folgen, zu der Freiheit unseres Weltbürgersinnes sich emporzuschwingen vermöge.

In der Tat trug unsere klassische Literatur das scharfe Gepräge nationaler Eigenart, und Frau von Staël selbst gestand: wer nicht, wie sie, halbdeutsches Blut in den Adern habe, werde sich kaum versucht fühlen, der wundersamen Eigentümlichkeit des

deutschen Denkens nachzuspüren. Alle Tatkraft, alle Leidenschaft unserer Jugend ging in diesen literarischen Kämpfen auf, die nun bereits die dritte Generation deutscher Männer in ihren Zauberkreis zogen. Eine unübersehbare Menge neuer Ideen war im Umlauf; ein argloser Fremder — auch dies ist ein Geständnis der geistreichen Französin — konnte einen gewandten deutschen Schwätzer, der nur anderer Gedanken nachsprach, leicht für ein Genie halten. Jener unersättliche Drang nach Mitteilung, der allen geistig produktiven Zeitaltern gemein ist, machte sich Luft durch einen massenhaften gehaltreichen Briefwechsel. Wie einst Hutten jede neue Offenbarung, die ihm aufging, alsbald frohlockend seinen humanistischen Freunden verkündigte, so scharte sich jetzt die unsichtbare Kirche der deutschen Gebildeten zu gemeinsamer freudiger Andacht zusammen. Im Gerichtssaale hinter den Aktenstößen verschlang der Vater Theodor Körners begierig die Werke der weimarischen Freunde; und wie oft ist Prinz Louis Ferdinand, als er mit seinem Regimente in Westfalen stand, nach durchschwelgter Nacht frühmorgens nach Lemgo hinübergeritten, um mit dem Rektor Reinert über Sophokles und Homer zu sprechen. Jedes Gedicht war ein Ereignis, ward in ausführlichen Briefen und Kritiken betrachtet, zergliedert, bewundert. Alle die unvermeidlichen Unarten literarischer Epochen, Klatsch und Parteigeist, Gefühlsschwelgerei, Paradoxie und eitler Selbstbetrug hatten freies Spiel; doch selbst aus den Schwächen der Zeit sprach die Lebenskraft und Lebenslust eines hochbegabten und hochsinnigen Geschlechtes, dem die Welt der Ideen die allein wirkliche war. Ganz unbefangen lobte Wilhelm Humboldt die göttliche Anarchie des päpstlichen Roms, weil sie den Denker im Sinnen und Schauen nicht störe: — was galten ihm die Römer von Fleisch und Blut neben den Geisterstimmen, die aus den Marmorbildern des Vatikans redeten? Im selben Sinne beklagte Schiller die Leere seines revolutionären Zeitalters, das den Geist aufrege, ohne ihm einen Gegenstand — das will sagen: ein ästhetisches Bild — zu bieten.

Wer den tiefen heiligen Ernst dieses Idealismus und die Fülle geistiger Kräfte, welche er zu seiner Durchbildung aufbrauchte, gerecht würdigt, der wird die politische Unfähigkeit des Zeitalters nicht mehr rätselhaft finden. Die Kargheit der Natur setzt der Schöpferkraft der Völker wie der einzelnen ein festes Maß, verhängt über jedes große menschliche Wirken den Fluch der Einseitigkeit. Es war unmöglich, daß ein Geschlecht von solcher Energie des geistigen Schaffens zugleich die kalte Berechnung, den listigen Weltsinn, den entschlossenen Einmut und den harten Nationalhaß hätte besitzen sollen, welche den unerhörten Gefahren der politischen Lage allein Trotz bieten konnten. Wie Luther seines Gottes voll für die Bilderpracht des leoninischen Roms kaum einen Blick übrig hatte, so wendeten die Helden der neuen deutschen Bildung absichtlich ihre Augen hinweg von der Verheerung, die über den deutschen Südwesten dahinflutete, und dankten mit Goethe dem Schicksal, „weil wir in der unbeweglichen nordischen Masse stecken, gegen die man sich so leicht nicht wenden wird."

In der Freundschaft Schillers und Goethes fand die menschliche Liebenswürdigkeit und die schöpferische Macht der neuen Bildung ihren vollendeten Ausdruck. Die Deutschen rühmten sich von alters her, kein anderes Volk habe die Blüte der Männerfreundschaft, das neidlose treue Zusammenwirken großer Menschen zu großem Zwecke so oft gesehen; und unter den vielen schönen Freundschaftsbünden ihrer Geschichte war dieser der herrlichste. Zehn reiche Jahre hindurch überschütteten die beiden Freunde ihr Volk unablässig mit neuen Geschenken und bewährten selbander den Goetheschen Spruch: Genie ist diejenige Kraft des Menschen, welche durch Handeln und Tun Gesetz und Regel gibt. Und in solcher Fülle des Schaffens gaben sie doch nur einen Teil ihres Wesens aus; sie wußten, daß dauernder Nachruhm keinem gebührt, der nicht größer war als seine Werke.

Unvergeßlich prägte sich in die Herzen der Jugend dies einzige Bild künstlerischer und menschlicher Größe: wie diese beiden durch Schicksal, Bildungsgang und Begabung so weit Geschie-

denen nach langer Verkennung sich endlich fanden und dann auf der Höhe des Lebens in schlichter Germanentreue fest zusammenstanden, so einig in ihrem Wirken, daß sie selber nicht mehr wußten, wer die einzelnen Distichen des Xenienkampfes alle geschrieben hatte, und doch ein jeder des eigenen Wertes klar bewußt, in voller Freiheit gebend und empfangend, nicht im mindesten gemeint des Freundes Eigenart zu stören. Dort der verwöhnte Lieblingssohn des Glücks, mit Rang und Reichtum, Schönheit und Gesundheit verschwenderisch ausgestattet; hier der Hartgeprüfte, der jahrelang mit Krankheit und Entbehrung kämpfte und dabei in seinem Gemüte so stolz und frei blieb, daß keine Zeile seiner Werke die gemeinen Nöte seines Lebens erraten ließ. Der eine verweilte gelassen in sich selber, ganz unbekümmert um den Erfolg des Augenblicks; er ließ die goldenen Früchte seiner Dichtung ruhig reifen, bis er sie zur guten Stunde mit einem Drucke der Hand vom Aste brach; die deutsche Sprache offenbarte ihm ihre holdesten Geheimnisse, folgte gelehrig jedem Winke des Meisters; aus den Tiefen einer ewig frischen und lauteren Phantasie, aus den Weiten eines unermeßlichen Wissens strömten ihm die Bilder und Gedanken ungesucht von selber zu. Den anderen durchglühte ein edler Ehrgeiz: er wollte siegen, jetzt und hier, er wollte die lichten Gedanken, die ihm das Herz bewegten, groß und prächtig ausgestalten, die träge Welt hinreißen, daß sie daran glaube und „allen Unrat der Wirklichkeit" von sich schüttle; er nutzte jede Stunde, wie im Vorgefühl des nahen Todes, wußte die Lücken seiner minder vielseitigen Bildung durch rastlosen Fleiß immer zur rechten Zeit auszufüllen und als ein umsichtiger königlicher Haushalter jedes Wort aus seinem minder reichen Sprachschatze sicher und wirksam zu verwerten; den letzten Hauch seines feurigen Willens setzte er ein, bis ein erhebender und erschütternder Schluß gefunden war, während Goethe gemächlich so manchen herrlichen Torso halb behauen liegen ließ.

Dem wesentlich lyrischen Genius Goethes wurde jede Dichtung zum Bekenntnis, doch mitten in der Erregung des subjektiven

Gefühls erhielt er sich immer jene „gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit“, die er so gern als den unschuldigen produktiven Zustand des naiven Dichters pries. Wenn er mit seinen inneren Erfahrungen abschloß, so blieben die Leser stets in dem holden Wahne, als ob er ganz verschwände hinter den Gestalten, die von dem Blute seines Herzens getrunken hatten. Schillers dramatisches Genie schritt kühner in die objektive Welt hinaus. Suchend und wählend griff er oft nach Stoffen, die mit seinem inneren Leben ursprünglich nichts gemein hatten; aber wenn diese fremden Gestalten erst unter seinen bildenden Händen erwarmten, dann blies er sie an mit dem Odem seines eigenen heldenhaften Wesens und ließ sie das hohe Pathos seiner eigenen feurigen Empfindung so mächtig, so unmittelbar aussprechen, daß die Hörer immer nur seine Stimme zu vernehmen glaubten und ihn für einen subjektiven Dichter hielten. Beide Dichter verbanden mit der traumgängerischen Sicherheit des Genius die dem gesamten Zeitalter eigentümliche klare Bewußtheit des Denkens, sie liebten, sich und anderen Rechenschaft zu geben von den Gesetzen ihrer Kunst. Beide suchten die große Aufgabe der Zeit nicht in der ästhetischen Kultur allein; als Staatsmann, Naturforscher und Psycholog wirkte der eine, als Historiker und Philosoph der andere für die Vertiefung und Läuterung einer allseitigen Bildung. Beide fühlten sich eins mit ihrem Volke; sie ahnten es wohl, daß ihre Werke dereinst noch auf fremdem Boden Frucht bringen sollten, doch sie wußten auch, daß sie dem deutschen Leben ihre eigenste Kraft verdankten und das volle, innige, unwillkürliche Verständnis nur da finden konnten, wo deutsche Herzen schlugen: „Im Vaterlande schreibe was dir gefällt! Da sind Liebesbande, da ist deine Welt!“

Es gereicht aber der deutschen Rechtschaffenheit zur Ehre, daß selbst in diesem Zeitalter der ästhetischen Weltanschauung Schiller in der Gunst des Volkes höher stieg, als sein größerer Freund. Der Durchschnitt der Menschen erhebt sich nicht über den stofflichen Reiz der Dichtung, darum darf er auch die einseitig moralische Schätzung der Kunst nicht ganz aufgeben. Einem

gesunden Volke mußte Posas edle Schwärmerei und die Hochherzigkeit Max Piccolominis teurer sein als das lose Treiben der Philinen und Mariannen. Nur reiche Gemüter blickten dem tiefen Strome der späteren Goethischen Dichtung bis auf den Grund, nur den Lebenskundigen ging das geheimnisvolle Leben seiner Gestalten auf, nur sinnige Naturen erkannten in seinen proteischen Wandlungen den immer sich selbst getreuen Genius wieder. Über diese Höchstgebildeten der Nation gewannen Goethes Leben und Werke nach und nach eine stille unwiderstehliche Gewalt, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nur immer mächtiger wurde; es ist sein Verdienst, daß Wilhelm Humboldt sagen konnte, nirgendwo sonst werde das eigentliche Wesen der Poesie so tief verstanden wie in Deutschland. Aus Luthers Tischreden hatten die Deutschen einst erfahren, was es heiße ganz in Gott zu leben, in jeder einfachen Schickung der vierundzwanzig Tagesstunden die Allmacht und Liebe des Schöpfers zu empfinden. Jetzt verkörperte sich die neue Humanität in einem gleich mächtigen und ursprünglichen Menschendasein; aus Goethes Leben lernte der frohe Kreis der dankbar Verstehenden, wie dem Künstlergeiste jede Erfahrung zum Bilde wird, wie die freieste Bildung zur Natur zurückkehrt, wie vornehmer Stolz mit Herzenseinfalt und demokratischer Menschenliebe sich verträgt. Schillers Wirksamkeit ging, wie es das Recht des Dramatikers ist, mehr in die Breite; ihm gehörte das Herz der schwärmerischen Jugend; sein sittlicher Ernst packte die Gewissen; sein freudiger Glaube an den Adel der Menschheit war allen ebenso verständlich, wie die funkelnde Pracht seiner nichts verhüllenden Sprache. Es ist sein Verdienst, daß die Freude an der neuen Bildung sich in weiten Kreisen verbreitete — soweit diese Literatur volkstümlich sein konnte; durch die mächtige Rhetorik seiner Jungfrau von Orleans wurden sogar die Höfe von Berlin und Dresden aus ihrer gründlichen Prosa aufgeschüttelt. Goethe hatte schon als Jüngling an dem Bilde des Straßburger Münsters sich begeistert und damals schon, zuerst unter den Zeitgenossen, einen Einblick gewonnen in das Leben unseres Mittelalters; er liebte, das Alter-

tümliche in den Reichtum seiner Sprache aufzunehmen und neu zu beleben. Schiller dagegen war ein durchaus moderner Mensch, modern in Empfindung und Rede, ohne Sinn für das deutsche Altertum und ebendeshalb populärer; denn die Nation, die ihrer Vorzeit vergessen hatte, verlangte nach dem Neuen und Blanken.

In Italien verbrachte Goethe seine zweite Jugendzeit, er lebte sich ein in die klassische Formenwelt und ward im Altertum heimisch wie niemand seit Winckelmann. Nach den neuen Anschauungen, die ihm dort zuströmten, formte er nun die in den letzten zehn Jahren still empfangenen Werke und überraschte die Nation durch eine Reihe von Dichtungen, welche mit der Anschaulichkeit und der Lebenswärme seiner Jugendschriften eine den Deutschen noch ganz unbekannte stilvolle Hoheit und getragene Würde verbanden. Doch er mußte erfahren, daß die Masse der Leser seinem neuen Stile noch nicht folgen konnte und weder die zarte sinnvolle Schönheit der Iphigenia, noch die verhaltene tiefe Leidenschaft des Tasso recht verstehen wollte. Die Deutschen verloren den Dichter ganz aus den Augen, da er jetzt „in seiner Dachshöhle" sich vergrub und durch jahrelange Forschung und Betrachtung ein Vertrauter der Natur wurde. Er wagte sich an das titanische Unternehmen, schrittweis aufsteigend von der einfachsten zu der höchsten Organisation die ganze Natur zu verstehen und verstehend mit ihr zu leben. Und dies wissenschaftliche Erkennen, „nie geschlossen, oft geründet", war zugleich künstlerische Anschauung; er gab sich der Natur hin mit allen Kräften seiner Seele, so innig, so liebevoll, daß er seine geologischen Studien mit Recht „meine Erdfreundschaft" nennen durfte. Die Forschung beirrte ihn nicht, sie bestärkte ihn in der naiven Weltanschauung des Dichters, der immer den Schwerpunkt der Welt im Herzen des Menschen sucht. Das All belebte sich vor seinen ahnenden Blicken, und indem er erkannte, wie das Ewige sich in allen Wesen fortregt, hielt er nur um so freudiger den Glauben fest an das selbständige Gewissen, die Sonne unseres Sittentages. Seit er den Gott

ahnte, der die Welt im Innersten bewegt, erschien die heitere Weltfreudigkeit seines Dichtergeistes verklärt durch die Weihe einer frommen, heiligen Andacht: „strömt Lebenslust aus allen Dingen, dem kleinsten wie dem größten Stern, und alles Drängen, alles Ringen ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn!"

Unterdessen hatte Schiller, wie er selbst gesteht, im Poetischen einen völlig neuen Menschen angezogen und durch ernste philosophische Forschung die Erkenntnis gewonnen, daß unser Geschlecht nur durch die Kunst zur harmonischen Vollendung erzogen werde; nur in der Kunst sei der Mensch zugleich tätig und frei, nach außen wirksam und ganz bei sich selber. Damit war das innerste Herzensgeheimnis des Zeitalters kühnlich ausgesprochen. Tausend jubelnde Stimmen antworteten dem weckenden Rufe: „fliehet aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich!" und verkündeten die frohe Botschaft, daß der Künstler der vollkommene Mensch, daß alles Schöne gut und gut nur das Schöne sei. Zugleich ging der Dichter mit der Formlosigkeit seiner eigenen Jugendwerke streng, ja grausam ins Gericht und eroberte sich die lebendige Anschauung der antiken Formenreinheit. Erst durch Schiller ward Winckelmanns Werk vollendet; erst seit er in den Göttern Griechenlands die an der Freude leichtem Gängelbande regierten seligen Geschlechter des Altertums in brennender Farbenpracht verherrlicht hatte, wurde die Sehnsucht nach der erhabenen Einfalt der Antike, der Kultus des klassischen Ideals zum Gemeingute der gebildeten Deutschen. Wunderbar schnell lebte Schiller sich ein in diese Welt, die seiner Jugend so fremd gewesen, und fand mit genialer Sicherheit die treibende Kraft der alten Geschichte heraus, den letzten und höchsten Gedanken des Hellenentums: „ist der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch!"

Als die beiden großen Dichter sich verbündeten, da galt es zunächst, diesen neuen Idealismus in der Welt durchzusetzen und zu behaupten, die Afterweisheit der hausbackenen Moral, der platten Nützlichkeitslehren, der phantastischen Unklarheit hinauszufegen aus dem Tempel der deutschen Muse, freie Bahn zu

schaffen für das wahrhaft Bedeutende und Schöpferische, der Mittelmäßigkeit zu zeigen, daß die Kunst für sie keinen Raum bietet. Diesem Zwecke diente der Xenienstreit, ein Parteikampf großen Stiles, der mit aller seiner Grobheit und Gehässigkeit doch notwendig war für die Entwicklung unseres nationalen Lebens; die Deutschen wußten wohl, daß hier um eine Lebensfrage ihrer Kultur gefochten wurde. Von dem tatenlustigen Freunde zu frischem Schaffen angeregt, zeigte sich nun Goethe in immer neuen Wandlungen. Schönheitstrunken, heidnisch unbefangen wie ein rosenbekränzter Poet des Altertums, besang er in den Römischen Elegien die Freuden des lieberwärmeten Lagers, und nur zuweilen, wenn er den majestätischen Ausblick auf das ewige Rom eröffnete, ließ er die Leser erraten, daß der Gedankenreichtum eines die Jahrhunderte überschauenden Geistes sich hinter der herzhaften Sinnlichkeit dieser lieblichen Verse verbarg. Bald darauf stand er wieder mitten in der deutschen Gegenwart und schilderte mit homerischer Einfalt die gesunde Kraft unserer Mittelstände, die schlichte Größe, die in der Kleinheit des befriedeten Hauses wohnt, und mahnte sein Volk, sich selber treu zu bleiben, in schwankender Zeit das Seine zu behaupten. Die warme treue Liebe zum Vaterlande, die aus Hermann und Dorothea sprach, machte auf die bildungsstolzen Zeitgenossen geringen Eindruck. Aber mit Entzücken erkannten sie sich selber wieder in den Gestalten des Wilhelm Meister: in diesen staatlosen Menschen ohne Vaterland, ohne Familie, ohne Beruf, die von aller Gebundenheit des historischen Daseins frei, nur einen Lebensinhalt kennen: den leidenschaftlichen Drang nach menschlicher Bildung. In dieser Odyssee der Bildung hielt Goethe seinem Zeitalter einen Spiegel vor, der alle Züge jener literarischen Epoche, ihre Schwächen wie ihre Lebensfülle, in wunderbarer Klarheit wiedergab, und löste zugleich, was noch keinem Poeten ganz gelungen war, die höchste Aufgabe des Romandichters: er zeigte, wie das Leben den strebenden und irrenden Menschen erzieht.

Minder vielseitig, aber rastlos mit seinem Pfunde wuchernd

errang sich Schiller indessen die Herrschaft auf der deutschen Bühne. Die gewaltsame dramatische Aufregung, welche Goethe gern von sich fern hielt, war ihm Bedürfnis; glänzende Bilder von Kampf und Sieg schritten durch seine Träume, das Schmettern der Trompeten, das Rauschen der Fahnen und der Klang der Schwerter verfolgten ihn noch bis auf sein Todesbette. Die Leidenschaften des öffentlichen Lebens, die Kämpfe um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit, jene mächtigen Schicksalswandlungen, die über Völkerleid und Völkergröße entscheiden, boten seinem dramatischen Genius den natürlichen Boden. Auch seine kleineren Gedichte verweilten mit Vorliebe bei den Anfängen des Staatslebens, veranschaulichten in mannigfachen geistvollen Wendungen, wie der heilige Zwang des Rechts die friedlosen Menschen menschlich aneinander bindet, wie die rohen Seelen zerfließen in der Menschlichkeit erstem Gefühl. Schöner als in dem Liede von der Glocke ist die Verkettung des einfachen Menschenlebens mit den großen völkererhaltenden Mächten des Staates und der Gesellschaft niemals geschildert worden.

Wie tief er auch seine „prosaische" Zeit verachtete, wie stolz er auch jeden Versuch tendenziöser Dichtung von sich wies, dieser ganz auf die historische Welt gerichtete Geist war doch erfüllt von einem hohen politischen Pathos, das erst die Nachlebenden völlig begreifen sollten. Es war kein Zufall, daß er sich solange mit dem Gedanken trug, die Taten Friedrichs in einem Epos zu besingen. Als die Deutschen selbst zur Befreiung ihres Landes sich rüsteten, da ward ihnen erst das farbenglühende Bild der Volkserhebung in der Jungfrau von Orleans recht verständlich; als sie unter dem Drucke der Fremdherrschaft sich wieder auf sich selber besannen, da würdigten sie erst ganz die Größe des Dichters, der ihnen in seinen beiden schönsten Dramen die vaterländische Geschichte so menschlich nahe gebracht hatte. Die entsetzlichste Zeit unserer Vergangenheit gewann durch seine Dichtung ein so frisches, freudiges Leben, daß der Deutsche sich noch heute im Lager Wallensteins fast heimischer fühlt,

als unter friderizianischen Soldaten; aus den Kämpfen der handfesten deutschen Bauern des Hochgebirges gestaltete er das verklärte Bild eines großen Freiheitskrieges und legte alles darin nieder was nur ein hoher Sinn über die ewigen Rechte des Menschen, über den Mut und Einmut freier Völker zu sagen vermag. Der Tell sollte bald für unser politisches Leben noch folgenreicher werden als einst Klopstocks Bardengesänge. An diesem Gedichte vornehmlich nährte das heranwachsende Geschlecht seine Begeisterung für Freiheit und Vaterland; die ganz dramatisch gedachte Mahnung: „seid einig, einig, einig!" erschien den jungen Schwärmern wie ein heiliges Vermächtnis des Dichters an sein eigenes Volk.

Die nationale Bühne freilich, worauf seit Lessing alle unsere Dramatiker hofften, ist auch durch Schiller den Deutschen nicht geschenkt worden, weil kein einzelner Mann sie zu schaffen vermochte. Schiller strebte nach einem nationalen Stile, der das Echte und Große der älteren Dramatik, den Gestaltenreichtum, die bewegte Handlung und die tiefe Charakteristik Shakespeares, den lyrischen Schwung der antiken, und die strenge Komposition der französischen Tragödie bewußt und selbständig in sich vereinigen und darum dem Charakter unserer neuen Bildung entsprechen sollte. Aber es fehlte dem Dichter der lebendige Verkehr mit dem Volke. Nur der brausende Jubelruf einer großstädtischen Hörerschaft zeigt dem Dramatiker, wann er das allen Gemeine, das wahrhaft Volkstümliche gefunden hat. Die Handvoll trübseliger Kleinbürger im Parterre des weimarischen Theaterschuppens waren kein Volk, und die vornehmen Schöngeister in den Logen des Hofes zollten den Experimenten geistreich spielender Willkür den gleichen, ja vielleicht noch lebhafteren Beifall wie dem einfach Großen. Es fehlte den Deutschen überhaupt, wie Goethe klagte, „eine Nationalkultur, die den Dichter zwingt, die Eigenheiten seines Genies ihr zu unterwerfen". Fast nur gebend, wenig empfangend standen die Dioskuren von Weimar ihrem Volke gegenüber, das sie erst emporhoben zu reinerer Bildung. Darum sind beide nach mannigfachen Ver-

suchen mit Trilogien und Einzeldramen, mit Jamben und Reimpaaren, mit Chorgesängen und melodramatischen Einlagen doch nicht dahin gelangt, für unser Drama eine Kunstform zu schaffen, die als die nationale anerkannt wurde. Wie die feierliche, übertrieben pathetische Deklamation der weimarischen Schauspieler im übrigen Deutschland nicht zur Herrschaft kam, so trieben auch die dramatischen Dichter nach Willkür und Laune ihr Wesen, jeder von vorn beginnend, jeder bemüht durch neue Künste und Künsteleien alle anderen zu übertreffen. Unsere Bühne bot ein Bild der Anarchie, das freilich auch allen Zauber der ungebundenen Freiheit zeigte. Niemand hat die kleinliche Zersplitterung des deutschen Lebens und ihre verderbliche Einwirkung auf die Kunst schmerzlicher empfunden als Goethe. Über seinen Wilhelm Meister sagte er geradezu: da habe er nun „den allerelendesten Stoff, Komödianten und Landedelleute" wählen müssen, weil die deutsche Gesellschaft dem Dichter keinen besseren biete; und im Tasso schilderte er die trotz aller Feinheit der Bildung doch drückende Enge des Lebens an kleinen Höfen mit einer Bitterkeit, welche nur aus selbsterlebter Pein stammen konnte.

Nicht bloß die natürliche Anlage des deutschen Geistes, der am Gestalten der Charaktere mehr Freude findet als am Erfinden spannender Situationen, sondern vor allem die Verkümmerung unseres öffentlichen Lebens hat es verschuldet, daß der Humor, der noch in unserem lebensfrohen sechzehnten Jahrhundert so prächtige Funken schlug, in dieser Blütezeit deutscher Dichtung sich so selten zeigte. Das Lustspiel konnte dem kühnen Aufschwunge der Tragödie nicht folgen. Die Komödie wurzelt immer in der Gegenwart und blüht nur in Völkern, die unbefangen an sich selber glauben, sich herzhaft wohl fühlen in der eigenen Haut; sie bedarf fester nationaler Sitten und Anstandsbegriffe, wenn sie nicht willkürlich, gemeinverständlicher sozialer Kämpfe und Interessen, wenn sie nicht platt werden soll. Von alledem waren in der langsam wieder auflebenden deutschen Nation erst schwache Anfänge vorhanden. Der beliebteste Lustspieldichter der Zeit, Kotzebue, ein Talent von unver-

ächtlicher komischer Kraft, widerte edlere Naturen an, nicht bloß durch die angeborene Gemeinheit eines durchaus flachen Geistes, sondern mehr noch durch die Erbärmlichkeit der Verhältnisse, die er schilderte, und durch die Unsicherheit seines sittlichen Gefühls, das zwischen weinerlicher Schwäche und schmunzelnder Frechheit haltlos schwankte. Auch Jean Paul, der einzige, der damals mit hohen künstlerischen Absichten sich dem Dienste der komischen Muse widmete, ward durch die zerfahrene Unfertigkeit des deutschen geselligen Lebens zugrunde gerichtet. Seine Gestalten bewegen sich bald in der schweren Stickluft unfreier, armseliger Kleinstädterei, bald in dem dünnen Äther idealer Bedürfnislosigkeit, wo die Menschenbrust nicht mehr atmen kann. Die Schwärmerei seiner warmherzigen Menschenliebe gibt ihm doch keinen festen sittlichen Halt; nach Lust und Laune rüttelt er in frivolem Spiele an den ewigen Gesetzen der sittlichen Welt, um nachher wieder in verhimmelten Gefühlen zu schwelgen und seine Liebenden „im kurzen seligen Elysium des ersten Kusses wohnen" zu lassen. Das unsichere Stilgefühl der Leser gestattet seinem Humor jede Willkür; ungescheut läßt er der natürlichen Formlosigkeit des deutschen Geistes die Zügel schießen, verrenkt die Sprache und überladet sie mit schwülstiger Künstelei.

Goethes klaren Blicken entgingen die sittlichen Gefahren der ästhetischen Weltanschauung nicht; warnend hat er der Jugend zugerufen: „daß die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht!" Aber ein reiches Geschlecht war es doch, das so zügellos dem Drange seines Herzens nachging. Alle Schleusen des deutschen Genius schienen aufgezogen: unsere Musik erlebte ihr klassisches Zeitalter, in der Philologie schlug F. A. Wolf, in den bildenden Künsten Asmus Carstens neue kühne Bahnen ein. Selbst die gesellige Anmut, die sonst deutscher Wahrhaftigkeit wenig zusagt, kam in den Kreisen der Auserwählten zu reizender Entfaltung; geistreicher, verführerischer als in Caroline Schellings Briefen hat Weiberliebe und Weiberbosheit selten geredet. Und wie mochte man ohne Freude den edlen Fürsten betrachten, der alle diese großen Menschen frei gewähren ließ, der sie alle

verstand und dabei so fest und stattlich sich selbst behauptete? Ganz unbekümmert stürmte Karl August ins junge Leben, bis eigene Erkenntnis, nicht fremder Rat ihn lehrte, „nach und nach die freie Seele einzuschränken".

Wenn die altfranzösischen Edelleute, die Talleyrand, Segur, Ligne, damals zu behaupten pflegten, wer nicht die letzten Zeiten des alten Königtums vor dem Jahre 89 mit erlebt, der wisse nicht was leben heißt, so konnten Deutschlands Dichter und Denker mit besserem Rechte das gleiche von ihrem goldenen Zeitalter sagen. Eine wunderbare Dichtigkeit des geistigen Daseins gestattete jedem seine Gaben in Genuß und Tat nach allen Seiten hin harmonisch zu entfalten; und es entsprach nur den wirklichen Zuständen, wenn die schöne Geselligkeit sich besser dünkte als der geistlose Staat, wenn die Briefe Schillers und Goethes immer wieder die Sorge aussprachen, daß nur der Staat ja nicht „die Freiheit des Partikuliers" antaste. Wie diese Künstlerwelt sich zum Staate stellte, das zeigte Wilhelm Humboldt vornehm und geistvoll in seiner Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates: der höchste Zweck des Lebens, die Erziehung des Menschen zur Eigentümlichkeit der Kraft und Bildung, wird nur erreicht, wenn der einzelne in Freiheit und in mannigfaltigen Situationen sich bewegt; darum muß die Zwangsanstalt des Staates auf die Sicherung von Hab' und Leben sich beschränken, in allem sonst den königlichen Menschen frei schalten lassen; der Staat steht um so höher, je reicher und selbständiger sich die Eigenart der Personen in ihm gestalten darf. So wurde die Kantische Lehre vom Rechtsstaate im ästhetischen Sinne weiter gebildet; die dürre Doktrin des naturrechtlichen Individualismus gewann Reiz und Leben seit sie mit dem Kultus der freien Persönlichkeit sich vermählte. Die Bewunderer des klassischen Altertums predigten die Flucht vor dem Staate, das genaue Gegenteil hellenischer Tugend.

Bald genug sollte ein furchtbares Erwachen dem seligen Traume folgen; bald genug sollte der Bildungsstolz erfahren, daß für edle Völker Eines noch schrecklicher ist als das Banausen-

tum: — die Schande. Dennoch trifft die Heroen der deutschen Dichtung in keiner Weise der Vorwurf, als ob sie irgendeine Mitschuld trügen an der Demütigung ihres Vaterlandes. Der Zerfall des alten deutschen Staates war entschieden; die Teilnahme unserer Dichter an den politischen Ereignissen der Zeit konnte das Verhängnis nicht wenden, konnte nur sie selber dem Ewigen entfremden. Sie hüteten das Eigenste unseres Volkes, das heilige Feuer des Idealismus, und ihnen vornehmlich danken wir, daß es noch immer ein Deutschland gab, als das deutsche Reich verschwunden war, daß die Deutschen mitten in Not und Knechtschaft noch an sich selber, an die Unvergänglichkeit deutschen Wesens glauben durften. Aus der Durchbildung der freien Persönlichkeit ging unsere politische Freiheit, ging die Unabhängigkeit des deutschen Staates hervor.

In dem Gedichte, das stolz und spröde wie kein zweites die Verachtung der Idealisten gegen die schlechte Wirklichkeit aussprach, in Schillers Reich der Schatten standen die Worte:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!

Der Dichter ließ sie unverändert, obgleich Humboldt ihm treffend bemerkte, sie gäben den ästhetischen Grundgedanken des Gedichtes nicht rein wieder. Und er wußte was er tat. Denn die Bildung, welche er mit seinen Freunden verkündigte, war nicht beschaulicher Genuß, sondern freudiges Handeln, Hingabe des ganzen Menschen in den Dienst der Idee; sie schwächte nicht, sie stählte ihren Jüngern die Kraft des Willens, erfüllte sie mit jener Sicherheit der Seele, die „schlechterdings alles was Schicksal heißt als ganz gleichgültig" ansah, wie Gentz von seinem Humboldt rühmte. Dieser aktive Humanismus war weder weichmütig, noch staatsfeindlich, er hatte nur das Wesen des Staates noch nicht verstanden und bedurfte nur der Schule der Erfahrung um alle Tugenden des Bürgers und des Helden aus sich heraus zu bilden. Wenn derselbe Humboldt, der jetzt die Flucht vor dem Staate predigte, späterhin in fester Treue seinem Staate diente, so widersprach er sich nicht selber, sondern schritt nur weiter auf

dem eingeschlagenen Wege: er hatte gelernt, daß der Adel freier Menschenbildung in einem unterdrückten und entehrten Volke nicht bestehen kann.

Unterdessen begann bereits in der Literatur selbst eine neue Strömung, welche die Deutschen zu einem tieferen Verständnis vom Staat und Vaterland führen sollte. Das erste Auftreten der jungen romantischen Schule erschien zunächst als ein sittlicher und künstlerischer Verfall. Waren die beiden letzten literarischen Generationen an edlen, liebenswerten Menschen überreich gewesen, so nahm jetzt die Zahl der Eitlen, der Lüsternen, der Überbildeten bedenklich zu. Der Sturm und Drang, dessen das aufsteigende Dichtergeschlecht sich rühmte, war nicht mehr naive jugendliche Leidenschaft, sondern zeigte bereits den Charakter des Epigonentums. Statt der einfältigen Lust am Schönen herrschte ein krankhafter Ehrgeiz, der um jeden Preis das Niedagewesene leisten wollte, und treffend sagte Goethe von seinen Nachfolgern: „sie kommen mir vor wie Ritter, die, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchen.“

Die dichterische Kraft der Romantiker blieb weit hinter ihren großen Absichten zurück; schon den Zeitgenossen fiel es auf, daß ihre Phantasie immer laut rauschend mit den Flügeln schlug ohne je in rechten Schwung zu kommen. Ihre Führer waren, obgleich sie hochmütig lärmend auf das Recht des Genies zu trotzen liebten, mehr feingebildete Kenner als schöpferische Dichter, ihre Kunst mehr ein absichtliches Experimentieren als unbewußtes Schaffen; statt jener Goetheschen „Verliebtheit ins Reale“ sollte die Ironie, die Todfeindin aller Naivität, jetzt die echte poetische Stimmung sein. Der schöne Ausspruch: edle Naturen zahlen mit dem, was sie sind — diente der anmaßlichen Unfruchtbarkeit zum Lotterbette. Spielende Willkür verwischte die Grenzen aller Kunstformen, verdarb die Keuschheit der Tragödie durch Operngesänge, führte die Zuschauer als Mitredende in die dramatische Handlung ein, brachte die unverständlichen Empfindungen entlegener Völker und Zeiten auf die Bühne,

die doch stets im edlen Sinne zeitgemäß bleiben und nur darstellen soll, was die Hörer mitfühlen. Die Sprache war nunmehr, nach Schillers Worten, durch große Meister so weit gebildet, daß sie für den Schriftsteller dichtete und dachte; das junge Geschlecht mutete ihr das Unmögliche zu, sang von klingenden Farben und duftenden Tönen. Die Schranken zwischen Poesie und Prosa stürzten ein, die Dichtung erging sich in Betrachtungen über die Kunst, die Kritik in phantastischen Bildern. Die Kunst war Wissenschaft, die Wissenschaft Kunst; alle Offenbarungen des Seelenlebens der Menschheit, Glauben und Wissen, Sage und Dichtung, Musik und bildende Künste entströmten dem einen Ozean der Poesie, um wieder in ihn zurückzufließen.

So gelangten die Romantiker, während sie beständig von volkstümlicher Dichtung sprachen, zu einer phantastischen und überbildeten Weltanschauung, die nur wenigen Eingeweihten, und auch diesen kaum, verständlich war. Von ihrer Zuchtlosigkeit und zugleich von ihrem Unvermögen gab Friedrich Schlegels Lucinde ein trauriges Zeugnis: da schwelgte eine künstlich erhitzte Phantasie in „Dithyramben über die schönste Situation", ohne jemals sinnlich warm und anschaulich zu werden, es war wie das Irrereden eines trunkenen Pedanten. Auch die Philosophie wurde von dem Übermute und der Unklarheit der Romantik angekränkelt. Sie war bisher von den weltbürgerlichen Einwirkungen, welche die übrige Literatur ergriffen, gar nicht berührt worden, sondern hatte sich eine selbständige Ideenwelt geschaffen, die dem Auslande ebenso unfaßbar blieb wie die Terminologie der deutschen Philosophen. Der Genius unserer Sprache, der zu geistvoller, vielsagender Unbestimmtheit neigt, kann den mystischen Neigungen der deutschen Natur nur zu bereitwillig entgegen; die romantische Schwärmerei mußte ihnen vollends verhängnisvoll werden. Wenn der junge Schelling, durch Goethes Ideen angeregt, sich vermaß die Natur zu verfolgen, wie sie sich in allem Lebendigen auseinandersetzt, so eröffnete er allerdings mit erstaunlicher Kühnheit dem philosophischen Denken ein völlig neues Gebiet; doch ihm fehlte gänzlich jene tiefe

Bescheidenheit, welche Kant in seinen verwegensten Spekulationen nie verleugnet hatte. Die Inspiration der „intellektuellen Anschauung", die im Bereiche der Erfahrungswissenschaften schlechterdings nur zu genialen Hypothesen anregen kann und sich immer erst durch empirische Beweise rechtfertigen muß, sollte ihm die Beobachtung und Vergleichung ersetzen. Durch willkürliches Konstruieren, aus der Phantasie heraus, wähnte er der Natur die Geheimnisse zu entreißen, welche sie allein dem liebevollen, entsagenden Fleiße enthüllt. Das nüchterne Forschen überließ man verächtlich den geistlosen Handwerkern; die gute Gesellschaft schwärmte für die Naturphilosophie oder lernte befriedigt aus Galls Schädellehre, wie leicht und spielend der geniale Mensch die dunkelsten Probleme der Psychologie und Naturwissenschaft bewältigen könne. Alle Schäden der Überbildung begannen sich zu zeigen; der geistige Hochmut stellte launisch die welterhaltenden Gesetze des sittlichen Lebens in Frage, schaute mit geringschätzigem Lächeln auf den moralischen Pedanten Schiller herunter. Schwächere Naturen verfielen einer übergeistreichen Mattherzigkeit, lernten alle Dinge von allen Seiten zu betrachten und verloren inmitten der entgegengesetzten Gesichtspunkte, welche der Gedankenreichtum der Zeit einem jeden darbot, die Kraft zu selbständigem Denken und Wollen; wer eine historische Erscheinung theoretisch erklärt und verstanden hatte, wähnte sie auch gerechtfertigt zu haben.

Gleichwohl ist die romantische Dichtung für unser Leben überaus fruchtbar geworden, weniger durch ihre eigenen Kunstwerke, als durch die Anregung, die sie der Wissenschaft gab, durch den neuen weiten Gesichtskreis, den sie dem gesamten Fühlen und Denken der Nation erschloß. Sie verfeinerte und vertiefte das Naturgefühl, weckte das Verständnis für die Seele der Landschaft, für den ahnungsvollen Zauber der Waldeinsamkeit, der Felsenwildnis, der moosbedeckten Brunnen. Das achtzehnte Jahrhundert hatte sich, gleich den alten, in der reichangebauten fruchtbaren Ebene wohlgefühlt, die neue Zeit suchte nach den romantischen Reizen der Natur; die Jugend lernte die unschul-

digen Freuden der frischen, freien Wanderlust wieder schätzen, das Volk bis tief in die Mittelstände herab ward nach und nach um eine Fülle neuer Anschauungen reicher. Die Welt des Märchenhaften, Geheimnisvollen, Dunkelklaren wurde jetzt erst der deutschen Dichtung ganz erschlossen. Ihre Traumgestalten traten nicht so rund, klar und fertig heraus wie die Gebilde der klassischen Kunst; doch sie hoben sich ab von einem tiefen Hintergrunde und schienen ins Unendliche hinauszudeuten, und über ihnen lag der Dämmerschein der „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“. Uralte, längst verschollene Empfindungen des germanischen Volksgemüts wurden wieder lebendig.

Die Romantiker fühlten, daß die klassischen Ideale das innerste Leben unseres Volkes nicht vollständig wiedergaben; sie suchten nach neuen Stoffen, durchstreiften als wagelustige Konquistadoren die weite Welt, bis zu der Wiege der Menschheit in Indien, bis zu den stillen Naturvölkern in den vergessenen Winkeln der Erde. Überall wo nur die Allerzeugerin Poesie in Sprache, Kunst und Religion sich entfaltet hatte, suchte man sie auf und strebte ihre Offenbarungen dem deutschen Genius zu vermählen: wie einst die Römer die Götterbilder der Unterworfenen in ihrem Pantheon aufstellten, so sollte das neue Herrschervolk im Reiche des Geistes, das alle anderen Nationen zu durchschauen und zu überschauen meinte, die Dichtungen aller Länder in getreuen Nachbildungen sich zu eigen machen. Der feine Formensinn und die sinnige weibliche Empfänglichkeit A. W. Schlegels brachten die deutsche Übersetzerkunst zur Blüte. Rasch nacheinander erschienen Shakespeare, Cervantes, Calderon, eine Menge anderer glücklicher Übersetzungen. Die deutsche Poesie zeigte sich jeder noch so fremdartigen Aufgabe gewachsen, ja sie lief schon Gefahr einer virtuosen Formenspielerei zu verfallen, die ihrem innersten Wesen widersprach: denn in allen ihren großen Zeiten hatten die Germanen den Inhalt höher geschätzt als die Form. Aber einen unschätzbaren, bleibenden Gewinn brachten die kühnen Entdeckerfahrten der Romantiker:

in ihrem Kreise zuerst erwachte der historische Sinn, der dem philosophischen Jahrhundert immer fremd geblieben. In seinen literarhistorischen Vorlesungen führte A. W. Schlegel, an Herders Ahnungen anknüpfend, den großen Gedanken durch, daß die Kunst im nationalen Boden wurzele, daß jedes Volkes Sprache, Religion und Dichtung als ein notwendiges Werden, als die Entfaltung des Volksgeistes zu verstehen sei. So ward der Grund gelegt, auf dem sich dereinst der stolze Bau der vergleichenden Sprachforschung, der Literatur- und Kunstgeschichte erheben sollte.

Und eben dies Schweifen in die Ferne führte die Romantiker wieder zur Heimat zurück. Da sie überall in der Geschichte nach dem Volkstümlichen und Ursprünglichen suchten, so gelangten sie endlich auf seltsamen Umwegen zu der Frage: wie sich denn dies neue deutsche Volk gebildet habe? Sie faßten sich das Herz dem vaterländischen Altertume wieder ins Gesicht zu schauen, und es erschien dem neuen Geschlechte zuerst so fremd, wie dem Manne sein eigenes Knabenbildnis. Die Deutschen entdeckten mit freudiger Beschämung, wie lächerlich wenig sie doch von dem Reichtum des eigenen Landes gekannt hatten. Die verrufene finstere Nacht des Mittelalters leuchtete wieder in freudigem Glanze. Ein farbenreiches Gewimmel fremdartiger Gestalten, Mönche und Minnesänger, heilige Frauen und Gottesstreiter, bewegte sich vor den entzückten Blicken; die Staufer-kaiser, deren Name kaum noch in Schwaben dem Volke bekannt war, erschienen wieder als die ritterlichen Helden der Nation. Der Händler auf den Jahrmärkten, der die Löschpapierausgaben alter Volksbücher für den kleinen Mann feil bot, setzte seine Ware jetzt zuweilen auch an gelehrte Herren ab. Die vornehmen Leute horchten auf, wenn die Magd den Kindern Märchen erzählte, und unter den Eingeweihten ging die Rede, daß in den Mythen des altgermanischen Heidentums noch ein unerschöpflicher Schatz gemütvollen Tiefsinns verborgen liege. Johannes Müller gab in seiner Schweizergeschichte zum ersten Male eine ausführliche Schilderung mittelalterlichen Lebens, die trotz ihrer geschraubten und gesuchten Rhetorik doch tief und lebendig war

und eine Menge neuer Gesichtspunkte aufstellte; er war es auch, der zuerst auf die heldenhafte Großheit des Nibelungenliedes hinwies. Im Jahre 1803 erschien Tiecks Sammlung der deutschen Minnelieder. Drei Jahre darauf ließ Schenkendorf seinen Hilferuf erschallen gegen die Nützlichkeitsbarbaren, die sich an dem altehrwürdigen Hochmeisterschlosse zu Marienburg vergreifen wollten; die vielverspottete Gotik wurde jetzt unter dem Namen der altdeutschen Baukunst gepriesen.

So begann von allen Seiten her die Einkehr in das deutsche Leben; ein großer Umschwung kündigte sich an, der bald nachher durch den Druck des fremden Joches, durch das Erwachen des Nationalhasses beschleunigt wurde. Die ästhetische Freude am Alten und Volkstümlichen machte die Romantiker zu Gegnern der Revolution; sie haßten „den glattgewalzten Rasen" der modernen Rechtsgleichheit, sie haßten das Naturrecht, das die schöne Mannigfaltigkeit der historischen Erscheinungen unter die Schere seiner kahlen Regeln nahm, sie verabscheuten das neue Weltreich, das den Reichtum nationaler Staats- und Rechtsbildungen zu zerstören drohte. Es geschah zum ersten Male in aller Geschichte und konnte nur in einem so durchaus idealistischen Volke geschehen, daß eine ursprünglich rein ästhetische Bewegung die politischen Anschauungen verjüngte und umgestaltete. Für dies Geschlecht war die Poesie wirklich der Ozean, dem alles entströmte. Wenn Wissenschaft, Glauben und Kunst als die notwendigen Gebilde des Volksgeistes verstanden werden sollten, so doch sicherlich auch Recht und Staat; früher oder später mußte dieser notwendige Schluß gezogen und der Gedanke des nationalen Staates für die deutsche Wissenschaft erobert werden. Die Verbindung zwischen Friedrich Gentz und der romantischen Schule beruhte auf dem Gefühle einer tiefen inneren Verwandtschaft, und geradeswegs aus den geschichtsphilosophischen Ideen und Ahnungen der Romantiker ist nachher die historische Staatslehre Niebuhrs und Savignys hervorgegangen.

Ebenso folgenreich wurde die Wiederbelebung des religiösen Gefühls, die sich in dem jungen Geschlechte vorbereitete. Die

klassische Dichtung hielt sich dem kirchlichen Leben fern; sie wollte „aus Religion" keine der bestehenden Religionen bekennen, obgleich sie mit den sittlichen Grundgedanken des Protestantismus innig verwachsen war. Kant sah in der Religion die Erkenntnis unserer Pflichten als göttlicher Gebote, die Aufnahme des Göttlichen in den Willen; seine erhabene Strenge wurde den Gefühlen des gläubigen Herzens, dem Drange der Erhebung und Ergebung nicht völlig gerecht. Eben diese wunderbare Welt des Gefühles, der ahnenden Sehnsucht zog die Blicke der Romantiker unwiderstehlich an. Während ihre Schwarmgeister an der sinnlichen Schönheit des katholischen Kultus sich berauschten oder nach einer neuen ästhetischen Weltreligion suchten, stand der junge Schleiermacher fest auf dem Boden des Protestantismus. Sein Geist war zu sehr auf die Welt des Handelns gerichtet, um, gleich den weimarischen Poeten, die Wirklichkeit über dem heiteren Spiele der Kunst zu vergessen, und doch zu künstlerisch, um bei der unerbittlichen allgemeinen Regel des kategorischen Imperativs sich zu beruhigen. Die Persönlichkeit, die ihre Eigenart frei entfaltet und zugleich den großen objektiven Ordnungen des Staates und der Gesellschaft sich mit Bewußtsein einfügt, war ihm die individuelle Form des allgemeinen Sittengesetzes. In seinen Reden über die Religion hielt er ihren gebildeten Verächtern die Mahnung entgegen: „die Religion haßt die Einsamkeit," und zeigte, wie sie ihre Wurzeln im Gefühle habe, wie sie ein ursprüngliches, allem Handeln und aller Lehre vorangehendes Leben sei, eine sittliche Macht, wirksam in allen Menschen; nur durch sie könne der Mensch mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblicke. Und mit einem patriotischen Stolze, der schon die Stimmungen späterer Jahre vorausnahm, wies er auf die unbezwingliche Macht der Heimat des Protestantismus: „denn Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt." Wie er die philosophische Selbstgenügsamkeit zum religiösen Gemeinleben heranrief, so wollte er sie auch die Würde des Staates erkennen lehren: der Staat ist das schönste Kunstwerk

der Menschheit, gibt dem einzelnen erst den höchsten Grad des Lebens, sein Zwang darf also nicht als lästige Beschränkung empfunden werden.

Zu verwandten Anschauungen gelangte auch jener gestrenge steifnackige Denker, dem Schleiermachers Gemütsreichtum als weibische Schwäche erschien; denn nur unter beständigen Kämpfen trotziger, eigenrichtiger Persönlichkeiten vollendete sich die literarische Bewegung, die uns Rückschauenden heute so einfach, so notwendig erscheint. Mit Fichtes Philosophie sprach der transzendentale Idealismus sein letztes Wort. Er bestritt der Welt der Erfahrung kurzweg jede Realität: nur weil das sittliche Handeln eine Bühne fordere, nur deshalb sei der Geist gezwungen, eine Außenwelt aus sich herauszuschauen und als wirklich anzunehmen. Auch in seinen politischen Schriften schien der verwegene Mann alle Schranken der historischen Wirklichkeit zu mißachten. Das Ideal des Zeitalters, den ewigen Frieden, wollte er verwirklichen durch die völlige Aufhebung des Welthandels, dergestalt, daß die „geschlossenen Handelsstaaten“ nur noch durch den Austausch wissenschaftlicher Gedanken miteinander verkehrten; und in seinen Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters rühmte er geradezu als das Vorrecht des sonnenverwandten Geistes, daß er sich von der Scholle löse und als ein Weltbürger sein Vaterland da finde, „wo Licht ist und Recht“. Und doch redete schon aus diesen Vorträgen ein tatenfroher Sinn, der über die Welt der Theorie hinausstrebte. Jeder Satz predigte den strengen Dienst der Pflicht; es gibt nur eine Tugend: sich selbst als Person zu vergessen, und nur ein Laster: an sich selbst zu denken. Der also sprach, wußte selber noch nicht recht, daß er in seinen herben Mahnungen an die schlaffe Zeit die mannhaften Tugenden des alten Preußens verherrlichte. Nur als eine kühne Ahnung warf er den Gedanken hin, der mit seinen weltbürgerlichen Träumen in schneidendem Widerspruche stand: am letzten Ende sei doch der Staat der Träger aller Kultur und darum berechtigt, jede Kraft des einzelnen für sich in Anspruch zu nehmen.

Also bereitete sich im Schoße der Literatur selber eine neue politische Bildung vor. Wer die unheimlichen Widersprüche der deutschen Zustände nur flüchtig betrachtete — solche Blüte des geistigen und solchen Jammer des politischen Lebens dicht nebeneinander — der mochte sich wohl an jene Zeiten des makedonischen Philippos gemahnt fühlen, da die Thebaner auf dem Grabe griechischer Freiheit, auf dem Schlachtfelde von Chaironeia das herrliche Löwendenkmal errichteten und Lykurgos das besiegte Athen mit seinen Prachtbauten schmückte: ganz so unsicher wie einst Hellas zwischen Persien und Makedonien stand das gedankenschwere Deutschland zwischen Österreich und Frankreich. In Wahrheit lagen die deutschen Dinge keineswegs so hoffnungslos. Der trübselige Spruch, daß die Eule der Minerva erst in der Dämmerung ihren Flug beginne, gilt für Hellas, nicht für Deutschland. Unsere klassische Literatur war nicht das Ausklingen einer alten Gesittung, sondern der vielverheißende Anfang einer neuen Entwicklung. Hier faßte kein Aristoteles die letzten Ergebnisse einer Kultur, die zu Grabe ging, in einem großen Gedankensysteme zusammen, sondern ein junges, in allen seinen Verirrungen lebensfrohes und zukunftssicheres Geschlecht überraschte die Welt mit immer neuen Entdeckungen. Keinen Augenblick ist den geistigen Führern der Nation der Glaube an Deutschlands große Bestimmung abhanden gekommen. Trotz ihrer elenden Verfassung, sagte A. W. Schlegel, und trotz ihrer Niederlagen bleiben die Deutschen doch die Rettung Europas. Im selben Sinne schrieb Novalis: während andere Völker in Parteikämpfen oder in der Jagd nach dem Gelde ihre Kraft vergeudeten, bilde sich der Deutsche mit allem Fleiße zum Zeitgenossen einer höheren Epoche der Kultur und werde im Laufe der Zeit ein großes Übergewicht über die anderen erlangen. Selbst der schwermütige Hölderlin, dem die Ohnmacht der „tatenarmen und gedankenvollen" Deutschen am Herzen fraß, rief doch in freudiger Ahnung:

> Oder kommt, wie der Blitz aus dem Gewölke kommt,
> Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?

Die Gesinnung der Knechte ist diesem Geschlechte von Dichtern und Denkern immer fremd geblieben. Wohl sendete auch Deutschland seine Pilger zu dem großen Fremdenzuge, der während des Konsulats und der ersten Jahre des Kaiserreichs von allen Enden Europas nach Paris strömte. Die ersten Kunstschätze der Erde lagen dort aufgespeichert, wie einst im kaiserlichen Rom, und wieder wie in den Tagen des Augustus versammelte sich ein weltbürgerliches Publikum, das mit feinem Urteil aus dem Schönen das Schönste heraus fand; erst in der Weltgalerie des Louvre ist die überwältigende Größe Raffaels erkannt worden. Den deutschen Schöngeistern ward es in den heimischen Kleinstädten zu eng, sie eilten nach der Seine und berauschten sich an den edlen wie an den gemeinen Freuden der Hauptstadt der Welt. Aber mitten in dem sinnberückenden Glanze blieb ihnen das Gefühl der eigenen Überlegenheit; sie vergaßen es nicht, daß die Franzosen an dieser zusammengeraubten Herrlichkeit gar kein Verdienst hatten, sondern soeben erst, durch die Werke Laplaces, langsam begannen aus der Barbarei wieder zur Kultur emporzusteigen. Während Friedrich Schlegel die Schildkrötensuppen und die nackten Aktricen des neuen Babylon bewundert, schreibt er zugleich: „Paris hat den einzigen Fehler, daß ziemlich viel Franzosen dort sind", und seine Dorothea fügt hinzu: „wie dumm die Franzosen sind, das ist ganz unglaublich." Schöner als diese spottlustigen Weltkinder hat Schiller den Nationalstolz seines Denkervolkes ausgesprochen. Er wußte, daß die Siege Kants und Goethes schwerer wogen, als die Lorbeeren von Marengo, daß die Deutschen noch immer ein Recht hatten, ihre prahlerischen Nachbarn an die ewigen Güter der Menschheit zu erinnern, und sagte über das Pantheon der Pariser Plünderer stolz und groß:

Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein!

Literatur und Kunst im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts.

Noch einmal kam der deutschen Literatur eine Zeit der Jugend. Wie vormals das Geschlecht von 1750 die Welt des Herzens entdeckt und mit naiver Verwunderung in ihren Schätzen gewühlt hatte, so begrüßte die neue Romantik mit trunkenem Entzücken jeden glücklichen Fund, der eine Kunde brachte von der alten Größe des Vaterlandes. Sie bestaunte das deutsche Altertum mit großen verwunderten Kinderaugen; durch alles was sie dachte und träumte geht ein Zug historischer Pietät, ein bewußter Gegensatz zu der Verstandesbildung und der Pflege der exakten Wissenschaften im napoleonischen Reiche. Aus der Gärung dieser romantischen Tage stieg die große Zeit der historisch-philologischen Wissenschaften hervor, welche nunmehr, die Dichtung überflügelnd, auf lange hinaus in den Vordergrund des geistigen Lebens traten.

Einige Jahre lang war Heidelberg der bevorzugte Sammelplatz der jungen literarischen Welt. Wie schmerzlich hatte der ehrwürdige Karl Friedrich von Baden, alle diese bösen Jahre über, die schmähliche Lage der deutschen Kleinfürsten empfunden; nun konnte er doch auf seine alten Tage noch einmal durch eine gute Tat dem Vaterlande seine Liebe bewähren. Er stellte die unter bayerischer Herrschaft ganz verfallene Heidelberger Hochschule wieder her, von vornherein mit der Absicht, daß sie mehr sein sollte als eine Landesuniversität, eröffnete am Neckar der jungen Literatur eine Freistatt — die einzige fast in dem ver-

ödeten rheinbündischen Deutschland — und erlebte noch die Freude, daß die alte Rupertina zum dritten Male, wie einst in den Zeiten Otto Heinrichs und Karl Ludwigs, mit neuen schöpferischen Gedanken in den Gang des deutschen Lebens eingriff.

Hier in dem lieblichsten Winkel unserer rheinischen Lande stand die Wiege der neuen romantischen Schule. Das efeuumrankte, in den Blüten der Bäume wie verschneite Schloß, die Türme der alten Dome drunten in der sonnigen Ebene, die geborstenen Ritterburgen, die wie Schwalbennester an den Felsen hängen, alles erinnerte hier an eine hochgemute Vorzeit, die der Sehnsucht so viel tröstlicher schien als die nüchterne Gegenwart. Achim Arnim und Clemens Brentano fanden sich hier zusammen, auch Görres, der phantastische Schweber, der es drüben auf dem französischen Ufer, so nahe dem Pariser Höllenschlunde nicht mehr ausgehalten. Die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich auf deutscher Erde überall wohlgefühlt wo sie warmherzige Freunde fanden und ungestört ihren Idealen leben konnten; jetzt begannen die Norddeutschen mit Sehnsucht nach den schönen Landen der Reben und der Sagen hinüberzuschauen. Wie frohlockte Heinrich Kleist als er aus seinem armen Brandenburg in die Berge Süddeutschlands hinaufzog. Erst in diesen romantischen Kreisen sind Land und Leute unsers Südens und Westens wieder recht zu Ehren gekommen. Die Vorliebe für den Rhein, die jedem Deutschen im Blute liegt, wurde zu einem schwärmerischen Kultus, nun da man ihn in fremden Händen sah. Wie oft wenn die vollen Römergläser aneinanderklangen, wiederholte man die Klage Friedrich Schlegels:

> Du freundlich ernste starke Woge,
> Vaterland am lieben Rheine,
> Sieh, die Tränen muß ich weinen
> Weil das Alles nun verloren!

Der Rhein war jetzt Deutschlands heiliger Strom, über jeder seiner Kirchen schwebte ein Engel, um jedes verfallene Gemäuer spielten die Nixen und Elfen oder die Heldengestalten

einer großen Geschichte. Eine Menge von Liedern und Romanzen, wie sie die Lust des Weines und des Wanderns eingab, versuchte diese Bilder festzuhalten. Die Balladen der klassischen Dichtung hatten zumeist irgendwo in grauer Vorzeit, auf einem unbestimmten idealen Schauplatze gespielt; jetzt mußte der Dichter auch seinen kurzen Erzählungen einen bestimmten landschaftlichen Hintergrund, seinen Figuren ein historisches Kostüm geben. Man wollte die Wellen des Rheins und des Neckars hinter den Sagenbildern des Dichters rauschen hören, die biderben Sitten der deutschen Altvordern in seinen Helden wiederfinden.

Jener Teil der vaterländischen Geschichte, der allein noch in der Erinnerung des Volkes lebte, die letzten hundertundfünfzig Jahre waren den Patrioten widerwärtig als die Zeit der deutschen Zerrissenheit, den Poeten abschreckend durch die Prosa ihrer Lebensformen. Nur im Mittelalter sollte die ungebrochene Kraft des deutschen Volkstums sich zeigen, und man verstand darunter mit Vorliebe den Zeitraum vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert. Die fröhlichen Zunftbräuche der alten Handwerker, das geheimnisvolle Treiben der Bauhütten, die Wanderlust der fahrenden Schüler, die Abenteuer ritterlicher Wegelagerer — das war das echte deutsche Leben, und sein Schauplatz lag in den malerischen Gefilden des Südwestens, in dem eigentlichen alten Reiche. Bei alledem war von einer landschaftlichen Sonderbildung nicht die Rede. Die Norddeutschen samt einigen protestantischen Schwaben und Franken gaben noch immer den Ton an für das ganze Deutschland; auch die geborenen Rheinländer unter den Romantikern, Görres, Brentano, die Boisserees — die ersten Katholiken, die in der Geschichte unserer neuen Literatur wieder mitzählten — verdankten ihres Lebens besten Inhalt jener gesamtdeutschen Bildung, die aus dem Protestantismus erwachsen war. Wer noch deutsch empfand und dachte wurde von der historischen Sehnsucht der Zeit ergriffen; selbst die unästhetische Natur des Freiherrn vom Stein blieb davon nicht unberührt. An den Bildern der heimischen Vorzeit erbaute sich das nationale Selbstgefühl und Vorurteil. Nur unter den

Germanen — das stand dem jungen Geschlechte fest — gedieh die Ursprünglichkeit persönlicher Eigenart; in Frankreich hatte die Natur, wie A. W. Schlegel spottete, freigebig von einem einzigen Originalmenschen dreißig Millionen Exemplare aufgelegt. Nur aus deutscher Erde sprang der Quell der Wahrheit; unter den Welschen herrschte der Lügengeist — so hieß jetzt kurzerhand alles was der romantischen Jugend unfrei, langweilig, unnatürlich erschien: die akademisch geregelte Kunst, die mechanische Ordnung des Polizeistaates, die Nüchternheit der harten Verstandesbildung.

Unter den Schriften jenes Heidelberger Kreises wurde keine so folgenreich wie des Knaben Wunderhorn, die Sammlung alter deutscher Lieder von Arnim und Brentano. Der frische Junge auf dem Titelbilde, wie er so dahinsprengte auf freiem ungesatteltem Rosse, das Liederhorn in der erhobenen Hand schwingend, schien gleich einem Herold zum fröhlichen Kampfe gegen den Lügengeist zu rufen. Nicht ohne Besorgnis sendeten die Freunde diese übelangeschriebenen Lieder in die bildungsstolze Welt hinaus und baten Goethe sie mit dem Mantel seines großen Namens zu decken. Ihnen lag daran, daß Deutschland nicht so verwirtschaftet werde wie die abgeholzten Berge am Rhein; sie hofften auf eine neue Zeit voll Sang und Spiel und herzhafter Lebensfreude, wo die Waffenübung wieder die allgemeine höchste Lust der Deutschen wäre und jedermann so froh und frei durch die Welt zöge wie heutzutage nur „die herrlichen Studenten", die letzten Künstler und Erfinder in dieser prosaischen Zeit.

Die Sammlung erschien zur rechten Stunde; denn eben jetzt begann Schillers Tell auf weite Kreise zu wirken und weckte überall die Empfänglichkeit für die einfältige Kraft der Altvordern. Man fand der freudigen Verwunderung kein Ende, als die Glocken des Wunderhorns mit süßem Schall erzählten, wie überschwenglich reich dies alte Deutschland mit der Gottesgabe der Poesie begnadet gewesen, welche Fülle von Liebe und Sehnsucht, Mut und Schelmerei Tausende namenloser Studenten

und Landsknechte, Jäger und Bettelleute in ihren kunstlosen Liedern niedergelegt hatten. Herders große Offenbarung, daß die Dichtung ein Gemeingut aller sei, fand nun erst allgemeines Verständnis. Nachher gab v. d. Hagen in Berlin die Nibelungen heraus, und so schülerhaft die Bearbeitung war, die mächtigen Gestalten des grimmen Hagen und der lanerächen Kriemhild erregten in der Seele der Leser doch die frohe Ahnung, daß unser Volk sechshundert Jahre vor Goethe schon einmal eine große Zeit der Dichtung gesehen habe. Noch überwog der Dilettantismus. Mittelalterlich und deutsch galt fast für gleichbedeutend; man warf die grundverschiedenen Epochen der mittelalterlichen Kultur kritiklos durcheinander, und die Begeisterten ließen sich's nicht träumen, daß die verhaßten Franzosen in der Blütezeit des Rittertums eigentlich die Tonangeber, die Kulturbringer gewesen waren. Der schwächlich phantastische Fouqué, dem doch nur zuweilen ein stimmungsvolles, den Geheimnissen des Waldes und des Wassers abgelauschtes Märchenlied oder eine kräftige Schilderung altnordischer Reckengröße gelang, wurde für einige Jahre der Modedichter der vornehmen Welt. Die Berliner Damen schwärmten für seine sinnigen, sittigen, minniglichen Jungfrauen, für die ausbündige Tugend seiner Ritter, schmückten ihre Putztische mit eisernen Kruzifixen und silberbeschlagenen Andachtsbüchern.

Die germanistische Sprachforschung war bisher bei anderen Wissenschaften zu Gaste gegangen, nur nebenher von einzelnen Historikern, Juristen und Theologen gefördert worden. Nunmehr versuchte sie endlich sich auf eigene Füße zu stellen, Herders kühne Ahnungen und F. A. Wolfs Ansichten über die Entstehung der homerischen Gedichte für das deutsche Altertum zu verwerten. Die Gebrüder Grimm gaben ihr zuerst den Charakter einer selbständigen Wissenschaft. Man achtete der beiden Anspruchslosen wenig, als sie in der Einsiedlerzeitung der Heidelberger auftraten; doch bald sollten sie sich als die Reinsten und Stärksten unter den Genossen bewähren. Durch sie vornehmlich ist der echte, fruchtbare Kern der romantischen Weltanschauung nachher

einer gänzlich verwandelten Welt erhalten und in das geistige Vermögen der Nation aufgenommen worden. Sie nahmen den alten Glaubenssatz der Romantiker, daß dem Ozeane der Poesie alles entströme, in vollem Ernst, suchten auf jedem Gebiete des Volkslebens, in Sprache, Recht und Sitte nachzuweisen, wie sich Bildung und Abstraktion überall aus dem Sinnlichen, Natürlichen, Ursprünglichen heraus gestaltet habe. Wie vornehm herablassend hatten die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts noch zum Volke gesprochen, wenn sie sich ja einmal um den geringen Mann kümmerten; jetzt ging die zünftige Wissenschaft bei den kleinen Leuten in die Schule, hörte andächtig auf das Geplauder der Spinnstuben und der Schützenhöfe. Eine alte Bauerfrau half den Brüdern Grimm bei der Sammlung der deutschen Volksmärchen, und so entstand ein Buch wie Luthers Bibel: ein edles Gemeingut der europäischen Völker erhielt durch kongeniale Nachdichtung sein bleibendes nationales Gepräge. Die altindischen Märchengestalten, der Däumling, Hans im Glücke, Dornröschen und Schneeweißchen, zeigten so grundehrliche deutsche Gesichter, die einfältige Heiterkeit, die ihnen auf der weiten Wanderung durch Deutschlands Kinderstuben angeflogen war, sprach so anheimelnd aus der schmucklos treuherzigen Erzählung, daß wir uns heute die Lieblinge unserer Kindheit nur noch in dieser Gestalt denken können, wie wir auch die Bergpredigt nur mit Luthers Worten hören wollen.

Um die nämliche Zeit wurde ein anderer, noch ärger verwahrloster Schatz der Vorzeit der Nation wieder geschenkt. Was hatten doch unsere alten Dome alles ausstehen müssen von der Selbstverliebtheit des letzten Jahrhunderts; die Bilderpracht ihrer Wände war mit Gips und Mörtel überdeckt, an den gotischen Altären klebten Pfropfenzieherfäulen und Posaunenengel. Nun führten der Kirchenhaß und der harte Nützlichkeitssinn der rheinbündisch-französischen Bureaukratie einen neuen Bildersturm über Bayern, Schwaben und die Rheinlande herauf. Eine Menge ehrwürdiger Kirchen ward ausgeplündert und kam unter den Hammer; ein jammervoller Anblick, wenn beim Abbrechen der

Mauern der Mörtel herabfiel und die schönen alten Fresken auf wenige Augenblicke wieder im Tageslichte glänzten um alsbald für immer zu verschwinden. Da faßten sich die Brüder Boisserée das Herz, zu retten was noch zu retten war aus der großen Zerstörung; ihre stille treue Tätigkeit war das erste Lebenszeichen der wiedererwachenden deutschen Gesinnung am linken Ufer. Unermüdlich suchten sie unter dem Gerümpel auf den Böden der rheinischen Patrizierhäuser die vergessenen altdeutschen Gemälde zusammen. Ihre alte Mutter begleitete das fromme Werk mit ihrem Segen, die romantischen Freunde draußen im Reiche halfen treulich mit. Wie freuten sich Görres und Savigny, wenn sie ein schönes Altarschnitzwerk für wenige Kreuzer irgendwo von einem Bauern oder Trödler erstanden hatten und den Brüdern senden konnten. Alles war willkommen und fand Bewunderung was nur die echten Züge altdeutschen Geistes trug: die idealistische Weichheit der kölnischen Malerschule so gut wie Dürers Tiefsinn und der kräftige Realismus der alten Niederländer. Dann fand Sulpiz Boisserée einige der alten Risse des Kölner Domes wieder auf und entwarf nun frohen Mutes die Zeichnungen für sein großes Dom-Werk. Mitten in den argen Tagen, da Napoleon einmal seine gute Stadt Köln besuchte und das schönste Gotteshaus der Deutschen nach wenigen Minuten eilig wieder verließ, um ein Kürassierregiment zu inspizieren, träumte jener treue Sohn des Rheinlandes schon von dem Wiederauferstehen der Kölner Bauhütte, die einst durch Jahrhunderte der lebendige Herd der deutschen Kunst am Rheine gewesen.

Derselbe feste Glaube an die Unsterblichkeit des deutschen Volkes beseelte auch den Schöpfer unserer Staats- und Rechtsgeschichte, K. F. Eichhorn. Die alte Herrschaft des gemeinen Rechts schien für immer gebrochen, das Gebiet des Code Napoleon erstreckte sich bis zu den Ufern der Elbe, die Juristen des Rheinbundes legten das deutsche Recht schon zu den Toten. Da zeigte Eichhorn, wie der rechtsbildende Gemeingeist der deutschen Nation in allem Wandel der Staatsverfassungen doch immer lebendig geblieben, wie allein aus dieser bleibenden Natur-

kraft das Werden und Wachsen des deutschen Rechtes zu erklären sei. Diese historische Ansicht von dem Wesen des Rechts, die schon durch Herder und die älteren Romantiker vorbereitet war, kam jetzt mit einem Male zur Reife, sie entsprang so notwendig aus der Weltanschauung des neuen Zeitalters, daß sie gleichzeitig von Männern der verschiedensten Anlage vertreten wurde: — so von Savigny, dem juristischen Lehrer der Brüder Grimm, der in Landshut durch seine Lehre von der rechtserzeugenden Kraft des Volksgeistes bereits den Argwohn der bonapartistischen bayerischen Bureaukratie erregte — so vor allen von Niebuhr, dessen Römische Geschichte als die größte wissenschaftliche Tat der Epoche rasch allgemeine Bewunderung fand. Auch bei ihm erschien der Geist des Römervolkes — ein der pragmatischen Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts ganz unbekannter Begriff — als die treibende Kraft, die gestaltende Notwendigkeit der römischen Geschichte; und zugleich wies er der historischen Forschung neue Bahnen durch eine scharfe Quellenkritik, die mit sicheren Streichen die gesamte alte Überlieferung der römischen Königsgeschichte über den Haufen warf. Doch er sagte auch: „der Historiker bedarf Positives." Die toten Buchstaben der Quellen gewannen Leben vor seinen Augen, und durch ein wahrhaft schöpferisches Vermögen gestaltete er über den Trümmern der zerstörten Tradition ein Bild des wirklich Geschehenen. Und welche maßvolle Freiheit des politischen Urteils, ganz in Steins vornehmem Sinne; wahres Lob für die Mäßigung der Plebes, scharfer Tadel gegen den Übermut der Patrizier und dazu der echt preußische Schluß: unter einer starken Krone wäre eine solche Härte des Standesdünkels niemals möglich gewesen. So zeigte sich die Wissenschaft fast in allen Fächern noch lebendiger, noch produktiver als die Mehrzahl der jungen Poeten. Auch das war ein Zeichen der Zeit, daß Alexander von Humboldts „Ansichten der Natur" — zum ersten Male in Deutschland — die Ergebnisse schwerer naturwissenschaftlicher und geographischer Forschung in einfacher klassischer Darstellung der ganzen Nation zu frohem Genusse darboten.

Es war eine Zeit der Dämmerung. Frischer Morgenwind verkündete das Nahen eines schönen Tages, doch die Formen und Massen der jugendlichen Welt traten im unsicheren Zwielicht noch nicht scharf und klar auseinander. Grundverschiedene Gesinnungen, die sich bald leidenschaftlich bekämpfen sollten, gingen noch harmlos Hand in Hand. Der Reaktionär Fouqué lebte mit dem radikalen Fichte wie der Sohn mit dem Vater. Von den romantischen Poeten dachten einige gläubigfromm, während andere mit den mittelalterlichen Idealen nur ironisch spielten. Auf dem historischen Gebiete erschienen neben Niebuhrs und Eichhorns streng methodischen Forschungen auch phantastische Werke, wie Creuzers Symbolik, der erste Versuch, die geheimnisvolle Nachtseite der antiken Kultur, die Religion und die Mysterien der Alten zu verstehen — ein Buch voll geistreicher Ahnungen, aber auch voll spielender Willkür, dunkel wie die Träumerei der Naturphilosophie. Die wissenschaftliche Beschaulichkeit der historischen Juristenschule war nicht frei von Angst und Tatenscheu; sie hatte im Grunde wenig gemein mit Arndts hoffnungsvollem, unerschrockenem Freisinn und berührte sich vielfach mit den Ansichten von F. Gentz, der jetzt, erschöpft durch Ausschweifungen, innerlich erkältet und blasiert, in dem verflachenden, gedankenlosen Wiener Leben mehr und mehr ein unbedingter Lobredner der guten alten Zeit wurde. Der unerschöpfliche Gestaltenreichtum der deutschen Geschichte erlaubte jedem, wes Sinnes er auch war, sich für irgendein Stück der vaterländischen Vorzeit zu erwärmen. Die einen reizte der fremdartige Zauber, die andern der frische biderbe Volkston des mittelalterlichen Lebens. Während Fichte seine Hörer auf die Bürgerherrlichkeit der Hansa und die Schmalkaldener Glaubenskämpfer hinwies, verdammte F. Schlegel den „Erbfeind" Friedrich den Großen, und der prahlerische Phantast Adam Müller feierte das heilige römische Reich als den Ausbau der Persönlichkeit Christi.

Noch verworrener wogten die religiösen Stimmungen durcheinander. Zwar die protestantischen Kernmenschen, Schleier-

macher, Fichte, die Gebrüder Grimm, schwankten niemals in ihrer evangelischen Überzeugung. Savigny aber wurde durch den trefflichen katholischen Theologen Sailer den Anschauungen der vorlutherischen Kirche näher geführt. Schenkendorf sang verzückte Lieder auf die Königin Maria; der Übertritt F. Schlegels und F. Stolbergs zur römischen Kirche warf ein grelles Licht auf die sittliche Schwäche der noch immer überwiegend ästhetischen Weltanschauung des Zeitalters. Ein finsterer Judenhaß verdrängte die weitherzige Duldsamkeit der friderizianischen Tage. Mancher unter den mittelalterlichen Schwarmgeistern meinte in jedem Judengesicht die Marterwerkzeuge Christi deutlich eingegraben zu sehen. Politischer Haß spielte mit hinein, da Napoleon geschickt und nicht ohne Erfolg das europäische Judentum für die Sache seines Weltreichs zu gewinnen suchte. Alle diese Bestrebungen standen für jetzt in leidlichem Einklang, und der alte Voß fand noch geringen Beifall, als er mit gesundem Menschenverstande und ungeschlachter Grobheit im Namen der protestantischen Gedankenfreiheit die Traumwelt der Romantik bekämpfte. Niemand befand sich wohler in dem chaotischen Treiben als der lärmende Görres, der ehrliche Jakobiner in der Mönchskutte, der es verstand, zugleich ein Radikaler und ein Bewunderer des Mittelalters, ein Deutschtümler und ein Verehrer des römischen Papstes zu sein, immer geistreich, anregend und angeregt, sprudelnd von ästhetischen, historischen, naturphilosophischen Einfällen, aber auch immer befangen in einem rhetorisch-poetischen Rausche. In einem Entschlusse waren alle einig: sie wollten ihres deutschen Wesens wieder so recht von Herzen froh werden, diese heimische Eigenart behaupten und in voller Freiheit weiterbilden ohne jede Rücksicht auf fremdländische Weltbeglückung und Weltbeherrschung.

Die politische Leidenschaft der Zeit fand ihren mächtigsten künstlerischen Ausdruck in den Werken Heinrich von Kleists, jenes tief unseligen Dichters, der alle die Poeten der jungen Generation überragte. Durch die ursprüngliche Kraft dramatischer Leidenschaft und leibhaftig wahrer Charakteristik übertraf er selbst

Schiller; doch der Ideenreichtum und die hohe Bildung, der weite Blick und die stolze Selbstgewißheit unseres ersten Dramatikers blieben dem Unglücklichen versagt; ein friedloser Sinn störte ihm das Ebenmaß der Seele. Kaum beachtet von den Zeitgenossen, durch ein rätselhaft grausames Schicksal um alle Freuden eines reichen Schaffens betrogen, erscheint er uns Rückschauenden heute als der eigentlich zeitgemäße Dichter jener bedrückten Tage, als der Herold jenes dämonischen Hasses, den fremde Unbill in die Adern unseres gutherzigen Volkes goß. Die Penthesilea war die wildeste, das Käthchen von Heilbronn die zarteste und holdeste unter den dämmernden Traumgestalten der deutschen Romantik, die Hermannsschlacht aber ein hohes Lied der Rache, eine mächtige Hymne auf die Wollust der Vergeltung — jeder Zug ebenso sinnlich wahr, anschaulich, lebensvoll wie einst Klopstocks Bardengesänge unbestimmt und verschwommen gewesen, jedes Gefühl unmittelbar aus dem Herzen der rachedürstenden Gegenwart heraus empfunden. Kleist hatte sich nicht, wie die patriotischen Gelehrten, die Idee des Vaterlandes erst durch Nachdenken erwerben müssen; er empfand den naiven, naturwüchsigen Haß des preußischen Offiziers, er sah die alten glorreichen Fahnen, die sein und seines Hauses Stolz gewesen, zerrissen im Staube liegen und wollte den züchtigen, der ihm das getan. Überall wohin der Unstete seinen Wanderstab setzte verfolgte ihn wie der Ruf der Erinnyen die wilde Frage: „stehst du auf, Germania? ist der Tag der Rache da?“ Stürmisch, furchtbar wie noch nie aus eines Deutschen Munde erklang von seinen Lippen die Poesie des Hasses:

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Über unsern Nacken legt!

Es war dieselbe unbändige Naturkraft der nationalen Leidenschaft, wie einst in den wilden Klängen des Marseillermarsches, nur ungleich poetischer, wahrer, tiefer empfunden. Nachher schuf der unglückliche Dichter in dem Prinzen von Homburg das

einzige künstlerisch vollendete unserer historischen Dramen, das seinen Stoff aus der neuen, noch wahrhaft lebendigen deutschen Geschichte herausgriff, die schönste poetische Verklärung des preußischen Waffenruhms. Als auch dies Werk an den Zeitgenossen spurlos vorüberging und die Lage des Vaterlandes sich immer trauriger gestaltete, da starb der Ungeduldige durch eigene Hand — ein Opfer seiner angeborenen krankhaften Verstimmung, aber auch ein Opfer seiner finsteren hoffnungslosen Zeit. Es bezeichnet den großen Umschwung des nationalen Lebens, daß jetzt ein Mann aus den alten brandenburgischen Soldatengeschlechtern mit der ganzen Farbenpracht der neuen Dichtung dies preußische Soldatentum verherrlichte, das so lange, verständnislos und unverstanden, der modernen deutschen Bildung fern geblieben war. Wie lebhaft beteiligte sich doch nunmehr das starre trotzige Junkertum der Marken an dem geistigen Schaffen der Nation: eine lange Reihe seiner Söhne, Kleist, Arnim und Fouqué, die Humboldts und L. von Buch standen mit obenan unter Deutschlands Dichtern und Gelehrten. Das banausische Wesen des alten Preußentums war endlich völlig überwunden.

Und seltsam, niemand hat diese große Wandlung im deutschen Volksgemüte, das Erstarken des freudigen nationalen Selbstgefühls mächtiger gefördert als Goethe. Er tat es fast wider seinen Willen, durch ein Werk, das ursprünglich einem ganz anderen Zeitalter angehörte. Es blieb sein Schicksalsberuf immer das rechte Wort zu finden für die eigensten und geheimsten Empfindungen der Deutschen. Im Jahre 1808 erschien der erste Teil des Faust. Goethe war jetzt an sechzig Jahre alt, seit nahezu vier Jahrzehnten eine anerkannte Macht im deutschen Leben; eine Wallfahrt nach Weimar zu dem würdevollen, feierlich ernsthaften Altmeister gehörte längst zu den Anstandspflichten der jungen Schriftsteller. Aber niemand erwartete von dem alten Herrn noch eine schöpferische Tat, eine Teilnahme an den Kämpfen des neuen Deutschlands; wußte man doch, wie kühl und vornehm er die Heißsporne der Romantik von sich abwies.

Wohl nahm er die Widmung des Wunderhorns freundlich auf und gab der Sammlung den Segenswunsch mit auf den Weg, sie möge in jedem deutschen Hause ihren Platz unter dem Spiegel finden. Er selber hatte einst in seinen glücklichen Straßburger Zeiten, von wenigen verstanden, das Lob der gotischen Baukunst verkündigt. Wenn er jetzt nach langen Jahren seine Saat aufgehen und alle Welt für die alte deutsche Kunst begeistert sah, so meinte er befriedigt, die Menschheit zusammen sei erst der wahre Mensch, und hatte seine Freude an Sulpiz Boisserees liebenswürdigem Eifer. Doch das aufgeregt phantastische Wesen und das trotzige nationale Pathos des jungen Geschlechts blieben ihm zuwider.

Seine Bildung wurzelte in dem weltbürgerlichen alten Jahrhundert. Niemals wollte er vergessen, was er und alle seine Jugendgenossen den Franzosen verdankten. Kleists dämonische Unruhe erregte dem Beschaulichen Grauen; in den Briefen an seinen Altersgenossen Reinhard urteilte er sehr scharf über Arnims und Brentanos fratzenhaftes Treiben und verteidigte den alten ehrlichen Rationalismus gegen die zweizüngelnde neue Naturphilosophie; ja er hatte Stunden, wo er das Romantische kurzab das Krankhafte nannte, im Unterschiede von dem Gesunden, dem Klassischen. Am wenigsten verzieh er den jungen Leuten, daß ihre literarische Bewegung zugleich politische Zwecke verfolgte; jedes unmittelbare Hinüberwirken der Kunst auf die Prosa des Staatslebens war ihm eine Entweihung. Die große Zerstörung, die über Deutschland hereingebrochen, nahm er hin als ein unentrinnbares Verhängnis; die natürliche Wahlverwandtschaft des Genius hieß ihn fest an Napoleons Glücksstern glauben. Was wußte er auch von Preußen und dem tödlich beleidigten preußischen Stolze? Wie konnte der Sohn der guten alten Zeit, der in Frankfurt, Straßburg, Leipzig, Weimar unter einem harmlos friedsamen Völkchen gelebt, einen deutschen Volkskrieg für möglich halten? Schon die Mitlebenden empfanden es schmerzlich, und in alle Zukunft wird es den Deutschen eine traurige Erinnerung bleiben, daß unser größter

Dichter in dem Feinde seines Vaterlandes nichts sehen wollte als den großen Mann, daß er zu alt war um die wunderbare, heilvolle Wandlung, die über sein Volk gekommen, ganz zu verstehen. Wie fühlte er sich so einsam seit Schillers Tode. Wehmütig der lieben Schatten froher Tage gedenkend ließ er das Lieblingswerk seines Lebens in die unbekannte Menge hinausgehen. Als anderthalb Jahrzehnte früher einige Bruchstücke daraus erschienen waren, hatte niemand viel Aufhebens davon gemacht.

Und doch schlug das Gedicht jetzt ein, zündend, unwiderstehlich, wie einst der Werther — als wären diese Zeilen, über denen der Dichter alt geworden, erst heute und für den heutigen Tag ersonnen. Die bange Frage, ob es denn wirklich aus sei mit dem alten Deutschland, lag auf aller Lippen; und nun, mitten im Niedergange der Nation, plötzlich dies Werk — ohne jeden Vergleich die Krone der gesamten modernen Dichtung Europas — und die beglückende Gewißheit, daß nur ein Deutscher so schreiben konnte, daß dieser Dichter unser war und seine Gestalten von unserem Fleisch und Blut! Es war wie ein Wink des Schicksals, daß die Gesittung der Welt unser doch nicht entbehren könne, und Gott noch Großes vorhabe mit diesem Volke. Schon Schiller hatte dem Drama höhere Aufgaben gestellt als Shakespeare, obwohl er die grandiose Gestaltungskraft des Briten nicht erreichte; die Tragödie der Leidenschaften genügte ihm nicht, er wollte versinnlichen, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Hier aber war noch mehr; hier wurde, zum ersten Male seit Dante, der Versuch gewagt die ganze geistige Habe des Zeitalters poetisch zu gestalten. Die Konzeption war dem Dichter, er selbst gestand es, von vornherein klar; doch wie er nun die geliebten Gestalten viele Jahre hindurch mit sich im Herzen trug, in allen guten Stunden immer wieder zu ihnen heimkehrte, da wuchsen sie mit ihm und er mit ihnen. Das alte Puppenspiel mit seiner Derbheit und seinem Tiefsinn, seinen saftigen Späßen und seinen unheimlichen Schrecken erweiterte sich zu einem großen Weltgemälde, das freilich die Formen der

dramatischen Kunst zersprengte, zu einem Bilde des prometheischen Dranges der Menschheit. Der Dichter legte den ganzen philosophischen Inhalt seines Zeitalters darin nieder. Der moderne Poet konnte nicht wie jener Sohn des dreizehnten Jahrhunderts von der Höhe einer zweifellos fertigen Weltanschauung herunter seinen Richterspruch fällen über die Welt. Er hatte dessen kein Hehl, daß er ein Strebender sei, daß er mit diesem Gedichte eigentlich nie zu Ende kommen könne, und eben darum wirkte seine Dichtung so gewaltig auf die gärende Zeit, weil sie jeden unwillkürlich zum Weiterdichten und Weitersinnen einlud. Der Grundgedanke der Goethischen Weltanschauung stand gleichwohl fest: die Menschheit blieb ihm die Mitte der Schöpfung, und nur um ihretwillen bestand die Welt. Die Erlösung der Menschen durch die Tat, durch die liebende Hingabe des Ich an das Ganze, der Triumph des Göttlichen über den Geist der Verneinung, der stets das Böse will und stets das Gute schafft — das war der freudige Glaube dieses größten aller Optimisten, das war das Thema der Dichtung seines Lebens.

Wenn je ein Gedicht erlebt war, so war es dieses. Alles kehrte hier wieder was je die proteische Natur des Dichters ergriffen und bewegt: die lockere Munterkeit der Leipziger, das Liebesglück der Straßburger Tage, Merck und Herder, Spinoza und Winckelmann, die Erdfreundschaft des Gelehrten und die Erfahrungen des Staatsmannes, die Schönheitstrunkenheit der römischen Elegien und die reife Lebensweisheit des Greisenalters. Die Deutschen aber fesselte der Faust noch durch einen anheimelnden Zauber, den bis zum heutigen Tage kein Ausländer ganz verstanden hat. Das Gedicht erschien wie ein symbolisches Bild der vaterländischen Geschichte. Wer sich darein vertiefte übersah den ganzen weiten Weg, den die Germanen durchmessen hatten seit den dunklen Tagen, da sie noch mit den Göttern des Waldes und des Feldes in traulicher Gemeinschaft lebten, bis zu dem lebensfrohen Volksgetümmel, das aus unseren alten Städten, „aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht“ ins Freie drängte. Hier war

des deutschen Lebens Überschwang: der wilde Teufelsspuk unseres Volksaberglaubens und die zarte Innigkeit deutscher Frauenliebe, der Humor der Studenten, die Schlaglust der Soldaten und die Sonnenflüge des deutschen Gedankens — fast alles was unser Leben ausmacht. In keinem seiner größeren Werke seit dem Götz hatte Goethe so volkstümlich geschrieben. Die einfachen Reimpaare der alten Fastnachtsschwänke gaben mit wunderbarer Kraft und Klarheit jeden Farbenwechsel der Stimmung wieder; dem schlichten Leser schien alles verständlich, dem geistvollen unergründlich.

Die jungen Poeten priesen den Faust als die Vollendung der romantischen Kunst; sie fühlten sich bestärkt und ermutigt in ihrem eigenen Tun, da nun auch der Fürst der klassischen Dichtung in die Nebelwelt der Romantik sich verlor und die Hexen um den Blocksberg tanzen ließ. Der alte Herr zeigte freilich bald, wie hoch er über den literarischen Parteien des Tages stand. Kurz nach dem Faust gab er die Wahlverwandtschaften heraus. Man bewunderte den psychologischen Tiefsinn und den hohen Kunstverstand des Meisters — denn eine so vollendete, so fest geschlossene Komposition war ihm noch nie gelungen — doch man fühlte auch mit Befremden, daß diese Dichtung mit den Empfindungen der Zeit gar nichts gemein hatte; sie schien geschrieben für ein Geschlecht das nicht mehr war. Was verschlug es? — der Jugend blieb Goethe der vergötterte Dichter des Faust, und da auch Schillers Werke erst jetzt die volle Würdigung fanden, so wurde die gemeinsame Verehrung für die Heroen von Weimar ein Band der Einheit für alle Gebildeten. Auch dieser Kultus kam dem Selbstgefühle der unglücklichen Nation zugute.

Selbst in den bildenden Künsten erwachte endlich wieder fröhliche Werdelust; die Anfänge unserer neuen Malerei verknüpften sich unmittelbar mit der Wiederentdeckung des deutschen Altertums. Wie einsam war noch Asmus Carstens geblieben mit seinem genialen Drange nach der Einfalt der Natur und der Großheit der Antike — der Prophet einer schöneren Zeit,

die er nicht mehr sehen sollte. Jetzt aber fand sich in dem Kloster von San Isidoro zu Rom eine ganze Schar deutscher Maler zusammen, ein begeistertes, streitbares junges Geschlecht, das für Dürer, Memling, van Eyck schwärmte und sich berufen hielt, zu Ehren Gottes und des deutschen Vaterlandes die akademische Kunst der Franzosen durch die Treue und den Tiefsinn des alten christlich-germanischen Wesens zu besiegen. Die Katholiken waren unter den jungen Malern von Haus aus stärker vertreten als unter den Dichtern und Gelehrten; ein Katholik war auch der Größte unter ihnen, Peter Cornelius, nur, daß auch er an dem Borne der norddeutschen Bildung getrunken hatte und sein Bekenntnis in einem weiten und großen Sinne auffaßte. Ein heiliger Ehrgeiz schwellte ihm die Seele und er betete: „so schufst du dies Herz nach himmlischen Taten sich sehnend, in der Demut groß und in unendlicher Liebe zu dir.“ Glühend und strenge, nach Dürerischer Art, sollte die deutsche Malerei sich zeigen, denn nur durch die Deutschen könne die Kunst eine neue Richtung erhalten, von dieser Nation aus wolle Gott ein neues Reich seiner Kraft und Herrlichkeit über die Welt verbreiten. Das Reisegeld zur Romfahrt, das ihm der Fürstprimas Dalberg anbot, wies der junge Künstler kurzerhand zurück, weil man ihm zumutete französischen Mustern zu folgen. Aus der vaterländischen Sagenwelt, aus Faust und den Nibelungen entnahm er die Stoffe zu seinen ersten größeren Werken — eine echt deutsche Natur, ernst, tief und groß, unerschöpflich reich an Ideen, aber hart und ungelenk in der Form, fast mehr ein Dichter als ein Maler. Auch für ihn galt der Name poeta tacente, womit man einst treffend die Eigenart Dürers bezeichnet hatte.

Als Cornelius endlich nach Rom kam, wuchs er bald hinaus über das einseitige Nazarenertum Overbecks und der Klosterbrüder von San Isidoro, die nur in der nordischen und der älteren italienischen Kunst das wahre Christentum wiederfinden wollten. In seinem Geiste fanden neben Siegfried und Faust auch die Gestalten der Ilias und der Äneide Raum; auch die heidnische

Schönheit der Werke des Cinquecento genoß er mit tiefem Verständnis. So hat er, unerbittlich an sich selber arbeitend und mit jedem neuen Blatte des Nibelungenzyklus wachsend und erstarkend, den Grund gelegt für den monumentalen Stil der deutschen Malerei. Und wie vormals die klassische Dichtung, so entsprang auch diese Erneuerung unserer bildenden Kunst in köstlicher Freiheit, ohne jedes Zutun der Höfe, geradeswegs aus den Tiefen des Volksgeistes. Erst als die neue Richtung sich ihres Wesens und ihrer Ziele schon klar bewußt war, sollte sie den Mäcenas finden, der ihr die Mittel bot zu großem Schaffen. —

Dichtung und Kunst nach dem Befreiungskriege.

Schon in den heiteren Jugendtagen der klassischen Literatur hatte die Übermacht der Kritik den freien Naturwuchs der Dichtung oft gehemmt. Vollends jetzt, nachdem Deutschland siebzig Jahre lang fast alle erdenklichen Kunststile und noch mannigfachere ästhetische Theorien versucht hatte, zeigte sich das künstlerische Schaffen von gelehrter Überbildung angekränkelt. Kein Zweig der Dichtung litt darunter schwerer als das Drama, das der Volksgunst bedarf wie die Blume der Sonne. Goethe wußte wohl, warum er die anmaßenden Wortführer der Romantik „sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen" nannte; ihnen fehlte, trotz ihrer geistreichen Einfälle und großen Absichten, gänzlich die Gabe der Architektonik, die aufbauende und überzeugende Kraft des schöpferischen Genius. Obgleich sie sich vermaßen das klassische Ideal durch eine volkstümliche Dichtung zu verdrängen, so blieben ihre Werke doch dem Volke fremd, das Eigentum eines kleinen Kreises bewundernder Kenner. Die Kunst galt ihnen als ein Zaubertrank, der, dem Philister ungenießbar, allein den Gottbegnadeten berauschte, so daß der Trunkene der Wirklichkeit vergaß und das Leben wie ein tolles Maskenspiel belächelte. Diese souveräne Ironie, die sich rühmte „den Scherz als Ernst zu treiben, Ernst als Spaß nur zu behandeln," widerte den gesunden Sinn der Menge an; denn das Volk will im Gewissen gepackt sein und läßt mit seinen Gefühlen nicht spielen.

Unter den älteren deutschen Dramatikern ließen die ro-

mantischen Kunstrichter eigentlich nur Goethe gelten, und er hatte bei seinen reifsten Werken an die Bühne kaum gedacht; die stille, sinnige Schönheit der Iphigenie und des Tasso war nur der Andacht des Lesers völlig faßbar, sie konnte durch die Aufführung wenig gewinnen. Lessing wurde gar nicht mehr zu den Dichtern gerechnet, Schillers tragische Leidenschaft als hohle Rhetorik verspottet; auch der einzige geniale Dramatiker, der den romantischen Anschauungen nahe stand, Heinrich von Kleist, blieb von der Kritik der Schule lange unbeachtet. Nun gar die beiden wirksamsten Bühnenschriftsteller der Zeit, die noch ein Jahrzehnt nach ihrem Tode das Theater beherrschten, Iffland und Kotzebue, überschüttete der romantische Hochmut mit einer ungerechten Geringschätzung, welche die jungen Talente von der Bühne zurückschrecken mußte. Man wollte an jenem nur die ehrbare spießbürgerliche Empfindsamkeit, an diesem nur die Plattheit und die gemeine Gesinnung bemerken, doch weder ihr ungemeines technisches Talent, noch die glückliche Gabe der leichten Erfindung, wodurch sie beide ihre dünkelhaften Tadler beschämten. Von den dramatischen Versuchen der eigentlichen Romantiker traten nur wenige vor die Lampen und sie bestanden allesamt die Probe auf den Brettern schlecht. Die Führer der Schule kehrten bald der Bühne den Rücken, sprachen mit Hohn von der gemeinen Prosa des theatralischen Erfolgs. Ganz unbekümmert um die Lebensbedingungen des modernen Theaters, das an fünf oder sieben Abenden der Woche eine von des Lebens Plagen ermüdete Hörerschaft befriedigen sollte, baute sich die dramaturgische Theorie ihre stolzen Wolkengebilde und stellte überspannte Anforderungen, denen sogar die festliche Bühne der Hellenen nicht hätte genügen können.

So vertraulich wie einst Shakespeare oder Moliere hatten selbst die Heroen unserer klassischen Dichtung niemals zu der Bühne gestanden. Jetzt aber ward der persönliche Verkehr zwischen Dichtern und Schauspielern immer seltener. Die dramatische Kunst vergaß, daß sie vor allen anderen den schönen Beruf hat ein Band der Einheit zu bilden zwischen den Höhen und den

Niederungen der Gesellschaft. In unserem Volke entstand nach und nach eine verhängnisvolle Spaltung, die bis zum heutigen Tage ein arges Gebrechen der deutschen Gesittung geblieben ist: von dem schauenden und hörenden sonderte sich das lesende Publikum vornehm ab. Das Theater mußte sich einen guten Teil seines täglichen Bedarfs durch literarische Handwerker liefern lassen: Schauerdramen und schlechte Übersetzungen aus dem Französischen lockten die Schaulust der Menge. Wer sich zu dem auserwählten Kreise der wahren Dichter zählte, trug meist allzu schwer an dem Gepäck der ästhetischen Doktrin, um noch so dreist zugreifen, so herzlich lachen zu können wie es die Bühne von ihren Beherrschern fordert, und legte seine dramatischen Gedanken in Bücherdramen nieder. Diese Zwittergattung der Poesie, deren die überreiche moderne Bildung allerdings nicht gänzlich entbehren kann, gedieh in Deutschland üppiger als in irgendeinem anderen Volke. Hier, auf dem geduldigen Papiere fanden alle die verzwickten Theoreme und phantastischen Einfälle der eigensinnigen deutschen Köpfe freien Raum: Tragikomödien und Märchendramen, in denen alle erdenklichen Versmaße und Arienmelodien wirr durcheinander klangen; geheimnisvolle Anspielungen, die nur der Dichter selbst mit seinen Vertrauten verstand; literarische Satiren, welche die Kunst selber zum Gegenstande der Kunst machten; endlich erotische Dichtungen allerart, die sich wie Übersetzungen lesen sollten.

Unter den ausländischen Vorbildern stand Calderon nach dem Urteil der Eingeweihten obenan. Die deutschen Weltbürger wollten nicht sehen, daß dieser rein nationale Dichter eben darum zu den Klassikern zählt, weil er die Ideale seiner Zeit und seines Volkes künstlerisch gestaltet hat; sie ahmten sklavisch seine südländischen Formen nach, die in unserer nordischen Sprache einen opernhaften, schlechthin undramatischen Klang annahmen, und trugen die konventionellen Ehrbegriffe des katholischen Rittertums in die freie protestantische Welt hinüber. Viel Geist und Kraft ward an solche Künsteleien vergeudet; am letzten Ende bewirkte das anspruchsvolle Treiben nichts als die Zerstörung

aller überlieferten dramatischen Kunstformen. Die Poeten aber gewöhnten sich mit stolzer Bitterkeit in die undankbare Welt zu blicken. Deutschland wurde das klassische Land der verkannten Talente. Die Überzahl der unbefriedigten Schriftsteller bildete eine Macht des Unfriedens in der Gesellschaft, sie nährte den nationalen Fehler der tadelsüchtigen, hoffnungslosen Verdrossenheit und hat späterhin, als die politischen Leidenschaften erwachten, viel zur Verbitterung des Parteikampfes beigetragen.

Bis zum Fratzenhaften gesteigert erschienen die sittlichen und ästhetischen Schwächen der romantischen Epigonen in dem zerfahrenen Leben Zacharias Werners; sein dramatisches Talent ging ruhmlos unter, weil die männliche Kunst der Dramatik einen ganzen Mann verlangt. Sein Leben lang schwankte er friedlos hin und her zwischen wüsten Begierden und überschwenglicher Verzückung, zwischen zynischer Gemeinheit und einer weinerlichen Gefühlsschwelgerei, die sich's nicht versagen konnte am Grabe eines Hundes für den Seelenfrieden des Entschlafenen zu beten. Da sein zerrissenes Gemüt „bei Gott und dem heiligen Rousseau" keinen Trost fand, so flüchtete er sich endlich zu Rom in den Schoß der alten Kirche und klammerte sich in krampfhafter Angst an den Felsen Petri an. Wenn der kritische Verstand des Ostpreußen zuweilen erwachte, wenn ihm das Blutfest des heiligen Januarius wie ein peruanischer Götzendienst vorkam, so betäubte er die Zweifel durch das Getöse ekstatischer Ausrufungen. Dann kam er nach Wien, in den Tagen da der rührige Pater Hoffbauer in der lebenslustigen Stadt zum ersten Male wieder eine streng kirchliche Partei begründet und eine Schar von Konvertiten um sich gesammelt hatte; er ging auf alle Anschauungen dieser klerikalen Kreise freudig ein und trat den Freiheitsgesängen der norddeutschen Jugend entgegen mit dem Liede: „das Feldgeschrei sei: alte Zeit wird neu!" Zur Zeit des Kongresses ward er der Modeprediger der vornehmen Welt. Halb zerknirscht, halb ergötzt lauschte das elegante Wien, wenn der lange hagere Priester mit den unheimlichen dunklen Augen seine gewaltige Baßstimme erschallen ließ und bald in glühenden Farben den

Schwefelpfuhl der ewigen Verdammnis, bald mit gründlicher Sachkenntnis und schlecht verhehltem Behagen die Verirrungen der Sinnlichkeit schilderte. Wie seinem Leben so fehlte auch seinem dichterischen Schaffen die Entwicklung und Läuterung. Seine Jugenddramen bekundeten ein starkes realistisches Talent und lebendigen Sinn für historische Größe; in einzelnen Szenen der „Weihe der Kraft" trat die mächtige Gestalt Martin Luthers, das hochgemute, farbenreiche Leben unseres sechzehnten Jahrhunderts markig und anschaulich heraus. Dicht daneben lag freilich eine krankhafte Lust am Spukhaften, Scheußlichen und Wilden; jene rätselhafte Verbindung von Glaubenswut, Wollust und Blutdurst, die uns in den Naturreligionen unreifer Völker anwidert, schien in dem unseligen Menschen wieder lebendig zu werden. Nach seinem Übertritte nahm er mit bußfertigem Eifer sein bestes Werk zurück und schrieb eine klägliche „Weihe der Unkraft". In seinem letzten Drama „die Mutter der Makkabäer" verriet sich schon die Gewissenlosigkeit eines halb umnachteten Geistes, der hinter schwülstigen Hymnen und grell gemalten Märtyrerbildern die Armut seines religiösen Gefühles zu verbergen suchte.

Wirksamer als Werners historische Trauerspiele wurde seine im Jahre 1815 veröffentlichte Schicksalstragödie „der vierundzwanzigste Februar", ein auf die Erregung körperlichen Schauders berechnetes Virtuosenstück. Das tragische Schicksal ergab sich hier nicht mit innerer Notwendigkeit aus dem Charakter der Handelnden, sondern aus dem rätselhaften Zauber eines verhängnisvollen Jahrestags, und der verwunderte Leser trug, statt der erhebenden Einsicht in die Vernunft der sittlichen Welt, nur ein Gefühl ratlosen Entsetzens davon. Da die Neuheit dieses tollen Einfalls Aufsehen erregte und die romantische Welt ohnehin geneigt war, im Aberwitze den tiefsten Sinn zu suchen, so fand sich bald ein geschickter Macher, der die Schrulle nach deutscher Unart in ein System brachte. Der Weißenfelser Advokat Adolf Müllner verfaßte ein Drama „die Schuld" und entwickelte dann in ungezählten Kritiken die Theorie der neuen Schicksalstragödie:

eine höhere Weltordnung, rätselhafter noch als das blinde Schicksal der Alten, sollte in das irdische Leben hineinragen und durch den albernen Zufall, durch eine zerspringende Saite, einen unheilvollen Ort oder Tag, die nichts ahnenden Sterblichen in das Verderben stürzen. So ward denn alles, was die protestantische Welt je über tragische Schuld und Zurechnung gedacht, durch die zügellose Neuerungssucht der romantischen Doktrin wieder in Frage gestellt, und es schien, als sollte unsere tragische Kunst geradezu in Selbstvernichtung enden. Müllner richtete sich in drei literarischen Zeitschriften zugleich häuslich ein, pries mit lautem Marktgeschrei die lange Reihe seiner eigenen Werke und erschreckte die Gegner durch unflätige Grobheit, so daß Goethe zürnte: „Der Edle mault nur, um das Maul den andern zu verbieten.“ Einige Jahre lang behauptete der grundprosaische Mensch den angemaßten Thron; und so fest stand noch das Ansehen der deutschen Dichtung in der Welt, daß selbst ausländische Blätter gläubig von der neuen dramatischen Offenbarung sprachen. Dann verfiel auch die Schicksalstragödie dem unabwendbaren Lose der gespreizten Nichtigkeit: das Publikum begann sich zu langweilen und wendete sich anderen Moden zu.

Unter dem Verfalle der dramatischen Dichtung litt auch die Schauspielkunst. Wie viele geistvolle Abhandlungen über das Theater als nationale Erziehungsanstalt waren nun schon erschienen, und doch hatte bisher unter allen deutschen Staatsmännern nur Stein sich diesen Gedanken angeeignet und daraus den Schluß gezogen, daß der Staat zur Pflege der Bühne verpflichtet sei. Er stellte, als er bei seinem Abgange die veränderte Organisation der preußischen Behörden vorzeichnete, die Theater gleich der Akademie der Künste unter das Departement des Kultus und des Unterrichts; doch kaum zwei Jahre später wurden sie durch Hardenberg wieder in die Reihe der öffentlichen Vergnügungsanstalten verwiesen und, mit Ausnahme der Hoftheater, der Aufsicht der Polizei unterworfen. Die Unterstützung der großen Bühnen in den Residenzstädten galt allgemein als persönliche Ehrenpflicht der Landesherren, und es zeigte sich bald,

daß diese Theater von der Freigebigkeit kunstfreundlicher Fürsten immerhin noch mehr zu erwarten hatten, als von der sparsamen Kleinbürgergesinnung der neuen Landtage. Kaum war die Stuttgarter Bühne im Jahre 1816 zum Nationaltheater erhoben und dem Staatshaushalt überwiesen worden, so begannen die Landstände bereits über Verschwendung zu klagen und willigten schon nach drei Jahren freudig ein, als der König sich bereit erklärte die Unterhaltung des Hoftheaters wieder aus der Zivilliste zu bestreiten. Die Monarchen sorgten meist mit rühmlichem Eifer für die äußere Ausstattung ihrer Theater sowie für die Berufung einzelner bedeutender Kräfte; die alten sozialen Vorurteile gegen den Schauspielerstand begannen sich zu mildern seit man die Bühne in so nahem Verkehre mit den Höfen sah.

Gleichwohl hat die Schauspielkunst durch die Hoftheater wenig gewonnen. Nach Ifflands Tode betraute König Friedrich Wilhelm den Grafen Brühl mit der Leitung der Berliner Hofbühnen, einen liebenswürdigen, feingebildeten Mann, der aber weder dramatischer Dichter noch Schauspieler war und sich nur mit dem Eifer des geistreichen Kenners die strengen klassischen Grundsätze der Weimarischen Theaterschule angeeignet hatte. Das gefährliche Beispiel fand rasche Nachfolge; bald wurde an allen Höfen das Amt des Theater-Intendanten zu den hohen Hofwürden gezählt, die Leitung der größten deutschen Theater ging den geschulten Fachmännern verloren und fiel in die Hände hochgeborener Dilettanten.

Wohl hielten die guten Überlieferungen aus der alten Zeit noch eine Weile vor. Der Mangel an schönen neuen Stücken ward noch nicht allzu fühlbar, da die Dramen der klassischen Epoche noch auf allgemeine Teilnahme rechnen konnten und Shakespeares Werke jetzt erst auf der deutschen Bühne sich völlig einbürgerten. Die Hoftheater von Berlin, München, Karlsruhe, Braunschweig zeichneten sich durch manche tüchtige Leistungen aus, ebenso das altberühmte Hamburger und das neue Leipziger Stadttheater. In Berlin fand die realistische Richtung, die hier

einst durch Fleck die Herrschaft erlangt hatte, an Ludwig Devrient einen genialen Vertreter. Welche grauenhafte, diabolische Kraft lag in seinem Richard III., welcher Übermut naturwüchsigen Humors in seinem Falstaff! Fast erstaunlicher noch, wie er selbst kleine Nebenrollen zu heben wußte; als Knecht Gottschalk im Käthchen von Heilbronn traf er den Ton der einfältigen Treue und Wahrhaftigkeit so wunderbar glücklich, daß den Hörern die ganze unverstümmelte Kraft und Größe des alten deutschen Lebens mit einem Male vor die Seele trat. Jedoch die feste künstlerische Zucht der Bühne lockerte sich nach und nach. Die neue romantische Sittenlehre ermutigte jedes Talent sich rücksichtslos vorzudrängen und seine Eigenart durchzusetzen; die vornehmen Intendanten aber besaßen weder die Sachkenntnis um durch das eigene Beispiel die Einheit des Stiles in der Truppe aufrechtzuhalten, noch das Ansehen um die Mitglieder in ihre Schranken zurückzuweisen. Ein so gleichmäßig durchgebildetes und abgerundetes Zusammenspiel, wie es einst die Hamburger zu Ekhofs, die Berliner zu Ifflands Zeiten entzückt hatte, brachten die glänzenden neuen Hoftheater nicht mehr zustande. Zudem hatte sich die Theaterkritik schon längst wie ein schädlicher Schwamm an den gesunden Baum der dramatischen Kunst angesetzt. Schon ward es zur Regel, daß der strebsame Gymnasiast oder Student sich durch Theaterbesprechungen seine literarischen Sporen verdiente; fast jeder gebildete Mann übte sich gelegentlich in dem traurigen Handwerke des kritischen Spielverderbers. Weitaus die meisten dieser Rezensenten verfolgten lediglich den Zweck, durch hochmütigen Tadel sich selber ein Ansehen zu geben oder auch auf dem Theater Parteikämpfe anzuzetteln, an denen das kleinstädtische Publikum mit leidenschaftlichem Eifer teilnahm. Das Unwesen wuchs noch als die politischen Verfolgungen hereinbrachen. Seitdem blieb die Theaterkritik fast das einzige Gebiet, auf dem sich die Federn der Tagesschriftsteller frei ergehen durften; denn, sagte der Minister Graf Bernstorff, einen Knochen muß man den bissigen Hunden doch lassen!

Nur zwei Dichtern dieses Zeitraumes ist es gelungen, das

Theater durch bühnengerechte Werke von bleibendem Kunstwerte zu bereichern. Es waren die beiden ersten Österreicher seit dem Dreißigjährigen Kriege, die sich in der Geschichte der deutschen Poesie einen ehrenvollen Platz erwarben. Wie einst im dreizehnten Jahrhundert diese entlegenen Donaulande zu unserem Heile das alte deutsche Volksepos bewahrten, während das übrige Deutschland sich längst schon der ritterlichen Dichtung zugewendet hatte, so waren sie jetzt wieder fast unberührt geblieben von dem Gedankenreichtum, aber auch von den Irrtümern und der doktrinären Überbildung unserer literarischen Revolution. Als nun endlich einzelne gute Köpfe in Österreich auf die Welt von neuen Ideen, welche den Deutschen aufgegangen war, aufmerksam wurden, da standen sie den Schlagworten unserer literarischen Parteien in glücklicher Freiheit gegenüber. Sie konnten in der Ferne, unbefangener als die Deutschen im Reiche, das Echte und Große aus der gewaltigen Bewegung herausfinden. Sie hatten vor sich ein schaulustiges, dankbar empfängliches Publikum, dessen naive, kräftige Sinnlichkeit noch nicht durch gelehrte Kritik verdorben war, und dazu das schöne Beispiel der großen Musiker Österreichs, die ja allesamt den goldenen Boden des Handwerks in Ehren hielten und sich nicht zu gut dünkten schlicht und recht für die Bühne zu arbeiten.

Eben jetzt begann das Burgtheater unter Schreyvogels kundiger Leitung alle deutschen Bühnen zu überflügeln. Hier lernten die Wiener, in künstlerisch durchgebildeter und doch einfacher Darstellung, die schönsten Dramen Deutschlands kennen; selbst ausländische Werke wußte der treffliche Dramaturg durch geschickte Bearbeitung dem deutschen Gefühle so nahe zu bringen, daß Moretos Donna Diana den Zuschauern beinahe so vertraut erschien wie ein heimisches Lustspiel. Hier war kein Boden für grübelnde Künstelei. So ist denn auch Franz Grillparzer von der theoretischen Überklugheit der deutschen Romantik nur einmal angesteckt worden. Sein Erstlingswerk, die Ahnfrau, war eine Schicksalstragödie; nicht die freie Tat des Helden sondern „tief verhüllte finstre Mächte" führten das tragische Verhängnis

heraus. Jedoch die Pracht der Sprache und die Glut der Leidenschaft, das stürmische Fortschreiten der Handlung und die merkwürdig frühreife Sicherheit der Technik ließen den verschrobenen Grundgedanken fast vergessen. Und alsbald riß sich der gesunde Sinn des Dichters aus den Fesseln der Müllnerschen Kunsttheorien völlig los. In seinen Trauerspielen „Sappho" und „das goldene Vlies" zeigten sich reine Form und scharfe Charakterzeichnung, deutscher Ernst und die schöne, wahre Sinnlichkeit des Altösterreichers, klassische und romantische Ideale glücklich verschmolzen. Goethe blieb ihm fortan der mit kindlicher Andacht geliebte Meister, Weimar der geweihte Herd des deutschen Lebens. Größeres als den dämonischen Charakter der Medea hat Grillparzer in den historischen Dramen seiner späteren Zeit nicht mehr geschaffen; eine stetige Entwicklung blieb ihm trotz des höchsten Künstlerfleißes versagt. Er war nicht einer jener mächtigen Geister, die in unaufhaltsamem Aufsteigen nach und nach immer weitere Kreise der Welt mit dem Lichte ihrer Ideen bestrahlen, aber eine gemütvolle, schamhafte Künstlernatur, ein echter Dichter, der auch in den Zeiten des Verfalls die bewährten alten Grundsätze des dramatischen Idealismus mit unbeirrter Treue bewahrte, der würdige Herold der neuen deutschen Poesie in Österreich.

Bald nachher eroberte ein anderer Österreicher, Ferdinand Raimund der deutschen dramatischen Kunst ein neues Gebiet. Der hatte seit Jahren als Komiker auf dem Leopoldstädter Theater sein harmloses Publikum durch meisterhaftes Spiel entzückt, und als er nun in aller Bescheidenheit sich anschickte seine kleine Bühne selber mit neuen Stoffen zu versorgen, da schuf er nicht, wie die meisten dichtenden Schauspieler, klug berechnete Zugstücke mit dankbaren Rollen, sondern volkstümliche Kunstwerke. Er wurde der Schöpfer der neuen Zauberposse, seit Hans Sachsens Zeiten der erste deutsche Poet, der in Wahrheit das ganze Volk an die Bühne zu fesseln verstand und die Massen ergötzte durch Dichtungen, an denen auch der gebildete Sinn sich eine Weile erfreuen und erwärmen konnte. Die Lust am Fabu-

lieren war diesem Wiener Kinde angeboren; geradeswegs aus dem Getümmel des Volkslebens griff er seine lustigen Gestalten heraus, unerschöpflich in jenen gutmütigen Schwänken und dämischen Späßen, die der Österreicher und der Obersachse mit dem glückseligen Ausrufe: nein, das ist zu dumm! zu begrüßen pflegt. Aber hinter dem ausgelassenen, neckischen Treiben verriet sich der unter Tränen lächelnde Humor eines tiefen Gemütes. Und wie fest stand noch der alte deutsche sittliche Idealismus in jenen unschuldigen Tagen des sozialen Friedens! Immer wieder kam Raimund auf die Frage nach dem wahren Glücke des Lebens zurück, die dem beladenen kleinen Manne die höchste aller sittlichen Fragen bleibt; und immer wieder, mochte er nun den Verschwender, den Menschenfeind oder den Bauer als Millionär vorführen, ließ er seine Hörer empfinden, daß alles Glück in dem Frieden der Seele liegt. Und die Masse glaubte ihm; die alten deutschen Volkslieder zum Preise der fröhlichen Armut waren noch nicht vergessen. Unter den zahlreichen Nachahmern des anspruchslosen Volksdichters kam keiner dem Meister gleich. Das Volkslustspiel verwilderte schnell; die saftige Derbheit sank zur Liederlichkeit, der gemütliche Scherz zum öden Wortwitze, die kindliche Einfalt zur Plattheit herab. Weit später erst, in einer Zeit erbitterter politischer und sozialer Kämpfe, ist in Norddeutschland eine neue Form der Posse entstanden, die an Witz und Schärfe jene unschuldigen Zaubermärchen ebensoweit übertraf, wie sie an Humor und poetischem Gehalt hinter ihnen zurückblieb. —

Für die erzählende Dichtung wurde die unersättliche Schreib- und Lesesucht des Zeitalters zu einer Quelle schwerer Versuchungen. Niemals früher hatte sich eine solche Unzahl betriebsamer Federn auf allen Gebieten der Literatur zugleich getummelt. Der Meßkatalog der Leipziger Buchhändler schwoll zu einem unförmlichen Bande an. In jedem Städtchen sorgte eine Leihbibliothek für die Unterhaltung der Lesewelt. Die Anstandsgewohnheiten des altbegründeten Wohlstandes konnten sich in dem verarmten Lande noch nicht ausbilden; die Deutschen fanden kein Arg daran,

daß sie mehr lasen und weniger Bücher kauften als irgendein anderes Volk. Indes erzielten einzelne Werke bereits einen starken, nach den Begriffen der alten Zeit unerhörten Absatz: so Rottecks Weltgeschichte, Zschokkes Stunden der Andacht und die Übersetzung von Walter Scotts Romanen. Im Jahre 1817 kehrte Friedrich König, der Erfinder der Schnellpresse, in die Heimat zurück und begründete dann in Oberzell bei Würzburg seine große Fabrik, welche dem Buchhandel ermöglichte für das Massenbedürfnis zu arbeiten. Und da man sich allgemach gewöhnte, alles Neue aus dem ganzen Bereiche der Wissenschaft und Kunst gierig herunterzuschlingen, so ward man bald unzufrieden mit dem einfachen klassischen Unterrichte, auf dessen fruchtbarem Boden die neue deutsche Kultur emporgeblüht war. Es genügte nicht mehr, dem Geiste eine strenge formale Bildung zu geben, so daß er fähig ward aus einem engen Kreise wohlgesicherter Kenntnisse nach und nach frei und stetig hinauszuwachsen, neues Wissen sich durch selbständige Arbeit anzueignen. Man forderte unter dem wohllautenden Namen der realistischen Bildung das Ansammeln einer bunten Fülle unzusammenhängender Notizen, so daß jeder über jedes mitreden konnte. Das einfache Bekenntnis der Unwissenheit galt für beschämend; niemand wollte zurückstehen, wenn das Gespräch in raschem Wechsel von der Schicksalstragödie auf die spanische Verfassung, von der Phrenologie auf die neuen englischen Dampfmaschinen hinübersprang.

Mit dem sicheren Blicke des erfahrenen Buchhändlers erspähte der rührige F. A. Brockhaus diesen mächtigen Zug der Zeit und ließ seit dem Jahre 1818 ein älteres, bisher wenig beachtetes Sammelwerk zu einem großen Konversationslexikon umarbeiten, das in angenehmer alphabetischer Reihenfolge dem gebildeten Deutschen „alles Wissenswerte" handlich vorlegte. Es war der Anfang jener massenhaften Eselsbrücken-Literatur, welche das neunzehnte Jahrhundert nicht zu seinem Vorteil auszeichnet. Das Unternehmen, so undeutsch wie sein Name, fand doch Anklang in weiten Kreisen und bald zahlreiche Nachahmer; ganz

ohne solche Krücken konnte sich dies mit der Erbschaft so vieler Jahrhunderte belastete Geschlecht nicht mehr behelfen. Niebuhr aber beobachtete mit unverhohlenem Entsetzen die Wandlung, die sich in der Gesittung der Nation allmählich vorbereitete; er sah voraus, wie friedlos, leer und zerfahren, wie unselbständig in ihrem Denken die moderne Welt werden mußte, wenn der hohle Dünkel des Halb- und Vielwissens, das Verlangen nach immer wechselnden Eindrücken überhandnahm. Auch Goethe wußte, daß hier die schlimmste Gefahr für die Kultur des neuen Jahrhunderts lag, und schrieb die ernste Warnung:

> Daß nur immer in Erneuung
> Jeder täglich Neues höre,
> Und zugleich auch die Zerstreuung
> Jeden in sich selbst zerstöre.

In einer so leselustigen Welt stumpfte sich der feine Formensinn schnell ab. Man trachtete vor allem nach stofflichem Reiz, und da jede Zeit die Schriftsteller hat, welche sie verlangt und verdient, so fand sich auch ein Heer von rührigen Romanschreibern, die sich begnügten für den Zeitvertreib zu sorgen und einige Jahre lang in den kritischen Blättern genannt zu werden. Es blieb fortan ein unterscheidender Charakterzug des neuen Jahrhunderts, daß die Werke der Poesie wie vereinzelte Goldkörner in einem ungeheueren Schutthaufen wertloser Unterhaltungsschriften versteckt lagen und immer erst nach längerer Zeit aus der Masse des tauben Gesteins herausgefunden wurden. Nur war es in jenen anspruchslosen Tagen nicht wie heute die industrielle Betriebsamkeit, was so viele Unberufene auf den deutschen Parnaß führte, sondern in der Regel die Eitelkeit und die literarische Mode. Wie in der dramatischen so zeigten auch in der Roman- und Novellendichtung die poetischen Naturen selten das Talent der Komposition, während die Virtuosen der spannenden und fesselnden Erzählungen ebenso selten die gestaltende Kraft des Dichters bewährten.

Durch die strenge Wahrhaftigkeit des Krieges war jene weinerliche Gefühlsseligkeit, die sich einst vornehmlich an Jean

Pauls Schriften genährt hatte, auf kurze Zeit zurückgedrängt worden. Jetzt gewann sie wieder Raum; in vielen Häusern Norddeutschlands herrschte ein abgeschmackt süßlicher Ton. Manche kräftige Männer des heutigen Geschlechts, welche einst in dieser sentimentalen Luft aufwuchsen, wurden dadurch mit einem solchen Ekel erfüllt, daß sie ihr Leben lang jeden Ausdruck erregter Empfindung vermieden. Der weichliche Vielschreiber H. Clauren sagte dem Geschmacke der großen Lesewelt am besten zu. Die eleganten Damen erfreuten sich an den verhimmelten Stahlstichen und den rührenden Novellen der modischen Taschenbücher; Urania, Aurora, Alpenrosen, Vergißmeinnicht oder Immergrün stand auf den Titelblättern der zierlichen goldgeränderten Bändchen zu lesen. Obersachsen, das vormals so oft durch starke reformatorische Geister entscheidend in den Gedankengang der Nation eingegriffen hatte, wurde für einige Jahrzehnte der Hauptsitz dieser Unterhaltungsliteratur; es war, als ob die einst von dem jungen Goethe verspottete „Gottsched-Weiße-Gellert-sche Wasserflut“ wieder über das schöne Land hereinbreche. In Dresden kamen Friedrich Kind und Theodor Hell mit einigen anderen ebenso sanftmütigen Poeten allwöchentlich zum „Dichtertee“ zusammen und bewunderten mit unwandelbarer Höflichkeit wechselseitig ihre faden, des chinesischen Getränkes würdigen Novellen, die sodann in der vielgelesenen „Abendzeitung“ veröffentlicht wurden. Karl Böttiger aber, der unaufhaltsamste der Rezensenten, beeilte sich, wie Goethe sagte, den Lumpenbrei der Pfuscher und der Schmierer zum Meisterwerk zu stempeln.

Ludwig Tieck, der ebenfalls in die liebliche Elbestadt übergesiedelt war, zog sich von diesem leeren Treiben vornehm zurück. An ihm ward offenbar, daß die geheimnisvolle „Poesie der Poesie“, deren die Romantiker sich rühmten, im Grunde nur geistreiche Kennerschaft war. Er zählte, obwohl ihn seine Bewunderer dicht hinter Goethe stellten, doch zu den Naturen, die mehr sind als sie leisten. Da er von dem übermächtigen schöpferischen Drange des Dichters jetzt nur noch selten ergriffen ward, so warf er sich mit schönem Eifer, mit seiner gepriesenen

„schnellen Fühlbarkeit“ auf die Erforschung der Shakespearischen Dramatik. Was er in Wort und Schrift für die Erklärung und Nachbildung des großen Briten tat, ward in Wahrheit fruchtbarer für das deutsche Leben als die formlosen Romane und die literarisch-satirischen Märchendramen seiner Jugend, die eben darum nicht als naive Kinder der Phantasie erschienen, weil sie mit bewußter Absichtlichkeit selber sagten, daß ihnen „der Verstand so gänzlich fehle“. Wie vielen jungen Poeten und Schauspielern ist in dem alten Hause am Altmarkte die erste Ahnung von dem eigentlichen Wesen der Kunst aufgegangen, wenn der Dichter an seinen vielgerühmten Leseabenden mit wahrhaft kongenialer Kraft die ganze Welt der Shakespearischen Gestalten in der Fülle ihres Lebens den Hörern vor die Seele führte. Der junge Graf Wolf Baudissin fand es bald unbegreiflich, wie er nur hätte leben können bevor er diesen Mann gekannt. Tieck war früh berühmt geworden und erschien schon im Mannesalter wie ein Patriarch der deutschen Poesie. Gütig, mit teilnehmendem Verständnis nahm der gichtbrüchige Mann mit den hellen Dichteraugen die Jungen auf, die zu ihm wallfahrteten, und wenngleich in seinen geistvollen Worten mancher seltsame Einfall mit unterlief, so blieb sein Blick doch auf die Höhen der Menschheit gerichtet; immer wieder verwies er die Jugend an „die heiligen Vier, die Meister der neuen Kunst,“ Dante, Cervantes, Shakespeare und Goethe. Erst nach Jahren kehrte er wieder selbst zur Dichtung zurück. Noch mehr als Tieck hatten sich die Brüder Schlegel dem poetischen Schaffen entfremdet. Friedrich versank ganz in dem Getriebe der ultramontanen Politik. August Wilhelm lebte in Bonn seinen literarhistorischen und philologischen Studien, eine Zierde der neuen rheinischen Hochschule; den Studenten blieb der kleine stutzerhafte alte Herr doch immer ehrwürdig als der Vertreter einer reichen Epoche, auf deren Schultern die neue Wissenschaft stand.

Nur jenen jüngeren Poeten, die sich einst in Heidelberg zusammengefunden hatten, versiegte die dichterische Ader nicht. Tiefer als Clemens Brentano war niemand in die Irrgärten

des romantischen Spiel- und Traumlebens hineingeraten. Halb Schalk halb Schwärmer, heute übermütig bis zur Tollheit, morgen zerknirscht und bußfertig, sich selber und der Welt ein Rätsel, trieb sich der Ruhelose bald in den katholischen Städten des Südens umher, bald tauchte er in Berlin auf, um den Gebrüdern Gerlach und den anderen christlich-germanischen Genossen der Maikäfer-Gesellschaft seine Abhandlung über die Philister, die kecke Kriegserklärung der Romantik wider die Welt der Wirklichkeit, vorzulesen. Den Befreiungskrieg begrüßte er mit lautem Jubel, doch konnte er so wenig wie Z. Werner sich in den norddeutsch-protestantischen Ton der Bewegung recht finden; wie seltsam gezwungen und gemacht erschienen seine zumeist zur Verherrlichung Österreichs gedichteten Kriegslieder: „durch Gott und dich ward wahr, o Franz: was Östreich will das kann's!“ Nachher führte ihn sein mystischer Hang bis zum gemeinen Aberglauben herab; er verbrachte mehrere Jahre am Krankenlager der stigmatisierten Nonne von Dülmen und legte seine Betrachtungen über das Wunderweib in verzückten Schriften nieder. Und doch drang das lautere Himmelslicht der Poesie immer wieder durch die Nebel, welche diesen kranken Geist umnachteten. Kaum hatte er in dem tollen Hexenspuk der „Gründung Prags“, einer verunglückten Nachahmung von Kleists Penthesilea, allen seinen verschrobenen Launen die Zügel schießen lassen, so sammelte er sich wieder, und ihm gelang wirklich was die Gelehrten der Romantik immer nur gefordert hatten: einen volkstümlichen Stoff in volkstümliche Form zu gießen. Er schuf sein Meisterstück, die Erzählung vom braven Kasperl und vom schönen Annerl, das Vorbild der deutschen Dorfgeschichten. Mit vollem Rechte rühmte späterhin Freiligrath ihm nach: der wußt' es wohl, wie nied're Herzen schlagen; denn so naiv und treu hat keiner wieder geschildert was dem Seelenleben der kleinen Leute seine einfältige Größe gibt: die verhaltene Kraft der naturwüchsigen Leidenschaft, die vergeblich nach einem Ausdruck ringt und dann plötzlich in verzehrenden Flammen durchbricht. Ebenso ungleich blieb sein Schaffen noch in späteren

Jahren. Die romantischen Feinschmecker bewunderten seine Hühnergeschichte Gockel, Hinkel und Gackeleia; sie konnten nicht genug preisen, wie hier ein gesuchter Einfall zu Tode gehetzt, Hühnerleben und Menschenleben in kindischem Spiele durcheinander geworfen wurde. Unterdessen schrieb er in allen guten Stunden seine „Märchen" still für sich hin, köstliche Erzählungen vom Vater Rhein, von den Nixen und dem kristallenen Schlosse drunten in den grünen Wellen, Bilder von schalkhafter Anmut, traumhaft lieblich wie die rheinischen Sommernächte.

Der ungleich stärkere und klarere Geist seines Freundes Achim v. Arnim fand in der Märchenwelt kein Genügen. Der hatte schon früher in der „Gräfin Dolores" ein großes realistisches Talent bekundet; nun wagte er sich mit dem Romane „die Kronenwächter" auf die hohe See des historischen Lebens hinaus und rückte mit seiner kräftigen, unumwundenen Wahrhaftigkeit den Gestalten unserer Vorzeit herzhaft auf den Leib, bis sie ihm Rede standen und der markige Freimut, die derbe Sinnlichkeit des alten Deutschlands, die wüste Roheit seiner Lagersitten, der rechthaberische Trotz seines reichsstädtischen Bürgertums den Lesern hart und grell, wie die Gestalten Dürerischer Holzschnitte, vor die Augen traten. Der ordnende, die Fülle des Stoffes beherrschende Künstlersinn bleibt freilich selbst diesem liebenswürdigsten Jünger der romantischen Schule versagt. Unvermittelt wie im Leben liegt das Einfache und das Seltsame in dem Romane nebeneinander; ein dichtes Gestrüpp von krausen Episoden umwuchert die Erzählung; zuweilen verliert der Dichter die Lust und läßt sich wie ein unmutiger Schachspieler die Figuren vom Brette herunterschlagen. Der großgedachten, tiefsinnigen Dichtung fehlt der Abschluß, die Einheit des Kunstwerkes.

Weit größeren Anklang fand Amadeus Hoffmann bei der Masse der Lesewelt, der einzige Novellendichter, der es durch Fruchtbarkeit und Geschick mit dem betriebsamen Völkchen der Taschenbuchsschriftsteller aufnehmen konnte. In seinem wunderlichen Doppelleben verkörperte sich die widerspruchsvolle romantische Moral, die mutwillig jede Brücke zwischen dem Ideale

und der Wirklichkeit abbrach und grundsätzlich verschmähte das Leben durch die Kunst zu verklären. Wenn er den Tag über die gefangenen Demagogen verhört und in den Kriminalakten des Kammergerichts gewissenhaft und gründlich gearbeitet hatte, dann ging ihm erst die Sonne seiner Traumwelt auf. Dann durfte ihn kein Wort mehr an das Schattenspiel des Lebens erinnern, dann zechte er mit ausgelassenen Freunden oder phantasierte in Liebhaberkonzerten; und also begeistert schrieb er die Phantasiestücke in Callots Manier, die Elixiere des Teufels, die Nachtstücke: phantastische Geschichten von Dämonen und Gespenstern, von Träumen und Wundern, von Wahnsinn und Verbrechen, das Ungeheuerlichste was je ein überreiztes Hirn ersann. Es war als ob die Teufelsfratzen von den Dachtraufen unserer alten Dome herunterstiegen. Der wüste Spuk drängte sich so nahe, so sinnlich greifbar auf, daß der Leser, wie vom Alpdruck gelähmt, stillhalten mußte und dem kecken Humor, der diabolischen Grazie des meisterhaften Erzählers alles glaubte. Zuletzt blieb von dem tollen Spiele freilich nichts zurück als die dumpfe Betäubung des physischen Schreckens. —

Derweil in Drama und Roman so viele Irrwische ihr unstetes Wesen trieben, erreichte die lyrische Dichtung der Romantik durch Ludwig Uhland ihre Vollendung. Die Kritiker der Schule sahen den prosaischen Menschen über die Achseln an, als seine Gedichte im Jahre 1814 zuerst herauskamen. Recht als das Gegenbild romantischer Geniesucht erschien dieser ehrenfeste Kleinbürger: wie er in Paris den Tag hindurch treufleißig in den Manuskripten der altfranzösischen Dichtung forschte und abends schweigsam in Gesellschaft des ebenso schweigsamen Immanuel Bekker die Boulevards entlang ging, mit offenem Munde und geschlossenen Augen, ganz unberührt von dem lockenden Glanz und den Versuchungen ringsum; wie er dann in dem heimatlichen Neckarstädtchen seinen behäbigen wohlgeordneten Haushalt führte und sich nicht zu gut dünkte an den prosaischen Verfassungskämpfen Württembergs mit Wort und Tat teilzunehmen. Und doch war es gerade diese gesunde Natürlichkeit und bürgerliche

Tüchtigkeit, was den schwäbischen Dichter befähigte die Schranken der Kunstformen weise einzuhalten und den romantischen Idealen eine lebendige, dem Bewußtsein der Zeit entsprechende Gestaltung zu geben. Ein denkender Künstler, blieb er doch völlig gleichgültig gegen das literarische Gezänk und die ästhetischen Doktrinen der Schule und harrte geduldig bis die Zeit der Dichterwonne kam, die ihm des Liedes Segen brachte. Dann wendete er die kritische Schärfe, welche andere Poeten in den Literaturzeitungen vergeudeten, unerbittlich gegen seine eigenen Werke; kein anderer deutscher Dichter hat mit so sprödem Künstlerstolze alles Halbfertige und Halbgelungene im Pulte zurückbehalten. Die Heldengestalten unserer alten Dichtung, des Waltherliedes und der Nibelungen, erweckten zuerst seine poetische Kraft; an den Gedichten des Altertums vermißte er den tiefen, die Phantasie in die Weite lockenden Hintergrund; doch ein angeborener, streng geschulter Formensinn bewahrte ihn vor der unklaren Überschwenglichkeit der mittelalterlichen Poesie. In festen, sicheren Umrissen traten diesem Klassiker der Romantik seine Gestalten vor die Seele.

Während die älteren Romantiker meist durch den phantastischen Reiz des Fremdartigen und Altertümlichen in die deutsche Vorzeit hinübergezogen wurden, suchte Uhland in der Vergangenheit das rein Menschliche, das zu jeder Zeit Lebendige und vor allem das Heimatliche, die einfältige Kraft und Herzenswärme des unverbildeten germanischen Wesens; das Forschen in den Sagen und Liedern unseres Altertums galt ihm als „ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutschen Volkslebens". Er fühlte, daß der Dichter, auch wenn er entlegene Stoffe behandelt, nur solche Empfindungen aussprechen darf, die in der Seele der Lebenden widerklingen, und blieb sich des weiten Abstandes der Zeiten klar bewußt. Niemals hat ihn die Freude an der Farbenpracht des Mittelalters den protestantischen und demokratischen Gedanken des neuen Jahrhunderts entfremdet. Derselbe Dichter, der so rührend von den Gottesstreitern der Kreuzzüge sang, pries auch den Baum von Witten-

berg, der mit Riesenästen, dem Strahle des Lichtes entgegen, zum Klausenbach hinauswuchs, und gesellte sich freudig zu den streitbaren Sängern des Befreiungskrieges und beugte sich demütig vor der Heldengröße des neuerstandenen Vaterlandes:

Nach solchen Opfern heilig großen
Was gälten diese Lieder dir?

Mit kräftigem Spotte kehrte er der Aftermuse der romantisch süßen Herren, der Assonanzen- und Sonettenschmiede den Rücken zu und hielt sich an den Wahlspruch der Altvorderen: „schlicht Wort und gut Gemüt sind das echte deutsche Lied." Die anschaulichen, volkstümlichen Ausdrücke strömten dem Sprachgewaltigen von selber zu. So leicht erklangen seine ungekünstelten Verse, so frisch und heiter schwebten seine Gestalten dahin, daß die Leser gar nicht bemerkten, wieviel Künstlerfleiß sich hinter der tadellosen Reinheit dieser einfachen Formen verbarg, wie tief der Dichter in die Schachte der Wissenschaft hatte hinabsteigen müssen bis ihm Klein Roland und Taillefer, Eberhard der Rauschebart und der Schenk von Limburg so vertraut und lebendig wurden. Für seine Erzählungen wählte er mit Vorliebe die dem leidenschaftlichen germanischen Wesen zusagende Form der dramatisch bewegten Ballade, nur selten, wo es die Natur des Stoffes gebot, die ruhig berichtende, ausführlich schildernde südländische Romanze. Nicht die Begebenheit war ihm das Wesentliche, sondern ihr Widerschein in dem erregten Menschenherzen. Jede Falte des deutschen Gemüts lag ihm offen, und wunderbar glücklich wußte er zuweilen mit wenigen anspruchslosen Worten ein Herzensgeheimnis unseres Volkes zu offenbaren. Einfacher als in dem Gedichte von dem treuen Kameraden ist nie gesagt worden, wie den streitbaren Germanen seit der Zimbernschlacht bis zu den Franzosenkriegen im Schlachtgetümmel immer zumute war: so kampflustig und fromm ergeben, so liebevoll und so treu.

Die Kraft der Empfindung drängte sich auch in seinen erzählenden Dichtungen so stark hervor, daß manche Gedichte, die er selber Balladen nannte, bald als Lieder in den Volks-

mund übergingen. Denn seinen Liedern vornehmlich verdankte er die Liebe des Volkes, die ihm zuerst in der schwäbischen Heimat, dann auch im übrigen Deutschland frohlockend entgegenkam bis er endlich der volkstümlichste aller unserer großen Dichter wurde. In den schlichten, tiefempfundenen Worten von Liebes Leid und Freude, von Wanderglück und Abschiedsschmerz, von der Lust des Weines und der Waffen fanden alle, vornehm und gering, die Erinnerungen ihres eigenen Lebens wieder. Zumal die Oberdeutschen fühlten sich angeheimelt, wenn ihnen zwischen den Zeilen des Dichters stets die schwäbische Landschaft mit ihren Rebenhügeln und sonnigen Flüssen, mit ihrem heiteren sangeslustigen Völkchen entgegenwinkte. Die einfachen, dem Volksliede nachgebildeten Weisen forderten unwillkürlich zum Singen auf; bald wetteiferten die Tonsetzer sich ihrer zu bemächtigen. Die ganze Jugend stimmte mit ein. Uhlands Lieder erklangen wo immer deutsche Soldaten über Land marschierten, wo Studenten, Sänger und Turner sich zum fröhlichen Feste zusammenfanden; sie wurden eine Macht des Segens für das frisch aufblühende kräftige Volksleben des neuen Jahrhunderts. Das junge im Kriege gestählte Geschlecht drängte überall aus der Stubenluft der guten alten Zeit hinaus ins Freie, die deutsche Wanderlust forderte ihr Recht, alte halbvergessene Volksfeste gelangten wieder zu Ehren. Der neue Volksgesang schlug eine Brücke über die tiefe Kluft, welche die Gebildeten von den Ungebildeten trennte, führte die Massen, die nichts lasen, zuerst in die Kunstdichtung der Gegenwart ein; und wenngleich jene köstliche ungebrochene Einheit der nationalen Gesittung, wie sie einst in den Tagen der Staufer bestanden, für die gelehrte Bildung der modernen Welt immer unerreichbar blieb, so war es doch eine heilsame Rückkehr zur Natur, daß allmählich mindestens ein Teil der schönsten deutschen Gedichte der ganzen Nation lieb und verständlich wurde. Wie schlug dem schwäbischen Dichter das Herz, als er die neu erwachende Liederfreude seines Volkes sah; voll Zuversicht rief er den Genossen die nur allzu treulich beherzigte Mahnung zu:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

Der schlichte Mann konnte sich nicht satt sehen an dem lärmenden Gewimmel der Volksfeste, und das waren ihm die Augenblicke des höchsten Dichterlohnes, wenn er einmal auf einer Rheinreise irgendwo im Walde junges Volk mit frischen Stimmen seine eigenen Lieder singen hörte, oder wenn ein Tübinger bemoostes Haupt in festlichem Komitat über die Neckarbrücke hinauszog und das Abschiedslied „es ziehet der Bursch in die Weite" bis in den Rebgarten des Dichterhauses am Österberge hinüberklang.

Wohl umspannten seine Gedichte nur einen ziemlich engen Kreis von Gedanken; er sang, wie einst die ritterlichen Dichter mit den Goldharfen, fast allein „von Gottesminne, von kühner Helden Mut, von lindem Liebessinne, von süßer Maienblut". Auch in seinen Tragödien verherrlichte er mit Vorliebe die zähe Treue altdeutscher Freundschaft; ihnen fehlt die fortreißende Macht der dramatischen Leidenschaft. An das mächtige politische Pathos seines Lieblings Walther von der Vogelweide reichten seine vaterländischen Gedichte nicht heran; der prometheische Drang, die höchsten Rätsel des Daseins, das Woher und Wohin der Menschheit zu ergründen, berührte sein ruhiges Gemüt selten. Darum wollte Goethe von den Rosen und Gelbveigelein, den blonden Mädchen und trauernden Rittern des schwäbischen Sängers nichts hören; er verkannte, daß ihm selber in der Lieder- und Balladendichtung niemand sonst so nahe gekommen war wie Uhland, und meinte herbe, in alledem liege nichts das Menschengeschick Bezwingendes. Die Deutschen aber hatten sich längst im stillen verschworen, den Altmeister zu behandeln nach seinem eigenen Worte: wenn ich dich liebe, was geht's dich an? Der treue Schwabe wußte, wie unmöglich es ist einen Meister seines Irrtums zu überführen. Er ließ sich durch die Ungerechtigkeit des Alten in seiner Liebe nicht beirren; er ward

nicht müde, dem Greise seine Sängergrüße zu senden und der Nation zu erzählen, wie dieser Königssohn einst in goldner Frühe das schlummernde Dornröschen, die deutsche Poesie erweckte, und wie das steinerne Laub am Straßburger Münster rauschte, als der Dichterjüngling die Turmschnecken hinaufstieg, „dem nun ein halb Jahrhundert die Welt des Schönen tönt".

Obwohl der Schweigsame nach seinem dreißigsten Jahre nur noch einzelne Gedichte veröffentlichte und sich begnügte als geistvoller Forscher und Sammler an der großen Arbeit der Wiederentdeckung unserer Vorzeit teilzunehmen, so wuchs sein Dichterruhm doch von Jahr zu Jahr. Die Lieder seiner Jugend konnten nicht veralten. Hochgebildet und doch bürgerlich unscheinbar; begeistert für die alte Herrlichkeit des Reichs und das österreichische Kaisergeschlecht, und doch ein Demokrat, dem die „Fürstenrät' und Hofmarschölle mit trübem Stern auf kalter Brust" immer verdächtig blieben; im politischen Kampfe furchtlos und treu, wie es der Wappenspruch des Landes fordert, bis zum trotzigen Eigensinne — so erschien er den Schwaben als der rechte Vertreter der Landesart, als der beste der Stammgenossen. Sie hoben ihn auf den Schild und rühmten: „jedes Wort, das der Uhland gesprochen, ist uns gerecht gewesen."

Eine Schar von jungen Poeten folgte dem Meister nach und nannte sich bald selbst die schwäbische Dichterschule. Hier zuerst in der Geschichte der neuen deutschen Dichtung ward der Versuch einer landschaftlichen Sonderbildung gewagt, doch es war ein durchaus harmloser Partikularismus. Nichts lag diesen Dichtern ferner als die Absicht sich loszureißen von der gemeinsamen Arbeit der Nation; sie fühlten sich nur recht von Herzen froh und stolz, diesem heiteren Lande des Weines und der Lieder anzugehören, diesem Stamme, der einst des heiligen Reiches Sturmfahne getragen hatte und fest wie kein anderer mit den großen Erinnerungen unseres Mittelalters verwachsen war. Liebenswürdige Heiterkeit und natürliche Frische war allen den ungezählten Balladen und Liedern dieser Poeten eigen; sie blieben deutsch und züchtig und bewahrten die reinen Formen der lyrischen

Dichtung auch in späteren Tagen, als der neue weltbürgerliche Radikalismus, den Adel der Kunstform und die Unschuld des Herzens zerstörend, über die deutsche Poesie hereinbrach. Aber die wunderbare poetische Stimmung der Lieder Uhlands ließ sich ebensowenig nachahmen wie seine schalkhafte Laune, die den reckenhaften Trotz der deutschen Heldenzeit so glücklich zu verklären wußte. Manche der schwäbischen Balladensänger verfielen allmählich in die gereimte Prosa des Meistersanges; ihre platte Gemütlichkeit wußte dem neuen Jahrhundert keine Gedanken zu bieten.

Weitaus der eigentümlichste Geist aus diesem Kreise war Justinus Kerner, eine durch und durch poetische Natur voll drolligen Humors und tiefen Gefühles. Sein gastfreies Haus in den Rebgärten dicht neben der alten sagenberühmten Burg Weibertreu bei Weinsberg blieb viele Jahre hindurch die Herberge für alle guten Köpfe aus dem Oberlande. Wer dort von dem Dichter und seinem Rickele herzlich aufgenommen ward und ihn dann beim Neckarwein tolle Schnurren erzählen oder seine geistvollen, warm empfundenen Lieder vortragen hörte, der fand es kaum anstößig, daß auch dieser im Grunde der Seele protestantische und moderne Mensch von dem mystischen Hange der Romantik nicht unberührt geblieben war. Wie Brentano die wundertätige Katharina Emmerich, so feierte Kerner die Seherin von Prevorst, eine kranke Bäuerin aus der Nachbarschaft, und meinte durch sie den Einklang zweier Welten zu belauschen; was ihn in diese nächtigen Regionen trieb war nicht die Gewissensangst einer unfreien, haltlosen Seele, sondern die poetische Schwärmerei eines kindlichen Gemütes, das in der Verstandesdürre der Aufklärung seinen Frieden nicht finden konnte. Dankbar rief ein Genosse der Tafelrunde dem glücklichen Dichterhause zu:

> Es weicht die Geisterschwüle
> Vor jener Abendkühle,
> Die von des Genius Schwingen taut!

Unterdessen begann die Nation erst ganz zu verstehen was sie an ihrem größten Dichter besaß. Immer mächtiger und ge-

bieterischer hob sich die Gestalt Goethes vor ihren Augen, als die Aufregung der Kriegszeit sich legte und die während der Jahre 1811—14 erschienenen drei ersten Teile von Dichtung und Wahrheit allmählich in größere Kreise drangen. Das Buch stand in der langen Reihe der Bekenntnisse bedeutender Männer ebenso einzig da wie der Faust in der Dichtung. Seit den Konfessionen des Augustinus hatte niemand mehr das allerschönste Geheimnis des Menschenlebens, das Werden des Genius, so tief, wahr und mächtig geschildert. Jenem strengen Heiligen verschwanden die Gestalten des Diesseits gänzlich neben dem zermalmenden Gedanken der Sündhaftigkeit aller Kreatur und der Sehnsucht nach dem lebendigen Gotte; hier aber redete ein weltfreudiger Dichtergeist, der in der Lebensfülle der Schöpfung die ewige Liebe anzuschauen suchte und von den höchsten Flügen des Gedankens immer wieder zurückkehrte zu dem einfältigen Künstlerglauben: „wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?“ Ebenso ehrlich wie einst Rousseau bekannte Goethe die Fehler und Irrgänge seiner Jugend; doch bewahrte ihn sein sicheres Stilgefühl vor jener gewaltsamen, gesuchten Offenheit, die zur Schamlosigkeit führt. Er legte nicht wie der Genfer auch jene halb unbewußten widerspruchsvollen Aufwallungen des Gefühles bloß, welche allein durch ihre Flüchtigkeit erträglich werden und in der ausführlichen Darstellung fratzenhaft erscheinen, sondern gab nur das Wesentliche seines Lebens: er erzählte, wie er zum Dichter geworden war.

Wenn aus Rousseaus Geständnissen zuletzt doch nichts übrig blieb als die wehmütige Erkenntnis der Gebrechlichkeit des Menschen, der zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild, zwischen dem Gott und dem Tiere haltlos dahinschwankt, so überkam die Leser von Dichtung und Wahrheit das frohe Gefühl, daß dem deutschen Dichter in zweifachem Sinne gelungen war was Milton einst von dem Poeten verlangte: sein Leben selbst

zu einem wahren Kunstwerke zu gestalten. Wie er das Talent von der Mutter, den Charakter von dem Vater ererbt hatte und nun nach und nach mit ungeheurer Beharrlichkeit sich ausbreitete über den ganzen Bereich menschlichen Schauens, Dichtens und Erkennens — auf jeder Stufe seiner Entwicklung erschien dieser Geist gesund, vorbildlich, der Natur gemäß und darum so einfach in allen seinen wunderbaren Wandlungen. Die geistreiche Fanny Mendelssohn sprach nur die Empfindungen aller Leser aus, als sie weissagte: diesen Mann werde Gott nicht vor der Zeit heimrufen; der müsse auf Erden bleiben bis zum höchsten Alter und seinem Volke zeigen, was es heiße zu leben. Die Verehrung für Goethe ward ein Band der Einheit zwischen den besten Männern dieses zerrissenen Volkes; je höher ein Deutscher in seiner Bildung stand, um so tiefer beugte er sich vor dem Dichter. Wohl hörte man aus dem Tone des Buches heraus, daß Goethe einst selber von seinen Jugendtagen gesagt hatte: man hätte mir eine Krone auf das Haupt setzen können, und ich würde mich nicht gewundert haben. Und doch stand er viel zu hoch, um auch nur berührt zu werden von jenen unwillkürlichen Regungen der Selbstgefälligkeit, die sich fast in allen Konfessionen zeigen. Das mächtige Selbstbewußtsein, das sich in diesen Blättern aussprach, war die heitere Ruhe eines ganz mit sich einigen Geistes, die glückliche Unbefangenheit eines Dichters, der sein Leben lang nur Bekenntnisse geschrieben hatte und längst gewohnt war den Tadlern und den Neidern gelassen zu antworten: ich habe mich nicht selbst gemacht.

Immer wenn er in das deutsche Leben hineingriff, hatte er sein Höchstes geleistet; so waren denn auch die Gestalten, die er jetzt aus der Erinnerung heraufbeschwor, von einer Seelenwärme durchleuchtet wie nur die schönsten seiner freien Dichtergebilde. Aus dem Pfarrhause von Sesenheim drang ein Strahl der Liebe in die Jugendträume jedes deutschen Herzens, und wenn ein Deutscher an die seligen Tage seiner eigenen Kindheit zurückdachte, so stand mit einem Male das winklige alte Haus am Hirschgraben und der fließende Brunnen im Hofe vor ihm

und er schaute der glücklichen Frau Rat in die tiefen lachenden Augen. Der Dichter sagte mit seinen Alten: in der Gestalt wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten. Ihm selber fiel ein anderes Los; denn so mächtig war der Zauber dieses Buches, daß noch heute, wenn Goethes Name genannt wird, fast jedermann zuerst an den königlichen Jüngling denkt; seine Mannesjahre, die er selbst nicht mehr geschildert hat, scheinen neben dem sonnigen Glanze dieser Jugendgeschichte wie im Schatten zu liegen.

Wie Rousseau die Zeitgeschichte mit der Erzählung seines Lebens verwoben hatte, so gab auch Goethe, nur ungleich tiefsinniger und gründlicher, ein umfassendes Geschichtsbild von dem geistigen Leben der friderizianischen Zeit. Noch einmal aufflammend in jugendlichem Feuer schilderte der Greis jene hoffnungsfrohen Frühlingstage der deutschen Kunst: wie alles keimte und drängte, wie der frische Duft des Erdreichs aus den neu umgebrochenen Äckern die Luft erfüllte, wie der eine Baum noch kahl stand und andere schon Blätter trugen. Wie oft hatten Niebuhr und andere Zeitgenossen dem Dichter den historischen Sinn abgesprochen, weil er sich so gern in die Natur versenkte. Er aber löste jetzt die beiden höchsten Aufgaben des Geschichtschreibers, die künstlerische und die wissenschaftliche, und zeigte durch die Tat, daß beide in Eines zusammenfallen: indem er die Vergangenheit den Lesern so lebendig vergegenwärtigte, daß sie alles mitzuerleben glaubten, ließ er sie zugleich das Geschehene verstehen, die Notwendigkeit der Tatsachen erkennen. Das Werk war entstanden in den Tagen der napoleonischen Weltherrschaft, da der Dichter selbst an der politischen Auferstehung seines Vaterlandes zu verzweifeln schien, und gleichwohl sprach aus jedem Satze die zuversichtliche, hoffnungsfrohe Stimmung des friderizianischen Zeitalters. Kein Wort ließ erraten, daß der Dichter nach den jüngsten Niederlagen den Glauben an Deutschlands große Zukunft aufgegeben hätte. Eben jetzt, da alle Welt den preußischen Staat verloren gab und selbst die teutonischen Schwarmgeister sich gleichgültig von dem Bilde

Friedrichs abwendeten, zeigte Goethe zuerst in ergreifenden Worten, wie fest die neue Kunst mit dem preußischen Heldenruhme verwachsen war: an Talenten war in Deutschland niemals Mangel, doch der nationale Gehalt, der eigentliche Lebensinhalt kam unserer Dichtung erst durch Friedrichs Taten. So wenig war der Dichter seinem Volke innerlich untreu geworden. Heute gibt es nur noch eine heilige Sache: — so äußerte er einst in jenen schweren Tagen — im Geiste zusammenzuhalten und in dem allgemeinen Ruin das Palladium unserer Literatur zu bewahren!

Ein qualvoller, ungesunder Zustand blieb es doch, daß er zu dem erwachenden politischen Leben seines Volkes so gar kein Vertrauen fassen konnte. Schmerzlich genug erprobte er die Wahrheit seines eigenen Ausspruchs: der Dichter sei seiner Natur nach unparteiisch und könne in Zeiten politischer Leidenschaft einem tragischen Schicksal kaum entgehen. Auf Augenblicke überkam ihn wohl die Ahnung einer glücklicheren Zukunft. Als die große Armee nach Rußland zog und die Verzagten meinten, nunmehr sei das Weltreich vollendet, da erwiderte er: wartet ab, wie viele wiederkommen werden! Aber als nun wirklich nur armselige Trümmer jener endlosen Züge zurückkehrten und das preußische Volk sich wie ein Mann erhob, da graute dem Dichter doch vor dem aufgeregten Wesen der „unartigen Freiwilligen". Er vergaß es nie, wie wenig die Deutschen einst den hohen patriotischen Sinn von Hermann und Dorothea verstanden hatten, und traute seinem Volke die nachhaltige Kraft des politischen Willens nicht zu; er hatte von jeher mit der alten Kultur des Westens seine Gedanken ausgetauscht und sah jetzt mit unheimlichen Ahnungen, wie die Völker des Ostens „Kosaken, Kroaten, Kassuben und Samländer, braune und andere Husaren" über das friedliche Mitteldeutschland dahinfegten. Seinem Sohne verbot er streng, in das Heer der Verbündeten einzutreten und mußte dann noch erleben, wie der leidenschaftliche Jüngling, beschämt und verzweifelt, plötzlich umschlug und im Hause des Vaters eine abgöttische Verehrung für Napoleon zur Schau trug.

Erst die Friedensbotschaft erlöste den Dichter aus seiner dumpfen Verstimmung; er atmete erleichtert auf und schrieb zur Friedensfeier das Festspiel „des Epimenides Erwachen", um nach seiner Weise durch ein poetisches Bekenntnis seine Brust vollends zu befreien. Die Masse, die mit Recht bei solchem Anlaß ein volkstümliches, gemeinverständliches Werk erwartete, wußte mit den symbolischen Gestalten nichts anzufangen; wer aber den Sinn der Fabel zu enträtseln vermochte, hörte tief erschüttert mit an, wie der träumerische Weise, „der diese Nacht des Jammers überschlief", den siegreichen Kämpfern bekannte: er schäme sich seiner Ruhestunden, „denn für den Schmerz, den ihr empfunden, seid ihr auch größer als ich bin!" Es war ein Geständnis, das jeden Tadel beschämte; doch keineswegs eine Demütigung, denn zugleich dankte Epimenides den Göttern, die ihm in diesen stürmischen Jahren die Reinheit der Empfindung bewahrt hatten. Freier, heiterer blickte Goethe fortan auf den Befreiungskrieg zurück, und für das Standbild, das die Stände Mecklenburgs in Rostock ihrem Blücher errichteten, schrieb er die Zeilen:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns
Vom Feinde los!

Sobald die Waffen schwiegen machte er sich auf „zu des Rheins gestreckten Hügeln, hochgesegneten Gebreiten". Zwei glückliche Sommer, 1814 und 1815 verbrachte er in den befreiten rheinischen Landen, die ihn mit ihrem sonnenhellen Leben immer vor allen anderen deutschen Gauen anheimelten. Das Herz ging ihm auf, da er überall den alten rheinländischen Frohsinn, den freundnachbarlichen Verkehr zwischen den beiden Ufern wiedererwachen sah, und droben auf dem Rochusberge bei Bingen, wo die französischen Vorposten so lange ihren Lugaus gehalten, das Volk wieder zum heiteren Kirchenfeste zusammenströmte. In den Blättern, die er zum Gedächtnis dieser frohen Tage

schrieb, erschien der Greis wieder ganz so lebensfroh und weinselig wie einst der Straßburger Student. Auch die Forschungen jener Straßburger Zeit nahm er jetzt im freundlichen Verkehre mit Bertram und den Gebrüdern Boisseree wieder auf. Er freute sich an dem Kölner Dome, besuchte alle die alten Bauwerke am Main und Rhein und verweilte lange in Heidelberg: dort stand jetzt die altdeutsche Gemäldesammlung der Gebrüder Boisseree mit dem Bartholomäus-Altar und dem gewaltigen Bilde des heiligen Christophorus, ein Wanderziel für alle jungen Teutonen, die Wiege unserer neuen Kunstforschung. Die Gestalten Dürers, „ihr festes Leben und Männlichkeit, ihre innere Kraft und Ständigkeit" hatten den Dichter schon in seiner Jugend mächtig angezogen; wie tat es ihm wohl, jetzt auch an den Werken der altniederländischen und der kölnischen Malerschule den Fleiß, die Bedeutsamkeit, die Einfalt der deutschen Altvordern zu bewundern. Ach Kinder, rief er aus, was sind wir dumm: wir bilden uns ein, unsere Großmütter seien nicht auch schön gewesen! Auch der Nibelungen nahm er sich nachdrücklich an, gegen Kotzebue und die anderen platten Gesellen, die über die reckenhafte Großheit des germanischen Altertums ihre Witze rissen. Den Drillingsfreunden in Köln, den Boisserees und ihrem Genossen Bertram, „die zum Vergangenen mutig sich kehren", sendete er zum Andenken sein Bild mit freundlichen Versen. Die christlich-germanischen Schwarmgeister frohlockten, nun sei dieser Berg zu Tal gekommen, nun habe der alte Heidenkönig dem deutschen Festkinde, dem Kölner Dome huldigen müssen; sie rechneten den Dichter bereits zu den Ihren und hofften demnächst eine christliche Iphigenie erscheinen zu sehen.

Wie wenig kannten sie diesen allseitigen Geist, der eben damals mit ruhigem Selbstgefühle sagte: Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleib' im Dunkeln unerfahren, mag von Tag zu Tage leben! Wenn Goethe den berechtigten Kern der deutschen Romantik unbefangen anerkannte, so war er doch mitnichten gemeint, im hohen Alter zu dem Gedankenkreise seines Götz von Berlichingen zurückzukehren. Er

blieb der Klassiker, der den Benvenuto Cellini übersetzt und in seiner Schrift über Winckelmann das Evangelium der deutschen Renaissance verkündet hatte; war ihm doch Dürer nur darum so lieb, weil dieser heitere Genius gleich ihm selber germanischen Gedankenreichtum mit südländischer Formenschönheit verband. Der Welterfahrene, der sich selbst oftmals demütig „ein borniertes Individuum" nannte, wußte nur zu wohl, wie leicht die Anforderungen des Lebens den Handelnden zur unwillkürlichen Einseitigkeit verführen, und sah daher mit Entrüstung, wie die bewußte und gewollte Einseitigkeit des Teutonentums den Deutschen ihr bestes Gut, die freie Weltansicht, die unbefangene Empfänglichkeit zu verkümmern drohte. Wenn das junge Volk sich gar unterstand, ihm seine geliebte Sprache durch anmaßliche Reinigung zu verderben, sie des befruchtenden Verkehrs mit fremder Kultur zu berauben, dann brauste er auf in hellem Titanenzorne. Die „malkontente, determinierte, zuschreitende" Art des neuen Geschlechts widerte ihn an, dies plumpe, ungekämmte Wesen, diese aus natürlicher Germanenderbheit und gemachtem Jakobinertrotz so seltsam gemischte Formlosigkeit. Namentlich an den jungen Malern, die in dem Kloster auf dem Quirinal ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten, bemerkte Goethe bald jene Dürftigkeit, die allem Fanatismus eigen ist. Die fruchtbaren ersten Jahre der mittelalterlichen Schwärmerei waren vorüber. Jetzt hieß die Losung „Frömmigkeit und Genie!"; der Fleiß ward mißachtet, und manche Werke der Nazarener erschienen so leer und kahl wie die Klosterzellen von S. Isidoro selber. Scharf abwehrend trat der Dichter dieser Richtung entgegen; sogar die Widmung der Corneliusschen Zeichnungen zum Faust würdigte er keiner Antwort; denn er fühlte, daß der große Maler nur die eine Seite des Gedichtes verstanden, die klassischen Ideen aber, die nachher im zweiten Teile ihre Entfaltung finden sollten, noch kaum bemerkt hatte.

Vor allem entsetzte den freien Geist des alten Klassikers „die Kinderpäpstelei", das erkünstelte neukatholische Wesen der verfallenden Romantik. Es wurde verhängnisvoll für den ganzen

Verlauf der deutschen Gesittung bis zum heutigen Tage, daß Goethe eine freie, geistvolle Form des positiven christlichen Glaubens eigentlich niemals kennen lernte. In seiner Jugend verkehrte er eine Zeitlang mit den schönen Seelen des Pietismus, jedoch der enge Gesichtskreis dieser Stillen im Lande vermochte den Genius nicht zu fesseln. Im Alter trat er mit den Bekennern jenes tiefsinnigen, weitherzigen und hochgebildeten Christentums, das während der schweren Jahre des Leidens und des Kampfes allmählich herangereift war, niemals in nahe Berührung; sonst wäre seinem scharfen Blicke schwerlich entgangen, daß Männer wie Stein und Arndt ihre unerschütterliche Hoffnungsfreudigkeit, ihre sittliche Überlegenheit, einem Hardenberg oder Gentz gegenüber, zu allermeist der Kraft des lebendigen Glaubens verdankten. So geschah es, daß auch der letzte und größte Vertreter unserer klassischen Epoche von dem wieder erwachenden religiösen Leben der Nation wenig bemerkte, und noch auf Jahrzehnte hinaus die Geringschätzung kirchlicher Dinge in den Kreisen der reichsten Bildung fast als ein notwendiges Zeichen freier Gesinnung erschien. Die spindeldürren Gestalten der Nazarener mit ihrer gesuchten Einfalt, die bald süßlichen, bald überschwenglichen Reden der romantischen Apostaten mußten Goethes großen Sinn empören; und als er gar die Frau von Krüdener auf ihre alten Tage die Erweckte, die gottbegeisterte Seherin spielen sah, da wallte sein protestantisches Blut hoch auf und er schrieb kurzab: „Hurenpack, zuletzt Propheten!“ Auch die Verfälschung der Wissenschaft durch religiöse Gefühle und mystische Ahnungen blieb ihm immerdar ein Greuel, und mit hellem Jubel begrüßte er Gottfried Hermanns „kritisch-hellenisch-patriotische“ Feldzüge wider Creuzers Symbolik. Er fühlte lebhaft, daß alles deutsche Wesen zugrunde gehen mußte, wenn wir jemals unseren Weltbürgersinn völlig aufgäben; er ward nicht müde von der Notwendigkeit einer Weltliteratur zu sprechen, das Echte und Gute aus den Werken der Nachbarvölker zu empfehlen, und fand sogar Worte des Beifalls als der geistreiche Russe Uwarow vorschlug, jede Wissenschaft nur in einer kongenialen

Sprache darzustellen, also die Altertumskunde nur in der deutschen.

Ebensowenig wie das überspannte Teutonentum konnten dem Dichter die neuen konstitutionellen Doktrinen zusagen. In den einfachen gemütlichen Verhältnissen des Lebens bewährte er stets eine rührende Güte und Nachsicht gegen den geringen Mann, tiefe Ehrfurcht vor den starken und sicheren Instinkten des Volksgefühls. Oft wiederholte er: die wir die niederste Klasse nennen sind vor Gott gewiß die höchste Menschenklasse. Selbst während er an der Iphigenie schrieb, vermochte sein menschenfreundliches Herz den Gedanken an die hungernden Apoldaer Strumpfwirker nicht los zu werden. Doch im Staate, in Kunst und Wissenschaft zeigte er die aristokratische Gesinnung, die jedem bedeutenden Kopfe natürlich ist, und wahrte streng abweisend das natürliche Vorrecht der Bildung. Schon in den Volksszenen seines Egmont hatte er sein Urteil über die politische Befähigung der Masse unverblümt ausgesprochen. „Verwirrend ist's wenn man die Menge höret" — so lautete seine Antwort, wenn die Wortführer des Liberalismus zuversichtlich beteuerten, die untrügliche Weisheit des Volks werde alle Schäden des deutschen Staatslebens zu heilen wissen. Das undeutsche Wesen der liberalen Tagesschriftsteller, ihre Abhängigkeit von den Doktrinen der Franzosen war seiner deutschen Gesinnung verächtlich; ihre verständige Wasserklarheit erinnerte ihn an den alten Nicolai und erfüllte ihn zugleich mit Besorgnis, denn er lebte des Glaubens, die reine Verstandesbildung führe zur Anarchie, da dem Verstande keine Autorität innewohne. Bald bemerkte er auch mit Ekel, wie der junge Liberalismus in denselben unduldsam gehässigen Ton verfiel wie einst der Ketzerrichter der Berliner Aufklärung und alle Andersdenkende als Fürsten- oder Pfaffenknechte verfolgte. Diesen Sklaven der Parteimeinung hielt er entgegen: es gebe nur einen wahren Liberalismus, die Liberalität der Gesinnungen, des lebendigen Gemüts.

Mit unüberwindlichem Abscheu erfüllte ihn das aufblühende Zeitungswesen; ihm entging nicht, wie verflachend und ver-

sandend dies Haschen nach den Tagesneuigkeiten, diese ungesunde Vermischung von ödem Klatsch und politischer Belehrung auf die allgemeine Bildung wirken, welche Frechheit und Nichtigkeit unter allen diesen unverantwortlichen Namenlosen, die hier über Menschen und Dinge zu Gericht saßen, aufwuchern mußte. „Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung" schien ihm der einzige Gewinn aus der belobten Preßfreiheit. Achselzuckend wendete er sich ab von den Götzen des Tages: „wer in der Weltgeschichte lebt, dem Augenblick sollt' er sich richten?" — Wie war es doch so still geworden um den Alten! Auch Herder und Wieland waren dahingegangen, und das schöne Verhältnis zu seinem fürstlichen Freunde wurde durch eine unwürdige Kränkung getrübt. Der Dichter wollte nicht dulden, daß ein abgerichteter Hund dort seine Künste zeigte, „wo der bekränzte Liebling der Kamönen der inn'ren Welt geweihte Glut ergoß". Der Großherzog aber bestand auf seiner Laune; Goethe mußte vor dem Hunde des Aubry weichen und zog sich von der Leitung der Weimarischen Bühne zurück.

Die freie Heiterkeit seines Wesens blieb von alledem unberührt. Mit jugendlichem Eifer verteidigte er in seiner neuen Zeitschrift „Kunst und Altertum", wie vormals in den Propyläen, die klassischen Ideale. Der Kunst-Meyer und die anderen unter dem gefürchteten Zeichen W. K. F. versteckten Weimarischen Kunstfreunde unterstützten ihn im Kampfe wider „die neue frömmelnde Unkunst". Freilich stand der Dichter an der Schwelle zweier Zeitalter, und hinter dem stolzen, zuversichtlichen Tone seiner Polemik verbarg sich zuweilen ein Gefühl der Unsicherheit. Wie vormals Winckelmann zugleich für die antiken Bildwerke der Villa Albani und für die frostige Eleganz eines Raphael Mengs sich begeisterte, so kam auch Goethe von seinem alten Genossen Tischbein nicht ganz los und schmückte ein steifes Bild des Freundes, das von natürlicher Wahrheit wenig oder nichts enthielt, mit den Versen: „heute noch im Paradiese wandern Lämmer auf der Wiese, und Natur ist's nach wie vor!" Dabei behielt er doch Fühlung mit allen frei aufstrebenden Talenten

der deutschen Kunst und begrüßte mit warmem Lobe die ersten kühnen Schritte Christian Rauchs.

Wirksamer als diese kritische Tätigkeit ward das Erscheinen der Italienischen Reise im Jahre 1817. Seit langem waren diese Erinnerungsblätter in den Kreisen der Freunde verbreitet; nun gab sie der Dichter gesammelt heraus in einer neuen Bearbeitung, welche absichtlich alles Licht auf Rom, auf die Werke des Altertums und der Renaissance fallen ließ. Die Deutschen sollten ihm nachfühlen, wie ihn einst die übermächtige Sehnsucht unaufhaltsam nach der ewigen Stadt drängte, wie selbst in Florenz seines Bleibens nicht war, wie er in Assisi nur Augen hatte für die schlanken Säulen des Minerventempels und „den tristen Dom" des heiligen Franziskus, die geweihte Stätte, wo einst Giottos Kunst erwachte, keines Blickes würdigen wollte, bis er schließlich unter der Porta del Popolo sich gewiß war Rom zu haben. Und nun mußten die Leser ihm folgen durch alle jene reichen Tage, die schönsten und fruchtbarsten seines Lebens hindurch: wenn morgens die Sonne über den zackigen Gipfeln des Sabinergebirges emporstieg und der Dichter den einsamen Weg am Tiber entlang hinauszog zu dem Brunnen in der Campagna; wenn er unter den Trümmern des Forums als ein Mitgenosse der Ratschläge des Schicksals die Geschichte von innen heraus lesen lernte, wenn ihn im einsamen kühlen Saale die ganze Seligkeit des Schaffens überkam, die Gestalten der Iphigenie, des Egmont, des Tasso, des Meister mächtig auf ihn eindrängten; wenn er endlich unter den Orangenbäumen am sonnigen Strande von Taormina die Nausikaa und den Dulder Odysseus leibhaftig vor sich wandeln sah. Und dann immer wieder das demütige Geständnis des Mannes, der längst schon den Götz und den Werther gedichtet hatte: hier sei er wiedergeboren worden, hier sei ihm erst die Klarheit und die Ruhe des Künstlers aufgegangen, hier habe er erst gelernt aus ganzem Holze zu schneiden. Die alte Germanensehnsucht nach dem Süden, die Dankbarkeit der Nordländer gegen die schönen Heimatlande aller Gesittung hatte niemals wärmere Worte gefunden. Der

Eindruck war tief und nachhaltig. Dem Dichter wurde die Freude, daß mehrere der begabtesten jungen Künstler sich bald nachher wieder dem Altertum zuwendeten. Aber nicht bloß die Nazarener grollten dem heidnischen Buche, auch Niebuhr und manche andere weltlich freie Köpfe fühlten sich befremdet. Diese rein ästhetische, dem politischen Leben grundsätzlich abgewendete Weltanschauung entsprach den Gesinnungen der achtziger Jahre; dem Geschlechte, das bei Leipzig und Belle-Alliance geschlagen hatte, konnte sie nicht mehr ganz genügen, wie mächtig auch die literarischen Neigungen wieder überhandnahmen.

Vor wenigen Jahren erst hatte Goethe einige seiner jugendlichsten geselligen Lieder geschrieben, so das ausgelassene Burschenlied Ergo bibamus. Nach und nach, da er hoch in die Sechzig hinaufkam, regten sich ihm doch die Gefühle des Alters, die milde Beschaulichkeit, die gefaßte Ergebung, die Neigung zum Lehrhaften, Symbolischen und Geheimnisvollen; und nach seiner Gewohnheit ließ er die Natur frei gewähren. In solcher Stimmung las er die Übersetzung des Hafis von Hammer. Jener Drang in die Ferne, den die Weltfahrten der Romantik unter den Deutschen erweckt hatten, ergriff auch ihn; er fühlte, wie die ruhige, heitere Lebensweisheit des Orients seinen Jahren, die persische Naturreligion seiner eigenen Erdfreundschaft zusagte. Doch „etwas Unmittelbares in seine Arbeiten aufzunehmen“ war ihm unmöglich; er wollte und konnte nicht, wie Schiller, sich eines fremden Stoffs gewaltsam bemächtigen um ihn zu gestalten. Gemächlich lebte er sich nach und nach ein in die Formen und Bilder der persischen Poesie, bis seine eigenen Gedanken unwillkürlich etwas von dem Dufte des Morgenlandes annahmen.

Da führte ihn ein freundliches Geschick, auf jener Reise in die rheinische Heimat, mit Marianne von Willemer zusammen; es war, als sollte ihm allein das ernste Wort nicht gelten, das er zwei Jahre zuvor geschrieben: der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag. Wie ward ihm wieder so jugendlich zumute in jenen sonnigen Herbsttagen, da er mit der schönen jungen Frau in den Baumgängen der

Heidelberger Schloßterrasse lustwandelte und den arabischen Namenszug seiner Suleika in den Rand der Brunnenschale einritzte: „und noch einmal fühlet Goethe Frühlingshauch und Sonnenbrand.“ Was ihn dort beglückte, war nicht eine übermächtige Leidenschaft, wie er sie einst für Frau von Stein empfunden, sondern eine warme und tiefe Herzensneigung für ein holdes Weib, das durch die Liebe des Dichters selber zur Künstlerin wurde. Gelehrig ging sie auf das orientalische Formenspiel des Freundes ein; im Wechselgesange mit Hatem dichtete Suleika jene melodischen Lieder voll süßer Sehnsucht und hingebender Demut, die während eines halben Jahrhunderts zu Goethes schönsten Gedichten gerechnet worden sind. Er aber erwiderte bald geistreich spielend, bald leidenschaftlich erregt; in glutvollen, mystischen Versen besang er den liebsten von allen Gottesgedanken, die Macht der zwischen zweien Welten schwebenden Liebe, die zusammenführt was sich angehört: „Allah braucht nicht mehr zu schaffen, wir erschaffen seine Welt!“

Dergestalt entstand nach und nach das letzte große lyrische Werk des Dichters, der Westöstliche Divan, ein bunter, nur durch das Band der morgenländischen Form zusammengehaltener Strauß von Liebes- und Schenkenliedern, von Sprüchen und Betrachtungen, von alten und neuen Bekenntnissen. Es fehlte nicht an streitbaren Worten; nicht umsonst gestand der alte Meister: denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein. Mit schonungslosen Worten schilderte er die Macht des Niederträchtigen unter den Menschen, und im scharfen Gegensatze zu der Liederseligkeit der schwäbischen Dichter sah er schon voraus, wie das Übermaß der Sangeslust das deutsche Leben zuletzt ernüchtern werde: „wer treibt die Dichtkunst aus der Welt? die Poeten!“ Den Grundton der Sammlung bildete doch eine stille, das irdische Treiben frei überschauende Heiterkeit: „mir bleibt genug, es bleibt Idee und Liebe.“ Die kunstvolle, in bisher unerhörten Freiheiten sich ergehende Prosodie des Divans diente den gedankenreicheren Lyrikern des folgenden Geschlechts zum Vorbilde. Wohl fehlte dann und wann jener Zauber der

unmittelbaren Eingebung, der allen Jugendwerken Goethes ihre hinreißende Macht gab; einzelne steife und gesuchte Wendungen erschienen mehr gedichtet und gedacht als empfunden, manche künstliche Arabesken nur eingefügt um den fremdartigen Reiz des Gesamtbildes zu erhöhen. Dafür erschloß der Greis im Divan, in den Orphischen Urworten, in den unzähligen Sprüchen seiner letzten Jahre einen Schatz der Weisheit, der fast für jede Lebensfrage des Gemüts und der Bildung das rechte Wort bot und erst von dem heutigen Geschlechte allmählich verstanden wird. Viele Dichtungen seines Alters gemahnten an jene rätselhaften Runen unseres Altertums, vor denen der germanische Held sinnen und träumen konnte bis an seinen Tod. Zuweilen wagte er sich bis in die letzten geheimnisvollen Tiefen des Daseins, bis dicht an die Grenzen des Sagbaren, wo das Wort verstummt und die Musik einsetzt: so in jenem wunderbaren Liede, das immer leise in der Seele widerklingt, so oft ein Strahl himmlischer Glückseligkeit in unser armes Leben fällt:

Und so lang Du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

So lebte er dahin in seiner einsamen Größe, unablässig schauend, sammelnd, forschend, dichtend, ins Endliche nach allen Seiten schreitend um das Unendliche ahnungsvoll zu ermessen, beglückt durch jeden Sonnentag des Frühlings und jede Gabe des reichlichen Herbstes, wie durch jedes gelungene Werk der Kunst und jeden neuen Fund im weiten Bereiche menschlichen Wissens. Schillers zarter Körper hatte sich vor der Zeit aufgerieben im harten Dienste der Kantischen Pflichtenlehre; bei diesem Glücklichen und Kerngesunden erschien die ungeheure, allseitige Tätigkeit nur wie die natürliche, mühelose Entfaltung angeborener Kräfte. Die ihm ferne standen, ahnten kaum, wie ernst er es selber nahm mit seinem strengen Worte: nur wer immer wirkt, vermag zu wirken; bald kommt die Nacht, wo niemand wirken kann! Sie ahnten noch weniger, welch ein festes

Gottvertrauen den verrufenen Heiden durch sein reiches Alter geleitete: wie er sich in frommer Scheu hütete, der Vorsehung vorzugreifen und in jeder zufälligen Fügung des Tages das unmittelbare Eingreifen Gottes erkannte — denn nur so erschien dem Künstler die göttliche Weltregierung denkbar. Und da er selber noch mit jedem Tage wuchs als ob dies Leben nie ein Ende finden könnte, so blieb auch die Jugend immer sein Liebling. Mochte ihn die anmaßende Derbheit des jungen Geschlechts zuweilen belästigen: zuletzt konnte er den strahlenden Augen der begeisterten Brauseköpfe doch nicht zürnen und meinte gütig: es wäre töricht zu verlangen: komm, ältle du mit mir! Jungen Dichtern aber wußte er nur zu raten was ihn selber die Natur gelehrt hatte: sie sollten sich vorerst bemühen Männer zu werden, reich im Herzen wie im Kopfe, und ihre Seele offen halten jedem Hauche der Zeit: „poetischer Gehalt ist Gehalt des eigenen Lebens; man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich von Zeit zu Zeit, ob man lebendig ist!“

Einzelne eifrige Renegaten, wie Friedrich Schlegel, unterstanden sich wohl, von dem abgetakelten alten Herrgott zu reden; die Edleren wußten, daß man diesen Mann nicht antasten konnte, ohne die Nation selber zu beschimpfen. Wenn der Freiherr vom Stein die Zurückhaltung Goethes in den napoleonischen Tagen beklagte, so fügte er bescheiden hinzu: Aber er ist doch zu groß! Nirgends fand der Dichter wärmere Bewunderer als in den Kennerkreisen Berlins. Hier wurde die Goethe-Verehrung wie ein Geheimdienst getrieben; die ewig schwärmende Hohepriesterin Rahel Varnhagen verkündete von ihrem Dreifuß herunter unermüdlich in orakelhaften Reden den Ruhm des Vergötterten. Der alte Herr sah sich die Weihrauchswolken, die vor seinem Altar an der Spree emporstiegen, aus der Ferne gelassen an und gab gelegentlich in seinem umständlichen Geheimrats-Stile eine höfliche Antwort. Doch näher auf den Leib durften ihm diese Huldigenden nicht heranrücken; er fühlte, daß bei ihnen zur anspruchsvollen Doktrin wurde was ihm selber die Natur in die Wiege gelegt hatte. Der nixenhaften kleinen Rahel schlug ein

dankbares, frommes, menschenfreundliches Herz im Busen; mitten in der gemachten Ekstase dieser tief eingeweihten Dilettanten und Halbkünstler bewahrte sie sich das sichere Gefühl des Weibes für das Große und Starke; war doch Fichte einst viele Jahre lang neben Goethe ihr Abgott gewesen. Aber dicht neben solchen liebenswürdigen Zügen lag eine halb unbewußte und eben darum unermeßliche Eitelkeit, die in der Bewunderung des ersten deutschen Dichters die Größe des eigenen Ichs genoß und sich über das stille Gefühl der Unfruchtbarkeit tröstete mit dem erhabenen Gedanken: der im Unendlichen schwebende Geist verschmähe sich einzubannen in die Kreise der Sprachkunst! „Warum sollte ich nicht natürlich sein?“ — sagte sie arglos — „ich wüßte doch nichts Besseres und Mannigfaltigeres zu affektieren!“ Und wie wenig Inhalt lag doch in allen den gebildeten Redensarten dieser ästhetischen Teezirkel. Vieles was man dort Geist nannte lief im Grunde hinaus auf die Mißhandlung der deutschen Sprache, auf das verblüffende Zusammenstellen ungehöriger Wörter. Wenn Rahel ein edel und feurig vorgetragenes Musikstück „einen gebildeten Sturmwind“ nannte, dann jauchzte die Priesterschar der höheren Bildung, und der eunuchenhafte Gatte trug die Albernheit mit seinen zierlichsten Schriftzügen in seine Tagebücher ein. Der alte Heros in Weimar aber kannte den weiten Abstand zwischen dem Kennen und dem Können. Wo ihm unter seinen Verehrern schöpferische Begabung begegnete, da taute er auf; wie väterlich kam er dem Wunderkinde Felix Mendelssohn-Bartholdy entgegen und freute sich mit den glücklichen Eltern des schönen Vereines von feiner Bildung und echtem Talent. —

Als die Dichtung schon in den Herbst eintrat, begann für die bildenden Künste erst die Zeit der Blüte. Solange die Begeisterung der Kriegsjahre anhielt wurde die gotische Kunst allgemein als die wahrhaft deutsche gepriesen. Die Jugend schien sich für immer von den antiken Idealen abzuwenden, und Schenkendorf rief gebieterisch: „man soll an keiner deutschen Wand mehr Heidenbilder sehn!“ Viele der Freiwilligen aus dem Osten

lernten auf den Märschen am Rhein zuerst den Formenreichtum unserer Vorzeit kennen; sie meinten in diesen alten Domen die allein gültigen Musterbilder für die vaterländische Kunst zu finden und bemerkten kaum, daß ihnen in den Kirchen des verhaßten Frankreichs überall der nämliche „altdeutsche" Stil begegnete. Wenn sie zu dem alten Krahn droben auf dem unvollendeten Turme des Kölner Domes emporschauten, dann dachten sie mit ihrem ritterlichen Sänger: „daß das Werk verschoben bis die rechten Meister nah'n!" Der Kronprinz fühlte sich ganz überwältigt von dem Anblick der majestätischen Ruine; auf seinen Betrieb wurde Schinkel nach Köln gesendet und erklärte in seinem Gutachten: einen solchen Bau erhalten, das heiße ihn vollenden.

Von dieser Stimmung der Zeit ward auch König Friedrich Wilhelm berührt, als er nach dem ersten Pariser Frieden beschloß, das Gedächtnis der deutschen Siege durch die Erbauung eines prächtigen altdeutschen Domes in Berlin zu verherrlichen. In Altpreußen erklang bald nachher von allen Seiten der Ruf: das herrliche Hochmeisterschloß, die von der Roheit der Polen und dem prosaischen Kaltsinn des friderizianischen Beamtentums so schändlich verstümmelte Marienburg müsse in ihrer alten Pracht wieder aufgerichtet werden, ein Siegesdenkmal für das alte Ordensland, das sich so gern rühmte die anderen Deutschen zum heiligen Kampfe erweckt zu haben. Schön, der eifrige Wortführer des altpreußischen Provinzialstolzes, trat an die Spitze des Unternehmens; er dachte dies schönste weltliche Bauwerk unseres Mittelalters zu einem preußischen Westminster zu erheben, woran jeder aus dem Volke seinen Anteil nähme. Der König übernahm den Wiederaufbau; die dünnen Zwischenwände, die ein philisterhaftes Geschlecht mitten durch die ungeheuren Säle gezogen hatte, fielen zusammen; über den schlanken Pfeilern der Remter erhoben sich wieder leicht und frei gleich den Fächern der Palmen die alten gotischen Gewölbe. Die Ausschmückung des Ordensschlosses überließ man der Nation. Geld wurde nicht angenommen: wer mithelfen wollte mußte selber einen Teil des

Bauwerks künstlerisch ausstatten. Der Adel, die Städte, die Korporationen der verarmten Provinz wetteiferten in Geschenken, Patrioten aus allen Landesteilen des Staates schlossen sich an; York stiftete die schweren Zinnen über Meisters morgenhellem Gemach, Stein hing sein Wappenschild an einem Pfeiler des oberen Burggangs auf. Bald prangten an den bunten Fenstern die Bilder aus Preußens alter und neuer Geschichte; denn gerade in diesen Jahren erwachte die alte Kunst der Glasmalerei, die mit so vielen anderen Segnungen der Kultur in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges untergegangen war, wieder zu frischem Leben. Da standen unter dem schwarzundweißen Banner der Ritter vom deutschen Hause und der Landwehrmann des Befreiungskrieges; die Gymnasien des tapferen Grenzlandes schenkten ein Fenster mit Davids Schwert und Harfe und der Inschrift: wer kein Krieger ist soll auch kein Hirte sein! Alle Herzensgeheimnisse des romantischen Geschlechts traten bei diesen Spenden an den Tag; wie fühlten die Deutschen sich glücklich, daß sie wieder ein Recht hatten den Helden ihrer großen Vorzeit frei ins Gesicht zu sehen. Alles jubelte, als der junge Kronprinz in den mächtigen Hallen der alten Burg ein Festmahl hielt und nach seiner enthusiastischen Weise den Trinkspruch ausbrachte: „Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau!"

Gleichwohl vermochte die gotische Richtung in der Kunst ebensowenig die Oberhand zu erlangen wie die schwäbischen Dichter in der Poesie. Die Ideen Winckelmanns und Goethes behaupteten noch ihre Macht, nirgends kräftiger als in Berlin. Hier standen noch die besten Werke der deutschen Spätrenaissance, das Schloß, das Zeughaus und Schlüters Kurfürstenstandbild, die Denkmäler einer klassisch gebildeten und doch nationalen Kunstweise, verständlicher für das moderne Gefühl als die Bauten des Mittelalters. Hier in dem Mittelpunkte einer großen, aber jungen Geschichte mußte die Rückkehr zu den Bauformen des vierzehnten Jahrhunderts als willkürliche Künstelei erscheinen. Und jetzt erst begann man mit den echten Werken der Hellenen vertraut zu werden. Winckelmann hatte einst fast nur die römi-

schen Nachbildungen der griechischen Kunst kennen gelernt und noch gar nicht bemerkt, welchen weiten Weg das Altertum von den dorischen Zeiten und den goldenen Tagen des Perikles bis herab zu der Epoche der hadrianischen Nachblüte durchlaufen hatte. Seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts wurde der Boden Griechenlands selbst durchforscht; die Elginschen Marmorwerke wanderten nach London, die Aegineten im Jahre 1816 nach München. Mit der Erkenntnis wuchs die Bewunderung für die Antike. Zugleich trat in Rom jener nachgeborene Hellene auf, der wie kein anderer moderner Mensch in der klassischen Formenwelt lebte und nur durch ein rätselhaftes Spiel des Schicksals in diese neuen Jahrhunderte verschlagen schien. Eine starke germanische Ader lag doch in Thorwaldsens mächtiger Natur. Den Deutschen sprach seine Kunst unmittelbar zum Herzen, sie zählten den Isländer halb zu den Ihren; hatte er doch an dem Nachlaß des Deutschen Asmus Carstens, des kühnen Rebellen gegen die akademische Kunst, sich zuerst gebildet und von ihm gelernt, was in den Werken des Altertums wahrhaftig lebendig und für alle Zeiten gültig sei.

Derweil also die altdeutsche und die klassische Richtung noch in unentschiedenem Kampfe lagen, geschah in Berlin eine folgenreiche Wendung. Während der harten Jahre, da der preußische Staat am Rande des Bankerotts stand verbot sich die Errichtung monumentaler Kunstwerke von selbst. Nur einen künstlerischen Plan mochte der unglückliche König nicht aufgeben: er wollte seiner Gemahlin ein würdiges Grabmal errichten, und sein gesundes natürliches Gefühl führte ihn auch hier auf den rechten Weg, obwohl er sich selber bescheiden nur einen Laien in Kunstsachen nannte. Sein Herz sehnte sich nach einem verklärten Bilde der Geliebten; und da er dunkel empfand, daß die Gotik, die seinem nüchternen Wesen ohnehin zu phantastisch vorkam, den Adel der menschlichen Gestalt nicht zur vollen Geltung gelangen läßt, so wollte er von einer altdeutschen Grabkapelle nichts hören. Umsonst beteuerte ihm Schinkel, der während jener Kriegsjahre noch ganz in teutonischen Anschauungen befangen war: die

Architektur des Heidentums sei für uns kalt, die harte Schicksalsreligion der Alten könne den Gedanken des Todes nicht mit der liebevollen, tröstenden Heiterkeit des Christentums darstellen. Friedrich Wilhelm ließ inmitten der düsteren Fichten des Charlottenburger Parkes einen kleinen dorischen Tempel erbauen, der nur die einfach ernste Hülle für das Grab der Königin bilden sollte; mit der Ausführung des Denkmals selbst wurde Christian Rauch beauftragt, der, einst im Dienste der Verstorbenen aufgewachsen, durch sie in die Kunst eingeführt, jetzt mit der ganzen Wärme künstlerischer Begeisterung und persönlicher Verehrung sein Werk begann. Tausende strömten herbei, als dies Mausoleum im Frühjahr 1815 eröffnet wurde, die meisten zuerst nur um das Angesicht der geliebten Fürstin noch einmal zu sehen. Aber wie sie so dalag, die liebliche Gestalt in ihrer stillen Hoheit, lebensvoll als ob sie atme, schön wie ein hellenisches Weib, fromm und friedlich wie eine Christin, jede Ader der Hände und jede Falte des weißen Marmorgewandes mit der höchsten technischen Sicherheit und Sorgfalt behandelt, da verspürten selbst diese nordischen Massen, denen die Skulptur unter allen Künsten am fernsten liegt, einen Hauch vom Geiste der Antike. Der Zug der Wallfahrer währte fort, jahraus, jahrein; jedermann fühlte, die deutsche Kunst hatte einen ihrer großen Schritte getan. Rauchs klassisch geschulter, formenstrenger Realismus errang einen durchschlagenden Erfolg. Die gotische Kunstschwärmerei verschwand bald aus der Berliner Gesellschaft, selbst der romantische Kronprinz wendete sich allmählich den klassischen Idealen zu.

Mittlerweile waren die Staatsmänner aus Paris heimgekehrt, Hardenberg noch ganz erfüllt von den mächtigen Eindrücken der Louvre-Galerie; Altenstein und Eichhorn hatten unterwegs auch die Sammlung der Boisserees in Heidelberg besucht. Sie alle verhehlten nicht, wie dürftig ihnen das Berliner Kunstleben neben dem Reichtum des Westens erschien, und waren mit dem König einig in dem Entschlusse, daß der Staat nimmermehr in das banausische Wesen des alten Jahrhunderts zurücksinken dürfe. Als Altenstein bald darauf an die Spitze

des Unterrichtswesens trat, nahm er sich vor, das mit der Berliner Universität begonnene Werk Wilhelm Humboldts fortzuführen und die preußische Hauptstadt auch zu einer Heimstätte deutscher Kunst zu erheben. Das Mäcenatentum König Friedrichs I. hatte immer zunächst an den Glanz des Hofes gedacht; jetzt da die preußische Krone sich zum zweiten Male der bildenden Künste mit Eifer annahm war sie sich der großen Kulturaufgaben des Staates endlich bewußt geworden. Die Pflege der Kunst erschien ihr nunmehr als eine Pflicht der sittlichen Volkserziehung, damit „aus dem Publikum etwas werde", wie Schinkel zu sagen pflegte; sie dachte groß von der Freiheit des Künstlers und begnügte sich, den schöpferischen Köpfen würdige Aufgaben zu stellen ohne sie in ihrer Eigenart zu meistern. Aber dieser vornehmen Gesinnung des Königs entsprachen die Kräfte des erschöpften Staatshaushalts keineswegs. Preußen mußte wieder einmal, wie schon so oft, versuchen mit armseligen Mitteln Großes zu schaffen, und zur rechten Zeit erschien der rechte Mann.

Ein universaler Geist, wie die deutsche Kunst seit Dürers Tagen keinen mehr gesehen, zugleich Baumeister, Bildhauer, Maler, Musiker und, wenn er schrieb, immer des edelsten, wirksamsten Wortes sicher, hielt Karl Friedrich Schinkel seine Augen unverwandt auf die höchsten Ziele der Kunst gerichtet: das Kunstwerk war ihm „ein Bild der sittlichen Ideale der Zeit". Tätig, schöpferisch in jedem Augenblicke, ein Verächter der Trägheit, nannte er das Phlegma einen sündhaften Zustand in Zeiten der Bildung, einen tierischen in den Zeiten der Barbarei. Mit ganzem Herzen hing er an seiner märkischen Heimat. Nun er diesen Staat im Glanze siegreicher Waffen strahlen und den Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, der ihn selbst so oft in seinen Künstlerträumen beschäftigte, glorreich beendigt sah, schien ihm die Zeit gekommen auch die Anmut und die Fülle einer gereiften Kultur in das preußische Leben einzuführen und Berlin in einen heiteren Sitz der Musen zu verwandeln. Wie einst Palladio seinem Vicenza so dachte er der preußischen Hauptstadt den Stempel seines Geistes aufzuprägen; in der Mitte das

Schloß, die Universität, die Theater und Museen, rings umher statt der eintönigen Zeilen niederer Häuser stattliche Palazzi und freundliche Villen mit fließenden Brunnen, alles im frischen Grün der Gebüsche versteckt, an der Stadtmauer prächtige Tore und draußen vor dem Leipziger Platze ein hoher gotischer Dom, das Siegesdenkmal des Befreiungskrieges. Aber während jenem glücklichen Vicentiner ein Geschlecht reicher Signoren unerschöpfliche Mittel darbot und ihm die Vaterstadt wie einen Haufen weichen Tones zu beliebiger Formung in die Hand gab, hatte der preußische Künstler sein Leben lang mit der notgedrungenen Sparsamkeit des Monarchen und seiner Beamten zu kämpfen. Dem muß man einen Zaum anlegen! — sagte der König lächelnd, so oft der Unerschöpfliche wieder mit einem neuen Vorschlage herantrat. Kaum der zwanzigste Teil seiner kühnen Pläne gelangte zur Ausführung. Wieviel Mühe hat es ihn gekostet, auch nur die baufälligen Statuen auf dem Dache des Schlosses, die das Beamtentum abbrechen wollte, vor der Vernichtung zu retten. Statt des edlen Hausteins, der ihn in Italien entzückt hatte, mußte er sich zumeist mit verputztem Backstein, statt des Erzes mit Zinkguß behelfen. Gleichwohl genügte dieser armselige Bruchteil seiner Entwürfe, neben den Werken der Schlüterschen Epoche, um der Baukunst Berlins für immer ihren Charakter aufzuprägen.

Schinkel befreite sich bald von dem teutonischen Rausche der Kriegsjahre. Er erkannte, daß die vielgestaltige moderne Bildung sich nicht auf Einen Baustil beschränken darf, und ließ die Kunstformen des Mittelalters gelten, wo sie durch Lage und Bedeutung des Bauwerks bedingt schienen. Für seine eigensten Ideale aber fand er jetzt den rechten Ausdruck in einer neuen Form der Renaissance, die sich enger als die Kunst des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts an die Werke der Alten, vornehmlich der Hellenen, anschloß und doch immer verstand dem Sinn und Zweck moderner Bauten gerecht zu werden. Gleich an seinem ersten größeren Werke, der neuen Hauptwache, sprach die kriegerische Bestimmung des Gebäudes so mächtig und trutzig aus den

strengen, gedrungenen dorischen Formen, daß der Beschauer den überaus bescheidenen Umfang fast vergaß und sich an Sanmichelis majestätische Festungswerke gemahnt fühlte. Als bald darauf, im Jahre 1817, das Schauspielhaus abbrannte und das kargende Beamtentum die Benutzung der alten Brandmauern für den Neubau forderte, da wußte er wieder aus der Not eine Tugend zu machen; und bald erhob sich zwischen den beiden prächtigen Kuppeln der Gendarmenkirchen über einer hohen Freitreppe ein festlich heiterer ionischer Tempel, die Giebel und Treppenwangen mit reichem Bildnerwerk geschmückt — denn auf das Zusammenwirken aller Künste ging jeder seiner Pläne aus — der ganze Bau ein getreues Bild dieser geistig so reichen, wirtschaftlich so armen Epoche, genial im Entwurfe, aber in der Ausführung vielfach eng und dürftig.

Seitdem stand Schinkel fest in der Gunst des Königs und übernahm die Leitung alles künstlerischen Schaffens in Preußen, nur daß ihm die leidige Geldnot immer wieder die Fittiche seines Genius beschnitt. In ganz Norddeutschland und bis nach Skandinavien hinüber gelangte seine klassische Richtung zur Herrschaft. Die Pläne für den Berliner Dom wurden aufgegeben, weil die Mittel fehlten. Statt dessen entstand das schöne Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge. Das Denkmal selbst hatte Schinkel in den gotischen Formen, die noch immer als die nationalen galten, entworfen; nur in den Skulpturwerken, womit Rauch und Tieck die Säule schmückten, entfaltete sich die Freiheit des neuen klassischen Stiles. Auf allen den Schlachtfeldern aber, wo Preußens Heere geschlagen hatten, auf dem Windmühlenberge von Großbeeren wie auf dem hohen Totenhügel bei Plancenoit in der brabantischen Ebene errichtete der verarmte Staat überall die nämliche kümmerliche gotische Spitzsäule mit der Inschrift: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland. Sie ruhen in Frieden.“ Schinkel wußte, daß die monumentale Kunst ein Treibhausleben führt solange das Alltagstreiben des Volkes schmucklos und häßlich bleibt. Er sah mit Schmerz den nüchternen Kasernenstil der Bürgerhäuser, den armseligen Haus-

rat der engen Zimmer. Wie kläglich lag das deutsche Kunstgewerbe darnieder, das einst so rühmlich mit den Italienern gewetteifert hatte; zu jeder größeren künstlerischen Unternehmung mußte man Arbeiter aus der Fremde herbeirufen, Steinmetzen aus Carrara, Kupferstecher aus Mailand, Erzgießer aus Frankreich. Er aber fühlte sich stolz als der Apostel der Schönheit unter den nordischen Völkern und gab daher, nachdem im Jahre 1821 das Berliner Gewerbe-Institut gegründet war, im Verein mit dem genialen Techniker Beuth die Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker heraus, eine Sammlung von Musterblättern für häusliches Gerät, die in unzähligen Nachbildungen allmählich bis in jede Werkstatt drangen und zuerst den Formensinn im deutschen Handwerk wieder erweckten, mochten immerhin einzelne Muster dem malerisch gestimmten modernen Auge allzu kahl und einfach erscheinen.

Unterdessen hatte Rauch in dem alten Markgrafenschlosse, dem Lagerhause, seine Werkstatt aufgeschlagen und erzog dort, ein gestrenger Lehrer, einen Stamm von treuen Schülern und geübten Kunsthandwerkern, also daß die deutsche Kunst allmählich der fremden Hilfe entraten lernte. Wie er selber ohne wissenschaftliche Vorbildung erst durch das künstlerische Schaffen selbst in die Welt der Ideen hineingewachsen war, so sah er auch bei seinen Schülern allein auf das Können; tüchtige Klempner, Steinmetzen, Holzschneider von sicherem Blick und geschickter Hand waren ihm willkommener als junge Gelehrte. Vor jener Überbildung, die unsere Dichter nicht selten auf Abwege führte, blieb die Bildnerkunst bewahrt.

Fest und sicher schritt Rauch in dem angehobenen Gange fort; die teutonischen Träume beirrten ihn nie. Er fühlte sich eins mit dem preußischen Staate und seinem Herrscherhause, und ihm wurde das seltene Glück, in seinen Kunstwerken zugleich seine politischen Ideale, alles was seinem Herzen teuer war zu verkörpern. Welch ein Segen doch, daß die ganze Nation sich endlich wieder gemeinsam eines großen Erfolges freuen durfte. Während früherhin nur die Landesherren zuweilen ein Denkmal

errichtet hatten, erwachte jetzt im Volke selber der Wunsch seine Helden zu ehren. Zuerst traten die Mecklenburger zusammen und ließen durch Gottfried Schadow ihrem Landsmanne Blücher ein Standbild errichten, das erste größere Werk der neu erstandenen deutschen Erzgießerei. Nachher wurde in Schlesien gesammelt und Rauch aufgefordert, dem Feldherrn des schlesischen Heeres dort neben dem Breslauer Ringe, wo sich einst die Freiwilligen zusammengeschart hatten, ein Denkmal zu setzen. Dann verlangte auch der König Monumente für seine Generale, zunächst für die früh Verstorbenen, Scharnhorst und Bülow. Ein weites Gebiet großer, lohnender Aufgaben erschloß sich dem Künstler, der zugleich für den bildnerischen Schmuck der Schinkelschen Bauten mit zu sorgen hatte und das Erz wie den Marmor gleich glücklich zu bewältigen verstand. Ernst, mannhaft und edel, naturgetreu und doch in hohem Stile gehalten, so erschienen die Bilder seiner Helden; und selbst jenen leisen Zug der Steifheit, der ihnen anhaftete, durfte man nicht schelten, weil er dem Charakter des preußischen Heeres entsprach. In seinen mächtigsten Werken, den Reliefs für die Denkmäler Scharnhorsts und Bülows erhob sich Rauch zu einem heroischen Schwunge, den unsere Bildnerkunst nicht wieder überboten hat, und schilderte mit den einfachsten Mitteln, in wenigen majestätischen Gestalten den ganzen Verlauf des Kampfes von den Tagen an, da Preußens Jünglinge sich aus Fichtenstämmen ihre Lanzen schnitzten bis zu dem stolzen Siegesfluge ihres Adlers hoch über den Festungen Niederlands und Frankreichs dahin. Rauch wurde der Historiker des deutschen Befreiungskrieges gleichwie einst Rembrandt und Bol, van der Helst und Flinck den Geist und Sinn des achtzigjährigen Krieges der Niederländer der Nachwelt überliefert hatten.

Zugleich geschahen die ersten Schritte um den Plan eines großen Museums in der Hauptstadt zu verwirklichen. Der Gedanke war schon in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms aufgetaucht und nachher, als W. Humboldt das Unterrichtswesen leitete, ernstlicher erwogen worden. Nunmehr erwarb der König, um die Staatskassen zu schonen, die beiden großen

Gemäldesammlungen von Giustiniani und Solly aus den Mitteln seiner Schatulle und überließ sie dem Staate. Er befahl den Beamten über die Verhandlungen mit Solly streng zu schweigen; denn die kunstfreundlichen Absichten seiner Regierung fanden vorerst nur in einem kleinen Kennerkreise verständige Würdigung; man fürchtete, daß die verstimmte öffentliche Meinung, die mit pessimistischem Behagen den Zustand des Staates in den finstersten Farben darzustellen liebte, den Monarchen der Verschwendung anklagen würde statt ihm für seine Hochherzigkeit zu danken. Der ebenfalls beabsichtigte Ankauf der Boisseréeschen Galerie mußte freilich unterbleiben, da der Brand des Schauspielhauses alle noch verfügbaren Mittel verschlang. Doch wurden die besten Stücke der Sammlung durch die neue, kürzlich von Senefelder erfundene Kunst des Steindrucks nachgebildet und weithin verbreitet, sie bildeten den ersten künstlerischen Zimmerschmuck des verarmten deutschen Hauses.

Die deutschen Maler in Rom hatten indessen an Bartholdy, einem Verwandten des kunstsinnigen Mendelssohnschen Hauses, einen unternehmenden Gönner gefunden. Der stellte ihnen die breiten Wände seines Palastes in der Via Sistina zur Verfügung, damit sie sich in der Kunst des Fresko, die seit Raphael Mengs völlig eingeschlafen war, wieder versuchen könnten. In fröhlichem Wetteifer malten nun Cornelius, Overbeck, Veit und Wilhelm Schadow, durch Niebuhrs Beifall ermutigt, die großgedachten Bilder aus der Geschichte Josephs. Cornelius begrüßte jubelnd die Fresko-Malerei als ein „Flammenzeichen auf den Bergen zu einem neuen edlen Aufruhr in der Kunst", weil sie den Malern endlich wieder ein Feld für monumentale Werke eröffne und in ihrer herben Strenge die Gedankenarmut wie die Pfuscherei unnachsichtlich ausschließe. Die Kunst — so rief er in dem eigentümlichen terroristischen Tone der jungen Teutonen — die Kunst soll endlich aufhören eine feile Dienerin üppiger Großen, eine Krämerin und niedere Modezofe zu sein. Gleich Schinkel sah er die Zeit kommen, da die Kunst an den Mauern unserer Städte von innen und außen wiederglänzend das ganze

Dasein des Volks umgestalten und heiligen werde. Mit dem sicheren Stolze eines Reformators der nationalen Gesittung kehrte er über die Alpen zurück, als ihn nunmehr der junge Kronprinz Ludwig von Bayern nach München berief.

Der Erbe der reichen und allezeit baulustigen Wittelsbacher meinte sich berufen, in dem bayrischen Lande, das soeben erst in das geistige Leben der Nation wieder eingetreten war, einen glänzenden Musenhof zu gründen. Eine lautere Begeisterung für die Kunst wie für den Ruhm seines vergötterten deutschen Vaterlandes beseelte den geistreichen, phantastischen Fürsten. Die diplomatische Welt erzählte sich kopfschüttelnd, wie er zu Rom in altdeutschem Rocke, Arm in Arm mit dem verdächtigen demagogischen Dichter Friedrich Rückert, die Museen und Kirchen durchwandert, wie er die deutschen Maler zutraulich mit seinen holprigen Versen begrüßt, bei ihren Künstlerfesten auf die Vernichtung der Philisterei und die Einheit Teutschlands lärmend mit angestoßen hatte. Bei allen seinen künstlerischen Plänen wirkte zugleich ein unsteter dynastischer Ehrgeiz mit: er hoffte die gründlich verachteten preußischen Hungerleider und Emporkömmlinge zu überbieten, dem bayrischen Hause durch ein großartiges Mäcenatentum die führende Stellung in Deutschland zu verschaffen. Welch ein Gegensatz zu der Kunsttätigkeit in Berlin! Dort geschah nur was sich aus der Geschichte und den Lebensbedürfnissen eines mächtigen, an geistigen Kräften reichen Staates unabweisbar ergab, die von großen Künstlern in ungestörter Freiheit geschaffenen Werke trugen das Gepräge des Notwendigen. In München baute man um zu bauen, auf einem Boden, der von großen Erinnerungen wenig darbot; die von auswärts berufenen Künstler genossen einer königlichen Freigebigkeit, welche von der preußischen Sparsamkeit glänzend abstach, doch sie fühlten sich in der Fremde und hatten noch lange unter dem Mißtrauen der einheimischen Bevölkerung zu leiden; über allem schaltete der launische, unberechenbare Wille Eines Mannes, der in ungeduldiger Hast von Entwurf zu Entwurf hinübersprang und was er bezahlte ganz unbefangen als

sein eigenes Werk betrachtete. Der friedliche Wettkampf der beiden Städte beförderte die vielseitige Entwicklung unserer Kunst. Er führte zuletzt zu dem natürlichen Ergebnis, daß die wesentlich monumentalen Künste der Architektur und Bildhauerei auf dem historischen Boden Berlins ihre größten Erfolge errangen, während die freiere, von der Gunst der Umgebung minder abhängige Malerei in München ihre Heimat fand.

Kronprinz Ludwig hatte schon seit Jahren Ausgrabungen in Griechenland veranstaltet, dann in Italien zusammengebracht was von den besten Werken der antiken Bildhauerkunst nur irgend aufzukaufen war, und ließ nun für diese Skulpturensammlung, die schönste diesseits der Alpen, draußen vor den Toren des alten Münchens durch Klenze einen würdigen Tempel errichten, die Glyptothek, ganz aus edlem Marmor, mit der gediegenen Pracht südländischer Bauten. Das Gebäude selbst reichte an die geniale Eigentümlichkeit der Werke Schinkels nicht heran, jedoch an den Wänden und Decken der prächtigen Säle offenbarte Cornelius zum ersten Male den ganzen Umfang seiner Begabung. Hier schuf er, als ein Epiker in Farben, den ersten jener großen Gemälde-Zyklen, in denen der Ideenreichtum seines rastlos erfindenden Geistes allein den angemessenen Raum fand: die grandiosen Bilder aus der hellenischen Sagenwelt. Die Masse der Münchener spottete über das verrückte Kronprinzenhaus, sie wußte nichts anzufangen mit der tiefsinnigen Symbolik dieser Gedankenmalerei, die ihre Werke meist schon im Karton vollendete und auf den Reiz der Farbe fast gänzlich verzichtete. Ernstere Naturen bewunderten, wie der verwegene Idealist die keusche Hoheit der Antike so getreu wiedergab und doch zugleich eine den Alten unfaßbare Macht der Leidenschaft aus seinen Gemälden sprach; denn niemals hatte ein Künstler des Altertums eine so ganz von Seelenschmerz zerwühlte Gestalt geschaffen wie diese trauernde Hekuba. Die christlich-germanischen Heißsporne des römischen Künstlerkreises bemerkten mit Entsetzen, daß ihr erster Mann sich den gehaßten Heiden Winckelmann und Goethe wieder näherte und die von Berlin ausgehende neu-

klassische Richtung überall den Sieg davontrug. Die einst so fruchtbare Schule von S. Isidoro ging allmählich auseinander; ihre Genossen kehrten heim, die meisten widmeten sich einer streng kirchlichen Kunst, die nur in Anachronismen lebte. Von den Namhaften hielt nur Overbeck am Tiber aus, ein treuer Bekenner der alten nazarenischen Grundsätze. Er aber wußte die enge Welt von christlichen Gestalten, die ihm die einzige war, durch den Tiefsinn und die Wärme seines gläubigen Gemüts also zu verklären, daß selbst die Italiener ihn endlich wie einen neuen Fra Angelico ehrten und dem frommen Konvertiten noch die Freude ward das Bethaus des heiligen Franziskus in der Portiunkula-Kirche zu Assisi mit seinen ernsten Bildern zu schmücken. — Wie Berlin so sollte auch München seine große Gemäldegalerie erhalten. Die Boissereesche Sammlung, die den Preußen zu teuer gewesen, wurde nach Jahren endlich für Bayern erworben. Ihre Hauptwerke bildeten mit denen der Düsseldorfer Galerie, die man während der Revolutionskriege widerrechtlich dem bergischen Lande entfremdet hatte, den Stamm für die Münchener Pinakothek.

Dergestalt war binnen weniger Jahre ein vielgestaltiges neues Leben in der bildenden Kunst erwacht, und nach und nach begannen fast alle deutschen Höfe diese jungen Kräfte sorgsam zu pflegen; man fühlte sich verpflichtet die Nation für ihre so bitterlich getäuschten politischen Hoffnungen irgendwie zu entschädigen. Auch die ehrwürdigen Überreste altheimischer Kunst, die unter dem Aufklärungswahne des vergangenen Jahrhunderts so schwer hatten leiden müssen, fanden jetzt allenthalben treue Beschützer, und es galt schon als ein unerhörtes Zeichen vandalischer Roheit, daß die Stadt Goslar ihren Dom, den erinnerungsreichsten der Sachsenlande, noch im Jahre 1820 abtragen ließ. —

Keine andere Kunst aber hatte in der Epoche der deutschen Romantik so reife und durchweg gesunde Früchte gezeitigt wie die Musik. Sie stand dem deutschen Genius von jeher am nächsten; in ihr betätigte sich der Formensinn der Germanen

immer mit naiver Ursprünglichkeit, ganz ungetrübt durch jene leidige Kritik, die ihn sonst so oft im freien Schaffen störte. Sie blieb den Deutschen treu auch als unser geistiges Leben fast erstorben schien; selbst das öde Jahrhundert, das dem Westfälischen Frieden voranging, erhob sich das Herz an den seelenvollen Klängen des lutherischen Kirchenliedes. Nachher, in einer Zeit da die neue Bildung der Nation kaum im Entstehen war, schufen Händel und Bach ihre klassischen Werke, bis endlich während der Blütezeit unserer Dichtung die deutsche Musik durch Gluck, Haydn, Mozart zu einer Höhe emporgehoben wurde, die kein anderes Volk je erreicht hat. Dem vielseitigsten der Dichter trat der vielseitigste aller Tonsetzer an die Seite. Beide dankten der geheimnisvollen Kraft der unmittelbaren Eingebung eine wunderbare Leichtigkeit des Schaffens; aber wieviel einfacher und natürlicher war Mozarts Los! Er schuf für eine Hörerschaft, die ihm mit dankbarer Empfänglichkeit folgte, und lebte in traulichem Verkehre mit den Sängern und Musikern, denen er seine Rollen auf den Leib schrieb. So ward jedes seiner Werke ein abgerundetes Ganzes; alle die fragmentarischen Versuche und halben Anläufe, welche Goethe in seiner Einsamkeit nicht vermeiden konnte, blieben ihm erspart. Die Musik vereinigte, mehr noch als die Literatur, alles was deutschen Blutes war zu gemeinsamer Freude; die Mehrzahl der großen Tonsetzer gehörte durch die Geburt oder durch langen Aufenthalt den österreichischen Landen an, die an der Arbeit unserer Dichtung so wenig Anteil nahmen, und fand gerade dort das freudigste Verständnis.

Noch bei Mozarts Lebzeiten trat jener Gegensatz des Naiven und des Sentimentalen hervor, der, im Wesen aller Künste begründet, in den Zeiten ihrer reichsten Entfaltung sich unfehlbar offenbaren muß. Wie einst Michelangelo neben Raffael, Schiller neben Goethe, so erschien Beethoven neben Mozart, ein pathetischer Genius, der mit dämonischer Kraft fast über die Schranken seiner Kunst hinaus ins Unendliche strebte, ein Sänger der Freiheit, des männlichen Stolzes, ganz erfüllt von den Ideen der Menschenrechte. Die Widmung seiner Eroica,

die er dem Erben der Revolution, Bonaparte zugedacht hatte, zerriß er und trat sie mit Füßen als er von den Gewalttaten des Despoten erfuhr. Nie schuf er Größeres als wenn er den uralten Lieblingsgedanken der freien Germanen, den Sieg des hellen Geistes über das dumpfe Verhängnis schilderte, wie in der C-Moll-Symphonie. War er doch selber, der taube Beherrscher der Töne, ein lebendiger Zeuge für die Wunderkraft des gottbegeisterten Willens. Selbst die blasierte Gesellschaft des Wiener Kongresses riß er hin durch das hohe Lied der Treue, den Fidelio; dem verwegenen Fluge seiner symphonischen Tondichtungen aber vermochte erst ein späteres Geschlecht ganz zu folgen.

Die Entwicklung unserer Musik trug von Haus aus einen rein nationalen Charakter, sie konnte daher auch von den romantischen Stimmungen und den großen Ereignissen der Zeit nicht unberührt bleiben. Gleich nach dem Kriege gab Karl Maria von Weber dem Schwertliede, dem Liede von Lützows wilder Jagd und anderen Gesängen Körners die musikalische Gestaltung, die ihnen erst die Unvergänglichkeit sicherte und in Tausenden junger Herzen die Begeisterung des Befreiungskrieges wach hielt. Ein bewußter Vorkämpfer vaterländischer Gesinnung und Bildung, übernahm er sodann die Leitung der neugegründeten deutschen Operngesellschaft in Dresden, und ihm gelang, die italienische Opernbühne, die der Hof nach der Gewohnheit des alten Jahrhunderts noch als die vornehmere begünstigte, gänzlich in den Schatten zu stellen; selbst die Presse rief er zu Hilfe um seine Landsleute in das Verständnis der heimischen Kunst einzuweihen. In Holstein geboren, aber durch Abstammung und Gemüt ein echter Österreicher, war er auf weiten Wanderfahrten fast in jedem Winkel deutscher Erde mit Land und Leuten wohl vertraut geworden; und recht aus dem Herzen seines Volkes heraus schuf er die erste deutsche romantische Oper, den Freischütz, ein Werk voll jugendlicher Frische, das alle Lust und allen Spuk des deutschen Waldes so naiv und treu schilderte, daß die Nachwelt sich heute kaum vorstellen kann, es hätte jemals eine Zeit gegeben, da der deutsche Weidmann noch nicht zu den Klängen des

Waldhorns sang: was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen? Zur selben Zeit erhielt das deutsche Lied durch einen fromm bescheidenen Wiener Künstler, Franz Schubert, seine höchste Ausbildung; die ganze Tonleiter der geheimsten Seelenstimmungen stand ihm zu Gebote, namentlich die milde Schönheit der Goetheschen Dichtung zog ihn an. Bald nachher fanden Uhlands Lieder an dem Schwaben Konradin Kreutzer einen kongenialen Komponisten.

Von jenem katholisierenden Wesen, das so viele Poeten der Romantik ankränkelte, hielt sich die romantische Musik völlig frei, obgleich die meisten unserer namhaften Tonsetzer der katholischen Kirche angehörten. Sie sprach schlicht und recht das allen Gemeinsame aus, sie verwirklichte durch die Tat das von den romantischen Dichtern so oft gepriesene, aber nur von Uhland wirklich erreichte Ideal der volkstümlichen Kunst; und da der Dilettantismus in keiner Kunst ein so gutes Recht hat wie in der Musik, so zog sie auch bald das Volk selber zu freier Mitwirkung heran. Schon in den neunziger Jahren waren Berliner Musikfreunde zu der Singakademie zusammengetreten um bei der Aufführung Händelscher Oratorien und ähnlicher Werke den Chorgesang zu übernehmen. Zelter, der derbe, warmherzige Freund Goethes stiftete dann im Jahre 1808 zu Berlin die erste deutsche Liedertafel, einen kleinen Kreis von Dichtern, Sängern und Komponisten zur Pflege des Gesanges. Mehrere andere norddeutsche Städte folgten nach. In dem preußischen Volksheere nahm während der Kriege das fröhliche Singen kein Ende; die Lützowsche Freischar besaß bereits einen geschulten Sängerchor, und ihr Beispiel fand nach dem Frieden in vielen preußischen Regimentern Nachahmung.

Da gab zur rechten Stunde (1817) der Schweizer Nägeli die Gesangbildungslehre für Männerchor heraus; er nannte den Chorgesang „das eine, allgemein mögliche Volksleben im Reiche der höheren Kunst“ und forderte die ganze Nation zur Teilnahme auf. Sieben Jahre später entstand dann der Stuttgarter Liederkranz, das Vorbild für die zahlreichen Liederkränze Süd- und

Mitteldeutschlands, die nach der zwanglosen, demokratischen Weise des Oberlandes von vornherein auf eine größere Mitgliederzahl berechnet waren, als die mehr häuslich eingerichteten Liedertafeln des Nordens, und sich nicht scheuten mit öffentlichen Aufführungen und Sängerfesten vor das Volk hinauszutreten. Die Musik wurde die gesellige Kunst des neuen Jahrhunderts, wie die Beredsamkeit im Zeitalter des Cinquecento, ein unentbehrlicher Schmuck für jedes deutsche Fest, recht eigentlich ein Stolz der Nation. In allen Gauen erwachte die Sangeslust, wie nie mehr seit den Tagen der Meistersinger. Man empfand lebhaft, wie mit dieser neuen edleren Geselligkeit ein freierer Luftzug in das Volksleben kam, und rühmte gern, daß „vor des Gesanges Macht der Stände lächerliche Schranken fielen". Unzählige kleine Leute empfingen allein durch den Gesang die Ahnung einer reinen, über dem Staub und Schweiß des Alltagslebens erhabenen Welt; und neben diesem reichen Segen kam kaum in Betracht, daß der unbestimmte Enthusiasmus, welchen die gestaltlose Musik erweckt, manchen deutschen Träumer in der verschwommenen Schwärmerei seiner Gemütspolitik bestärkte.

Das neue Geschlecht hatte doch nicht umsonst seine Kraft in einem Volkskriege gestählt, und nicht umsonst war während zweier Menschenalter, auf jeder Entwicklungsstufe der neuen Dichtung die Rückkehr zur Natur, zum einfach Menschlichen gepredigt worden. Allenthalben begannen die Sitten der Nation wieder mannhafter, kräftiger, natürlicher und, ohne daß sie es selber noch recht bemerkte, demokratischer zu werden; die Zeit des Stubenhockens, der ängstlich abgeschlossenen Kasinos und Kränzchens neigte sich zum Ende. Seit dem Frieden ward auch das lang entbehrte Reisen wieder möglich. Während die reichen Ausländer die große Tour durch Europa einschlugen, deren romantische Hauptstationen Lord Byron im Childe Harold vorgezeichnet hatte, suchten die genügsamen Deutschen mit Vorliebe die bescheidene Anmut ihrer heimischen Mittelgebirge auf. Die Felsen des Meißner Hochlands, die der Pfarrer Götzinger vor kurzem zugänglich gemacht, wurden unter dem Namen der Sächsi-

schen Schweiz gepriesen; Gottschalcks Führer durch den Harz gab zuerst Ratschläge für Gebirgswanderungen, und seit Reichard seinen „Passagier" veröffentlichte, nahm die Zahl der Reise-handbücher allmählich zu. Die Reisenden der beiden letzten Jahr-hunderte hatten das Menschenwerk aufgesucht, all das Seltsame und Absonderliche, was im Curieusen Antiquarius verzeichnet stand; die neue Zeit bevorzugte die romantischen Reize der malerischen Landschaften und die sagenreichen Erinnerungsstätten der vaterländischen Geschichte. Das früherhin so beliebte Reisen zu Pferde kam allmählich ab, infolge der allgemeinen Verarmung. Als Arndt in seinen jungen Jahren die deutschen Lande zu Fuß durchstreifte, fand er fast überall nur Handwerksburschen als Reisegefährten; jetzt kam die Poesie des Fußwanderns auch bei der gebildeten Jugend zu Ehren, und wer ein rechter Turner war mußte sich auf den Dauerlauf verstehen. Eine neue Welt unschuldiger Freuden ging der deutschen Jugend auf, seit überall in Thüringen, Franken und am Rhein zur Sommerzeit fröhliche Scharen von Studenten oder Künstlern singend ihres Weges zogen. Jede verfallene Burg und jeder aussichtsreiche Berg-gipfel ward erklettert; nachts nahmen die munteren Gesellen gern mit der Streu im Bauernwirtshause vorlieb oder sie onkelten bei einem gastfreien Pfarrherrn. Mit der Gitarre über der Schulter wanderte August von Binzer, der Stolz der Jenenser Burschenschaft, glückselig durch ganz Deutschland, und in allen Dörfern strömte das junge Volk zusammen um dem Spiel und Sang des neuen Troubadours zu lauschen.

Auch die politische Gesinnung des heranwachsenden Ge-schlechts ward durch dies frohe Wanderleben nach und nach um-gebildet. Die Jugend erlebte sich den Gedanken der nationalen Einheit, sie fühlte sich überall auf deutschem Boden heimisch; sie lernte, daß der Kern unseres Volkstums trotz der Mannig-faltigkeit der Lebensformen in allen deutschen Gauen derselbe ist und sah mit wachsendem Unwillen auf die künstlichen tren-nenden Schranken, welche die Politik mitten durch dies einige Volk gezogen hatte. Leider wurden fast nur die Norddeutschen

dieser Erkenntnis teilhaftig. Da Niederdeutschland von den romantischen Herrlichkeiten, welche diesem Geschlechte allein als sehenswert galten, nur wenig bot, so kamen die Süddeutschen selten aus ihren schönen heimischen Bergen heraus. Während im Norden bald kaum ein gebildeter Mann mehr lebte, der nicht etwas von Land und Leuten des Südens gesehen, blühte im Oberlande die partikularistische Selbstgefälligkeit, das Kind der Unkenntnis. Süddeutschland blieb noch auf lange hinaus die Hochburg der gehässigen Stammesvorurteile. Im Norden fanden sich, außerhalb Berlins, immer nur einzelne Toren, die den Süddeutschen Verstand und Bildung absprachen. Weit häufiger hörte man im Süden die Lästerrede, den Norddeutschen fehle das Gemüt; mancher wackere Oberländer stellte sich die Landschaften nördlich des Mains wie eine endlose traurige Ebene vor und meinte, unter diesem winterlichen Himmel gedeihe nur noch Sand und ästhetischer Tee, Kritik und Junkertum.

* *
*

Der Vertrag zwischen den beiden Zollvereinen des Südens und des Nordens eröffnete den Deutschen die Aussicht auf ein nationales Marktgebiet, das ihnen seit Jahrhunderten gefehlt hatte, und also auf einen unerhörten Aufschwung der wirtschaftlichen Kräfte. Aber Jahre verliefen noch bis aus jener ersten Verständigung ein dauernder Verein hervorging, und dann nochmals Jahre, bis unter dem Schutze der neuen Zolllinien eine mächtige Großindustrie emporblühte. Erst um das Jahr 1840 begannen mit den Fabriken und den Börsen, den Eisenbahnen und den Zeitungen auch die Klassenkämpfe, die unstete Hast und das wagelustige Selbstgefühl der modernen Volkswirtschaft in das deutsche Leben einzudringen. Bis dahin verharrte die Mehrheit des Volkes noch in den kleinstädtischen Gewohnheiten der ersten Friedenszeiten, seßhaft auf der väter-

lichen Scholle, im hergebrachten Handwerk still geschäftig, zufrieden mit den bescheidenen Genüssen des ungeschmückten Hauses. Schon gegen das Ende der zwanziger Jahre verrieten jedoch manche Anzeichen, daß eine große Wandelung der nationalen Gesittung im Anzuge war. Wie auf die goldenen Tage der Dichtung unseres Mittelalters, so sollte auch auf die Zeiten von Jena und Weimar eine prosaische Epoche folgen, die ihre Tatkraft zumeist nach außen, auf die Kämpfe des Staates, der Kirche, der Volkswirtschaft richtete.

Die Vorboten dieses Umschwungs wurden in der Literatur, die solange der treue Spiegel aller deutschen Herzensgeheimnisse gewesen war, früher bemerkbar als im praktischen Leben. Die Dichtung behauptete nicht mehr den Herrschersitz im Reiche der Geister. Wie einst der Verfall der italienischen Architektur sich gerade in der massenhaften und doch unfruchtbaren Bautätigkeit des achtzehnten Jahrhunderts bekundet hatte, so bewies jetzt die unübersehbare Menge der gehaltlosen Unterhaltungsromane und Taschenbuchsgedichte, welche den deutschen Büchermarkt füllten, daß unsere Poesie ins Kraut schoß und nur noch selten süße Trauben trug. Ein schlimmes Zeichen der Zeit war die zunehmende Schreiblust der Frauen. Gleich allen großen Epochen der Kunst war auch die Blütezeit der deutschen Dichtung nicht ohne die belebende Teilnahme der Frauen möglich geworden. Aber solange der Ehrgeiz der ersten Männer der Nation nach dem schwellenden Kranze des Dichters rang, galt noch die natürliche Regel, daß künstlerisches Schaffen, wie alles Schaffen, Männerarbeit ist. Unter den herrlichen Frauen, welche verstehend und empfangend den klassischen und den älteren romantischen Dichtern das Leben verschönten, waren nur wenige Schriftstellerinnen. Nun erst, seit die Dichtkunst zum eleganten Zeitvertreibe wurde, und jeder empfängliche Dilettant sich die literarischen Handgriffe leicht aneignen konnte, begann die Schar der Blaustrümpfe, wie der neue englische Name lautete, bedenklich anzuwachsen. Karoline Pichler, Johanna Schopenhauer, Helmine v. Chezy, Karoline v. Fouqué schwangen die Feder statt der Nadel,

manche der modischen Taschenbücher wurden nur für Frauen und großenteils von Frauen geschrieben. Mit Besorgnis betrachtete Goethe diese neue soziale Krankheit. Er wollte weder die heiligen Schranken der Natur zerstört noch den Tiefsinn der Kunst durch leere Niedlichkeit verdrängt sehen und äußerte sich über die unfruchtbare weibliche Dichtung bald mit gutmütigem Spott, bald mit einer göttlichen Grobheit, wie sie nur der Sänger der Frauenliebe sich erlauben durfte:

> Und sie in ihrer warmen Sphäre
> Fühlt sich behaglich, zierlich, fein;
> Da sie nicht ohne den Menschen wäre,
> So dünkt sie sich ein Mensch zu sein.

Viele ernste Männer begannen schon die Poesie nur noch einer beiläufigen Teilnahme zu würdigen. Wie tief war einst die gebildete deutsche Welt durch den Xenienstreit aufgeregt worden, und wie gleichmütig blieb sie jetzt, als Platen wider die Schicksalstragödien und die Neuromantiker zu Felde zog. Solche ästhetische Kämpfe rührten nicht mehr den Lebensnerv der Nation. Nur die einsame Gestalt des Altmeisters in Weimar, die immer wieder die Blicke von Freund und Feind dämonisch anzog, erinnerte das neue Geschlecht noch an die Tage, da die Dichtung den Deutschen Eines und Alles gewesen war. Die kräftigen jungen Talente, und darunter auch manche künstlerisch angelegte Naturen, wurden durch den Drang der Zeit meist der Gelehrsamkeit zugeführt. Die Wissenschaft aber warf sich mit wachsendem Eifer und Verständnis auf die großen Probleme des öffentlichen, des handelnden Lebens. In der Theologie bildeten sich geschlossene Parteien mit bestimmten kirchenpolitischen Zielen. Nachdem Philosophen, Juristen, Sprach- und Altertumsforscher der Historie den Gesichtskreis erweitert und den Stoff bereitet, begann endlich auch die Krone der historischen Wissenschaften, die darstellende politische Geschichtschreibung sich kräftig zu entfalten, und in der wissenschaftlichen Parteiung der Historiker kündigten sich schon die politischen Gegensätze des kommenden Jahrzehnts vernehmlich an. Die Philosophie lernte durch Hegel

die Geschichte als den Tempel des allgegenwärtigen Gottes verstehen und vergötterte den Staat, den sie einst mißachtet hatte. Zugleich erklangen die ersten Lärmstöße einer radikalen Literatur, welche durch und durch tendenziös, allein auf die augenblickliche Wirkung rechnend, an allem was bestand mit übermütigem Hohne rüttelte und dem Traumleben der Romantik die Fehde ansagte. Das alles war erst im Werden, aber unverkennbar stand die Nation im Begriff mit der ästhetischen Weltanschauung, die ihre unvergeßliche Zeit gehabt hatte, gänzlich zu brechen.

Goethe selbst, der in seiner Einsamkeit doch immer die Hand am Pulse des nationalen Lebens hielt, erkannte diesen realistischen Zug der Zeit und förderte ihn, indem er in Wilhelm Meisters Wanderjahren den Gedanken ausführte, welchen schon die Lehrjahre angedeutet hatten: der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt. Die Odyssee der allgemein menschlichen Bildung endete also mit der modernen Lehre der Arbeitsteilung: daß ein jeder eines recht wissen und ausüben, in sich selber einen Mittelpunkt, um den alles kreise, finden solle:

> Und Dein Streben, sei's in Liebe.
> Und Dein Leben sei die Tat.

Anfang und Schluß des Romans verhielten sich zueinander wie Jugend und Alter, wie Poesie und Prosa. Aber weil der Dichter fühlte, daß die nützliche Tätigkeit für die bürgerliche Gesellschaft an sich noch nicht poetisch ist, und weil er selber mit allen Fasern seines Wesens in der allseitigen Bildung des alten Jahrhunderts wurzelte, darum wollte und konnte er den Grundgedanken der Wanderjahre nicht künstlerisch ausgestalten, sondern nur symbolisch andeuten; er schilderte nicht, wie der tatenfrohe Mann im einseitigen Schaffen sich selber zugleich beschränkt und kräftig auslebt, sondern ließ seinen Helden in bewußter Entsagung die freie Lebenslust überwinden und sein Ich vergessen in einem nüchternen Berufe. Für einen Roman der bürgerlichen Arbeit war in Deutschland die Zeit noch nicht gekommen. Die heitere Anmut der eingestreuten Novellen, die plastische Anschaulichkeit

des Bildes der heiligen Familie und vieler anderer Schilderungen erinnerten an die schönsten Zeiten der Goethischen Muse. Auch die lehrhaften Abschnitte enthielten neben manchem seltsamen Gedankenspiele eine Fülle reifer und tiefer Wahrheiten. Wie fühlte sich der junge Ludwig Richter in tiefster Seele gepackt, als er hier die Mahnung las: große Gedanken und ein reines Herz, das ist's was wir uns von Gott erbitten sollten. Wie scharf durchschaute der Dichter die schwerste sittliche Gefahr, welche dem heranwachsenden Geschlechte drohte, wenn er die Erziehung zur Ehrfurcht seiner pädagogischen Provinz zur Aufgabe stellte. Aber ein abgerundetes Kunstwerk gab er nicht; seine alte Neigung zum fragmentarischen Schaffen überwältigte ihn wieder, fast planlos reihte er alles aneinander, was er so viele Jahre hindurch über das Problem der Menschenbildung gedichtet und gedacht hatte. Die Leser vermochten sich in dem Irrgarten nicht zurecht-zufinden.

Zum ersten Male rief eine Dichtung Goethes allgemeine Enttäuschung hervor, und nun kamen gute Tage für alle die kleinen Leute, die dem Dichter seine Größe nicht verzeihen konnten. Während der letzten Jahre, solange die Nation noch unter dem frischen Eindruck von Dichtung und Wahrheit stand, hatten sich die Neider selten herausgewagt. Jetzt fanden die falschen Wanderjahre, welche der westfälische Pfarrer Pustkuchen gleichzeitig mit dem Anfang der echten (1821) in der berüchtigten Basseschen Buchhandlung zu Quedlinburg erscheinen ließ, starken Absatz und selbst in geachteten Zeitschriften ernsthafte Besprechung. Das boshafte Machwerk ahmte den umständlichen Stil des alten Herrn nicht ohne Geschick nach und bekämpfte seine Unsittlichkeit mit den Gemeinplätzen der platten Moral. Dann ließ auch Hengstenbergs Kirchenzeitung die Kartaunen ihres allein wahren Christentums gegen den großen Heiden spielen, und in gleichem Sinne schrieb Wolfgang Menzel, der Herausgeber des mit dem Cottaschen Morgenblatte verbundenen Literaturblattes. Der blieb sein Lebelang der alte christlich-germanische Burschenschafter und rügte mit achtungswertem Mute die Verirrungen des welt-

bürgerlichen, glaubenlosen Radikalismus. Aber die Grazien hatten nicht an der Wiege des unliebenswürdigen Mannes gestanden; das klassische Altertum war ihm nur eine Welt der Sünde, und niemals wollte er den Päpsten verzeihen, daß sie den Vatikan mit der schönsten Skulpturensammlung der Welt geschmückt hatten. So hielt er es denn für Christenpflicht, den Deutschen ihren ersten Dichter zu verleiden und ließ auch nicht ab in seinem puritanischen Eifer, als seine Todfeinde, die Radikalen in dasselbe Horn stießen und den geadelten Fürstenknecht in Weimar mit gesinnungstüchtiger Entrüstung brandmarkten.

Wie vormals Luther und Friedrich, so sah auch Goethe seine letzten Jahre durch die häßlichste aller deutschen Sünden, durch die ungeheuere Undankbarkeit der Nation getrübt — eben jetzt, da das Ausland den Dichter erst zu würdigen begann, da die jungen Schriftsteller des Pariser Globe die französische Kunst auf die Naturwahrheit Goethes und Shakespeares hinwiesen, und der einzige Brite der Deutschland ganz verstanden hat, Thomas Carlyle seinen Landsleuten den Sinn des Faust erklärte. Die radikale deutsche Jugend hörte nur zu willig auf die Stimmen der Verleumder. Ein Liebling der jungen Männer war Goethe nur zweimal gewesen, in den Tagen des Werther und wieder als der erste Teil des Faust erschien; was er jetzt noch schrieb, konnte einem grollenden Geschlechte nicht genügen, das sich nach politischen Kämpfen sehnte und in seiner Ungeduld den Adel der Form kaum noch zu schätzen wußte. In der neuen Burschenschaft, unter den Freunden Arnold Ruges galt der arbeitsamste Mann des Zeitalters allgemein für einen bequemen selbstischen Epikureer — ein Märchen, das in den Kreisen der Halbbildung noch durch Jahrzehnte lebendig blieb; wer sich zeitgemäßen Freisinns rühmen wollte, mußte den Aristokraten Goethe geringschätzen. Für diese Entfremdung der Jugend bot es keinen Ersatz, daß die Höchstgebildeten und die Frauen in ihrer Dankbarkeit nicht irr wurden, und manche ästhetische Kreise den Kultus des Dichters wie einen Geheimdienst betrieben. Die Berliner Goethe-Gemeinde gewann jetzt an Hegel einen mächtigen Bundes-

genossen; in der Verehrung des absoluten Philosophen und des absoluten Dichters genoß der Hegelianer strenger Observanz seine eigene Überlegenheit, und zum Glück fielen die Geburtstage der beiden Heroen im Kalender dicht hintereinander. Da saßen denn am Abend des 27. August die Eingeweihten beim Festmahl und gedachten ernst des nächtlichen Fluges der Eule der Minerva; sobald aber die Mitternachtsstunde ausgeschlagen hatte erhob sich ein Redner um fröhlich anzukündigen, daß jetzt Apoll der Gott der Lieder auf seinem Sonnenwagen den heiteren Tag des 28. heraufführe.

Nicht ohne Bitterkeit bemerkte Goethe, wie die Mittelmäßigkeit, die Philisterei und die rohe Tendenz sich abermals, und mächtiger als zu Kotzebues Zeiten, gegen ihn aufbäumten. Er tadelte in scharfen Epigrammen die unglückliche Neigung der Deutschen, sich selber die Freude am Schönen und Großen zu verderben, und seufzte zuweilen „ein deutscher Schriftsteller, ein deutscher Märtyrer" — denn jene stoische Unempfindlichkeit, wovon die Sittenprediger fabeln, ist dem Schaffenden, der doch für andere schafft, unmöglich. Aber lange konnte seine fröhliche Lebenskraft sich dem Ärger nicht hingeben, mit einigen Kernflüchen schüttelte er sich die Kläffer von den Fersen: „hat doch der Walfisch seine Laus, muß ich auch meine haben." Den Namen des Meisters wies er ab, nur der Befreier der deutschen Dichtung wollte er heißen, und ebendeshalb hatte er seine Freude an den Kritikern des Globe, weil sie ihn als den Überwinder des falschen Regelzwanges anerkannten. Mochten sie ihn dann immerhin nach französischem Sprachgebrauch einen Romantiker nennen — „was will all der Lärm über klassisch und romantisch! Es kommt darauf an, daß ein Werk durch und durch gut und tüchtig sei und es wird auch wohl klassisch sein." Als vierundsiebzigjähriger Greis ward er noch einmal von einer mächtigen Leidenschaft ergriffen. Er überwand sich und fand wie immer Trost im Liede. In der Trilogie der Leidenschaft nahm er Abschied von dem Glück und Leid der Liebe, das kein anderer Dichter je so tief empfunden. Durch die Liebeslieder seiner Jugend war er einst

der Liebling aller Weiberherzen geworden; die geheimnisvolle Glut dieses Scheidegedichts konnte nur der leiderfahrene, gedankenreiche Mann ganz verstehen. Noch einmal beschwor er die vielbeweinten Schatten aus seinen seligen Wetzlarer Tagen wieder herauf und gestand, im Innersten erschüttert, wie ihn die Götter sein Leben lang durch das Geschenk der Pandora geprüft hätten:

> Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
> Sie trennen mich und richten mich zu Grunde.

Die Sprüche und Gedichte, die sich wie eine Perlenschnur durch seine alten Tage schlangen, wurden der Größe wie der Kleinheit, dem Ewigen wie dem Vergänglichen des Menschenlebens gerecht. Er mahnte die Brüder der Loge, sich der langen Folge der Jahrhunderte bewußt zu bleiben, weil das Beständige der irdischen Tage uns ewigen Bestand verbürge; aber er wußte auch, daß der schwache Mensch doch nur am Tage den Tag lebt, und gab ihm jenen herzhaften Trost, der so vielen redlich Schaffenden die Augen trocknen und die ermattenden Arme stählen sollte:

> Liegt Dir gestern klar und offen,
> Wirkst du heute kräftig, frei,
> Darfst auch auf ein Morgen hoffen,
> Das nicht minder glücklich sei.

Goethe hatte die Genossen seiner Jugend schon alle begraben und stand längst in dem Alter, das den Tod gelassen als eine gemeine Schickung hinnimmt; gleichwohl fühlte er sich tief ergriffen und konnte nur in der gewohnten Einsamkeit auf den Dornburger Schlössern den Frieden des Gemütes wiederfinden, als auch sein großer fürstlicher Freund vor ihm dahinging. Karl August starb am 28. Juni 1828 auf der Rückreise von Berlin, wo er mit jugendlicher Wißbegierde alles Neue und Schöne was die letzten Jahre geschaffen betrachtet hatte. Die letzten Tage über mußte Humboldt beständig um ihn sein; der greise Fürst ward nicht müde den Gelehrten auszuforschen über die schwierigsten Fragen der Naturwissenschaft; hell und lauter schlugen die Flammen seiner großen Seele noch einmal aus

dem gebrechlichen Körper auf; mit Verachtung sprach er von der erkünstelten Frömmelei dieser Tage, aber auch mit Ehrfurcht von der menschenfreundlichen Lehre des ursprünglichen Christentums. Dann verschied er im Schlosse Graditz, die Augen der Abendsonne zugewendet. Das alte Weimar war nicht mehr. Auch Goethe fühlte das Bedürfnis des Alters, mit dem Vergangenen abzuschließen, und veröffentlichte seinen Briefwechsel mit Schiller. Bald nachher, im Frühjahr 1830, ließ Wilhelm Humboldt die Briefe erscheinen, welche er einst mit Schiller gewechselt hatte, und schilderte im Vorwort die Natur des Dichters mit kongenialem Verständnis. Das junge Geschlecht war aber in neuen Sorgen und Kämpfen zu tief befangen um das Vermächtnis einer großen Zeit dankbar aufzunehmen; erst in späteren, ruhigeren Tagen erkannte die Nation, welch ein Schatz künstlerischer Weisheit in diesen Briefen lag.

Durch den Zauber der alten Erinnerungen wurde Goethe dem lebendigen Schaffen der Gegenwart nicht entfremdet. Grillparzer und andere junge Dichter erfreuten sich seines ermunternden Zuspruchs, und mit strahlenden Augen folgte der Alte den kühnen Flügen Byrons. Die revolutionäre Macht der Byronischen Muse erinnerte ihn an die Zeiten, da er selber als ein Himmelsstürmer in den zahmen Frieden der deutschen Dichtung eingebrochen war. Er überschätzte sogar den englischen Dichter; denn seine kerngesunde Natur konnte sich die Empfindung des leeren Weltschmerzes an einem großen Künstler nicht vorstellen. Er wußte nicht, wie stark der Spleen des blasierten Weltmannes bei der finsteren Menschenverachtung des Briten mitwirkte, und wenn er Byron nannte „stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen", so glaubte er wirklich, das Gewissen des Lords sei mit einer schweren Blutschuld belastet. Mit den Malern und Bildhauern, die er unter seine Flügel nahm, hatte er bisher wenig Ehre eingelegt, da führte ihm ein gütiger Stern den jungen Friedrich Preller zu. Mit väterlicher Sorgfalt nahm er sich des Jünglings an, erwirkte ihm die Gunst Karl Augusts und verwies ihn auf die Meister des großen Stiles der Landschaftsmalerei, auf

Claude Lorrain und Poussin. So fiel noch ein letzter warmer Sonnenstrahl aus Weimars goldener Zeit auf die Jugend des Künstlers, der nach langen Jahren wieder einen schönen Nachsommer über die kleine Musenstadt heraufführen sollte. Mittlerweile legte Goethe die letzte Hand an seinen Faust. Während die vorlauten jungen Leute ihn bereits zu den Toten warfen, sah er, jugendlicher als sie alle, schon das tatkräftige Zeitalter nahen, das die Elemente bändigen und seinen Ruhm finden sollte in dem Gedanken: auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen.

Die deutsche Lyrik war in ihrer technischen Fertigkeit längst so sicher, daß sie sich in allen Weisen, den kunstvollen wie den kunstlosen frei ergehen konnte. Hatte sie einst, bevor Goethe auftrat, oft stammelnd nach einem mächtigen Ausdruck für ihre tiefe Empfindung gesucht, so lief sie jetzt schon Gefahr, in zierlichem Formenspiele den lebendigen Inhalt zu verlieren. Noch ganz unverbildet, ein echter Sohn des munter fabulierenden Schlesiens, sang Joseph v. Eichendorff seine frischen Lieder wie der Vogel auf den Zweigen. Er hatte seine entscheidenden Jahre unter den Heidelberger Romantikern verlebt und gleich den namenlosen Sängern des Wunderhorns beherrschte er nur einen engen Kreis von Bildern und Gefühlen; doch wenn er in guten Stunden das fröhliche Wandern über Täler weit und Höhen besang, oder Freud' und Leid des frommen Hauses oder den träumerischen Zauber der deutschen Gebirgslandschaft mit dem Mühlenrad im kühlen Grunde, dann fand er Worte, die sich der Musik von selber fügten. Von den Poeten der streng katholischen Romantik wußte keiner das einfach Menschliche so unmittelbar, so liebenswürdig auszusprechen. Was bei anderen Doktrin war bei ihm Natur. Er lebte mit seinem warmen Herzen in der Welt der Ritter, der Mönche, der fahrenden Schüler, er half bei dem Wiederaufbau der Marienburg so freudig mit als gälte es seinem eigenen Hause, und wenn er in seinen literarhistorischen Schriften ganz nach klerikaler Weise die Reformation als den Quell alles Übels, die klassische Literatur als eine schöne Verirrung, die Romantik als die Blüte deutscher Dichtung darstellte, so klang

das alles so ritterlich treuherzig, daß selbst die Gegner ihm nicht zürnen konnten.

Unvergleichlich reicher war die Gedankenwelt, welche Friedrich Rückert als „König eines stillen Reichs von Träumen" beherrschte.

Was mir nicht gesungen ist,
Ist mir nicht gelebet —

so schilderte er sich selbst. Selten ist ein Dichter so ganz aufgegangen in poetischer Beschaulichkeit. Wenn er Stunden und Tage lang unter den Blumen seines Gartens umherging oder dem Gesange der Vögel lauschte oder sinnend auf der Bank am Weinbergshäuschen saß, dann wurde ihm alles Erlebte zum Gedichte, die kleinen Vorfälle im Hause so gut wie die großen Kämpfe des Vaterlandes und die Ergebnisse seiner gelehrten orientalischen Sprachforschung. Unter der Fülle von Tönen, die also unaufhörlich der „stets gestimmten Leier" des Improvisators entrauschten, war manches leere Reimgetändel und auch die Plattheiten des hausbackenen Meistersangs fehlten nicht; erfreulich blieb es doch, wie hier die Welt verklärt wurde durch die Weisheit eines lauteren Dichtergeistes, der für die Natur nicht gefühlsselig schwärmte, sondern andächtig in und mit ihr lebte. In den lachenden Tälern des fränkischen Haßberglandes, so recht in Deutschlands warmer Mitte war er aufgewachsen, ein Sohn des Dorfs „der unter Kraut und Rube nicht gelernt hat Stadtverstand". Zwei ländliche Patriarchen, der Theolog Hohnbaum und der Freiherr von Truchseß auf der Bettenburg führten ihn zuerst auf die Höhen deutscher Bildung. Der gewaltige Recke mit dem starkknochigen ernsten Gesicht und der flatternden Mähne fühlte sich nie wohler, als wenn er in der Mütze und dem langen groben Rocke des fränkischen Bauersmannes, den Knotenstock in der Hand, die geliebte Heimat durchwanderte; so treu wie Uhland an Schwaben hing er an seinem Franken. Er hörte wirklich was die Schwalbe sang und was die Blätter der Bäume flüsterten; er fühlte mit der sterbenden Blume, die am ewigen Flammenherzen der Welt verglimmt. In ihm lebte noch etwas

von dem urkräftigen Natursinne jener grauen Vorzeit, da die Germanen einst die Tiere des Waldes in ihren Kämpfen und Listen belauschten, und er vergeistigte dies Naturgefühl zu einer poetischen Weltanschauung, die man mit Recht als christlichen Pantheismus bezeichnete. In allem Geschaffenen sah er die Offenbarung des liebenden All-Einen, und jedes Danklied, das aus der Lebenswonne dieser glänzenden, duftenden, klingenden Welt emporstieg, war seinem Herzen vernehmlich:

O Sonn' ich bin dein Strahl, o Ros' ich bin dein Duft,
Ich bin dein Tropf' o Meer, ich bin dein Hauch o Luft!

Nachdem Byrons farbenglühende Schilderungen und Goethes Divan den Deutschen die Sehnsucht nach dem Orient geweckt hatten, gab Rückert seine Östlichen Rosen heraus. Dieser Liederstrauß und die zahlreichen Nachbildungen indischer, persischer, arabischer Gedichte, welche der Unermüdliche folgen ließ, machten unsere gebildete Welt mit dem Leben des Ostens vertraut, und jeder junge Lyriker meinte sich fortan verpflichtet, zuweilen einmal in einem Ghasel die flötende Bülbül zu besingen. Die deutsche Sprache hatte jetzt das Ziel erreicht, das ihr einst die Übersetzungskünstler der Romantik gewiesen hatten, sie war zur poetischen Weltsprache geworden; selbst die ungeheuerlichen Wort- und Buchstabenspiele der Makamen des Hairi wußte der kunstfertige Nachdichter zu überwinden. Der dauernde Gewinn aus diesen morgenländischen Weltfahrten blieb freilich sehr weit zurück hinter jenem Schatze lebendiger Formen und Stoffe, welchen die älteren Romantiker einst aus der Dichtung der blutsverwandten Engländer und Romanen heimgebracht hatten. In das Traumleben des Ostens konnte sich der tatkräftige Weltsinn der Germanen doch nur mit gewaltsamer Anstrengung versenken, und der künstliche Parallelismus des orientalischen Versbaues mit seinen eintönigen Wiederholungen widersprach geradezu der leidenschaftlichen Natur unserer Sprache, die überall nach einem kräftigen Abschluß verlangt. Reine Freude vermochten die westöstlichen Dichter nur dann zu erwecken, wenn sie, wie Goethe im Divan, die orientalische Form lediglich als eine leichte Hülle

zur Umkleidung deutscher Gefühle brauchten. Rückert selbst kehrte aus dem Rosenhain von Schiras immer wieder zu seinen fränkischen Blumenbeeten, von Fatime und Suleika zur Agnes und Anne Marie zurück; und wie er vormals den Krieg gegen Napoleon mit seinen Geharnischten Sonetten begleitet hatte, so warf er auch späterhin noch manches Zeitgedicht in die Kämpfe des Tages — auch er ein Herold von Kaiser und Reich und ein bürgerlicher Protestant, der den Idealen des Befreiungskrieges sich niemals entfremdete.

Schwerer, langsamer reifte Adelbert von Chamisso zum Dichter heran, weil er zuvor erst ein Deutscher werden mußte. Als er im Sommer 1813 das schelmische Märchen von Peter Schlemihl schrieb, folgte er unbefangen einer heiteren Eingebung seiner Phantasie, und hegte nicht die Absicht, in dem Bilde seines tragikomischen Helden sich selber, den vaterlandslosen Emigrantensohn darzustellen. Gleichwohl fühlte er sich während des deutsch-französischen Krieges wirklich noch so ratlos wie der Mann ohne Schatten; erst fünf Jahre später, da er von seiner Weltumsegelung heimkehrte, waren die Zweifel ganz überwunden, und er wußte, daß sein Staub nur in deutscher Erde ruhen dürfe. Als er dann eine heißgeliebte deutsche Frau heimgeführt und unter den Berliner Naturforschern eine geachtete Stellung gefunden hatte, da erblühte ihm auf der Höhe der Mannesjahre noch eine zweite schönere Jugend, und er bewies noch deutlicher als die vielen tüchtigen Männer der hugenottischen Kolonie, was aus dem edlen französischen Blute in deutscher Umgebung werden kann. Selige Stunden, wenn er jetzt, der Heimat froh, in seinem bescheidenen Hause am einsamen äußersten Ende der Großen Friedrichsstraße oder draußen unter den alten Bäumen des Botanischen Gartens saß und in den Wolken der nie verlöschenden Tabakspfeife die Gestalten seiner Dichtung ihn umschwebten. Ohne jede Absicht trug er eine Erinnerung aus seinen Wanderfahrten, ein häusliches Erlebnis, ein bedeutsames Wort, eine Zeitungsanekdote lange im Herzen umher, und was ihn selber „im Leibe von der Seite der linken Pfote bewegte" — so sagt

er selbst mit unverkennbar französischer Redewendung —, das drängte sich ihm endlich auf die Lippen. Aber so naiv er im Empfangen war, so bewußt und künstlerisch verfuhr er beim Gestalten. Seiner französischen Abstammung verdankte er den Sinn für packende Wirkung, seine neckische Laune und die glückliche Bestimmtheit seiner immer knappen, wohlabgerundeten Schilderungen, die zu Rückerts breiter Wortfülle in scharfem Gegensatze standen. In seiner Empfindung war er ganz deutsch, so mild und liebevoll, daß er sogar den Bauern, die über das frevelhaft zerstörte Schloß seiner Väter ihren Pflug führten, seinen Segen zurufen konnte.

Und wunderbar, dieser Fremdling, der im Gespräche den Franzosen nie verleugnete, beherrschte in seinen Gedichten das Deutsche als ein Meister und verdankte einen guten Teil seiner Erfolge der geheimnisvollen Macht seiner gedrungenen Sprache. Auch der kräftige Erdgeruch landschaftlicher Eigenart, der allen unseren bedeutenden Schriftstellern anhaftet, war seinen Gedichten nicht fremd. Wie er in seiner Jugend sich den Nordstern zum Sinnbild gewählt hatte, so ward er im Alter ein Liebling der Norddeutschen, weil er die wortkarge Weise ihrer starken Empfindung zu treffen wußte; sogar ein Zug des guten alten Berlinertumes, das selber so reich mit französischer Bildung versetzt war, ließ sich in seinen Gedichten erkennen. Von der Romantik ausgegangen suchte er sich seine Stoffe an allen Enden der Welt und besang bald in schlichten, tief empfundenen Liedern das Allereinfachste, der Frauen Liebe und Leben, bald in kunstvollen Terzinen die Blutrache der Rothäute und die Meereseinsamkeit der Südseeinseln. Seine schönsten Gedichte gehörten dem modernen Leben an, das immer gebieterischer sein Recht von der Kunst verlangte, und wenn das Gewoge der Parteiung die Grundlagen der Gesittung bedrohte, dann schrak Chamissos friedfertige Natur auch vor einem scharfen Kampfgedichte nicht zurück. Als die Jesuiten in Paris wieder ihr Haupt erhoben, sang er, seinen Beranger noch übertreffend, das Nachtwächterlied „und der König absolut, wenn er unsern Willen tut!" Auch das Elend der Massen hörte er schon an das Tor der alten

Gesellschaft klopfen und schilderte die Not der kleinen Leute in dem furchtbar bitteren Gedichte vom Hunde des Bettlers, wie späterhin milder in den Liedern von der alten Waschfrau.

Alle diese Dichter lebten mit sich selbst im reinen, glücklich in dem Bewußtsein gottbegnadeter Künstlerschaft. In der schwermütigen Erscheinung des Grafen August Platen bekundete sich dagegen schon die Zerrissenheit eines neuen Geschlechts, ein düsterer Weltschmerz, „dem Leben Leiden ist und Leiden Leben". Ein stolzer, hochstrebender Dichtergeist, dem nur die reichsten Kränze genügten, bildete Platen durch unablässigen Künstlerfleiß seinen angeborenen Sinn für Wohllaut und Formenreinheit zur Meisterschaft aus und brachte die Technik unserer lyrischen Dichtung auf ihre höchste Stufe. In Ghaselen und Sonetten, in den schwierigsten lyrischen Formen aller Zeiten und Völker bewegte er sich mit der gleichen Sicherheit, am natürlichsten doch in den rhythmisch bewegten Versmaßen der Alten; niemand verstand wie er, ernste, würdige Gedanken in die langhinwallenden Falten einer feierlichen Ode zu schlagen. Aber es lag ein Hauch der Kälte über diesem kunstvollen Tongefüge. Dem Dichter fehlte die Liebe, wie Goethe ihm vorwarf: nicht bloß die Frauenliebe, die doch allezeit der Nerv der lyrischen Dichtung bleibt, sondern die Fähigkeit sich hinzugeben, ganz hinauszugehen aus seinem anspruchsvollen Ich. Er dichtete mehr für Dichter und Kenner als für die Masse der unbefangen Genießenden und liebte darum Stoffe, die von Historikern und Malern schon fertig gestaltet waren. Wenn er im Dogenpalaste an das Prachtgeländer der Riesentreppe gelehnt, des Volks von Königen gedachte, das diese Marmorhallen durfte bauen, dann zauberte er dem Kundigen mit wenigen majestätischen Worten eine Welt großer Erinnerungen, die ganze Farbenpracht der Bilder Paolo Veroneses vor die Seele; doch wenn er versuchte selber ins volle Menschenleben hineinzugreifen und zu erzählen, wie dem alten Gondolier der Lagune zumute war, dann sprach er kühl und matt.

Seine Wirksamkeit reichte weit hinaus über die kleine Gemeinde fanatischer Verehrer, die sich bald um seinen Namen

sammelte, sie ist nur dem ganz verständlich, der in die Werkstätten der Schaffenden geblickt hat. Unzähligen Bildhauern, Malern, Dichtern wurde Platen ein stiller Lebensbegleiter, ein Tröster in den ästhetischen Versuchungen des Künstlerlebens, gerade weil der Inhalt seiner Gedichte das Herz kalt ließ. An der abstrakten Schönheit seiner Rhythmen lernte manche überreizte Phantasie die Gesetze des Maßes wieder verstehen, an dem Marmor dieser reinen Formen kühlte sich manche fiebernde Stirn. Solche Erfolge befriedigten den Ehrgeiz des Dichters nicht. Nur im Selbstlob geschmacklos, ward er nicht müde, sein eigenes Verdienst oder, was noch eitler klang, „den Genius, welcher besucht mich" seinen Lesern anzupreisen. Der Mißmut, der diesen Unbefriedigten verzehrte, entsprang nicht bloß dem Schmerz über die Widersprüche des Lebens und die dunklen Rätsel der Weltordnung, sondern auch dem Gefühle innerer Unsicherheit. Platen empfand, daß seine Dichterkraft dem großen Wollen nicht entsprach.

Verstimmt über den Kaltsinn seiner Landsleute und zudem gefesselt durch die Schönheit des Südens, verlebte er seine letzten Jahre in Italien und sagte was kein Deutscher sagen darf: „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!" Mit ihm begann eine neue, wenig erfreuliche Spielart des deutschen Kosmopolitismus. Die deutschen Weltfahrer der guten alten Zeit hatten sich, wenn sie nicht heimkehrten, zumeist wenig um die Heimat bekümmert. Der erleichterte Reiseverkehr und das regere politische Leben des neuen Jahrhunderts bewirkten, daß sich bald überall in der Welt deutsche Männer fanden, die aus mannigfaltigen Gründen, viele nur aus Ärger oder aus Bequemlichkeit, ihr Leben im Auslande verbrachten und gleichwohl, da sie ihr Volkstum treu bewahrten, sich berufen glaubetn in den Händeln des Vaterlandes ohne nähere Kenntnis mitzureden. Die Zahl dieser heimatlosen Patrioten wuchs nachher durch die politischen Verfolgungen beträchtlich an, und allmählich ward es zur Regel, daß jedes vaterländische Ereignis von einem vollen Chor deutscher Stimmen aus der Fremde begleitet wurde. Einzelne der Aus-

gewanderten gewannen zwar in großen Verhältnissen freieren Weltsinn und ein Verständnis für die letzten Gründe unserer politischen Schwäche; die meisten aber verfielen der natürlichen Erbitterung der Emigranten. Ihre gellenden Klagen über das deutsche Elend vergifteten nur die öffentliche Meinung daheim und bestärkten das Ausland in seiner ungerechten Geringschätzung.

In Platens Seele lebte ein kräftiger Nationalstolz, und oftmals gab er dem unbestimmten Freiheitsdrange der Zeit erhabenen Ausdruck:

> O goldne Freiheit, der auch ich entstamme,
> Die du den Äther wie ein Zelt entfaltest,
> Die du, der Schönheit und des Lebens Amme,
> Die Welt ernährst und immer neu gestaltest!

Nach der Julirevolution trat er geradezu als politischer Dichetr auf. In den stillen Jahren vorher pflegte er seine politischen Gedanken meist in die Parabasen seiner Literaturdramen einzuflechten. Da seine dramatischen Versuche gänzlich mißlangen, so beschied er sich „statt des Weltenbildes nur ein Bild des Bilds der Welt zu geben". Er selber sagte zwar, daß er diese Zwittergattung nur wähle, weil der Sonnenschein der Freiheit seine Tage nicht erhelle. In Wahrheit folgte er dem Drange seines starken satirischen Talents; in keinem seiner Werke offenbarte sich neben vollendeter Kunst so viel Naturkraft wie in den beiden aristophanischen Lustspielen: die verhängnisvolle Gabel und der romantische Ödipus. Literarischer Streit veraltet schnell und erscheint den Nachlebenden bald widerwärtig; der schweflige Geruch des Pulvers belästigt noch, wenn der gewaltige Donner des Geschützes schon verhallt ist. Die Erscheinung dieser Literaturdramen bewies allerdings, daß unsere Dichtung schon in den Zustand der Überreife einzutreten begann, doch in einer büchervollen Welt war die dramatisch ausgestaltete literarische Satire, die von der Bühne ganz absah, nicht unberechtigt, besser berechtigt zum mindesten als das Lesedrama, das nur aus Unvermögen den Ansprüchen der Bühne nicht genügte. Und wie kräftig schwang der Satiriker seine Geißel. Manche Witze klangen gezwungen,

und mancher Schlag fiel auf edle Häupter, so auf den jungen Immermann, der allerdings den Dichter des Münchhausen noch nicht ahnen ließ; im ganzen war es doch ein guter Kampf gegen das Platte und Leere, gegen gespreizte Unnatur und gemeine Betriebsamkeit. Prachtvoll hoben sich dann von dem Spiele des scharfen Witzes die gedankenschweren Parabasen ab. Hier verkündete der Dichter mit ungewohntem Feuer, wie tief er selber in das Weltgeheimnis der Schönheit eingedrungen war. Stolzer hatte seit Schillers „Künstlern“ niemand mehr über den Beruf des Dichters gesprochen; wie ein Nachhall aus Weimars schönheitsfrohen Tagen klang jene herrliche Weissagung, die ihr Recht behalten wird solange die Deutschen sich selber treu bleiben:

Und des Himmels Lampen löschen mit dem letzten Dichter aus!

Neben diesen bedeutenden lyrischen Talenten erschien die epische Dichtung arm. Auch sie wurde bereits von dem realistischen Zuge der Zeit ergriffen. Seit 1821 schrieb Tieck soziale Novellen, die alles Märchenhafte abweisend, ihren Stoff dem wirklichen Leben, zumeist der Gegenwart, entnahmen. So führte derselbe Dichter, der sich einst am weitesten im Zaubergarten der Romantik verloren hatte, jetzt eine neue, ganz moderne Kunstgattung in Deutschland ein — denn Kleists Erzählungen wurden noch wenig beachtet und die Novellen aus den Wanderjahren beanspruchten nicht als selbständige Dichtungen zu gelten. Er wollte, wie die alten italienischen Novellendichter, ein überraschendes, außerordentliches Ereignis aus der Wirklichkeit in spannender, rasch ansteigender Erzählung darstellen. Seinem eigenartigen Talente, dem das Einfache stets am fernsten lag, bot die Novelle mit ihren erlaubten Seltsamkeiten, ihren verwickelten psychologischen Problemen einen dankbareren Boden als vormals das Drama, das, demokratisch von Haus aus, nur durch große gemeinverständliche Motive wirken kann. Aber zur klassischen Vollendung gelangte er auch hier nicht. Die Goethische Ehrfurcht vor dem Wirklichen, die epische Ruhe blieb ihm fremd; er konnte es nicht lassen, beständig selber aus dem Rahmen

der Erzählung hervorzuschauen, so daß dem Leser die geistreichen Bemerkungen des Dichters über Kunst, Religion, Gesellschaft oft wichtiger schienen als die Novelle selbst. Von der gläubigen Phantasterei seiner Jugend hatte er sich längst befreit; ja in seiner Novelle: „Die Verlobung“ kämpfte er gegen die frömmelnde Mode des Tages mit solcher Schärfe, daß seine streng katholische Tochter Dorothea und andere fromme Freunde sich entsetzten, Goethe aber dem Dichter Glück wünschte, der endlich einmal „einen klaren blauen Himmel des Menschenverstandes und reiner Sitte eröffnet habe“. Aller seiner Schrullen war der alte Romantiker doch nicht Herr geworden. Immer wieder störte er den Lesern ihren Glauben durch willkürliche Einfälle und unmögliche Erfindungen oder gar durch den schlechthin unpoetischen Spuk des Tollhauses. Gleichwohl errangen diese Novellen, die uns heute so fremd anmuten, einen großen und berechtigten Erfolg; denn sie wiesen unserer erzählenden Dichtung ein neues Ziel, das der nationalen Empfindung zusagte. Der behagliche, breit ausgesponnene Roman gelang den leidenschaftlichen deutschen Naturen selten, die raschere Bewegung der Novelle war ihnen verständlicher, und bald fand Tieck auf seinem neugebahnten Wege zahlreiche begabte Gefährten.

Zugleich begann der Realismus der Geschichtswissenschaft auf die Dichtung einzuwirken. Die Masse der historischen Romane schwoll an, und neben vielen verfehlten Versuchen erschien doch auch ein Werk von gesunder Lebenskraft, der Lichtenstein des Schwaben Hauff, eine Geschichte aus der schwäbischen Reformationszeit, nicht reich an Gedanken, aber anheimelnd durch gemütliche Wärme und den seltenen Liebreiz der Erzählung. Noch stärker wurden die Dramatiker von der historischen Welt angezogen, sogar Grillparzer, der sonst so gerne einsam seines Weges ging. Die dumpfe Luft des alten Österreichs war freilich der historischen Dichtung nicht günstig. Bancbanus, „der treue Diener seines Herrn“, ließ deutsche Hörer kalt, weil ihnen die naturgetreu geschilderte unerschütterliche Bedientenhaftigkeit des k. k. Beamten wie eine tolle Erfindung vorkam, und als Grill-

parzer dann in seinem König Ottokar freiere Töne anschlug, schritt die Wiener Zensur ein, weil sie den Unwillen der Czechen fürchtete. Immermann, Grabbe und viele andere junge Poeten versuchten sich als historische Dramatiker, und der betriebsame Raupach in Berlin, der immer genau wußte, woher der Wind im Publikum wehte, schickte sich bereits an, die gesamte Geschichte der staufischen Zeiten in fünffüßige Jamben zu zerschneiden, die dann wieder kunstvoll zu fünfaktigen Tragödien zusammengenäht wurden. —

Als Fundgrube diente der Mehrzahl dieser Dichter die Geschichte der Hohenstaufen von Friedrich v. Raumer, der erste glückliche Versuch umfassender politischer Geschichtserzählung, der seit dem Wiederaufleben der historisch-philologischen Forschung gewagt wurde (1823). Schon der mächtige Stoff, das historische Ideal des Zeitalters der Romantik, gewann dem Werke die Herzen der Leser. Raumers Gesinnung war ganz modern, obwohl er mit Tieck, Eichendorff und anderen romantischen Dichtern freundschaftlich verkehrte. Er urteilte mit dem weltmännischen Wohlwollen eines verständigen Beamten der Hardenbergischen Schule; weder die Mystik des Christentums, noch die aus Unbeständigkeit und Treue so seltsam gemischte Empfindungsweise der mittelalterlichen Menschen war ihm recht vertraut. Der frischen, klaren, lebendigen Darstellung fehlten Macht und Tiefe, und den Streitfragen der historischen Kritik ging Raumer meist behutsam vermittelnd aus dem Wege. Immer blieb dem Buche das große Verdienst des ersten Wurfs, die hohen Gestalten unserer alten Kaiser traten den gebildeten Deutschen wieder menschlich näher, am deutlichsten wohl das Charakterbild Kaiser Friedrichs II. Nun das Eis gebrochen war, fanden auch andere Werke politischer Geschichtsdarstellung freundliche Aufnahme, so Stenzels Geschichte der ostfränkischen Kaiser und Johannes Voigts Geschichte des Ordenslandes Preußen.

Als ob er ahnte, daß der große Tag der deutschen historischen Kunst herannahte, schrieb Wilhelm Humboldt um diese Zeit (1822) seine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers,

eine geistvolle Schrift, die in Form und Inhalt den Übergang von der philosophischen zur historischen Weltanschauung darstellte. Den geheimnisvollen Dualismus, der in dem sittlichen Leben unseres staubgeborenen und gottverwandten Geschlechts unverkennbar waltet, suchte er dadurch zu erklären, daß er eine hinter den Erscheinungen der Geschichte stehenden Ideenwelt annahm. Geschichte war mithin Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Dem Historiker fiel die zweifache Aufgabe zu, das Geschehene tatsächlich zu ergründen und das Erforschte dergestalt zu verbinden, daß die Notwendigkeit der Ereignisse erwiesen und die Ratschlüsse der göttlichen Weltregierung erkannt würden. Es war eine großartige Ansicht, die zugleich mit Zartheit das persönliche Leben, mit Freiheit die allgemeinen Mächte der Geschichte zu verstehen suchte; sie sicherte der Geschichtschreibung großen Stils ihre gebührende Stelle auf der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst. Die Frage, wie sich die Welt der Ideen zu der bewußten Tatkraft der wollenden Menschen eigentlich verhalte — diese entscheidende Frage blieb freilich unerörtert. Humboldts Bruder Alexander erhob daher den Einwand: diese Ideen kämen ihm vor wie jene unerweisbaren Lebenskräfte, welche der Physiolog annehme sobald er mit seinen Beobachtungen nicht mehr weiter könne. Wilhelm aber ließ sich nicht beirren; er wußte, daß die Geisteswissenschaft nicht wie die Naturwissenschaft allein den Gesetzen der Logik folgen darf, daß sie ihre letzten und höchsten Gedanken nur ahnen, nicht ganz erweisen kann.

Inzwischen traten schon die beiden Gelehrten auf die Bühne, welche in der nächsten Zukunft die deutsche Geschichtschreibung beherrschen sollten, Schlosser und Ranke. F. C. Schlosser zählt zu den erstaunlichsten Erscheinungen unserer Literaturgeschichte; denn selten geschieht es, daß ein Mann, der innerlich einer ganz anderen Zeit angehört, dennoch auf die Mitwelt mächtig einwirkt. Es war ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, ganz und gar erfüllt von dem strengen Pflichtbegriffe Kants. In scharfem Gegensatze zu Rotteck, der immer nur den Bürgersleuten

das Wort von den Lippen nahm, betrachtete er die Parteikämpfe des Tages mit unverhohlener Verachtung. Selbst die patriotische Erregung der Befreiungskriege berührte ihn wenig; war er doch im Feverlande daheim, draußen unter den Friesen, die sich kaum recht zu Deutschland rechneten. Hinter schroffen, rauhen Formen verbarg er schamhaft ein zartes, reiches Gemüt. Erst in reifen Jahren gelangte er durch den Einfluß sanfter, edler Frauen zum inneren Frieden und führte fortan in Heidelberg viele Jahre lang ein stilles Gelehrtenleben: die Selbstbeschauung und Selbstvollendung der freien Persönlichkeit blieb ihm des Daseins höchster Zweck. Der starke mystische Zug, der in seiner Seele dicht neben dem philosophischen Erkenntnisdrange lag, fand seine Befriedigung in Dantes Werken. Mit diesem Dichter lebte er in allen guten Stunden, und weil er wußte, daß die Tatsachen der Geschichte erst vor dem Richterstuhle des Gewissens Sinn und Bedeutung erhalten, so meinte er sich berufen, gleich seinem Dante ein historisches Weltgericht zu halten, über den sittlichen Wert und Unwert alles Geschehenen nach dem strengen Gesetze Kantischer Pflichtenlehre abzuurteilen. Seine wissenschaftliche Stärke lag in der umfassenden Kenntnis der Literaturgeschichte; er zuerst in Deutschland versuchte die Entwicklung der Dichtung und Wissenschaft in ihrem Zusammenhange mit dem gesamten Schicksal der Völker darzustellen.

Und dieser durchaus unpolitische Gelehrte wurde gleichwohl ein Wortführer der öffentlichen Meinung, weil er der erste rein bürgerliche Historiker Deutschlands war. Einem freien Bauernlande entsprossen hatte er einst an dem kleinen Hofe von Varel das wüste Treiben der Emigranten mit angesehen, das seinen angeborenen Adelshaß bis zum Abscheu steigerte. Unter den Rechtssätzen seines Kant stand ihm keiner so fest wie der Grundsatz der Rechtsgleichheit für alle Teilnehmer am Staatsvertrage. Das Selbstgefühl des Bürgertums, das so mächtig anwuchs seit die neue überwiegend bürgerliche Literatur die Nation beherrschte, fand in Schlossers Schriften den lautesten und trotzigsten Ausdruck. Darum galt er für liberal, obwohl er sich den

konstitutionellen Ideen nie befreunden konnte; darum wurde er trotz seiner ausgeprägten niederdeutschen Eigenart den Süddeutschen fast ebenso lieb wie ihr Rotteck, denn dort im Oberlande war die bürgerliche Gesinnung zurzeit noch am stärksten. Schlosser betrachtete den Staat grundsätzlich nur von unter her, vom Standpunkte der Regierten; niemals versuchte er sich in die Lage der Regierenden hineinzudenken, den Zwang der Umstände, der ihre Entschlüsse bestimmte, billig zu würdigen. Da er, wie alle Gemütsmenschen, jede Verletzung seines sittlichen Gefühls mit leidenschaftlicher Bitterkeit empfand, so zeigte das sittliche Weltgericht, das er halten wollte, sehr wenig von der Erhabenheit der Göttlichen Komödie. Ungeschlacht wie er war, ohne Sinn für den Adel der Form, geriet er in ein heftiges Poltern und Schelten, die Freude an der historischen Größe ging ihm verloren, und den Lesern blieb der trostlose Eindruck, als ob die vielgestaltige Herrlichkeit der Geschichte nur ein ödes Einerlei glücklicher Schurkenstreiche wäre. Eben diese ungerechte und unpolitische Härte des moralischen Urteils gewann ihm die Herzen der Mittelstände; denn die strenge Kantische Pflichtenlehre war, verdünnt und verflacht, längst in das Bürgertum eingedrungen, und in dem gedrückten politischen Leben dieser Tage fühlte sich jeder im Herzen erleichtert, wenn die Sünden der Mächtigen der Erde von einem rücksichtslos ehrlichen Manne gründlich abgestraft wurden. Durch die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts errang diese moralisierende Geschichtschreibung ihren ersten großen Erfolg, aber erst im folgenden Jahrzehnt, als Schlosser den ersten Entwurf dieses Buches breiter ausführte, wurde er eine anerkannte Macht im deutschen Bürgertum.

Bescheiden und fest, einer großen Zukunft sicher, erklärte Leopold Ranke schon in seiner Erstlingsschrift, den Geschichten der romanischen und germanischen Völker (1825), daß er sich des Amtes, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, nicht unterwinde. Er wolle „bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen". Vertraut mit der Philosophie Fichtes und Hegels, beabsichtigte er durch dies tief-

sinnige Wort keineswegs, dem Historiker die Darstellung des Ideengehaltes der Geschichte zu verbieten, aber in der genauen Ergründung des Tatbestandes sah er das Nächste, was der noch ganz verwahrlosten neuen Geschichte not tat; und der Quellenkritik dieses Zeitraums brach der junge Meister gleich selbst die Bahn, indem er in einer klassischen Untersuchung die Unglaubwürdigkeit der berühmten Historiker des Cinquecento darlegte, die Berichte, die Briefe, die Tagebücher der unmittelbar Beteiligten als die allein probehaltigen Zeugnisse empfahl. In dem Werke über die Fürsten und Völker Südeuropas, das großenteils aus den unvergleichlichen Gesandtschaftsberichten der Venetianer geschöpft war, trat der Charakter dieser neuen diplomatischen Geschichtschreibung bereits schärfer hervor. Wesentlich politisch, betrachtete sie den Staat stets von oben. Sie suchte die Beweggründe und Absichten der Handelnden, der Herrschenden zu verstehen und gelangte also zu einer vornehmen Zurückhaltung, welche die Tatsachen meist für sich selber reden ließ; durch die vollständige Beherrschung des Stoffes gewann die Erzählung die ruhige Schönheit des Kunstwerks. Wohl lag die Gefahr nahe, daß die Stimme des Gewissens, die in Schlossers Schriften nur zu oft und lärmend sprach, in den Werken der diplomatischen Historiker ganz verstummte, daß der breite Unterbau der Gesellschaft, die Masse des Volks mit ihrer Not und Sorge, mit ihrer Tapferkeit und ihren dunklen Instinkten nicht genugsam beachtet würde, und auch die Kräfte des Gemüts, deren jede lebenswahre Schilderung des Menschendaseins bedarf, die Liebe und der Humor nicht ganz zu ihrem Rechte kämen. Aber der feste Grund war gelegt, auf dem sich die deutsche Geschichtsforschung zur Höhe einer gesicherten Fachwissenschaft erheben konnte, und die Zeit sollte noch kommen, da die anfangs nur von kleinen Kreisen beachtete Schule Rankes die volksbeliebten Schlosserschen Werke gänzlich aus dem Felde schlug.

Nach allen Seiten hin entfaltete sich frisch und kerngesund das neue Leben der historisch-philologischen Wissenschaften. Als Karl Ritter nach Berlin kam, wollten sich zuerst keine Zuhörer

finden für das unbekannte Fach der Geographie; nach wenigen Jahren stand er schon als anerkannter Meister da. Unter den klassischen Philologen erforschte F. G. Welcker zuerst mit feinsinnigem Verständnis den trilogischen Bau der Tragödien des Äschylus, während Lobecks Aglaophamus mit scharfer, zuweilen allzu nüchterner Kritik die Wahngebilde der Symboliker zerstörte und Otfried Müller, den Spuren Niebuhrs folgend, die Verfassungsgebilde der Dorier aus den sozialen Zuständen des Zeitalters der peloponnesischen Eroberung erklärte. Im Kreise der Germanisten verloren v. d. Hagen und die anderen Dilettanten der ersten Lehrjahre allmählich alles Ansehen. Die strengen Forscher aber hielten zusammen wie eine gläubige Gemeinde; sie genossen noch die Seligkeit jugendlicher Erkenntnis und empfanden dankbar, daß die Wissenschaft mehr als die Kunst, die den Schaffenden so leicht vereinzelt, die Herzen zu verbinden vermag. Der arme Wilhelm Wackernagel spürte kaum den Frost, wenn er in seiner ungeheizten Kegelbahn die langen Winternächte hindurch über den alten Handschriften saß. Freudig arbeitete einer dem anderen in die Hände. Als Uhland das Leben Walters von der Vogelweide geschildert und nach Künstlerart die Dichtung aus der Persönlichkeit des Dichters erklärt hatte, ließ Lachmann bald nachher seine kritische Ausgabe der Werke Walters erscheinen und widmete das Buch dem Schwaben. Auch zwei reiche Sammler halfen mit durch ihre Bücherschätze. Wer die Bibliothek des Frhrn. v. Meusebach in Berlin benutzen wollte, wurde von dem witzigen Sonderling unbarmherzig im Lesezimmer eingeschlossen, nur die Gebrüder Grimm, die unwiderstehlichen hatten freien Zutritt ins Heiligtum. Behaglicher lebte und forschte sich's bei dem Frhrn. v. Laßberg auf dem alten Schlosse Meersburg am Bodensee; dort walteten noch die Gastfreundschaft und der ritterliche Sinn des Mittelalters.

Im Jahre 1828 vollendete Jakob Grimm wieder eines seiner grundlegenden Werke, die Rechtsaltertümer. Hier lehrte er die Deutschen das sinnliche Element ihrer alten Rechtsgeschichte kennen und zeigte ihnen, wie Uhland dankbar sagte, über dem steinernen

Richterstuhl die blühende Linde. Der Sammlerfleiß, der diese Masse alter Rechtsformeln und Symbole zusammengetragen, war ebenso erstaunlich, wie die starke und doch maßvolle Phantasie, welche ein seit Jahrhunderten vergessenes Recht wieder zu beleben, seine zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen vermochte. Überall verriet sich die Freude an dem frohen, beseelten Leben des Mittelalters. Wie Grimm der gemeinen Volkssprache und den Volksliedern stets den Vorzug gab, so entnahm er auch seine Kenntnis der alten Rechtsbräuche mit Vorliebe den Weistümern, jenen Rechtweisungen aus dem Munde des Landvolkes selber, welche nur den Germanen eigentümlich, ihm als „ein herrliches Zeugnis der freien und edlen Art unseres eingeborenen Rechtes" galten. Obwohl er nur als Altertumsforscher, nicht als Staats- und Rechtslehrer schreiben wollte, so warfen doch seine Untersuchungen über die Mark und den Hammerwurf ein erklärendes Licht auf weite, noch unerforschte Epochen deutscher Staats- und Wirtschaftsgeschichte, auf jene Zeiten namentlich, da die Germanen von der Viehzucht zum seßhaften Ackerbau übergingen und die tragende Habe die treibende zurückdrängte. Er zuerst entdeckte, daß bei der Vermischung verschiedener Nationen der Kern des Rechtes wie der Sprache noch lange unverändert bleibt, während die Prozeßformen und die Formen der Wörter sich rascher verwandeln.

Einige Ergebnisse der germanistischen Forschung wurden allmählich zum Gemeingut der Gebildeten, seit Karl Simrock die Nibelungen und dann auch andere mittelhochdeutsche Dichtungen übersetzte — ein geistvoller, liebenswürdiger Rheinländer, dem der Schelm im Nacken saß, zugleich Dichter und Gelehrter, hochbegeistert für Deutschlands alte Größe und die Schönheit seines sagenreichen heimischen Stromes. Als Nachdichter wollte er nicht, wie die Übersetzer aus fremden Sprachen, alles in blankes, neues Deutsch übertragen; er begnügte sich, die dem heutigen Sprachgefühle ganz unverständlichen Worte schonend zu ersetzen und wahrte also jenen altertümlichen Hauch, der an vaterländischen Dichtungen nicht befremdet, sondern anheimelt.

Nicht minder fruchtbar wurde dies Jahrzehnt für die Theologie. In seiner Glaubenslehre (1821) führte Schleiermacher die Grundgedanken der Reden über die Religion mit methodischer Strenge durch. Er zeigte, wie die Religion in der Einheit unseres inneren Lebens wurzelt, in dem unmittelbaren Selbstbewußtsein des Menschen, das alles Wollen und Denken beherrscht und durchdringt. Nicht in dem Fürwahrhalten bestimmter Dogmen fand er das Wesen des Glaubens, sondern in der inneren Erfahrung von der Erlösung. Dies innerlich Erlebte wollte er den Denkenden darlegen und also die wissenschaftliche Bildung des Jahrhunderts mit dem Glauben versöhnen. Das Unternehmen konnte nicht völlig gelingen; mehr denn einmal überschritt der große Dialektiker die Schranken des Erkennens und suchte zu erweisen, was jenseits aller Beweise liegt. Aber ein mächtiger Geist sprach aus dieser seelenvollen Auffassung des Christentums, eine weitherzige Liebe, die selbst den Gedanken der ewigen Verdammnis nicht fassen, an einer allgemeinen Wiederherstellung aller Seelen nicht verzweifeln wollte. Bald darauf (1828) eröffneten Ullmann und Umbreit in ihren „Studien und Kritiken" einen Sprechsaal für die Vermittlungstheologie, die sich von Paulus ebenso bestimmt abschied wie von Hengstenberg; die drei großen Richtungen der evangelischen Theologie erschienen nunmehr sämtlich als fest geordnete Parteien.

Welch eine Wandlung seit jenen Tagen kirchlicher Stille, da Schleiermacher zuerst wieder die längst vergessene Wahrheit verkündigte, daß die Religion die Einsamkeit hasse. Jetzt war längst erfüllt, was damals Arnim unter dem Eindruck der Reden über die Religion gesungen hatte:

Doch wo Viele sind beisammen,
Zeigen sich der Andacht Flammen.
Wie der Blitz wo Wolk' an Wolke
Zündet Andacht sich im Volke.

In ungewohnter Kraft regte sich wieder das kirchliche Leben, und mit ihm eine Fülle des Hasses. Die unversöhnlichen Gegensätze, welche Deutschland barg, traten häßlich zutage, als Voß

starb (1826) und über dem Grabe des alten Kämpfers die Parteien ihre Schwerter kreuzten. Paulus, Tiedemann, Schlosser verherrlichten den streitbaren Rationalisten, als ob ihm ein Platz dicht neben Luther und Lessing gebührte. Görres aber machte sich den Hochmut der Rationalisten zunutze und schilderte in einer gewandten Streitschrift den Verstorbenen als den geistigen König von Niederdeutschland: in ihm, wie einst in der Reformation, hätte sich der hausbackene Bauernverstand der sassischen Niederungen verkörpert. Dieser nordischen Welt des platten Verstandes stehe aber ein anderes, schöneres Deutschland gegenüber: der reiche Süden mit seiner Phantasie, seiner Kunst, seiner katholischen Kirche! — Wo war die Brücke, welche über diese ungeheure Kluft hinüberführte?

Radikalismus und Judentum.

Unterdessen begannen die radikalen Ideen, welche seit den Revolutionen Südeuropas den Weltteil wieder erfüllten, auch in die deutsche Literatur einzudringen. Die prahlerische Selbstgefälligkeit des Teutonentums konnte nach so vielen getäuschten Hoffnungen nicht mehr dauern, ein Umschwung war notwendig, und in der Geschichte unseres schwer lebenden Volkes pflegen solche Rückschläge meist heftig, gewaltsam, mit elementarischer Macht einzutreten. Immer blieb es ein Zeichen politischer Unreife und verschrobener Zustände, daß die Umstimmung diesmal so ganz unvermittelt erfolgte. Der neue Radikalismus, der jetzt, ohne die Spitzen unserer Bildung zu berühren, in der Jugend und den Mittelklassen überhandnahm, war undeutsch vom Wirbel bis zur Sohle; er verhöhnte schlechthin alles was den Helden von Leipzig und Belle-Alliance heilig gewesen, unsere Dichtung und Wissenschaft, unseren christlichen Glauben, selbst die Taten des Befreiungskrieges, und suchte seine Ideale in demselben Lande, das jene Älteren mit glühendem Hasse verfolgt hatten. Es war ein Unheil für die beiden Nachbarvölker, und leider eine notwendige Folge der vielen zwischen ihnen noch schwebenden ungelösten Machtfragen, daß sie niemals in ein ruhiges Verhältnis gegenseitiger Achtung gelangten; das Urteil der Deutschen über die Franzosen schwankte unsicher zwischen Haß und Überschätzung. In Frankreich wuchs ein junges Geschlecht heran, die blutigen Greuel der Revolution waren vergessen, alle Welt sprach wieder von der Glorie der Bastille-

stürmer, und in dies Selbstlob der Franzosen stimmte eine Schar von Deutschen, die mit jedem Jahre wuchs, begeistert ein. Unwiderstehlich drangen seit der Mitte der zwanziger Jahre Frankreichs politische Ideen über den Rhein hinüber.

Niemals in aller Geschichte hat sich der Sieger so freiwillig unter das Joch des Besiegten gebeugt. Als Frankreich im Zeitalter Ludwigs XIV. unsere Bildung beherrschte, da konnte das entvölkerte und verstümmelte Deutschland von dem gallischen Sieger fast nur empfangen. Jetzt behaupteten die Franzosen nur noch in den exakten Wissenschaften den Vorrang, auf allen anderen Gebieten der Literatur und Kunst waren die Deutschen ihnen ebenbürtig oder überlegen. Mochte der Deutsche seinen Nachbar um die früher errungene Staatseinheit mit Recht beneiden, Preußen zum mindesten besaß in seiner nationalen Krone, seiner Wehrpflicht, seinem Schulwesen, seiner Selbstverwaltung, seinem redlichen Beamtentum alle die Grundlagen eines geordneten und freien politischen Lebens, welche dem französischen Staate fehlten. Aber der laute, von den Pariser Kammerrednern und Zeitungsschreibern mit so glänzendem Talent geführte Parteikampf erschien der radikalen Jugend Deutschlands nicht als ein Beweis hoffnungslosen inneren Unfriedens, sondern als ein Zeichen hochausgebildeter Freiheit; denn in weiten Kreisen der Halbgebildeten herrschte noch von den ersten Zeiten der Revolution her, wie Niebuhr mit Trauer bemerkte, die staatsfeindliche Ansicht: „daß die ganze Äußerung der Freiheit im Konflikt besteht: im Konflikt der Deputierten und der Regierung, im Konflikt des Einzelnen gegen den Souverän.“ In Wahrheit hatten die Deutschen nur wenig zu lernen von der unnatürlichen Verquickung englischer Parlamentsbräuche mit napoleonischem Verwaltungsdespotismus, welche die Franzosen als konstitutionelle Monarchie rühmten. Was jetzt als neueste politische Weisheit aus Frankreich herüberkam, war für uns im Grunde nur ein Anachronismus, ein frischer Aufguß jener durch Niebuhr und Savigny längst wissenschaftlich überwundenen formalistischen Staatslehre, welche das Wesen der Freiheit allein in der

Verfassung suchte. Die Bewunderung des französischen Wesens wirkte jetzt nur verwirrend und betörend; sie entfremdete unsere Jugend dem Vaterlande, sie raubte ihr die Ehrfurcht vor den Helden der Nation, sie verdarb ihr das Verständnis für die vorhandenen Anfänge einer gesunden nationalen Politik, sie vergiftete die ohnehin mächtige Mißstimmung noch künstlich durch die revolutionären Schlagworte und den maßlosen Parteihaß der Nachbarn. Die jungen Deutschen, die in dem Bannkreise dieser französischen Anschauungen aufwuchsen, wußten kaum, daß Gneisenau noch in voller Manneskraft unter uns lebte, und von Motz hatten sie nie ein Wort gehört; den General Foy, der in der Pariser Kammer die Trikolore, das Banner der Marseillaise, für Frankreich zurückforderte, kannten und bewunderten sie alle.

Ein rühriger Bundesgenosse erwuchs dem neuen Radikalismus in der jungen Macht des literarischen Judentums. Die moderne Judenschaft besaß schon längst nicht mehr die geistige Kraft um aus sich heraus eine gesunde eigenartige Bildung zu erzeugen, wie vor Zeiten inmitten der orientalischen Kultur des spanischen Maurenreichs. In den alten Kulturvölkern Westeuropas stand die nationale Gesittung so fest, daß die Juden dort gar nicht wagen durften, in Politik und Literatur als eine selbständige Macht aufzutreten. Auch der erste deutsche Jude, der in unserer Literatur Ansehen errang, Moses Mendelssohn, folgte dem Strome unseres nationalen Lebens, half redlich mit an der Gedankenarbeit der deutschen Aufklärungsphilosophie; wenn er den Glauben seiner Väter, wie sein gutes Recht war, gegen Lavater verteidigte, so war er doch keineswegs gemeint, die deutsche Welt mit jüdischen Ideen zu durchtränken, er bemühte sich vielmehr seine Stammgenossen für die deutsche Bildung zu gewinnen. Mittlerweile war seine Saat aufgegangen, ein Teil der Judenschaft hatte sich mehr oder minder germanisiert, in der Presse wirkten schon mehrere jüdische Schriftsteller, aber bald regte sich in diesen Kreisen ein gefährlicher Geist der Absonderung und der Anmaßung. Die Judenschaft war in Deutsch-

land weit zahlreicher als in den westlichen Nachbarlanden, und da der deutsch-polnische Judenstamm sich von jeher schwerer an das abendländische Wesen gewöhnt hatte als die spanischen Juden, die in England und Frankreich damals noch überwogen, so geschah es, daß in Deutschland — und hier allein — eine eigentümliche halb-jüdische Literatur aufkam, welche ihre orientalische Weltanschauung, ihren ererbten Christenhaß in abendländische Formen hüllte. Ein durchgebildeter Nationalstolz, der solche Versuche von Haus aus verhindert hätte, war hier nicht vorhanden; dieser geduldige deutsche Boden hatte schon allen Nationen Europas zum Tummelplatze gedient, hier durfte auch das Judentum noch sein Glück versuchen.

Die edleren und ernsteren Männer der deutschen Judenschaft hatten längst eingesehen, daß ihr Stamm nur dann die bürgerliche Gleichberechtigung beanspruchen durfte, wenn er selber seine Sonderstellung aufgab und ohne Vorbehalt im deutschen Leben aufging. Wenige Jahrzehnte nachdem Moses Mendelssohn seinen Weckruf hatte erscheinen lassen, wirkten schon überall in Kunst und Wissenschaft begabte Männer jüdischer Abstammung, getaufte und ungetaufte, die sich ganz als Deutsche fühlten und in ihren Werken durchaus deutsche Züge zeigten: in der Musik Felix Mendelssohn-Bartholdy, in der Malerei Veit, in der Theologie der kindlich gläubige Neander. Die schnellfertigen jüdischen Talente dagegen, welche in der Tagespresse das Wort führten, trugen ihre jüdische Sonderart hochmütig zur Schau und verlangten gleichwohl als Wortführer der deutschen öffentlichen Meinung geachtet zu werden. Dies vaterlandslose Judentum, das sich als Nation innerhalb der Nation gebärdete, wirkte auf das noch unfertige nationale Selbstgefühl der Deutschen ebenso zerstörend und zersetzend, wie vormals auf die versinkenden Völker des römischen Kaiserreichs.

Soweit der jüdische Kosmopolitismus abendländische Völker verstehen konnte, fühlte er sich zunächst zu den Franzosen hingezogen, nicht bloß durch eine berechtigte Dankbarkeit, sondern auch durch das Bewußtsein innerer Verwandtschaft. Einer

Nation, die seit Jahrhunderten keine politische Geschichte mehr besaß, war nichts so fremd wie der historische Sinn. Die Pietät der Germanen erschien ihr lächerlich, das moderne Frankreich aber hatte mit seiner Geschichte gebrochen, hier fand sie sich leichter zurecht, denn hier war der Staat blank und neu, scheinbar rein aus dem Verstande heraus erschaffen. Das jüdische Literatentum bestärkte daher den deutschen Radikalismus in seiner urteilslosen Vorliebe für Frankreich. Auch das gellende Zetergeschrei, das die jüdischen Publizisten nach ihrer nationalen Gewohnheit anzustimmen liebten, diente nicht zur Veredlung unserer politischen Sitten, zumal da die Deutschen selber im Streite leicht geschmacklos werden. Der berechtigte politische Groll der Zeit verfiel in maßlose Übertreibungen seit der jüdische Christenhaß die Flammen schüren half.

Am verderblichsten aber wurde dem deutschen Radikalismus die sonderbare jüdische Unart der Selbstverhöhnung. Dies Volk ohne Staat, das weithin durch die Welt zerstreut, Sprache und Sitten anderer Völker annahm ohne doch sich selber aufzugeben, lebte in einem ewigen Widerspruche, der, je nachdem man sich stellte, bald tragisch bald komisch erschien. Dem behenden jüdischen Witze konnte die Lächerlichkeit des Kontrastes morgenländischer Natur und abendländischer Form nicht entgehen. Seit langem waren die europäischen Juden gewohnt, sich selber mit der äußersten Rücksichtslosigkeit zu verspotten; das Grausamste was jemals über die Juden gesagt wurde, stammt aus jüdischem Munde. Der Rassenstolz des auserwählten Volkes gegenüber den Gojim war freilich so tief eingewurzelt, daß er selbst durch die frechste Selbstverspottung nicht erschüttert werden konnte. Jetzt drang diese jüdische Unsitte auch in die deutsche Literatur ein, wo ihr durch die spielende Ironie der Romantiker und die politische Verbitterung der Liberalen der Boden schon bereitet war; es galt für geistreich, über das Vaterland schamlos, ohne jede Ehrfurcht, so von außen her abzusprechen, als gehörte man selber gar nicht mit dazu, als schnitte der Hohn gegen Deutschland nicht jedem einzelnen Deutschen ins tiefste Herz. Die Deutschen

verstanden sich aber wenig auf den Scherz, am wenigsten auf diese orientalische Witzelei, sie nahmen manche Schmähung, die gar nicht bös gemeint war, in vollem Ernst. Die radikale Jugend begann die freche Verunglimpfung des Vaterlandes bald für das sichere Kennzeichen der Gesinnungstüchtigkeit zu halten, weil der durch tausend Hemmnisse beengte deutsche Staat ihren ungeduldigen Wünschen so schnell nicht zu folgen vermochte; sie schimpfte so lange auf deutsche Hundedemut und Schafsgeduld, bis sie selber an dies alberne Zerrbild deutschen Wesens glaubte und sich wirklich einbildete, das leidenschaftlichste Volk Europas, das Volk der furia tedesca sei phlegmatisch.

In diesen Jahren der Besudelung alles deutschen Wesens erhielt auch das nationale Scherzbild des deutschen Michels eine neue widerliche Gestalt. Der deutsche Michel der alten Zeit war, seinem kriegerischen Namen gemäß, ein gewaltiger Schlagetot, grob und plump, aber tapfer und geradezu, ein lebensfroher Gesell, wie John Bull oder Robert Macaire, nicht unwürdig eines großen Volkes, das an sich selber glaubte und darum auch einmal über sich selber lachen durfte. Neuerdings wurde in Bild und Wort unter dem alten Namen ein feiger und fauler Philister dargestellt, der von aller Welt mißhandelt sich die Schlafmütze über die Ohren zog. Das Spottbild war während der Kämpfe der Romantiker gegen die Philister aufgekommen, zuerst auf dem Titelblatte der Heidelberger Einsiedlerzeitung, aber Achim v. Arnim hatte dabei feierlich erklärt, mit diesem Faulpelz sei nur das wohlhabende lesende Publikum gemeint, „nicht mein Volk, das ich ehre, mit dem ich nimmermehr zu scherzen wage“. Das junge radikale Geschlecht kannte solche Scheu nicht mehr und fand es nicht unehrenhaft, die Nation, welche soeben mit ihrem siegreichen Degen das napoleonische Weltreich gestürzt hatte, unter dem ekelhaften Bilde eines trägen Feiglings zu verhöhnen.

Die zerreibende und verhetzende Wirksamkeit des radikalen Judentums war um so gefährlicher, da die Deutschen sich über den Charakter dieser neuen literarischen Macht lange täuschten.

Sie hielten arglos für deutsche Aufklärung und deutschen Freisinn was in Wahrheit jüdischer Christenhaß und jüdisches Weltbürgertum war. Nur Wolfgang Menzel und wenige andere Publizisten empfanden die Gefahr, doch da sie sämtlich der hochkirchlichen Richtung angehörten, so wurden ihre Warnungen mißachtet. Erst in einer weit späteren Zeit erkannte die Nation, daß seit dem Ende der zwanziger Jahre ein fremder Tropfen in ihr Blut geraten war. Es war der Ruhm der Deutschen gewesen, daß sie niemals auf der Bank der Spötter gesessen hatten, daß ihre freien Köpfe mit Kühnheit, aber stets mit Ehrfurcht an das Heilige herangetreten waren. Jetzt ging dieser Ruhm verloren; auch Deutschland sollte Schriften sehen, die sich mit Voltaires Frechheit, freilich nicht mit seinem Geiste messen konnten.

Der Ahnherr dieser jüdisch-deutschen Zwitter-Literatur war der Frankfurter Ludwig Börne, ein im Grunde ehrlicher, weicher, warmherziger Mann, der durch Schuld und Verhängnis niemals über die geschmacklose Vermischung deutscher Sentimentalität und jüdischer Witzelei hinauskam, der zwischen Vaterlandsliebe und Kosmopolitismus haltlos hin und her geschleudert, weder einen bestimmten Glauben noch ein wirkliches Volkstum zu finden vermochte und schließlich der Roheit eines wüsten, polternden Radikalismus anheimfiel. In der Zeit einfacher, kräftiger Gesittung hätte ein so unharmonischer Charakter nur pathologische Teilnahme erweckt; in der Verwirrung und Verbitterung der deutschen Parteikämpfe konnte er eine Weile die Rolle des Volkstribunen spielen. Die Größen unserer klassischen Literatur standen diesem Kopfe zu hoch; er hielt sich an Jean Paul und versank in seiner Jugend so tief in weinerliche Selbstbespiegelung, daß er sich, als er in die schöne Henriette Herz verliebt war, die Stunden und Minuten seiner „Seelenhypochondrie" und ihrer erhabenen Gefühle sorgfältig im Tagebuch aufzeichnete. Nachher raffte er sich zusammen und errang sich zuerst als Theaterkritiker einen Ruf, der allerdings durch die Beflissenheit seiner Stammgenossen ungebührlich vergrößert wurde, aber nicht ganz unverdient war; ohne durchgebildeten Schönheitssinn, besaß

er doch den gesunden Naturalismus des Menschenverstandes. Er geißelte nicht nur mit treffendem Spott den Aberwitz der Schicksalstragödie und andere grobe Geschmacksverirrungen, sondern fand auch mit richtigem Blick einzelne verkannte Talente, wie Kleist und Immermann aus dem Haufen heraus.

Zugleich begann er in der Wage, den Zeitschwingen und anderen Blättern über Politik und Gesellschaft zu schreiben. Diese Tätigkeit nahm ihn bald ganz in Anspruch, als Politiker entfaltete er alle Künste seines Hohnes. Der Hohn ist aber nur dann berechtigt, wenn er dem edlen Zorne eines überlegenen Geistes entspringt, und diesem Manne fehlte schlechterdings alles, was den Publizisten macht: der Sinn für das Wirkliche, das Machtgefühl, die Voraussicht und sogar die gewöhnliche Sachkenntnis. Den Fleiß, der seine Stammgenossen sonst auszeichnet, hielt er in der Politik für überflüssig. Seine politischen Aufsätze sind samt und sonders leichte Feuilleton-Artikel, kein einziger darunter, der eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Stoffe verriete. Durch Börne kam bei uns „das souveräne Feuilleton" in Schwang, das der unfertigen politischen Bildung der Deutschen unsäglich schadete: der vorwitzige Dilettantismus erdreistete sich, mit einigen Späßen, Wortspielen, Bildern und Entrüstungsrufen über alle ernsten Fragen der Staatskunst abzusprechen.

Wo der Witz allein ausreichte da war Börne in seinem Element. Die Abderitenstreiche der deutschen Kleinstädter verhöhnte er mit guter Laune, freilich auch mit einem ungeheuren Lärm, der zu der Winzigkeit des Gegenstandes wenig stimmte. Der Witz ist ein Kind des Augenblicks, und die Nachwelt wird dem schnell Veralteten selten ganz gerecht. Indes wußte Börne über Allerhöchstdieselben, über Hof- und Kommerzienräte, über Geheimrats-Waisen, über die Taxissche Post und den Eßkünstler an der Wirtstafel wirklich lustig zu reden; diese Späße sind das Unsterbliche in seinen Werken, das Einzige, was noch heute eine flüchtige Aufmerksamkeit erregen kann. Sobald er aber versuchte sich aus diesem Philisterjammer in die Politik zu erheben, dann zeigte sich die erschreckende Gedankenarmut eines

dürren Verstandes, der bei jedem verwickelten politischen Problem nur ein kahles Entweder — oder aufzufinden vermochte. „Ist der Staat Zweck oder der Mensch in ihm?" — dies schien ihm die große Frage der Zukunft; den Unsinn dieser Fragestellung, den schon Kant erwiesen hatte, vermochte er nicht zu durchschauen. So erging er sich denn, ohne je ein bestimmtes, greifbares Ziel zu weisen, in hohlen Lobpreisungen der Anarchie, der Mutter aller Freiheit, und in ebenso gehaltlosen Zornreden wider das unabänderliche deutsche Elend: „wir sind eisernes Vieh, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie sie es erhalten, der Zukunft überliefern muß."

Der einzige klare politische Zweck, den er im Auge behielt, war die Emanzipation seiner Stammverwandten. Er selber war zum Christentum übergetreten, nicht aus religiöser Überzeugung, auch nicht um ganz ein Deutscher zu werden, sondern lediglich um des leichteren Fortkommens willen. Doch er kannte die Scham nicht und hielt es nicht für unanständig, als Renegat noch den Anwalt seiner verlassenen Glaubensgenossen zu spielen. Trotz seines Übertritts bewahrte er sich den Rassendünkel des auserwählten Volks und verhehlte kaum, daß er die Juden für das Salz der deutschen Erde ansah — was ihn freilich nicht hinderte, gelegentlich mit roher Selbstverhöhnung über Juden und Deutsche zugleich herzufallen und die deutschen Juden als Hasen mit acht Füßen zu verspotten. „Ich weiß", schrieb er einmal, „das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude geboren zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können und doch keinen ihrer Fehler zu teilen!" Gleichwohl wollte er nicht dulden, daß die Christen auch nur den Namen „Juden" in den Mund nahmen, und schrie über empörende Unduldsamkeit, wenn die Zeitungen der Wahrheit gemäß einfach berichteten, daß der jüdische Kaufmann Levi Bankrott gemacht habe. Unter den Beschwerden, die er unermüdlich vorbrachte, waren manche wohl begründet, aber auch viele nur durch die Empfindlichkeit krankhafter Selbst-

überhebung eingegeben. Als die Stadt Frankfurt am hundertsten Jahrestage einer großen Feuersbrunst eine Erinnerungsfeier veranstalten wollte, verfügte der Rat: „Zu dem Ende wird Sonntags den 27. in allen christlichen Kirchen feierlicher Gottesdienst gehalten werden, sowie in der jüdischen Synagoge Gebete verordnet sind." Die Bekanntmachung war nach Form und Inhalt ganz harmlos, doch da sie für die Juden etwas andere Worte gebrauchte als für die Christen, so schleuderte Börne einen grimmigen Artikel dawider und rief verzweifelnd: „O armes Vaterland, in dem solche Dinge geschehen!" Trotz solcher übertreibungen machten die beharrlich wiederholten Klagen doch Eindruck; die radikale Jugend begann die vor kurzem noch so grimmig gehaßten Juden als edle Freiheitskämpfer zu schätzen.

Im Jahre 1822 reiste Börne nach Paris, und schon in Straßburg rief er glückselig: „ich fühle mich frei!" Wie weit ab lag schon die Zeit, da Rückert den Deutschen geweissagt hatte, hier in der alten Reichsstadt werde und müsse dereinst ein deutsches Fürstenschloß sich erheben! Dieser neue Prediger deutscher Freiheit schrieb aus Paris: „mich fröstelte nicht mehr unter Fischen, ich war nicht mehr in Deutschland!" Er war nicht ganz ohne Sinn für die Größe seines Vaterlandes, in guten Stunden fühlte er wohl die Nichtigkeit der „koketten Gloire", die überlegenheit der deutschen Sprache, ja selbst der deutschen Gedankenfreiheit. Aber nach solchen Aufwallungen deutschen Gefühles fiel er stets wieder in jüdisch-französische Phrasen zurück, deren Bombast nur Victor Hugo übertroffen hat: „Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft!" Er ward nicht müde, den deutschen „Stückmenschen" das leuchtende Bild der französischen „Totalmenschen" vorzuhalten; ohne den lächerlichen Widerspruch zu bemerken empfahl er uns dann insbesondere die harte Einseitigkeit französischer Parteigesinnung: „Der Franzose lobt und begünstigt jeden, der auf seiner Seite, und tadelt und beschädigt jeden, der ihm gegenübersteht; darum

erreichen die Franzosen alles, und wir bringen es zu nichts.“ Als er von der Vendomesäule auf Paris hinabschaute, meinte er: „Dieser Anblick würde einem Deutschen wohltun, wenn es die Binse größer und stärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf.“ Nur sieben Jahre nach dem zweiten Einzuge der deutschen Heere in Paris hatte er also schon vergessen, daß wir selber der Sturm waren, der die Eiche niederwarf. Die französische Eitelkeit gefiel sich schon längst in dem Wahne, die Übermacht der großen Nation sei nur durch eine rätselhafte Schicksalstücke, ohne Zutun der Deutschen gebrochen worden; jetzt begannen die Sieger schon die Märchen der Geschlagenen gläubig nachzusprechen.

Durch Börnes Bücher wurden die Blicke der deutschen Jugend wieder nach Paris gelenkt. Wie vormals die höfische Geselligkeit so lockte jetzt der parlamentarische Kampf nach der Seine. Bald ward es zur Regel, daß jeder junge radikale Schriftsteller eine Pilgerfahrt nach dem Mekka der Freiheit unternehmen mußte um sich den wahren politischen Glauben anzueignen. Auf Börne folgte Eduard Gans, ein ungleich schärferer politischer Kopf, dem die Gebrechen des französischen Staatslebens nicht entgingen. Aber auch er ließ sich von dem theatralischen Lärm dieser Parteikämpfe bezaubern: er meinte „den Herzschlag Frankreichs“ zu hören, als bei einem Preßprozesse die Beifallssalven des liberalen Publikums durch den Saal dröhnten; neben der politisch erregten Pariser Jugend erschien ihm die deutsche äußerlich und frivol. So ging es fort; immer wieder zogen deutsche Literaten über den Rhein, denen schon auf der Kehler Brücke das Herz höher zu schlagen begann; sie brachten sämtlich schon den Vorsatz mit, alles Welsche zu bewundern, und da sie nur Paris kennen lernten, und auch dort nur einen kleinen Kreis radikaler Journalisten, so versorgten sie die deutschen Zeitungen mit völlig falschen Berichten. Die preußischen Offiziere, die während des Krieges in Frankreich in Quartier lagen, hatten wohl bemerkt, daß die große Mehrheit dieser Nation aus sparsamen, fleißigen, furchtsamen Geschäfts-

leuten bestand und der militärische Geist dort ungleich schwächer war als in Preußen. Diese richtige Erkenntnis ging den Deutschen jetzt wieder verloren, seit die Schüler Börnes ihnen beharrlich erzählten: die ritterliche französische Nation kümmere sich wenig um die niederen, wirtschaftlichen Sorgen, sie glühe vor Begierde, sich selber die Freiheit zu sichern, um sie dann andern Völkern großmütig mitzuteilen. Der Kultus der sogenannten Ideen von 89, der sich während der Revolutionsjahre doch nur auf kleine Kreise der deutschen Gelehrtenwelt beschränkt hatte, wurde erst durch diese deutsch-französische Publizistik in die breiten Massen unserer Mittelstände hineingetragen. Es war die denkbar schlechteste politische Schule für ein Volk, das sich ohnehin zum Doktrinarismus neigte.

Nach seiner Rückkehr aus Paris zeigte sich Börne fieberisch aufgeregt. Er ersehnte die Revolution. Woher sie kommen und was sie bringen sollte, das wußte er selber nicht. Da die Deutschen ruhig blieben, so schimpfte er sie aus, ebenso unflätig wie einst Saul Ascher. In den Jahren nach dem Freiheitskriege hatte die Nation noch ihr Hausrecht gebraucht und Aschers jüdischer Frechheit die Türe gewiesen. Jetzt war die Stimmung umgeschlagen. Die gesinnungstüchtigen Radikalen schauten einander mit verständnisinnigem Lächeln an, wenn Börne mit immer neuen Schimpfworten denselben Gedanken wiederholte: die Deutschen seien ein Volk von Bedienten und brächten auf den Ruf Apporte! schweifwedelnd ihren Herren die verlorenen Kronen zurück. Sie fanden es witzig, wenn er die Verbrennung der Göttinger Bibliothek anempfahl und den Vorsatz aussprach die Deutschen durch Schimpfen zum Nationalärger zu stacheln. Sie riefen ihm Beifall, als er mit einer Gehässigkeit, die dem Eifer der Demagogenverfolger nichts nachgab, der politischen Gesinnung der namhaften Zeitgenossen nachspürte, jeden Vertreter gemäßigter Grundsätze kurzerhand der Knechtsgesinnung beschuldigte und vornehmlich die ersten Geister der Nation, weil er sie nicht begriff, mit niedrigen Verdächtigungen verfolgte. Goethe nannte er den gereimten Knecht, Hegel den ungereimten. Wer durfte

es der jungen Generation verargen, wenn sie gegen den Schiller-Goethischen Briefwechsel das Recht der Lebendigen gebraucht und schroff, selbst ungerecht herausgesagt hätte, diese Welt der Schönheit sei gewesen? Börne tat mehr. Er eiferte nicht nur gegen die volksfeindliche Gesinnung Goethes und selbst Schillers, der sogar ein noch ärgerer Aristokrat gewesen sein sollte. Er zog auch den Freundschaftsbund der beiden Dichter in den Kot und besudelte ihre menschliche Größe, die gerade aus diesen Briefen so überwältigend zu allen deutschen Herzen sprach. Traurig, rief er aus, „daß unsere zwei größten Geister in ihrem Hause so nichts sind, nein weniger als nichts, so wenig!" Sein Urteil über Goethe faßte er dahin zusammen, dies Talent habe, begünstigt durch sein beispielloses Glück, sechzig Jahre lang die Handschrift des Genies nachgeahmt ohne entdeckt zu werden. Der beleidigenden Ruhe des Goethischen Stiles hielt er das Beispiel Voltaires entgegen: „Wie ganz anders Voltaire! Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von so hohem Geiste um unser Urteil zittert, uns schmeichelt, zu gewinnen sucht!"

Das Gepolter war so sinnlos, daß man kaum noch wußte, was eigentlich ernst gemeint sei, und eben hierin lag die Gefahr. Börne blieb, derweil er alle Größen Deutschlands schmähte, auf seine Weise noch ein Patriot. Die deutsche Jugend aber, die sich, wider die Natur, an dieser jüdischen Selbstverhöhnung berauschte, verlor alle Ehrfurcht vor dem Vaterlande, und so ward Börnes Wirksamkeit, obgleich sie aus den gegebenen Zuständen mit einer gewissen Notwendigkeit hervorging, durchaus unheilvoll für das heranwachsende Geschlecht. Er tränkte die Jugend mit Galle; einen neuen Gedanken wußte er ihr nicht zu bieten. Auch an unserer Sprache hat er sich schwer versündigt. Zu Anfang des Jahrhunderts schrieben die Deutschen meistens gut, nur zuweilen etwas schwerfällig, da mancher die langen Perioden der klassischen Sprachen von der Schulbank mit ins Leben nahm. Börne aber hatte sich erst an Jean Pauls überladenem Stile, dann an französischen Mustern gebildet; das

feinere Sprachgefühl, das dem historischen Sinne verwandt ist, blieb ihm versagt. Seine abstrakte journalistische Bildungssprache war brillant, pikant, elegant, alles, nur nicht deutsch; sie konnte wohl zanken, doch nicht zürnen, wohl stechen, doch nicht zerschmettern, sie spielte mit gesuchten Bildern und wurde doch niemals sinnlich warm, ihr fehlte die Seele, die Macht der Natur. „Die Geschichte zählt große Menschen, die sind Register der Vergangenheit, so Goethe und Schiller; sie zählt wieder andere, die sind Inhaltsverzeichnis der Zukunft: so Voltaire und Lessing.“ An solchen Sätzen war alles undeutsch, die Gedanken, der Satzbau, die Wörter; aber sie glitzerten und blendeten. Bald fanden sich betriebsame Nachahmer. Die Journalisten wetteiferten miteinander in unsinnlichen Bildern, verrenkten Wörtern, überfeinen Anspielungen, sie verliebten sich in ihre eigene Unnatur und freuten sich ihrer Künsteleien ebenso herzlich, wie einst Lohenstein und Hoffmannswaldau. Noch bei Goethes Lebzeiten begann die deutsche Sprache zu verwildern; nur die Männer der Wissenschaft und einige rein gestimmte Dichterseelen widerstanden den Versuchungen der Überbildung.

In der deutschen Dichtung erweckten zwar die Griechenlieder des großen radikalen Dichters der Epoche frühzeitig lauten Widerhall; der Weltschmerz Lord Byrons hingegen, der Trotz des revolutionären Ich, das sich bald grollend, bald verzweifelnd wider die Ordnung der Welt auflehnte, fand in den zwanziger Jahren bei den Deutschen unter vielen Bewunderern nur vereinzelte Nachahmer. Die romantische Ironie genügte noch dem Übermute des Subjekts, auch mochte mancher junge Poet fühlen, daß der Byronische Weltschmerz keine Nachahmung zuließ. Neben den großen sittlichen Mächten, welche das historische Leben zusammenhalten, erscheint der Einzelne so klein, daß nur ein gottbegnadeter Dichter, der selber eine Welt im Herzen trug, sich ihnen entgegenstemmen durfte, ohne der Lächerlichkeit eitler Selbstbespiegelung zu verfallen. Byron hatte, so sagte sein Freund Shelley, die Schönheit nackt gesehen und wurde dann wie Aktäon von ihren Hunden zerrissen. In seinem schönsten und frechsten

Werke, dem Don Juan, offenbarte sich neben einer Fülle frivolen Spottes eine so wunderbare Kenntnis der süßen Geheimnisse des Herzens, neben einem Radikalismus, der alles Heilige in Frage zu stellen schien, eine so lautere Begeisterung für echte Menschengröße, daß die Dichtung wohl unreife junge Köpfe verwirren konnte, aber alle tiefen und freien Geister bezaubern mußte. Über allen seinen Werken lag jener Zauber des eigenen Erlebnisses, dem die Dichtung ihre Macht verdankt. Er war was er schrieb; er durfte aller alten Ordnung den Frieden aufsagen, der kühne Heimatslose. Geächtet von der heuchlerischen Sitte seines Vaterlandes, stand er ganz auf sich selbst allein und fand im Kampfe für die Freiheit der Völker einen glorreichen Tod.

Mit allen seinen Sünden ein großer und wahrhaftiger Mensch, ragte er hoch empor über den deutschen Dichter, der zuerst versuchte unsere Poesie mit einem Hauche Byronischen Weltschmerzes zu erfüllen. Heinrich Heine war in Düsseldorf aufgewachsen, mitten in der Herrlichkeit der rheinischen Sagen und hatte sich, wie alle die jüngeren Romantiker, an den Liedern des Wunderhorns begeistert; doch er vermochte an diese Wunderwelt nicht so naiv zu glauben, wie der Schwärmer Eichendorff. Sein scharfer, in der Schule Hegels durchgebildeter jüdischer Verstand und die frühreife zynische Welterfahrung, die er unter den sittenlosen Millionären Hamburgs angesammelt hatte, lehnten sich beständig auf wider die romantischen Träume. Aus diesen Widersprüchen kam er nie heraus. Von der menschlichen Größe unserer klassischen Dichter besaß er nichts. Geistreich ohne Tiefe, witzig ohne Überzeugung, selbstisch, lüstern, verlogen und doch zuweilen unwiderstehlich liebenswürdig, war er auch als Dichter charakterlos und darum merkwürdig ungleich in seinem Schaffen. Er erlebte Augenblicke wahrer Begeisterung, wo die Muse seine Lippen weihte, wo er den Naturlaut starker Empfindung traf und mit bewunderungswürdiger plastischer Kraft anschauliche Bilder gestaltete. Oft aber mißbrauchte er sein virtuoses Formtalent um seelenlos das Anempfundene nachzudichten. Noch öfter überwältigte ihn der Drang der Selbstverhöhnung also, daß er

sich von der Höhe des idealen Gefühles plötzlich mit einem Bocksprunge in die Plattheit der Zote oder des schlechten Witzes hinabstürzte und den Lesern grinsend die Unwahrheit seiner eigenen Empfindung eingestand.

An seinen Versen, die so leicht hingeworfen schienen, feilte er unablässig bis sie seinem feinen und sicheren Sprachgefühle genügten; jener höchste Künstlerfleiß aber, der sich jahrelang mit gesammelter Kraft in einen mächtigen Stoff zu versenken vermag, war ihm unerreichbar. Ihm fehlte die Gabe der Architektonik, die den Meister macht; von allen seinen geplanten größeren Werken kam keines zu Ende, nicht einmal der vielverheißende Anfang der Geschichte des Rabbi von Bacharach. Weil er dies Unvermögen insgeheim fühlte, so trug er seine Zerrissenheit prahlerisch zur Schau. Er nannte sich selber einen aufopfernden Schwärmer, im Gegensatze zu Goethes Selbstsucht; indes war er doch zu weltklug und auch zu sehr ein Künstler, um, wie Börne, den Altmeister öffentlich zu lästern. Seine beflissenen journalistischen Kameraden priesen ihn als den Dichter mit der lachenden Träne im Wappen, der das Geheimnis entdeckt habe, zugleich durchnäßt und verbrannt zu sein, und nannten es erhabenen Weltschmerz, wenn er zwischen Spott und Sehnsucht haltlos schwankte. Dieser Weltschmerz aber entstammte nicht der Verzweiflung eines starken und trotzigen Geistes, sondern der Unfähigkeit die poetische Stimmung ausdauernd festzuhalten.

Heine begann mit weichlichen Minneliedern auf wunnevolle Magedein und mit allerhand süßlich witzelnden Feuilleton-Artikeln. Erst seine Harzreise (1826) erregte einen Sturm des Beifalls, dem sich selbst die höfische Gesellschaft nicht entzog. Der burschikose Humor, der hier sein ausgelassenes Wesen trieb, alles von der lächerlichen Seite nahm, hoch und niedrig mit seinen Pritschenschlägen traf, erschien in dem dumpfen und gedrückten Leben dieser Tage fast wie eine befreiende Tat. In den Nordseegedichten bewährte er sodann sein Talent der Naturschilderung auf einem noch ganz unbebauten Gebiete. Alle unsere Dichter bisher waren Binnenländer, Heine zuerst schilderte den

Deutschen die Majestät des Weltmeeres. Aber die Fortsetzung der Reisebilder entsprach dem glänzenden Anfang nicht. Die Gestaltungskraft des Dichters erlahmte sichtlich. Er reihte nur noch sentimentale Nachklänge aus Yoricks empfindsamer Reise, novellistische Bruchstücke, politische und philosophische Betrachtungen locker aneinander; und diese geschmacklose Vermischung von Poesie und Prosa behagte, weil sie gar so bequem war, der Trägheit der Schriftsteller wie der Leser, so daß die deutsche Poesie des nächsten Jahrzehnts sich fast ganz in pikante Feuilletonplauderei verflüchtigte. Eigentümlich war in den letzten Bänden der Reisebilder nur die Frechheit der Unzucht: sodomitische Schmutzereien, wie sie Heine in seiner niederträchtigen Polemik gegen Platen vorbrachte, hatten den Tempel der deutschen Dichtung bisher noch niemals geschändet. Mit dem Schatten Napoleons trieb er einen Götzendienst, der selbst die Schmeichelreden des napoleonischen Senats noch überbot, und diese Bedientengesinnung erschien um so ekelhafter, da sie offenbar gutenteils der Gefallsucht entsprang: durch die Verherrlichung des Genius wollte der eitle Dichter zugleich seine eigene Größe verklären.

Sein Buch der Lieder brachte neben vielen leeren Nachahmungen auch einige Gedichte, welche den besten Werken der deutschen Romantik nicht nachstanden. Denn Heine war nicht nur ein unvergleichlich reicherer Geist als Börne, der allen Wein des Lebens in die Schläuche der Politik füllte, sondern auch weit mehr ein Deutscher als sein Frankfurter Stammgenosse. In den Stunden, da er ein Dichter war, empfand er ganz deutsch. Deutsches Gemüt sprach aus der kleinen Zahl seiner wirklich erlebten Liebesgedichte, aus seinen Frühlingsliedern, auch aus dem Liede vom Fichtenbaum und der Palme, das für die Wandersehnsucht der Germanen sinnige Worte fand und nur durch die übermäßige Wiederholung seinen Zauber verloren hat. Und wenn er als ein geschickter Macher das Lied von der Lorelei, die glückliche Erfindung Clemens Brentanos, neu gestaltete, so durfte er sich doch rühmen, daß er einem schönen

Stoffe die der nationalen Empfindung entsprechende Form gegeben und sein Eigentum genommen habe wo er es gefunden.

Jenes unwillkürliche, freudige Verständnis, das große Dichter bei ihrem Volke zu erwecken wissen, hat Heine nie gefunden. Die Deutschen kamen mit ihm niemals recht ins reine, sie nahmen ihn stets zu ernst. Der lose Schalk wollte unterhalten, rühren, verblüffen und vor allem gefallen; auf den Inhalt seiner Worte gab er nichts. Er spielte von früh auf den politischen Märtyrer, obgleich ihm noch niemand ein Haar krümmte und die vereinzelten Verbote seiner Schriften nur die gewöhnliche Wirkung hatten, den Absatz der Bücher zu vermehren. In Wahrheit betrachtete er, nach dem guten Rechte des Humoristen, alle Politik nur als ein Mittel für seine literarischen Zwecke; das hohle politische Geschwätz, das er in seine Schriften einflocht, sollte bloß blenden und kitzeln, während Börne im ganzen Ernst politische Zwecke zu verfolgen glaubte und nur nicht fähig war einen politischen Gedanken zu finden. Seine Schuld war es nicht, daß die Leser in den Witzen einen tiefen Sinn suchten. Der einzige politische Gedanke, den er sein Lebelang treulich festhielt, war der Todhaß gegen Preußen, und dieser Haß war nicht ganz frivol, nicht ohne naturwüchsige Kraft; in ihm verriet sich der Rheinländer. Wenn Heine über die preußischen Soldaten spottete: „der Zopf, der ehemals hinten hing, der hängt jetzt unter der Nase", so meinte man einen Düsseldorfer Gassenbuben oder einen Kölnischen Karnevals-Gecken zu hören und erkannte beruhigt, daß dieser Deutsch-Jude doch eine Heimat hatte. Im übrigen ward sein politisches Urteil lediglich durch die Launen des Augenblicks und durch ästhetische Neigungen bestimmt. Nach Byrons Vorbild suchte er die Blüte der Menschheit auf den Höhen oder in den Tiefen der Gesellschaft; das Bürgertum, in dem die neue deutsche Literatur ihre Wurzeln hatte, war ihm lächerlich und langweilig, unter bürgerlicher Tugend verstand er die zahlungsfähige Moral seiner Hamburger Börsenmänner. Auch er liebte Deutschland auf seine Weise, ebenso aufrichtig wie Börne und mit feinerem Verständnis, und auch er überhäufte

das Land seiner Liebe unaufhörlich mit den Schmähreden jüdischen Hohnes. Die radikale Jugend fand es witzig, wenn er ihr die freche Albernheit ins Gesicht warf: der Engländer liebe die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, der Franzose wie seine Braut, der Deutsche wie seine alte Großmutter.

Wie Börne ließ auch Heine sich taufen, aus verächtlichen Gründen und ohne jeden Erfolg; die duldsame öffentliche Meinung aber ließ es sich wohl gefallen, daß diese beiden abtrünnigen Juden mit ihrem „großen Judenschmerze" prunkten. Heine haßte das Christentum noch weit ingrimmiger als Börne. „Es gibt schmutzige Ideenfamilien — schrieb er einmal. Zertritt man eine dieser Ideenwanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendelang riechbar ist. Eine solche ist das Christentum, das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet." Und doch empfand er zuweilen die Macht der christlichen Liebe und den künstlerischen Reiz des katholischen Kultus; das himmlische Lächeln eines Madonnenbildes konnte ihn ebenso entzücken wie das geheimnisvolle Licht der Sabbatlampe. Während große Künstler mit den Jahren sich läutern, sank er, haltlos und friedlos, immer tiefer herab zur gemeinen Spötterei. Sein Evangelium der Lebenslust, das er in seiner Jugend noch durch den Kultus der Schönheit geadelt hatte, verflachte und vergröberte sich zu einer schmutzigen und prosaischen Religion des Fleisches, und bald setzte er seiner Selbstverhöhnung die Krone auf durch das behagliche Geständnis

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch.
Nur wo wir im Koth uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich!

Mit Börne und Heine, mit dem Einbruch des Judentums, kündigte sich eine neue literarische Epoche an, die zum Glück nicht lange währen sollte, die häßlichste und unfruchtbarste Zeit unserer neuen Literaturgeschichte. Seit Lessings Tagen hat keine deutsche Dichterschule so viel Unfrieden gesät und so wenig Dauerndes geschaffen wie die radikale Feuilleton-Poesie der dreißiger Jahre. —

Das souveräne Feuilleton.

Weitab von diesen lichten Höhen der Poesie trieb das neue Geschlecht, das sich um Heines Banner scharte, sein lautes Wesen. Seit Heine nach Paris übergesiedelt war, begann sein lyrisches Talent rasch zu versiegen, in einem wüsten, zerstreuten Leben ward sein Herz leerer, sein Gefühl stumpfer. An umfassende Werke durfte er sich ohnehin nicht wagen; denn die künstlerische Komposition großen Stiles gelingt meist nur der massiven Kraft der Arier; selbst die Wunderwerke orientalischer Kunst, selbst der Säulenwald der Moschee von Cordova oder die schimmernden Tropfsteingewölbe der Alhambra bilden mit aller ihrer Pracht doch kein Ganzes. Außer einigen Liedern und dem Bruchstück einer unsauberen Novelle Schnabelewopski brachte Heine in diesem Jahrzehnt keine Dichtung mehr zustande. Was der Tag gab oder forderte nahm ihn ganz in Anspruch; in allerhand literarischen Capriccios verarbeitete er diese Eindrücke und sammelte dann die Fragmente unter den Titeln: Zustände, Zeitbilder, Reisebilder — neuen Namen, denen er das Bürgerrecht im deutschen Feuilletonstile eroberte. Um sein zerstückeltes Schaffen zu beschönigen, verkündete er der Welt prahlerisch, daß er sich berufen fühle, zwischen der Gesittung der beiden Nachbarvölker zu vermitteln, und die deutschen Liberalen glaubten ihm treuherzig.

Richtiger beurteilten ihn die Franzosen. Sie merkten bald, daß er von französischer Politik nicht das mindeste verstand, und aus seinen witzelnden Betrachtungen über die deutsche Literatur konnten sie auch nichts lernen; die einsichtigsten seiner

Pariser Freunde fanden, er verkenne seine dichterische Begabung, wenn er sich zum Lehrer der Völker berufen glaube. Doch waren sie klug genug, „diesen neuen Alliierten Frankreichs“ durch Schmeicheleien warm zu halten, denn so untertänig hatte ihnen noch nie ein Ausländer den Staub von den Schuhen geküßt. Engländer und Franzosen pflegten, wenn sie zu uns kamen, sich darüber aufzuhalten, daß unser Volk nicht ihre Sprache redete; den gutmütigen Deutschen aber beschlich eine scheue Ehrfurcht sobald er bemerkte, wie in Frankreich jeder dumme Bauer französisch sprechen konnte. Und ganz so wie der naive deutsche Philister empfand auch dieser geistreiche Jude. Alles in Frankreich erschien ihm feiner, schöner, vornehmer als daheim, und erstaunt schrieb er — nach seiner Weise halb spottend halb im Ernst: — „so eine Dame de la Halle spricht besser französisch als eine deutsche Stiftsdame von vierundsechzig Ahnen.“ In seinen „Französischen Zuständen“ fand er kaum Worte genug für seine fremdbrüderliche Begeisterung: „die Franzosen sind das auserlesene Volk der neuen Religion, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister.“ Unablässig pries er den neuen „Bürgerkönig ohne Hofetikette, ohne Edelknaben, ohne Courtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantene Trinkgelder und sonstige Herrlichkeiten“; aber auch die „Bergprediger, welche von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, in Übereinstimmung mit der Ansicht jenes älteren Bergpredigers“; und dann wieder den großen Napoleon, der im Freiheitskriege nur der Macht der Dummheit unterlag, was aber wenig schadete, weil „die Franzosen sogar durch ihre Niederlagen ihre Gegner in Schatten zu stellen wissen“. Derweil er unter seinen Fenstern den Pariser Pöbel brüllen hörte: „Warschau ist gefallen, Tod den Russen, Krieg den Preußen!“ — versicherte er dreist, nur die Feinde der Demokratie hetzten die nationalen Vorurteile auf, der französische Patriotismus umfasse das gesamte Land der Zivilisation mit seiner Liebe, der deutsche ziehe das Herz zusammen wie Leder.

Zugleich gebärdete er sich als politischer Flüchtling und sprach weinerlich von seinem Exile, während er in Wahrheit allein durch seine Genußsucht und seine französischen Neigungen in Paris zurückgehalten wurde. Bald sank er noch tiefer und verkaufte sich dem französischen Hofe; er erbat und empfing viele Jahre hindurch einen Gehalt aus den geheimen Fonds. Zum Danke fuhr er fort sein Vaterland zu begeifern, aber die höhnischen Ausfälle gegen Ludwig Philipp, die er sich früherhin zuweilen erlaubt, hörten auf. Als er darauf eine Zeitschrift gründen wollte, die auf den Absatz in Preußen berechnet war, wendete er sich durch Varnhagens Vermittlung an die preußische Regierung um heilig zu beteuern, wie dankbar er Preußens Verdienste um das Bastardsvolk seiner rheinischen Heimat anerkenne; die Rheinländer, diese Belgier, die alle Fehler der Deutschen aber keine Tugend der Franzosen besäßen, seien erst durch Preußen wieder zu Deutschen geworden. Im Berliner Ministerium würdigte man diese Versicherungen nach Gebühr, und sobald Heine erfuhr, daß sein Gesuch vergeblich sei, schimpfte er sogleich wieder nach alter Gewohnheit auf die „Berliner Ukasuisten und Knutologen", und rief die rheinischen Bogenschützen auf, den häßlichen schwarzen Adler von der Stange zu schießen. Die deutschen Liberalen aber ließen sich in ihrer Bewunderung nicht stören, als im Jahre 1848 das geheime zwischen Guizot und Heine abgeschlossene Handelsgeschäft endlich an den Tag kam; der entlarvte Söldling Frankreichs blieb ihnen nach wie vor ein Apostel deutscher Freiheit, und wer etwa noch schüchtern zu behaupten wagte, die Grundsätze der Ehre und der Rechtschaffenheit müßten doch wohl auch für Heine gelten, wurde von der herrschenden Literatenschule als ein geistloser Mensch abgefertigt.

Etwas mehr greifbaren Inhalt boten die leichten Plaudereien, mit denen Heine die Pariser über die Geschichte der deutschen Religion, Philosophie und Literatur zu belehren suchte; hier war der Schüler Hegels doch nicht so ganz steuerlos wie auf der hohen See der Politik. In den Kern der Sache vermochte er freilich auch hier nicht einzudringen; was konnte ein Mann,

dem jede tiefe religiöse Empfindung fremd war, über die Religion sagen? Er half sich nach Dilettantenbrauch durch eine starre Formel, indem er den gesamten wechselreichen Ideenkampf der Geschichte auf den einfachen Gegensatz von Sensualismus und Spiritualismus, Weltbejahung und Weltverneinung zurückführte, das ganze Menschengeschlecht in fette Griechen und dürre Nazarener einteilte. Unter seinen Händen ward jetzt alles unrein. In den seltenen Augenblicken, da er noch ein Dichter war, versuchte er „die religiöse Verklärung, die Rehabilitation der Materie" als einen Kultus der Schönheit zu rechtfertigen; doch sobald er sich gehen ließ, betete er nicht mehr zu den olympischen Göttern der Hellenen, sondern zu der Astarte und dem goldenen Kalbe der Semiten. Zu geistreich und zu weltklug um seinen ingrimmigen Christenhaß offen zu bekennen, verfiel er aus einem Widerspruche in den andern; bald verglich er das Christentum mit einer ansteckenden Krankheit, bald nannte er es eine Wohltat für die leidende Menschheit. In Luther sah er nur den Helden des strengen Spiritualismus — in ihm, der doch gerade die Weltbejahung auf dem Boden des Christentums erneuert, dem Staate, dem Hause, aller redlichen irdischen Arbeit ihre sittliche Berechtigung wiedergegeben hat. Ebenso oberflächlich betrachtete er die deutsche Philosophie lediglich als eine Macht der Zerstörung und Zersetzung; also konnte er leicht zu dem erwünschten Schlusse gelangen, daß der Pantheismus die verborgene Religion unseres Volkes sei, und die Deutschen demnächst, nach Vollendung ihrer Philosophie, gleich den Franzosen „ihre Revolution ausarbeiten" würden. Die sittliche Strenge der Pflichtenlehre Kants verstand er ebensowenig wie die erhaltenden, aufbauenden Gedanken der Schelling-Hegelschen Geschichtsphilosophie, und von dem stillen Wachstum der kirchlichen Frömmigkeit, das dem Übermute des philosophischen Radikalismus als notwendiger Rückschlag folgte, ahnte er gar nichts. Wie leer, öde, langweilig erschien doch diese neue Form des Unglaubens! Die alte Aufklärung glaubte noch an den ewigen Fortschritt der Menschheit, sie hoffte noch auf einen Tag des Lichtes; die moderne Lehre

der Verklärung des Fleisches verhöhnte alles was Menschen menschlich aneinander bindet, und schließlich blieb ihr nichts mehr übrig als der souveräne Einzelmensch, der sich nach Belieben im Genusse ungezählter Grisetten und Trüffelpasteten ergehen konnte.

In seinen Kunstberichten besprach Heine die Ausstellungen des Pariser „Salons" mit feinem Verständnis; er lenkte die Blicke der Deutschen zuerst auf die farbenfrohe Malerei der Franzosen und manches der neuen Gemälde begeisterte ihn zu schönen, hochpoetischen Schilderungen. Doch überall drängte sich sein Ich anmaßend und gefallsüchtig vor; seine besten Arbeiten verdarb er sich durch Zoten oder Lästerungen, durch politische Kannegießerei oder unflätige Ausfälle auf seine literarischen Gegner, die er mit der ganzen Unersättlichkeit jüdischen Hasses bis über das Grab hinaus verfolgte. Eben jetzt befand sich die französische Literatur in trüber Gärung, auf die kurze schöne Blütezeit der Restauration folgte ein jäher Verfall. Der Kampf des Tages riß alle guten Köpfe in seine Strudel; zu reinem künstlerischen Schaffen vermochte in der allgemeinen Hast fast niemand mehr sich zu sammeln, unter unzähligen lärmenden Mittelmäßigkeiten brachte die neue Zeit nur einen einzigen starken Dichtergeist hervor, die George Sand. Die klassische Formenschönheit des Zeitalters Ludwigs XIV. wurzelte sehr tief in den Gefühlen und Überlieferungen der Nation; darum führte der Kampf wider die akademischen Regeln hier nicht, wie vormals in Deutschland, zu einem neuen freieren Idealismus, sondern zur Auflösung aller Kunstformen, zur Zersetzung aller Ideale. Die französische Romantik ging in einem wüsten sozialen Radikalismus zugrunde. Sinnlich, unklar, weichlich, setzte sie das Obszöne und Gräßliche an die Stelle der Leidenschaft, sie bekämpfte den Staat, die Gesellschaft, die Ehe, sie wühlte in Blut und Kot, sie schwelgte bald in begehrlichen Träumen bald in dem Weltschmerz der Übersättigung und vermochte gleichwohl nichts Neues zu schaffen. Nur im Widerspruche gegen die bestehende Ordnung fand sich die Willkür dieses zügellosen Subjektivismus zusammen; seit Be-

ranger und Chateaubriand ihre neue Freundschaft schlossen, gehörten die literarischen Talente fortan allesamt der Opposition.

Ohne Widerstand überließ sich Heines empfänglicher, unselbständiger Geist allen den verworrenen Gedanken, welche dieser fieberisch erregten, und doch altersschwachen, epigonenhaften Literatur entströmten. Begierig schlürfte er den Schaum von jedem Pariser Feuertranke; sogar die sozialistischen Hirngespinste des Vaters Enfantin begeisterten ihn eine Zeitlang, bis ihn der ästhetische Widerwille des Dichters und des Weltkindes von dem „ganz kommunen, feigenblattlosen Kommunismus“ wieder abzog. Von dauernden Ergebnissen ließ diese zerfahrene Schriftstellerei nichts zurück als einige schöne Lieder und eine Masse teils guter, teils gemeiner Witze; jedoch ihre augenblickliche Wirksamkeit war ungeheuer. Heine wurde, die Franzosen selbst überflügelnd, der Meister des europäischen Feuilletonstils, der Bannerträger jener journalistischen Frechheit, die alle Höhen und Tiefen des Menschenlebens mit einigen flüchtigen Einfällen abtat. Seine internationalen Stammgenossen, die überall schon, vorerst noch vorsichtig in zweiter Reihe, ihre Zeitungsgeschäfte aufschlugen, verherrlichten ihn darum über alles Maß hinaus. Man nannte ihn den anderen Aristophanes, den ungezogenen Liebling der Grazien, und vergaß nur den handgreiflichen Unterschied, daß die aristophanische Ausgelassenheit der Überkraft eines schöpferischen Genius entsprang, die Ungezogenheit Heines dem künstlerischen Unvermögen eines kleineren Geistes, der nichts Mächtiges schaffen konnte und sich durch spöttischen Übermut selber trösten mußte.

Seine verlassenen Landsleute betörte Heine durch jenen Zauber des Fremdartigen, dem die weitherzige deutsche Natur so selten widersteht. Solange die Deutschen dichteten, hatte sich ihnen die schöne Form immer erst aus dem reichen Inhalt ergeben, und wie viele unserer großen Dichter waren nie dazu gelangt, für ihre hohen Gedanken die rechte künstlerische Form zu finden. In Heine erschien uns zum ersten Male ein Virtuos der Form, der nach dem Inhalt seiner Worte gar nicht fragte. Er rühmte

sich seiner „göttlichen Prosa", einer Prosa, welche freilich, weil sie ständig nach dem Effekt haschte, mit den Jahren immer manierierter wurde, aber die sorgsame Feilung nie vermissen ließ. Durch diesen gesucht nachlässigen, schillernden, flunkernden Stil suchte er seinen Lesern alles, gleichviel was, mundgerecht zu machen. Er besaß was die Juden mit den Franzosen gemein haben, die Anmut des Lasters, die auch das Niederträchtige und Ekelhafte auf einen Augenblick verlockend erscheinen läßt, die geschickte Mache, die aus niedlichen Riens noch einen wohlklingenden Satz zu bilden vermag, und vor allem jenen von Goethe so oft verurteilten unfruchtbaren Esprit, der mit den Dingen spielt ohne sie zu beherrschen. Das alles war undeutsch von Grund aus. Geboren in Kämpfen des Gewissens, war die Sprache Martin Luthers allezeit die Sprache des Freimuts und des wahrhaftigen Gemütes geblieben; sie nannte die Sünde Sünde, das Nichts ein Nichts, und Goethe erwies sich wieder einmal als der Herzenskündiger seines Volkes, da er sagte: „Im Deutschen lügt man wenn man höflich ist." Aber gerade weil die Deutschen fühlten, daß sie in den Künsten des Pikanten und Scharmanten mit dem gewandten Juden nicht wetteifern konnten, ließen sie sich von ihm blenden, sie hielten für künstlerischen Zauber, was im Grunde nur der prickelnde Reiz der Neuheit war.

Es währte lange, bis sie sich eingestanden, daß deutschen Herzen bei Heines Witzen nie recht wohl wurde. War er doch schlechthin der einzige unserer Lyriker, der niemals ein Trinklied gedichtet hat; sein Himmel hing voll von Mandeltorten, Goldbörsen und Straßendirnen, nach Germanenart zu zechen vermochte der Orientale nicht. Es währte noch länger, bis man entdeckte, daß Heines Esprit keineswegs Geist war im deutschen Sinne. Überall, wo er ernsthaft redete, **ward** er als ein falscher Prophet erfunden; was er für tot hielt lebte, was er lebendig nannte war tot. Von den wahren Zeichen der Zeit, welche Thomas Carlyle damals schon in seinem tiefsinnigen Buche über die französische Revolution klar erkannte, von Frankreichs Verfall und dem stillen Erstarken des preußischen Deutschlands

ahnte Heine nichts. Dann vergingen wieder Jahre, bis man endlich lernte, die flüchtige Zeitungsliteratur nach ihrem wirklichen Werte zu schätzen; Heines Ruhm schrumpfte zusammen, seit die Welt sich gewöhnte, das Feuilleton nur zu durchblättern, seine Eintagsgedanken auch an einem Tage zu vergessen.

Für die zeitgenössischen Dichter aber ward das Beispiel des gefeierten Pariser Feuilletonisten verderblich. Schon Lord Byron hatte durch die geniale Willkür seiner Abschweifungen und Beschreibungen die Reinheit der Kunstformen oft gefährdet; doch er schrieb noch in Versen, in Versen von wunderbarer Schönheit, so daß der Adel der Poesie niemals ganz verloren ging. Erst Heine zerstörte durch seinen Feuilletonstil gänzlich die Schranken, welche Poesie und Prosa ewig trennen werden. Er behing den nüchternen Stoff seiner Kunsturteile und Stimmungsberichte, seiner literarischen und politischen Erörterungen mit allerhand Flittern und Floskeln, die nicht poetisch waren aber poetisch wirken sollten. Darum beehrte ihn sein Bewunderer Arnold Ruge mit dem lächerlichen Namen eines „kritischen Dichters". Seine Prosa schritt nicht auf gerader Bahn dem Ziele zu, sondern schlenderte tändelnd und Blumen suchend seitab vom Wege dahin. Vor Zeiten, solange die akademischen Regeln herrschten, wurde die Dichtung von der Prosa geknechtet und hieß bei den Franzosen nur „die schönste Gattung der Prosa". Seitdem hatte in Deutschland die Poesie längst auf eigenen Füßen stehen gelernt und auch die ungebundene Rede schon so viel geschmeidige Kraft gewonnen, daß sie sich, sobald sie Gestalten bildete, neue, bisher unerhörte Kühnheiten erlauben durfte. Was Heine schuf, war aber nicht die berechtigte poetische Prosa des Romans oder der Novelle, sondern ein krankhafter Zwitterstil, weder Fisch noch Fleisch: prosaischer Stoff erschien in prosaischer Form und erhob doch den Anspruch als freies Kunstwerk genossen zu werden. Kein Wunder, daß dem kritischen Dichter, der in seiner Eigenart doch unerreichbar blieb, bald in langer Reihe poetische Kritiker folgten, die sich einbildeten Künstler zu sein, weil sie einige Beutestücke aus dem reichen Bilderschatze deutscher Dichtung

in ihre Urteile verwebten. Manches schöne Talent verdarb in dieser schillernden Prosa und entfremdete sich gänzlich dem Wohllaut des Verses.

Während Heine die wechselnden Eindrücke des Pariser Lebens zu eleganter Formenspielerei verwertete, redete Börne in seinen Pariser Briefen als starrer Fanatiker; er konnte keine neue Oper, keinen der leichten Romane Paul de Kocks besprechen ohne gesinnungstüchtig zu poltern. Wie Heine den sozialen, so vertrat Börne den politischen Radikalismus. Irgendein bestimmtes Ziel verfolgte auch er nicht. Er schmähte nur auf alles, was in Deutschland bestand und schwärmte im allgemeinen für „die Menschenrechte", die über jedem Gesetze stehen sollten. Ließ er sich einmal herbei seinen Lesern etwas Tatsächliches zu bieten, so zeigte er sich kindlich urteilslos; mehrere der apokryphen Aktenstücke aus dem Archive des Bundestags, an denen sich nachher jahrelang die liberale Legende nährte, wurden zuerst in seinen Pariser Briefen veröffentlicht. Da er immer auf demselben Flecke blieb und schlechterdings nichts Neues mehr zu sagen wußte, so mußte er ein gellendes Geschrei anstimmen. „Türken, Spanier, Juden", so rief er, „sind der Freiheit viel näher als die Deutschen. Sie sind Sklaven, sie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann sind sie frei. Der Deutsche aber ist geborener Bedienter; er könnte frei sein, aber er will es nicht." Sein alter Grimm gegen Goethe ward zur herostratischen Wut: „tausendmal lieber Kotzebues warme Tränensuppen als Goethes gefrorener Wein." Er trieb es so arg, daß Karl Simrock, selbst ein Liberaler, ihm zurufen mußte, durch die Besudelung ihres ersten Mannes hoffe er wohl, die deutsche Nation selbst zu vernichten:

> Ihr letzter Halt, ihr Stolz und Ruhm wie keiner,
> Wär' der nicht mehr, zerstöbe die Canaille.

Börne bekannte sich zu der neuen radikalen Heilslehre, daß die Weltgeschichte in diesem aufgeklärten Jahrhundert plötzlich ihren Charakter verändert habe und nicht mehr durch große Menschen, sondern durch die Vernunft der Massen ihre Taten vollende. Darum nannte er das moderne, nach der Schablone

gebildete Frankreich „die Weltschule, die große Eisenbahn der Freiheit und Sittlichkeit", und immer unbegreiflicher ward ihm Deutschland mit der Fülle seiner persönlichen Kräfte, seiner mannigfaltigen und doch einigen Kultur. Weil alle echte Bildung aristokratisch ist, so bekämpfte er unsere Wissenschaft als die Feindin der Freiheit und meinte: „jede Universität macht das Land zehn Meilen in der Runde dumm, Wenige sollen alles wissen, damit alle nichts wissen." In seinem Stile wurden die fein ausgeklügelten Bilder, die freilich immer nur aus dem Witze, nicht aus der Anschauung stammten, allmählich seltener; an ihre Stelle traten sinnlose demagogische Kraftworte, wie „die sauere Hand des ehrlichen Mannes, die bleisüßen Herzen und verbuhlten Lavendelseelen" der Fürstendiener. Seinem revolutionären Ingrimm behagte nur noch die Roheit; als ihm im Gedränge des Hambacher Festes seine Uhr gestohlen wurde, da schrieb er hämisch: jetzt endlich erwachen die Deutschen zur Tatkraft, „Tyrannen, zittert, wir stehlen auch!" Zuweilen überwältigte ihn die Wut dermaßen, daß er allen Anstand aufgab und in jene Sprechweise fiel, welche man in seiner Frankfurter Heimat als „Mauscheln" zu bezeichnen pflegte: „Ich habe keine Freiheit hinter mir und darum keine vor mir. Ich treibe weil ich werde getrieben, ich reize weil ich werde gereizt. Der Wind ist heftig der mich schüttelt. Ist das meine Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn schweigen heißen?" In den stark besuchten Vereinen der deutschen Handwerksburschen und Flüchtlinge entfaltete er eine emsige Tätigkeit, und obwohl diese Helden ihre Kampflust vorerst nur in drohenden Reden oder im Umhertragen schwarzrotgoldener Fahnen betätigten, so ward es doch für die Zukunft folgenreich, daß nun bald in jeder deutschen Mittelstadt einige Geister oder Gesellen hausten, die auf der Hochschule des Demagogentums an der Seine ihre Grundsätze eingesogen hatten.

Durch das beständige Zetern und Spotten ging sein deutsches Nationalgefühl, das ohnehin nie eine starke, naturwüchsige Empfindung gewesen war, ganz zugrunde, und er versank in ein radi-

kales Weltbürgertum, das dem Landesverrate sehr nahe stand. Er gründete ein französisches Blatt La Balance und gestand hier offen: ich bin so viel Franzose als Deutscher, ich war Gott sei Dank nie ein Tölpel des Patriotismus. In französischer Sprache verhöhnte er die Deutschen wegen ihrer „National-Eitelkeit" und fragte: „Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen?" Er bezeugte den Franzosen, sie hätten in drei Tagen das Werk eines Jahrhunderts getan, die Deutschen in drei Jahrhunderten gar nichts; sie besäßen an Voltaire und Rousseau große Geister, deren gleichen Deutschland nie hervorbringen könne. Ja, als ob er sie zu einem Rachekriege gegen sein Geburtsland herausfordern wollte, beteuerte er ihnen feierlich, die deutschen Höfe hätten nicht nur durch den Koalitionskrieg die Enthauptung Ludwigs XVI., sondern auch durch ihre geheimen Ratschläge die Juli-Ordonnanzen Karls X. verschuldet — eine freche Verleumdung, deren Nichtigkeit man in Frankreich selbst wohl kannte. Zugleich fuhr er fort, seine politischen Gegner als hündische Knechtsseelen zu beschimpfen. Da die liberale Presse dem Beispiele dieses Gesinnungsterrorismus gelehrig folgte, so gewöhnte sich die öffentliche Meinung bald, konservative Grundsätze für ein Zeichen der Charakterschwäche anzusehen, und ein deutscher Schriftsteller bedurfte schon einigen Mutes, wenn er seine monarchische Gesinnung offen aussprach.

Wie in Frankreich alle Parteien der Opposition sich zusammenfanden, so hieß auch Börne jeden willkommen, der die Monarchie bekämpfte. Soeben hatte Lamennais in Rom Buße getan für die demokratischen Sünden seiner Zeitschrift L'Avenir und demütig die grimmige päpstliche Enzyklika vom 15. Aug. 1832 hingenommen, welche der arglosen Welt zuerst unzweideutig ankündigte, daß der streitbare Geist der Gegenreformation im Vatikan wieder erwacht war. Da hieß es: „Aus diesem stinkenden Quell der Gleichgültigkeit fließt die gleich irrige Meinung oder vielmehr der Wahnsinn, daß man jedem Menschen die Freiheit des Gewissens zusichern und gewähren müsse." Aber schon ein

Jahr nach seiner Unterwerfung konnte der heißblütige Bretone sich nicht mehr bezwingen und schrieb, zum Schrecken seines milderen Freundes Montalembert „die Worte eines Gläubigen", ein Buch voll apokalyptischer Bilder, das mit flammenden Worten die Kinder Satans, die Könige bekämpfte: sie fluchen dem Heiland, der die Freiheit auf die Erde geführt hat und in der Stadt Gottes keine Herrschaft dulden will, sondern nur die wechselseitige Verpflichtung aller. Die Schrift stand durchaus auf dem Boden katholischer Weltanschauung, sie malte nur die alte augustinische Lehre vom Gottesstaate mit phantastischer Überschwenglichkeit aus und hatte mit den Gedanken des ungläubigen deutschen Radikalismus nicht mehr gemein, als etwa die Werke Marianas und der jesuitischen Monarchomachen mit den Staatslehren der Hugenotten. Börne aber übersetzte das Buch und pries es den Deutschen an; seine politische Bildung reichte nicht weit genug, um die kirchlichen Grundgedanken des radikalen Franzosen zu durchschauen.

Mit unheimlicher Geduld ließen viele der deutschen Liberalen die Schmähungen Börnes über ihr Vaterland dahingehen; da er in wechselnden Formen immer dasselbe sagte, so gewann er den Beifall aller jener naiven Seelen, welche von dem Politiker nur verlangten, daß er sein Glaubensbekenntnis unwandelbar festhalten müsse. Selbst Rotteck verzieh ihm großmütig seine persönlichen Angriffe und hörte nicht auf, die Überzeugungstreue des Pariser Tribunen zu bewundern. Indes fanden sich auch im liberalen Lager Männer von festerem Nationalstolze, denen die jüdische Selbstverhöhnung ebenso verächtlich war wie die Betriebsamkeit des Schimpfens. C. F. Wurm in Hamburg und der junge Berliner Dichter Wilibald Alexis, späterhin auch Gervinus und andere ernste Publizisten traten gegen Börne in die Schranken; sie wiesen ihm nach, daß er, jedes eigenen Gedankens bar, sich nur „in Gemeinplätzen wälze". Karl Simrock verspottete in witzigen Gedichten das wohlfeile Heldentum des Freiheitsapostels, der aus sicherer Ferne seine vergifteten Pfeile abschieße und dabei nicht einmal in seinem Geschäfte Schaden

leide, da die Deutschen „die gutmütigen Toren, seine Bücher dennoch kaufen“. Auf die Lockrufe der revolutionären Propaganda erwiderte der rheinische Dichter stolz:

Götzen bau'n wir nicht Altäre.
Nur ein Spott der Fremden wäre
Freiheit ohne Vaterland! —

Minder laut als Heine und Börne aber kaum minder erfolgreich wirkte der Kreis der Rahel Varnhagen für die Verbreitung neufranzösischer Ideen. In seinen Büchern sprach Varnhagen stets behutsam und unverfänglich. Er sammelte mit großem Fleiß aber ohne jede Kritik den Stoff für seine „Biographischen Denkmäler“ aus der preußischen Geschichte, um dann als feierlicher Erzähler Wahres und Falsches, Tatsachen und Anekdoten in wohlabgezirkelten eintönigen Perioden vorzutragen. Behandelte er einen eleganten Hofmann, einen Besser oder Canitz, dann gelang ihm wohl ein sauberes Bildchen, fast ebenso zierlich wie die schwarzen Figuren, die er im Salon mit feiner Schere aus dem Papier auszuschneiden pflegte. Für das Eichenholz heldenhafter Charaktere war seine Hand zu schwach; die Gestalten Blüchers und des alten Dessauers, die sich ohne Leidenschaft und derben Humor gar nicht begreifen lassen, erschienen in Varnhagens glatter, geleckter Darstellung leblos, ja abgeschmackt. Der vornehmen Welt gefiel diese kühle Weise, und Metternich lobte den verunglückten Diplomaten als einen Meister des historischen Stiles, wohl nicht ohne die stille Absicht, den unbequemen Mann von aller politischen Tätigkeit abzuschrecken. Etwas deutlicher verrieten sich Varnhagens liberale Ansichten in den Hegelschen „Jahrbüchern“, die er, fast so unermüdlich wie der Herausgeber Eduard Gans, mit kritischen Aufsätzen versorgte.

Aber nur am Teetisch seiner Rahel war er ganz er selber. Hier unter Schriftstellern, Lebemännern, Diplomaten außer Dienst ließ er seiner bösen Zunge freien Lauf und begönnerte, überall bewandert, immer dienstbereit, die jungen Talente. Hier entdeckte Gans, neben einer Menge neuer politischer Ideen, auch

die große ästhetische Wahrheit: „die Taglioni tanzt Goethe.“ Hier war jeder verpflichtet geistreiche Einfälle vorzubringen und alles besser zu wissen, als andere Leute — was dem wahren Berliner die Krone des Lebens ist — bis Rahel, „die Thyrsusschwingerin des Zeitgedankens“, die Blitze ihres Geistes über die weite Welt hin fahren ließ und die Eingeweihten zu verständnisinnigem Lächeln begeisterte. Aus ihrem Wesen redete der ruhelose Weltschmerz eines edlen, aber tief unbefriedigten Frauenherzens, oder, wie sie selbst sagte, „eine besondere Melancholie, ein Drängen nach vorwärts, eine Prätension, ein Erwarten, daß es angehe.“ Neues, Unerhörtes sollte geschehen. Mit dialektischer Kühnheit übersprang sie alle die Schranken, welche Natur und Geschichte der Menschheit gesetzt haben; Vaterland und Kirche, Ehe und Eigentum, alles erlag ihrer zersetzenden Kritik. Warum sollte das Wasser nicht auch einmal brennen, das Feuer fließen oder der Mann Kinder gebären? „Wenn Fichtes Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter?“ — mit diesem Satze erwies sie siegreich die gleiche Begabung der beiden Geschlechter. In der sittlichen Welt ließ sie allein die Willkür des persönlichen Gefühles gelten; sie fand es „fürchterlich“, daß manche eheliche Kinder ohne wahre Liebe erzeugt werden, und schloß daraus kurzab: „Jesus hat nur eine Mutter. Allen Kindern sollte ein ideeller Vater konstituiert werden, und alle Mütter so unschuldig und in Ehren gehalten werden wie Maria.“ Solche Einfälle ließen sich ertragen, wenn die gutherzige, geistvolle Frau ein flüchtiges Gespräch dadurch belebte; doch sie erlangten eine unverdiente Bedeutung durch die jugendlichen Zuhörer, die schon bei ihrem Hegel gelernt hatten jedes sittliche Gesetz als überwundenen Standpunkt abzufertigen und nun die Weisheitssprüche der „Mutter der jungen Literatur“ in ihren Schriften verwerteten.

Wilhelm Humboldt, der sich auch eine Zeitlang an dem Zauber dieser Gespräche ergötzte, fühlte doch bald heraus, daß hier nur das anmaßende, jeder Hingebung an das Allgemeine unfähige Ich redete, und rief der Freundin zu:

Vertraut mit allem, was die Brust durchwühlet,
Mit jedem ird'schen Tragen und Genesen,
Bliebst fremd Du dem was überirdisch bindet.

Nach Rahels Tode veröffentlichte der Witwer (1834) ihre Briefe und Gespräche in einem „Buche des Andenkens". Da standen denn in seltsamem Durcheinander tiefe Gedanken und herzliche Worte der Bewunderung für echte Männergröße, aber leider auch schillernder Unsinn, hysterische Stoßseufzer und leere Wortspiele, die nur durch den gezierten Ausdruck auf den ersten Blick verblüffen konnten. Das unglückliche Buch blieb lange eine Fundgrube für die aphoristischen Halbgedanken des Feuilletons. —

Aus diesen Pariser und Berliner Quellen nährte sich eine neue Literatenschule, welche von einem ihrer Mitglieder, Wienbarg, den Namen des Jungen Deutschlands empfing, obgleich sie weder jugendlich noch deutsch war. Alle ihre Genossen stammten aus Norddeutschland, aus dem gebildeten aber bildlosen Teile des Vaterlandes, wie Goethe zu sagen pflegte, und in allen zeigte sich die Verstandesbildung ungleich stärker als die Macht der Phantasie. Auch bisher war jede Revolution unserer Literatur von dem rührigeren Norden ausgegangen, und immer hatten die neuen Ideale erst durch die überlegene Dichterkraft der Oberdeutschen ihre Vollendung erlangt, das klassische Ideal durch Schiller und Goethe, das romantische durch Uhland und Rückert. Diesmal aber verhielten sich Süd- und Mitteldeutschland erst gleichgültig, dann feindselig; denn hier im lieben, warmen Neste deutscher Dichtung und Sprachbildung witterte man rasch heraus, daß die neue literarische Bewegung jüdisch-französischen Ursprungs war und mithin unfruchtbar bleiben mußte.

Da die lyrische Begabung den jungen Schriftstellern samt und sonders fehlte, so machten sie aus der Not eine Tugend und behaupteten, nur die Prosa enthalte noch „literarische Keime". Lebendige Gestalten zu schaffen, die ewigen Empfindungen des Menschenherzens auszusprechen überließen sie den ideenlosen Handwerkern, die man vordem Künstler genannt hatte; sie

wollten die Tendenzen des Zeitgeistes vertreten, und es kam ihnen nichts darauf an, ob sie ihre zeitgemäßen Reflexionen in das Gewand einer Novelle, einer Reisebeschreibung einkleideten oder die allein angemessene Form der Feuilletonplauderei wählten. Die Dichtung sollte nicht mehr durch ihre Ideale das Leben verklären, sondern das Leben sollte mit seinen endlichen Zwecken und Tageslaunen die Poesie beherrschen. Daher sind auch die Schriften des Jungen Deutschlands bis auf die letzte Zeile vergessen worden sobald die Geschichte über die Tendenzen der dreißiger Jahre hinwegschritt. Die neuen Stürmer und Dränger verglichen sich gern mit Lenz, Heinse und den anderen Kraftgenies aus den Tagen des Werther; sie bemerkten nicht, daß sie selbst nur offene Türen einrannten, da die Herrschaft des Philistertums durch Goethe längst gebrochen war und die neue Gesellschaft, wenngleich sie noch zuweilen einem Anfalle zimperlicher Scheinheiligkeit unterlag, doch in der Regel dem heißen Blute der Jugend eine sehr duldsame Nachsicht gewährte. Sie wähnten, ihre „junge Kritik" müsse ebenso schöpferisch wirken, wie einst Lessings kritische Schriften, während die deutsche Dichtung in ihrer stolzen Ungebundenheit eines Befreiers längst nicht mehr bedurfte. Ihr Radikalismus war erkünstelt, ohne Ernst, ohne nachhaltige Leidenschaft; manches ihrer Schlagworte benutzten sie nur als einen Untergrund, von dem sich die Größe ihres eigenen, zerrissenen Ich wirksam abheben sollte.

Den Herold ihres Ruhmes spielte der Berliner Journalist Theodor Mundt. Der heimste im Salon der Rahel die neuen Gedanken ein, besprach in den Dioskuren und anderen kurzlebigen Zeitschriften die Werke der jungen Titanen, verherrlichte in seiner „Madonna" das Recht der freien Liebe, wiederholte in den „Modernen Lebenswirren" die alten Börnischen Witze über Hochwohlgeboren, über den Zeitpolypen, über Kleinweltwinkel, und erwies in einer langweiligen Schrift über die Einheit Deutschlands, daß große Monarchen fortan weder möglich noch nötig seien, da die konstitutionelle Monarchie das Königtum „phy-

siognomielos" mache und mithin nur den Durchgang zur Republik bilde. Geistreicher klangen die „Ästhetischen Feldzüge" und die anderen kleineren kritischen Aufsätze des Holsten Ludolf Wienbarg. Sinnlichkeit und Verstand betrachtete er als die Mächte der neuen Zeit; nachdem Luther den Verstand befreit, sollten nunmehr auch die Sinne zu ihrem Rechte kommen. Darum blieb den modernen „Destinsschriftstellern" vorbehalten, die Dichtung ganz mit der Wirklichkeit zu erfüllen: „Poesie und Leben sind Inseparabeln, das Weibchen härmt sich zu Tode, wenn das Männchen von ihm getrennt." Dazu Aufklärung und Weltbürgertum im Überschwang, denn „Pantheismus und Panzivismus wachsen auf einem Stiel". Weder Mundt noch Wienbarg vermochte zu wachsen; jenem fehlte die Begabung, diesem der Fleiß.

Mehr Lebenskraft besaß Heinrich Laube; er brachte etwas schlesische Munterkeit in die blasierte Berliner Schriftstellerwelt. Leider trat er zu früh auf den literarischen Markt hinaus, und da er noch nichts Eigenes bieten konnte, so mußte er durch Peitschenknallen und burschikose Großsprecherei Aufsehen erregen. In seinem „neuen Jahrhundert" versuchte er „alles Mögliche und Unmögliche dem Maßstabe des Liberalismus anzuzwingen" — so gestand er späterhin als gereifter Mann: er feierte Rotteck als deutschen Lafayette, erklärte die Vernunft für die Grundlage der liberalen Weltanschauung, für die oberste aller Rechtsquellen und bewunderte die polnische Freiheit mit einer Unschuld, die einem Schlesier wunderlich anstand. Auch „das junge Europa" enthielt nur Feuilletonbetrachtungen; er gab ihnen jedoch, wie er selbst sagt, „eine Roman-Physiognomie", und bei den mehr aufrichtigen als anmutigen Schilderungen der freien Liebe konnten jugendliche Leser wohl glauben, daß sie eine Dichtung vor sich hätten. Von künstlerischer Schönheit war nichts darin; nur der gesunde Menschenverstand, der zuweilen durchbrach, ließ erraten, daß der junge Poet dieser vorlauten Prahlereien bald müde werden würde. Über Goethe sprach Laube mit Bewunderung, aber auch mit dem Gefühle der Über-

legenheit; denn das stand dem Jungen Deutschland fest, daß die neue Literatur über den alten genußsüchtigen Fürstendiener unendlich weit hinausschreiten müsse: „Solange Goethes Zeit klein war, war er groß; als sie groß wurde, war er klein. Vielleicht wird aus seinem Sarge die Freiheit steigen. Mit allen Jungfrauen hat er gekost, aber mit dieser schönsten nimmer.“

Noch früher, als Laube, schon mit einundzwanzig Jahren, versuchte sich Karl Gutzkow in der Schriftstellerei, ein echter Berliner, der Natur entfremdet, ganz Verstand, ganz Bildung, so daß selbst seine Leidenschaft einen doktrinären Zug zeigte. Wie ernstlich er sich auch späterhin bemühte zu schauen, zu erleben, zu empfinden, sein Tagelang hing es ihm nach, daß er in dieser Großstadt aufgewachsen war, wo selbst der Pöbel kein ärgeres Schimpfwort kannte als den Namen „ungebildeter Mensch“, wo die Kinder sich frühe schon in den Tierbuden ihrer eigenen Affenähnlichkeit bewußt wurden aber selten oder niemals eine deutsche Rinderherde zu Gesicht bekamen. Immer mußte er geistreich sein, einen einfachen Gedanken einfach auszudrücken war ihm unmöglich. Er glühte von Ruhmsucht, die Erfolge anderer wurmten ihn tief, und Fernstehende konnten den nervösen, im Grunde gutmütigen Mann leicht für einen bösen Neidhart halten. In rascher Folge erschienen eine Reihe von Novellen, alle arm an Gestalten und überfüllt mit weltschmerzlichen Betrachtungen; dann die Briefe eines Narren an eine Närrin, eine Gefühlsspielerei in Jean Pauls schwülstigem Stile, nur ohne dessen Gemütlichkeit; dann Nero, ein formloses Drama, das angeblich „den bis auf unsere Tage noch unentschiedenen Kampf des Schönen mit dem Guten“ darstellen sollte, aber nur verworrene starkgeistige Reden oder frostige Späße vorbrachte und nicht einmal durch die Schilderung des Cäsarenwahnsinns ein Gefühl des Grauens erweckte.

Erst durch einen großen literarischen Skandal drang Gutzkows Name in weitere Kreise. Die beiden heißen wonnigen Weinjahre 34 und 35 sollten unserer Literatur schwere Stürme bringen. Im Herbst 1834 starb Schleiermacher. Die Kirche klagte um

ihren großen Lehrer, und wer die stille Tragik eines Denker-lebens zu begreifen vermochte, blickte tief erschüttert zurück auf die Laufbahn dieses Mannes, der nur darum die beladenen Herzen so mächtig hatte trösten können, weil er selbst so schwer gelitten, den ewigen Schicksalsmächten so nahe gestanden hatte. Wie wunderbar hatte Gott ihn geführt! Wie viele Kämpfe, bis dieser Scheue seinen Widerwillen gegen alles öffentliche Wirken überwand und dann eine Macht ward in seinem Volke; wie viele Irrungen des Gefühls, wie viele Enttäuschungen, mühsam verborgen unter scharfem Witze, bis dieses reiche Herz, das alle seine Wurzeln und Blätter nach Liebe ausstreckte, mit dem gebrechlichen, mißgestalteten Körper sich vertragen lernte und endlich doch in einer reinen Neigung seinen Frieden fand; wie viele Zweifel, bis sich ihm das Gefühl der Abhängigkeit von Gott zu dem frohen Bewußtsein der Zugehörigkeit, der Gotteskindschaft steigerte, bis der kühne Forscher sich mit seiner Kirche ganz einig wußte und auf dem Todesbette, nach seinem evangelischen Rechte, sich selber und den Seinigen das Abendmahl spendete.

Und an diesem Grabe, vor dem selbst Varnhagen in Ehrfurcht stand, wagte Gutzkows jugendlicher Vorwitz eine Leichenschändung. Um die salbungsvollen Klagen der Theologen zu verhöhnen, ließ er plötzlich, gänzlich unbefugt, die längst vergessene schwächste Schrift des Toten wieder erscheinen, die einzige die ihres Verfassers nicht würdig war, die vertrauten Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde aus dem Jahre 1800. Schleiermacher hatte sie einst niedergeschrieben weil er seinem bedrängten Freunde Schlegel gegen die Angriffe der platten Moralisten zu Hilfe kommen wollte; und schon während des Schreibens war ihm nicht wohl zumute gewesen. Diese Mystik der Liebe, die wohl manches holde Geheimnis enträtselte, aber auch manches unzart entweihte, stammte nicht aus der Naturgewalt einer starken Leidenschaft, sondern aus der halb unbewußten Sophisterei einer überbildeten, fremdem Gefühle nachgehenden Empfindung. Als Schleiermacher späterhin der Romantik entwuchs, lernte er bald einsehen, wie unmöglich es ist,

die sittlichen Gesetze der Gesellschaft allein aus der Idee der Persönlichkeit heraus zu gestalten. Doch gerade diese subjektive Willkür des jugendlichen Romantikers behagte den Jungdeutschen, wie sie ja fast überall nur alte Irrtümer in neuer Gestalt vorzubringen wußten. Seine warme Verteidigung der Sinnlichkeit bot ihren lüsternen Mäulern süße Schnabelweide, und Gutzkow vergröberte sie zu jener „geistlosen und unwürdigen Libertinage“, welche der junge Schleiermacher selbst ausdrücklich abgewiesen hatte. Er mißbrauchte den reinen Namen des Theologen um in einer langen Einleitung kurzab die Unzucht und die Gottlosigkeit zu predigen: „Nicht wahr, Rosalie? Erst seitdem du Sporen trägst an deinen seidenen Stiefelchen, weißt du was es heißt: ich liebe dich . . . Komm her, Franz! Wer ist Gott? Du weißt es nicht? Unschuldiger Atheist, philosophisches Kind! Ach hätte die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!“ Und mit diesem läppischen Gerede wähnte er wirklich eine befreiende Tat zu vollziehen. „Meine Zähne umschließen die deutschesten Laute“, rief er feierlich, „ich glaube an die Reformation der Liebe wie an jede soziale Frage des Jahrhunderts“, und mit Jubel hießen die Genossen diesen sonderbaren Reformator, der an alle Fragen glaubte, willkommen. Wienbarg schrieb entzückt: „Das schönste und geistreichste Kind von Schleiermacher war bisher verstoßen und verleumdet, weil es ein Kind der Liebe war und nicht einmal seines Vaters Namen trug.“

Gelesen wurden die Schriften des Jungen Deutschlands wenig, um so mehr besprochen; und dies war schon ein Erfolg, da die moderne Gesellschaft sich verpflichtet glaubt über alles was sie kennt oder nicht kennt mitzureden, also den gemachten Ruhm leichtgläubig hinnimmt. Mit den Ideen der neuen Pariser Literatur drangen auch ihre betriebsamen Geschäftsgewohnheiten, alle schlechten Künste gegenseitiger Lobpreisung über den Rhein. Umsonst verspottete Scribe diese Unsitten in seinem feinen Lustspiele La Camaraderie; sie wurden den Franzosen unentbehrlich, zumal seit die Zeitungen, nach dem Vorbilde von Girardins Tageblatt La Presse, rein demokratische Formen an=

nahmen, durch wohlfeile Preise und zahlreiche Geschäftsanzeigen sich massenhaften Absatz zu sichern lernten. Soweit es unsere bescheidenen Verhältnisse gestatteten, wußte auch das Junge Deutschland für den Eintagsruf seiner Leute zu sorgen. Mit Pauken und Trompeten wurde der junge Gutzkow durch Wienbarg der Nation vorgeführt, er, „der geniale Verfasser des Maha Guru, der das epochemachende Literaturblatt zum Phönix schreibt, der jugendliche Templer, der kühnste Soldat der Freiheit und der anmutigste Priester der Liebe, den Deutschlands Boden trägt“. Kaum minder lächerlich klang es, wenn Heine den lärmenden jungen Laube wegen seiner „weitaustönenden Ruhe und selbstbewußten Größe“ pries. Auch manche kleine Leute, die nur im Trosse des Jungen Deutschlands mitliefen, schossen unter dem befruchtenden Regen dieses wechselseitigen Selbstlobes plötzlich zu literarischer Größe auf. Da lebte in Leipzig der Herausgeber der Europa, Gustav Kühne, ein harmloser Mann, als Schriftsteller so trocken, daß der Leipziger Student wenn er sich langweilte zu sagen pflegte „es kühnelt mich“; in seinem wohlgeordneten Hause fanden aber die jungen Literaten gastliche Aufnahme, darum priesen sie ihn als deutschen Dichter, und noch heute wandert sein Name als eisernes Inventar aus einem literarhistorischen Handbuch in das andere hinüber, obgleich niemand seine Werke kennt.

Welch ein Abstand zwischen den Teutonen Jahns und dieser neuen literarischen Jugend. Dort alles Kraft bis zur Roheit, hier ein gesuchtes und geziertes Wesen, dort Glaube, hier Spott, und statt des vaterländischen Übereifers der Sprachreiniger eine zur Schau getragene Sprachmengerei, die selbst das Welschen der süddeutschen Kammerredner noch überbot. Die gewaltige Aneignungsfähigkeit unserer Sprache war von jeher ein Zeichen unserer Stärke, weil der Germane als geborener Eroberer sein Eigentum nimmt wo er es findet; aber sie ist auch, wie jede große Begabung, oft sündlich mißbraucht worden, und niemals frevelhafter als in diesen Tagen. Lediglich aus Eitelkeit, weil sie alles Französische für vornehmer hielten und sich den Anschein

geben wollten in Paris zu Hause zu sein, beluden die Schriftsteller des Jungen Deutschlands ihren ohnehin verkünstelten Stil noch mit einer Masse geschmackloser welscher Prachtwörter. Als Wienbarg ein neues Bändchen herausgab, verkündigte er erhaben, er stelle sein „kritisches Wirken unter die Reverbere des Buchhandels".

Dies arge Beispiel verdarb den deutschen Zeitungsstil um so gründlicher, da der junge Nachwuchs der Tagesschriftsteller schon zum Teil aus Juden bestand, denen das Sprachgefühl fast immer abging. Wie gewaltig war doch die Macht des Judentums in wenigen Jahren gestiegen! Börne und Heine, Eduard Gans und die Rahel gaben den Ton an im Jungen Deutschland, dazu als Fünfter etwa noch Dr. Zacharias Löwenthal, der betriebsame Verleger in Mannheim. Das Weltbürgertum und der Christenhaß, der ätzende Hohn und die Sprachverderbnis, die Gleichgültigkeit gegen die Größe der vaterländischen Geschichte — alles war jüdisch in dieser Bewegung, obgleich das Junge Deutschland niemals eine geschlossene Schule bildete, Börne mit der Mehrzahl seiner deutschen Nachahmer nicht einmal brieflich verkehrte und Gutzkow die Juden zum mindesten nicht liebte. Wohl war die Zahl der orientalischen Chorführer nicht groß, aber der Jude besitzt bekanntlich die rätselhafte Gabe sich zu vervielfältigen; wer in einer engen Gasse zwanzig Juden vor den Türen stehen sieht, schwört darauf, es müßten ihrer hundert sein. Da jene Fünf zudem ihre germanische Gefolgschaft wirklich überragten, so erlangte der jüdische Geist für kurze Zeit einen Einfluß auf die deutsche Literatur, wie seitdem niemals wieder. Wohl hat sich die Zahl der jüdischen Schriftsteller mittlerweile stark vermehrt, aber sie gewinnen nur dann noch die Achtung der Nation, wenn sie ganz zu Deutschen geworden sind; der Ruhm eines Heine war nur möglich in einem Geschlechte, das über seinen fremdbrüderlichen Träumen den uralten Gegensatz arischer und semitischer Empfindung leichtsinnig vergessen hatte. Zu schaffen vermochte dieser halbjüdische Radikalismus nichts, jedoch er half die Grundfesten von Staat, Kirche, Gesellschaft aufzulockern, den

Umsturz des Jahres 1848 vorzubereiten; deshalb allein gebührt ihm eine Stelle in der Geschichte.

Wie heillos alle sittlichen Begriffe in diesen jungdeutschen Kreisen sich verwirrt hatten, das bekundete mit zynischer Frechheit Georg Büchners Drama: Dantons Tod. Während die Polizei ihm schon auf den Hacken saß wegen seiner oberhessischen Umtriebe, vertiefte sich der junge Poet mit fieberischem Eifer in die Zeitungen der Revolutionsjahre und schilderte dann in locker aneinander gereihten dramatischen Szenen, getreu wie ein Chronist, das Treiben der Blutmenschen des Konventes Zug für Zug nach dem Leben — dies wiederauferstandene unverfälschte Keltentum der Druidenzeiten mit seiner Blutleckerei, seiner Wollust, seinem finsteren Wahne und dem widrigen Zusatz moderner Blasiertheit. So erschreckend wahr vermochte unter allen Zeitgenossen nur noch Carlyle die Greuel jener Tage darzustellen; aber während der Schotte seinen sittlichen Ekel leidenschaftlich aussprach, wähnte der Deutsche alles Ernstes, die Revolution zu verherrlichen durch ein Werk, das doch nur Abscheu erwecken konnte. Wer mag sagen, ob dieser begabteste aller jungdeutschen Poeten seinem trostlosen Materialismus vielleicht noch hätte entwachsen können? Büchner sehnte sich nach künstlerischer Wahrheit, er haßte die Phrase, selbst das Pathos der Schillerschen Dichtung widerstand ihm, nur die naive Innigkeit, die verhaltene Leidenschaft des Volkslieds ließ er gelten. Als er in seiner Novelle „Lenz" die Lieblingszeit der Jungdeutschen, die Epoche der Stürmer und Dränger behandelte, verschmähte er jede Tendenz und erzählte mit grausamer Wahrhaftigkeit, mit einem unheimlichen kongenialen Verständnis, wie der stille Wahnsinn Herr ward über den Jugendfreund Goethes. Noch ehe das Gedicht vollendet war, starb er plötzlich, im Februar 1836, wenige Tage nach Börnes Tode, und der an Talenten so arme deutsche Radikalismus versäumte nicht, sich mit diesem Namen zu brüsten. Der junge Herwegh besang Büchner und Börne als die deutschen Dioskuren.

Gleich Büchner hing auch Fürst Pückler-Muskau nur mittel-

bar mit dem Jungen Deutschland zusammen, mehr durch die Verwandtschaft der Gesinnung, als durch persönlichen Verkehr. Indes hatte er im Salon der Rahel seine Gabe liebenswürdiger Plauderei zum Virtuosentum ausgebildet, und auf Varnhagens Rat ließ er die Briefe eines Verstorbenen erscheinen, eine geistreiche Reisebeschreibung, die den Jugendschriften Gutzkows oder Laubes weit überlegen war; denn der vornehme Weltmann hatte vieles wirklich erlebt, was jene nur erkünstelten, er sagte über die Heuchelei der englischen Sitten manches treffende Wort, auch der leichte spöttische Ton seiner anmutigen Erzählung entsprach seinem Charakter, und selbst die Sprachmengerei, die er sehr weit trieb, klang bei ihm nicht so unnatürlich wie bei den jungdeutschen Plebejern, weil die aristokratische Gesellschaft in der Tat noch in solchem Kauderwelsch zu reden pflegte. Als vorurteilsfreier Weltbürger, als Verächter der langweiligen ehrbaren Mittelklassen, insbesondere des preußischen Beamtentums, wurde der Fürst anfangs von den Kritikern des Jungen Deutschlands willkommen geheißen. Auf die Dauer konnte er dem Fluche des Dilettantismus doch nicht entgehen. Da er die Feder nur mit läßlicher Geringschätzung führte, so schrieb er sich bald aus; seine wunderbaren Reiseabenteuer in aller Herren Ländern, die wahren wie die erfundenen, verschafften ihm für kurze Zeit einen Weltruf, schließlich begannen die Leser der Weltgänge Semilassos und seiner zunehmenden Blasiertheit selber müde zu werden. Was er von schöpferischer Kraft besaß, das zeigte er als Meister der Gartenkunst in den herrlichen Parkanlagen seiner Schlösser Muskau und Branitz.

Der Zank vor Schleiermachers Grabe war noch nicht verstummt, da rief ein neuer Todesfall die Kämpen des Jungen Deutschlands schon zu neuen Taten auf. Im Dezember 1834 erdolchte sich Charlotte, die schöne hochsinnige Gattin des jungen Poeten Heinrich Stieglitz; in einigen hinterlassenen Zeilen sprach sie dem Gatten den Wunsch aus, er möge „glücklicher werden im wahrhaften Unglück“, sie schien zu hoffen, der ungeheure Schmerz würde ihm das dichterische Vermögen, die tragische Leidenschaft

stärken. Wer sich auf Weiberherzen verstand, konnte diesen Selbstmord kaum rätselhaft finden. Heinrich Stieglitz zählte zu jenen bedauernswerten Mittelmäßigkeiten, die durch glänzend bestandene Examina zu unberechtigtem Ehrgeiz verleitet werden; er übernahm sich in künstlerischen Plänen, denen seine Kraft nicht gewachsen war. Seine stolze junge Frau teilte diese unfruchtbaren Qualen einige Jahre hindurch; dann ward ihr klar, daß der Mann ihrer Wahl ihren Idealen nicht entsprach, und sie vermochte die Enttäuschung nicht zu überleben. Um den Geliebten zu schonen und vielleicht auch weil sie selbst in krankhafter Selbsttäuschung befangen war, verhüllte sie dann die weiblichen Beweggründe ihres Entschlusses mit starkgeistigen Worten. Gleich den meisten Selbstmorden war auch dieser der Schwäche, dem Kleinmut entsprungen. Aber unmöglich konnte eine so einfache Erklärung dieser nach nervöser Aufregung lechzenden Zeit genügen. Ganz Berlin betrachtete Charlotte Stieglitz als eine Heldin und fand in ihrer Tat, die doch nur menschliches Mitleid verdiente, die Offenbarung eines bisher unerhörten geistigen Opfermutes, ein literarisches Märtyrertum, das der Duldergröße der kirchlichen Heiligen gleich komme. Selbst Rauch und andere ernste Männer ließen sich von der allgemeinen Bewunderung hinreißen; Böckh feierte in griechischen Distichen die neue Alkeste, „die zum Heil des Gemahls freiwillig zum Hades hinabstieg.“ Theodor Mundt aber, der Freund des Hauses, säumte nicht, das gräßliche Ereignis geschäftlich auszubeuten; er setzte der Toten sofort ein biographisches Denkmal, riß mit roher Hand alle Schleier hinweg von den stillen Schmerzen dieser tief unseligen Ehe. Dann reiste gar noch der Witwer selbst mit dem Dolche seiner Gattin durch Deutschland und prahlte mit seiner eigenen Schande. In seinen nachgelassenen Erinnerungen an Charlotte sagte er: „Ihre letzten Zeilen sind fortan mein Diplom, meine höhere Promotion.“ Tiefe Gedanken konnte das Leid in diesem Schwächling nicht wachrufen; er ist nach Jahren in Italien als ein Reisebeschreiber gewöhnlichen Schlages gestorben. Nicht die verzweifelte Tat selbst, wohl aber der Widerhall den sie weckte, war

ein trauriges Zeichen der Zeit, ein Zeichen verschrobener und durch Überbildung unzarter Empfindungen.

Durch Charlottes Tod wurde Gutzkow zu seinem Romane Wally angeregt. Mit diesem Werke — so ließ sich der Chor der jungdeutschen Kritik alsbald vernehmen — wagten die neuen Stürmer und Dränger ihren kühnsten Wurf, wie einst die alten mit Heinses Ardinghello. Aber welch ein beschämender Abstand! Bei Heinse die nackte, unverfälschte Natur, lodernde Sinnlichkeit, leibhaftige Gestalten und eine Kunst lieblicher Erzählung, die den Leser über den frevelhaften Inhalt leicht hinwegtäuschte; dazu in den eingewobenen Kunstbetrachtungen manche gute Gedanken, würdig einer Zeit, welche an die Schönheit noch begeistert glaubte. Bei Gutzkow nur ein Wust von Reflexionen, unreife, altkluge Redereien über die Rechte des Fleisches, die Unnatur der Ehe, die Torheit des Christentums; dazwischen hinein ein lendenlahmer, gelangweilter Held und eine ebenso abgeschmackte, blasierte Heldin, die sich ihrer weiblichen Schamhaftigkeit als eines Vorurteils schämt und dann vor ihren Geliebten nackt hintritt um sich mit ihm symbolisch zu vermählen, während sie zugleich mit einem ungeliebten Manne die Ehe eingeht; zum Schlusse natürlich ein Selbstmord. Und diese ekelhafte Schmutzerei ohne jeden Hauch kräftiger Leidenschaft, ohne ein einziges natürliches Wort.

Ein solches Übermaß unsauberer Frechheit konnte in einem sittlichen Volke nicht ohne Widerspruch hingehen. Im September 1835 eröffnete Wolfgang Menzel in den Spalten seines Stuttgarter Literaturblattes den Kampf gegen das Junge Deutschland. Er zählte zu den eifrigsten Mitgliedern der württembergischen Opposition, war Duzbruder von Welcker und vielen anderen süddeutschen Kammerrednern, hatte an der Boller Adresse der schwäbischen Liberalen eifrig mitgewirkt und sich auch der mißhandelten Juden oft mit Wärme angenommen; doch er hielt fest an seinem evangelischen Glauben und ließ sich durch die Weisheit der Zeitungen nicht beirren in der Einsicht, daß Frankreich sinke, Deutschland steige. Als er nun aus Gutzkows Wally das undeutsche, unchristliche Wesen des Jungen Deutschlands

klar erkannt hatte, da brach er los in seiner groben, hochmütigen, polternden Weise, aber mit ehrenwertem Mute; er mußte ja wissen, daß die Mehrzahl seiner liberalen Parteigenossen der Kirche halb entfremdet war und ihm seine Verteidigung des Christentums leicht verdenken konnte. Im Verlaufe des langen Streites, als ein Wort das andere gab, sprach er endlich offen aus: das vaterlandslose Judentum zersetze und zerstöre alle unsere Begriffe von Scham und Sittlichkeit, und wenn der Pöbelwahn des Mittelalters die Juden fälschlich der Brunnenvergiftung beschuldigt hätte, so müsse die alte Anklage jetzt mit vollem Rechte auf dem Gebiete der Literatur erneuert werden.

Mit moralischer Entrüstung allein lassen sich die Verirrungen der Kunst nicht bekämpfen. Gefährlicher als Menzels grundprosaische Sittenpredigten wurde dem Jungen Deutschland der ästhetische Widerspruch, der sich aus dem Kreise der schwäbischen Sänger erhob.

Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur,
Da ist Schwabens Dichterschule, und ihr Meister heißt Natur —

also sang Justinus Kerner mit gerechtem Stolze. Wie die Schwaben einst gegenüber der phantastischen Überschwenglichkeit der Schlegelschen Romantik ihre protestantische Verstandesklarheit tapfer behauptet hatten, so wiesen sie jetzt die Künstelei des neuen Feuilletonstiles tapfer zurück und bewahrten sich den Wohllaut des Verses, den Adel der lyrischen Kunstformen, die natürliche Unschuld unverbildeter Sinnlichkeit. Ihre Muse

Sang ein Lied nicht ohne Fehle,
Doch vom Staub der Erde rein —

wie Gustav Schwab mit liebenswürdiger Bescheidenheit sagte. Unter dem jungen Nachwuchs, der sich um die beiden Patriarchen Uhland und Kerner scharte, besaß nur Einer, Eduard Mörike, die wundersame Gabe alles durch den Glanz der Poesie zu verklären; aber auch den beiden Pfizer, auch Schwab und Karl Mayer gelang in guten Stunden zuweilen eine frische Ballade, ein geistvolles Sinngedicht oder ein wohlgestimmtes Naturbild, und sie alle betrachteten die Poesie nicht, wie die weltschmerz=

frohen Jungdeutschen, als einen quälenden Fluch, sondern als eine lichte Himmelsgabe, die den Dichter selbst beglücken und ihn befähigen sollte, auch andere beglückend über das Wirrsal des Lebens emporzuheben. Fröhliche Stunden, wenn die schwäbischen Poeten beim Schoppen zusammensaßen und die beiden jungen österreichischen Dichter Lenau und Auersperg oder die Gebrüder Adolf und August Stöber aus Straßburg, die tapferen Vorkämpfer deutscher Sprache und Dichtung in der verwelschten Westmark, zum Besuch herüberkamen. Hier war deutsches Leben, deutsche Kunst und Laune; wie prosaisch erschien daneben die Betriebsamkeit der Gedankenverfertiger am Teetisch der Rahel oder gar das alberne Grisetten-Gekicher bei Heines kleinen Diners.

Darum hielt sich Gustav Pfizer berechtigt, im Namen der deutschen Kunst gegen Heine und seine Gefolgschaft zu Felde zu ziehen. In seinem poetischen Schaffen war er sehr ungleich, die spröde Form wollte sich dem reichen Gedankengehalt der meist betrachtenden Gedichte nicht immer fügen, nur einzelne seiner Gestalten, wie der Hermes Psychopompos, traten „ewig schön und ewig heiter" vor das Auge des Lesers; doch er besaß ein sicheres, durchgebildetes Verständnis für das Schöne, und niemand durfte den Bruder Paul Pfizers, den erklärten Liberalen, des politischen Parteihasses beschuldigen, als er in Cottas neuer Deutschen Vierteljahrsschrift (1838) die ästhetischen Sünden des Jungen Deutschlands mit würdigen, gemessenen Worten schonungslos aufwies. Was sei die gerühmte reizende Verwirrung des Heinischen Feuilletonstiles denn anders als ein läppischer Versuch, die längst durch Lessing festgestellten Grenzen von Poesie und Prosa wieder einzureißen? und was anders als die Zerstörung aller Schönheit müsse erfolgen, wenn die jungen Poeten sich im Wetteifer die Haare zurückstrichen um ihre Faunenohren und Satyrshörner recht zu zeigen? Ganz Schwaben stimmte ihm zu. Selbst der junge Ästhetiker Vischer, ein hitziger Radikaler in Politik und Religion, wollte den gesunden Schönheitssinn seines Stammes nicht verleugnen und sprach ehrlich aus, solche Werke der Reflexion wie die Novellen

von Gutzkow oder Laube seien überhaupt keine Poesie. Es war das Verdienst der Schwaben, daß das Junge Deutschland niemals in unserem Oberlande Fuß faßte, sondern immer nur ein Sumpfgewächs der großen Städte des Nordens blieb. Und dieser siegreiche Widerstand der nationalen Empfindung gegen die jüdisch-französische Zwitter-Literatur ging von demselben liberalen Süden aus, der die politischen Heilslehren der Franzosen so willig aufnahm. Daraus ergab sich die tröstliche Gewißheit, daß auch das politische Welschtum diesen kerndeutschen Stämmen doch nur die Haut geritzt hatte, und der deutsche Geist die konstitutionellen Ideen dereinst noch umgestalten würde. Aber wer hätte damals solche Hoffnungen aussprechen können? Alle Welt suchte ja noch die Stärke der Süddeutschen da wo ihre Schwäche lag, in dem welschen Wortgepränge ihrer Kammern.

Da Menzels Literaturblatt wegen seiner hochkirchlichen Richtung in den konservativen Kreisen viel gelesen wurde, so erregte sein Angriff an den Höfen großes Aufsehen und beschleunigte das schon längst beabsichtigte Einschreiten des Bundestags. Unglücklicherweise hatte Wienbarg, als er den Namen des Jungen Deutschlands aufbrachte, nicht gewußt oder nicht bedacht, daß bereits ein anderes Junges Deutschland bestand, jener revolutionäre Geheimbund von Flüchtlingen und Handwerksburschen, der mittlerweile in der Schweiz unter Mazzinis Oberleitung entstanden war. Dies Junge Deutschland war den Frankfurter Demagogenverfolgern nur zu wohl bekannt, und wie nahe lag doch der allerdings ganz grundlose Verdacht, daß die beiden gleichnamigen Verbindungen irgendwie zusammenhängen müßten. Eben jetzt war der ruchloseste der zahlreichen Mordanschläge gegen Ludwig Philipp mißlungen. Die Höllenmaschine Fieschis verbreitete Schrecken in ganz Europa; strenger denn je wurden die Umtriebe der Demagogen überwacht. Da forderten Wienbarg und Gutzkow durch ein großsprecherisches Manifest alle freigesinnten Schriftsteller Deutschlands auf, mitzuwirken bei einer Deutschen Revue, welche Schillers Horen und die Revue des deux Mondes zugleich überbieten sollte. Wie

hätte der Deutsche Bund nach allem was er gegen die politische Presse getan, dies Unternehmen dulden können? Der neue preußische Bundesgesandte General von Schöler, ein Kenner der Literatur, gab dem Bundestage eine wenig schmeichelhafte, aber treffende Schilderung von dem Charakter dieser neuen Literatur, die im Grunde nur die Lehren der Enzyklopädisten wiederhole, doch „den Mangel an wahrem Witz und an Neuheit der Gedanken durch Gewandtheit des Ausdrucks und freche Verhöhnung des Heiligsten zu ersetzen verstehe." Am 11. Dez. 1835 übernahmen sodann, auf Österreichs Antrag, alle Regierungen die Verpflichtung, die Verbreitung der Schriften des Jungen Deutschlands mit allen gesetzlichen Mitteln zu verhindern. Der Beschluß war nach Bundesbrauch wieder so unbestimmt gehalten, daß Hannover einige Monate nachher anfragte, ob denn wirklich alle Schriften der Jungdeutschen, auch die älteren, verboten werden sollten. Schöler erwiderte, so schlimm sei es nicht gemeint; aber ein erläuternder Beschluß kam nicht zustande.

Also blieb alles den Einzelstaaten überlassen, und diese verfuhren nach Gutdünken, die meisten sehr mild. Da und dort schritt man ein wider einzelne Bücher der Jungdeutschen; in Preußen wurde sogar der gesamte Verlag der Hamburger Firma Hoffmann und Campe, die Heines Schriften herausgab, einige Jahre lang verboten. Aber die Ausführung der Verbote geschah überall sehr saumselig und unterblieb endlich ganz. Die einzigen Schriften des Jungen Deutschlands, nach denen die Lesewelt verlangte, die Werke Heines und Börnes, gelangten fast unbehelligt in jedermanns Hände. Von einer ernsthaften Verfolgung war keine Rede; die jungdeutschen Literaten kamen ungleich glimpflicher davon als die Herausgeber der unterdrückten politischen Zeitungen. Trotzdem fuhr Heine fort den unglücklichen Verbannten zu spielen und verglich sich mit Dante, der auch das salzige Brot der Fremde habe essen müssen. Nur Gutzkow mußte etwas schwerer büßen, er wurde von dem Mannheimer Hofgerichte zu kurzer Haft verurteilt, weil seine Wally unbestreitbar eine „verächtliche Darstellung der christlichen Religion" enthielt.

Wie erträglich auch diese Leiden waren, so genügten sie doch die Häupter des Jungen Deutschlands mit dem Heiligenscheine des Martyriums zu zieren. Wer mit dem Bundestage in Händel geriet behielt vor der öffentlichen Meinung immer recht; und war es denn nicht eine tief beschämende Erfahrung, daß sogar die schöne Literatur, die sich in Deutschland jederzeit unbeschränkter Freiheit erfreut hatte, jetzt der Willkür der Polizei unterworfen wurde? Darum trat der Heidelberger Paulus, der Anwalt aller Verfolgten, für Gutzkows Wally in die Schranken. An den gewundenen Sätzen merkte man freilich, wie schwer es dem alten Rationalisten fiel das durchaus atheistische Buch in Schutz zu nehmen; auch andere Verteidiger Gutzkows begnügten sich mit der schmeichelhaften Behauptung, dieser Roman könne niemand verführen. Die Mehrzahl der Verfolgten selbst zeigte den Regierungen gegenüber wenig Heldenmut. Soeben hatten sie sich noch prahlerisch vermessen, die bürgerliche Gesellschaft aus ihren Angeln zu heben; jetzt beteuerten sie demütig, wie harmlos ihre Gesinnung, wie gering ihr Wirkungskreis gewesen sei. Heine richtete an den Bund ein Schreiben, das er selbst vor Freunden einen „kindlich siruplich submissen Brief" nannte; darin berief er sich „auf das Beispiel des Meisters, des hochteueren Mannes Martin Luther", und versicherte „in tiefster Ehrfurcht", er werde immer den Gesetzen seines Vaterlandes gehorchen. Der Bundestag aber kannte seinen Mann und legte die Eingabe als ungeeignet zu den Akten. Auch an Metternich sendete Heine — mit dem gleichen Erfolge — die untertänige Bitte, das siegreiche Österreich möge großmütig sein und ihn aus seinem Elend ziehen.

Zaghaft vor den Behörden, ergossen die Jungdeutschen ihren ganzen Zorn über Menzels Haupt. Er allein sollte schuld sein an der Verfolgung; und doch hatte er lediglich seine Pflicht als Kritiker getan und nur mit den ehrlichen Waffen literarischer Polemik gefochten. Die Maßregeln des Bundestags billigte er keineswegs; auch seine derbe Sprache war anständiger als die hämischen Verdächtigungen, mit denen die Genossen des Jungen

Deutschlands ihre Gegner zu besudeln pflegten. Dennoch blieb er fortan fünf Jahre lang die Zielscheibe für den Haß der radikalen Literatur. Börne verdrehte ihm das Wort im Munde und schrieb das Büchlein „Menzel der Franzosenfresser", obgleich Menzel die Franzosen durchaus nicht angegriffen, sondern vielmehr dem vaterlandslosen Deutsch-Juden den verdienten Vorwurf zugeschleudert hatte: niemals würde ein Franzose so tief sinken, sein eigenes Volk vor Fremden in fremder Sprache zu beschimpfen. Die Schrift war Börnes Schwanengesang und wurde einige Jahre hindurch selbst in den Schulen als ein Meisterwerk gepriesen; sie bewies indes nur, daß der Radikalismus dieses Mannes schlechterdings keinen anderen Inhalt hatte als die öde Verneinung und die Wut gegen alle Andersdenkenden. „Ist das ein braver Mann" — hieß es da — „der seine Gesinnung gegen ein österreichisch Lächeln, eine preußische Schmeichelei, ein bayrisches Achselklopfen und ein jesuitisches Lob verkauft?" Und wieder: „Darum ist ein Feind Gottes, der Menschheit, des Rechtes, der Freiheit und der Liebe, wer Frankreich haßt oder es lästert aus schnöder Gewinnsucht." Daß ein Deutscher auch noch andere Gründe haben konnte das begehrliche Kriegsgeschrei der Pariser scharf zurückzuweisen, kam dem Fanatiker gar nicht in den Sinn. Auch ein Schmerzensschrei um das freie, jetzt von den Bundestruppen geknechtete Frankfurt fehlte nicht: die Frankfurter sind Juden neben den christlichen Österreichern und Preußen, sie müssen vor ihnen Mores machen!

Noch unredlicher verfuhr Heine. Er hatte einst mit Menzel und Jarcke in der Bonner Burschenschaft zusammengelebt und kannte ihre streng kirchliche Gesinnung. Sein Scharfsinn konnte sich nicht darüber täuschen, daß der gegenwärtige Kampf eine Notwendigkeit war, daß die romantischen und die radikalen Elemente, welche die alte Burschenschaft umschlossen hatte, sich jetzt trennen mußten. Er mußte wissen, daß Menzel durchaus ehrlich handelte; gleichwohl gab er seiner Entgegnung den lügnerischen Titel: „wider den Denunzianten." Weit vom Schusse wie er war, ließ er allen unflätigen Neigungen seiner Falstaffs-Natur

die Zügel schießen und nannte den Gegner einen Mouchard, einen Ehrlosen, einen Infamen, einen Gauner, einen Schurken, eine Memme. Er erreichte seinen Zweck; denn in solchen Tagen, die sich überall durch den Druck der Polizei gequält fühlten, wirkte kein Schimpf furchtbarer als die Beschuldigung der Denunziation. Heines empörende Verleumdung wurde alsbald von der gesamten liberalen Presse aufgenommen und trotz ihrer handgreiflichen Unwahrheit so hartnäckig wiederholt, daß sie sich noch heute in den meisten Literaturgeschichten wiederfindet.

In dem „Schwabenspiegel", den er gegen Pfizer hinaussendete, brauchte Heine einen anderen, ebenso wirksamen Kunstgriff. Da die beiden größten Dichter des Südens, Uhland und Rückert, an den Kämpfen nicht persönlich teilnahmen, so suchte er den Streit so darzustellen, als ob nur die neidische Mittelmäßigkeit kleiner Poeten gegen sein eigenes überlegenes Talent, das zimperliche Spießbürgertum des Oberlandes gegen die freie starkgeistige Weltanschauung des Nordens sich auflehnte. In Wahrheit kämpfte die süddeutsche Poesie gegen den jüdischen Witz. Nicht die moralische Splitterrichterei, die dem lebensfrohen Volke unseres Südens allezeit fremd war, sondern der ästhetische Widerwille führte den Schwaben die Feder. Eine Schwäche der schwäbischen Dichter ließ sich freilich nicht verkennen; wenn das Junge Deutschland völlig in der Tendenz aufging, so standen sie den Leidenschaften des Tages allzu fern, ihre sinnige, friedliche Dichtung vermochte die Gedanken einer gärenden und kämpfenden Zeit nicht zu erschöpfen. Diesen Mangel wußte Heine gewandt auszubeuten; denn die Kunst mit Halbwahrheiten diabolisch zu spielen war das Einzige was er mit seinem Abgott Napoleon gemein hatte. Er schilderte die Schwaben als eine täppisch spielende Kinderschar und brachte also einen Teil der Lacher auf seine Seite. Die radikale Jugend vollends war durch die Spöttereien der neuen Literatur schon ganz verwildert; sie konnte sogar lachen, wenn Heine von den Kackstühlchen der schwäbischen Dichter sprach oder seinen Gegner Pfizer unnatürlicher Sünden beschuldigte. Immerhin war die Hochflut der

radikalen Feuilletons schon vorüber. Die schwächeren Talente des Jungen Deutschlands gerieten bald in Vergessenheit; die lebensfähigen, Gutzkow und Laube, begannen in der Stille sich zu sammeln und sühnten späterhin die Torheiten ihrer Jugend durch reifere Werke. Gutzkow schrieb noch während seiner Haft ein Büchlein über Philosophie der Geschichte, das, reich an hohlen Redensarten, doch schon den Anfang seiner Selbstbesinnung bezeichnete.

Die Pariser Kolonie der Jungdeutschen aber zeigte der Welt erst ihr wahres Gesicht, als ihre Genossen untereinander in Händel gerieten. Börne und Heine hatten sich nie recht vertragen, zwischen dem doktrinären Starrsinn und der gesinnungslosen Leichtfertigkeit war keine Verständigung möglich. Börne sprach sich darüber ehrlich aus, Heine dagegen vermied den ritterlichen Kampf; er entledigte sich seines lang angesammelten Grolles erst, als Börne gestorben war und der französische Republikaner Raspail den Helden der internationalen Demokratie in schwungvoller Leichenrede gefeiert hatte. Zum dritten Male, wie einst nach dem Tode Schleiermachers und der Charlotte Stieglitz, bekundete das Junge Deutschland sein menschliches Zartgefühl vor einem frischen Grabe. Heines Schrift über Börne sagte wieder manche geistreiche Halbwahrheiten; der Ton war aber so hämisch, so gemein, daß nunmehr auch die liberale Presse in Zorn geriet. Die Konservativen und die Dichter mochte der liberale Aristophanes nach Belieben beschmutzen; daß er sich an einem Volkstribunen verging, war unverzeihlich. Grimmige Schriften und Zeitungsaufsätze flogen herüber und hinüber. Der Zank ward völlig ekelhaft; die berufene Fehde zwischen Voß und Stolberg erschien daneben wie ein liebevoller Gedankenaustausch. Als nun gar Börnes Freundin Frau Wohl ihre Briefmappen öffnete und geschäftig alles auskramte was Börne je vertraulich über Heine geäußert hatte, da zogen alle Düfte des Ghettos in dicken Schwaden über Deutschland hin, und mancher ehrlicher Germane begann jetzt erst einzusehen, vor welchen Götzen er einst gekniet hatte. —

Berlin am Ausgang der Regierung Friedrich Wilhelms III.

Die Preußen blickten mit Stolz auf ihren Staat und stimmten aus vollem Herzen ein, als Spontinis mächtige Hymne Borussia zuerst auf dem Hallischen Musikfeste 1829 erklang. Und doch hatte diese Nation schon längst das Alter erreicht, das der Kämpfe eines freien öffentlichen Lebens bedarf, um seine Kultur gesund zu erhalten. Die gerühmte Bildung des Staates der Intelligenz zeigte der schwächlichen, krankhaften Züge genug. Welch einen seltsamen Anblick boten doch die Zustände der Hauptstadt mit ihrer Fülle edler geistiger Kräfte und ihrem abgeschmackten, kindisch unreifen Philistertum. Selbst nach deutschen Begriffen war Berlin, obwohl der Verkehr beständig wuchs, noch immer eine arme Stadt. Eine Spiegelscheibe in einem Fenster des königlichen Palastes, ein Geschenk des russischen Kaisers, war die einzige in der Residenz und wurde ebenso andächtig bewundert wie das neue Muschelgrotten-Zimmer in Fuchs' Konditorei unter den Linden oder die überaus bescheidenen Gaslaternen, die seit 1826 in den Hauptstraßen leuchteten. Von dem sozialen Unfrieden der Großstädte blieben diese fleißigen Hunderttausende noch ganz verschont; denn den rohen Soldatenpöbel der alten Zeit hatte die allgemeine Wehrpflicht hinausgefegt, und das Proletariat der Fabriken war erst im Werden.

Um die Kämpfe des Völkerlebens bekümmerte sich nur ein kleiner Kreis von Beamten und Gelehrten; der echte Berliner betrachtete den politischen Stumpfsinn geradezu als einen Vorzug

seiner „intellektuellen Bildung" und spottete mit jener selbst-genügsamen Ironie, die an der Spree für geistreich galt, über die politische Leidenschaftlichkeit anderer Nationen. Die Zensoren hatten gute Tage, da die drei einzigen politischen Blätter miteinander um den Preis saftloser Langweiligkeit wetteiferten; nur die Staatszeitung brachte zuweilen einmal einen gründlichen Artikel über die Elbschiffahrt oder die Klassensteuer aus der Feder eines Geheimen Rats. Der Besprechung preußischer Zustände ging das Leibblatt des Bürgers, die Vossische ebenso sorgsam aus dem Wege wie die etwas vornehmere Spenersche Zeitung. Als beim Einzuge der Braut des Kronprinzen an zwanzig Menschen im Gedränge umgekommen waren, wagte kein Berliner Blatt auch nur der Tatsache zu gedenken, denn wie leicht konnte sich die Polizeibehörde dadurch beleidigt fühlen. Nur die Lokal-Satire, die überall im deutschen Stilleben blühte, und der Theaterklatsch erregten die Teilnahme der großstädtischen Leserwelt; und wie kläglich war selbst diese belletristische Plauderei in der Berliner Presse vertreten. Weder der Herausgeber des „Gesellschafters" F. W. Gubitz, ein kreuzbraver Mann, der in einem langen Schriftstellerleben niemals einen einfachen, fehlerfreien deutschen Satz fertig brachte, noch der schreibselige Ludwig Rellstab, der gefürchtete aber gänzlich harmlose Feuilletonist der Vossischen Zeitung, konnte sich mit den Kritikern des Stuttgarter Morgenblattes irgend vergleichen.

Einige Jahre lang trieb auch Saphir in Berlin sein Wesen, ein ungarischer Jude ohne Geist, ohne Geschmack, sogar ohne die gewöhnlichsten Schulkenntnisse, aber von unverwüstlicher Frechheit, ein Meister in der Verfertigung jener faulen Wortwitze, welche nicht zufällig den Namen Kalauer erhalten haben, da der Märker allein unter allen Germanen sie genießbar findet. Mit Saphir zog die geschäftliche, allein auf Geldgewinn berechnete journalistische Betriebsamkeit, die in England und Frankreich längst heimisch war, zuerst in Berlin ein. In zwei Zeitschriften zugleich, dem Courier und der Schnellpost witzelte er über „Theater, Mode Eleganz und Lokalität" der Hauptstadt, fast noch geist-

loser als unsere heutigen Witzblätter, und buhlte mit allen Mitteln der Marktschreierei um die Gunst „seiner lieben, goldenen Pränumeranten". Da er vor dem königlichen Hause und den Behörden in tiefster Untertänigkeit erstarb, so erlaubte ihm die Zensur nach Belieben gegen Dichter und Künstler, Sänger und Schauspieler seine Klopffechterkünste zu treiben. Das Publikum aber ließ sich von ihm alles bieten, sogar diese Verse: „Die Dichtkunst weibisch ist, das wißt ihr. Drum Poe=sie sie heißt, nicht Poe=er." Er war der Held des Tages, das Bild des häßlichen Mannes mit der goldgelockten Perücke hing in allen Schaufenstern; eine reiche Literatur von Flugschriften bekämpfte oder vergötterte ihn, bis er sich endlich durch das Übermaß seiner Händelsucht doch unmöglich machte. Die Lust an lärmendem Streite, die jeder großstädtischen Bevölkerung im Blute liegt, konnte sich nur in solchem Gezänk entladen.

Im Theater drückte die Polizei ein Auge zu und ließ es geschehen, daß mißliebige Schauspieler auf der Bühne zu feierlicher Abbitte vor dem souveränen Volke genötigt wurden; Männer wie Callot Hoffmann trugen kein Bedenken, persönlich solche Volksgerichte zu leiten. Leidenschaftlich, als gälte es einen Kampf um die politische Macht, ergriffen die Berliner Partei für und wider, als das Königstädtische Theater eröffnet wurde. Begeisterte Romantiker hofften schon, Berlin werde nun endlich eine Volksbühne erhalten und die deutsche Kunst aus dem Vagabundentum der alten Komödiantenbuden frische Kraft schöpfen. An Karl v. Holtei, dem Improvisator auf dem Papier, wie Goethe ihn nannte, besaß die neue Bühne einen liebenswürdigen, leichtlebigen Poeten, der mit seiner munteren schlesischen Natürlichkeit auf die Berliner Überbildung wohltätig einwirken konnte. Aber die bureaukratische Leitung der königlichen Schauspiele wollte sich nicht entschließen, die leichte Ware der Possen und Singspiele dem Volkstheater zu überlassen. So begann ein gehässiger Wettbewerb, der beide Bühnen herunterbrachte. Der Skandal ward vollständig, als die schönste aller deutschen Sängerinnen, Henriette Sontag, in der Königstadt die Bretter betrat.

Die ganze Stadt geriet in Bewegung; die Neider und die Verehrer der schönen Henriette befehdeten einander in Zeitungsartikeln und Libellen, sogar in Prozessen vor dem Kammergerichte; Hegel selbst stieg aus dem reinen Äther der Idee hernieder um seinen philosophischen Unwillen über die Schwänke der Königstadt kräftig zu bekunden, und die Buben auf den Gassen pfiffen ein neues Volkslied „Lott' ist tot", das mit einem geistvollen Scherze über die Spitzenkleider der Demoiselle Sontag und ihren hoffnungslosen Anbeter, den englischen Gesandten Lord Clanwilliam endigte.

Zugleich wogte auf der königlichen Bühne selbst ein unablässiger Kampf zwischen der Generalintendanz und dem Musikdirektor Spontini; Graf Brühl erlag schließlich dem ewigen Ärger, aber auch sein Nachfolger, der kunstsinnige junge Graf Redern konnte trotz seiner höfischen Feinheit dem Streite mit dem herrschsüchtigen Italiener nicht ausweichen. Mehr als zwanzig Jahre lang behauptete sich der Musiker des napoleonischen Cäsarenruhms in der Hauptstadt des Volkes, das den entscheidenden Schlag gegen den Bonapartismus geführt hatte, in einer Welt von Feinden, allein gehalten durch die Gunst des Königs und die Meisterschaft eines unbestreitbaren Talents. Wenn der hohe hagere Mann, mit Edelsteinen und Spitzenmanschetten pomphaft angetan, die Blitze seiner schwarzen Augen über das Orchester gleiten ließ, dann empfanden alle, daß ein Zug napoleonischer Herrscherkraft in der brütenden Wildheit dieses leidenschaftlichen gelben Gesichtes lag, und mit tadelloser Sicherheit folgte die Kapelle jeder Regung seines Taktstocks. Er fühlte sich stolz als letzter klassischer Vertreter jener alten Prachtoper der Romanen, deren große Zeit nun zu Ende ging. Brachte ihm ein junger Anfänger ein schwächliches Musikstück, dann führte er den Unglücklichen ans Fenster, zeigte hinüber nach der majestätischen Kuppel der französischen Kirche und sagte erhaben: mon ami, il vous faut des idées grandes comme cette coupole! Doch unmöglich konnte dieser stolze Fremdling einer Nation genügen, die sich in der Musik längst ihre eigenen Ideale geschaffen hatte. Mit patriotischer Entrüstung

stürzte sich die Presse auf ihn, obgleich er unbedenklich Polizei und Zensur, zuweilen sogar ein Machtwort des Königs selber zu Hilfe rief. Die Jugend verlangte nach nationaler Kunst, sie wollte ihren Liebling C. M. v. Weber auf dem Stuhle des Kapellmeisters sehen. Als der junge Felix Mendelssohn-Bartholdy in dem neuen schönen Saale, den der König der Singakademie geschenkt hatte, Bachs Matthäus-Passion aufführte, da hätte der Maestro wohl lernen können, daß diese weihevollen vaterländischen Klänge die deutschen Herzen doch ganz anders ergriffen als die Trommelwirbel seines Cortez; aber was kümmerten ihn diese nordischen Barbaren, deren Sprache er niemals recht lernte? —

Wie kleinlich erschien dies leichte Geplänkel neben den ernsten Kämpfen, welche das wissenschaftliche Leben Berlins bewegten. Die junge Universität war jetzt wirklich, wie W. Humboldt einst gehofft, die erste Deutschlands; sie hatte Fichte, Niebuhr, K. F. Eichhorn verloren, aber Bopp, Ritter, Ranke und viele andere glänzende junge Talente gewonnen; die schöpferischen Gedanken, welche in der Theologie, der Rechtswissenschaft und auf dem weiten Gebiete der historisch-philologischen Forschung neue Bahnen brachen, gingen großenteils von Berlin aus. Und nun schlug auch die Hegelsche Philosophie an der Spree ihr Lager auf, das letzte der großen philosophischen Systeme, welche wirklich gelebt und die Nation beherrscht haben. Im Bewußtsein eines welthistorischen Berufs hatte Hegel (1818) sein preußisches Amt angetreten: „Auf der Universität des Mittelpunkts muß auch der Mittelpunkt der Wissenschaft, die Philosophie ihre Stelle finden.“ Er widmete sich in Berlin ganz dem Katheder, und ungeheuer war die Wirkung seines lebendigen Wortes. Neben den Studenten saßen auch viele bedeutende Männer aus dem Beamtentum und dem Heere zu des Meisters Füßen und bewunderten die großartige Architektonik eines fest in sich geschlossenen, die ganze Welt umspannenden Gedankenbaues, der, solange der Grundfehler seiner Anlage unentdeckt blieb, dem Selbstgefühle des denkenden Geistes die höchste mögliche Befriedigung gewährte. Die Philosophie war nicht mehr Liebe zum

Wissen, sie wähnte die Weisheit selber zu sein und zog mit maßlosem Hochmut wider das bloß verständige Denken der gemeinen Sterblichen zu Felde; sie wollte in Schleiermachers religiösem Gefühle nur die Willkür des endlichen Subjekts, in den Forschungen der historischen Juristen nur die ideenlose Überschätzung der schlechten Wirklichkeit sehen. In den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gründeten sich die Hegelianer eine streitbare Partei-Zeitschrift, zur selben Zeit, da Hengstenberg die Orthodoxen um das Banner seiner Kirchenzeitung sammelte; und auch die häßlichen Ränke fehlten nicht, die sich in Deutschland mit jedem Gelehrtenstreit verschlingen. Dem redefertigsten seiner Schüler, dem Todfeinde Savignys, E. Gans verschaffte Hegel durch die Gunst des Ministers einen Lehrstuhl in der juristischen Fakultät; ihm selber aber verweigerten seine Gegner, kleinlich genug, den gebührenden Platz in der Akademie der Wissenschaften. Zu allen diesen so weit auseinander strebenden Parteien der protestantischen Wissenschaft gesellte sich noch eine rührige kleine Kongregation, wie die Liberalen sie nannten: bei der liebenswürdigen Konvertitin Henriette Mendelssohn kamen Jarcke, Philipps und andere strenge Ultramontane zusammen, deren Einfluß am kronprinzlichen Hofe schon zuweilen fühlbar wurde.

Unterdessen fuhr der König fort seine Hauptstadt zu schmücken so weit die knappen Mittel langten; kein Jahr verging, wo er nicht — immer ganz in der Stille — ihre Sammlungen vermehrte oder einen Palast, ein Säulentor, ein Standbild stiftete. In dieser Zeit wurde Berlin allmählich eine schöne Stadt, anziehend auch für den Fremden. Die Bibliothek, die erst unter Humboldts Verwaltung ein festes Jahreseinkommen von 3500 Tlr. erhalten hatte, ward endlich reichlicher ausgestattet und durch außerordentliche Geschenke des Königs so weit gehoben, daß sie in die Reihe der großen Büchersammlungen eintrat; mit ihren älteren Schwestern in München oder Dresden konnte sie sich freilich noch immer nicht von fern vergleichen. Schinkel erlebte jetzt seine glücklichsten Tage. Seit ihm der große Wurf des Schauspielhauses gelungen war, gewann er etwas freiere Hand für

seine kühnen Pläne, er erbaute die prächtige Schloßbrücke, ließ das versumpfte Bett des Flusses umgestalten, so daß der einzige ästhetische Reiz, den die karge Natur den Berlinern gewährt hat, der freie Blick über die Wasserflächen zu seinem Rechte kam; und aus dem Morastboden hinter dem Lustgarten erhob sich die festlich heitere Säulenhalle des Museums, ebenso wirksam in ihrer einfachen Schönheit wie die schwere Masse des Schlosses gegenüber.

Die innere Einrichtung des Museums leitete W. Humboldt, den der König neuerdings vielfach auszeichnete und zuweilen in seinem Tegel besuchte; als seine Gattin starb, suchte Friedrich Wilhelm den Tiefgebeugten durch diese würdige Beschäftigung zu trösten. Dankbar folgte Humboldt dem Rufe; seit jenem letzten Schicksalsschlage war aller Spott und alle Schärfe von ihm gewichen; verklärt von der milden Weisheit des Alters lebte er nur noch in der Welt der Ideen, und es tat ihm wohl, nachdem er einst dem wissenschaftlichen Leben seines Staates neue Wege gewiesen, nun auch noch an der ästhetischen Erziehung der Preußen mitzuhelfen. Denn darin war er mit Schinkel einig, daß die Kunstschätze des Museums nicht der gelehrten Forschung dienen, sondern zunächst der überkritischen hauptstädtischen Welt die harmlose Freude am Schönen erwecken sollten. Was Preußen in den drängenden Nöten seiner kriegerischen Geschichte hatte versäumen müssen, ließ sich freilich nicht mehr ganz nachholen; die Meisterwerke der Malerei waren fast allesamt längst in festen Händen, und Bunsen wurde wie ein Schoßkind des Glücks angestaunt, als er Raffaels Madonna Colonna, die er in Rom für den unerschwinglichen Preis von 1000 Louisdor erstanden, eigenhändig nach Berlin überbrachte. Immerhin war dies jüngste der großen europäischen Museen eine unschätzbare Bildungsstätte für unseren prosaischen Nordosten; vor der Hoheit des Geistes, die aus Schinkels mächtiger Rotunde sprach, verstummte selbst das Berliner Besserwissen. Auch Meister Rauch schritt vorwärts in kräftigem Schaffen, neidlos bewundert von seinem alten Lehrer Gottfried Schadow. Wieviel freier, einfacher, größer als einst

jener erste Versuch Schadows in Rostock, war Rauchs neues Berliner Blücherdenkmal. Als das Standbild am Frühmorgen geräuschlos enthüllt wurde, standen nur drei Zuschauer auf dem weiten Platze: Gneisenau, Hegel und der Meister selbst. Preußens Heer, Wissenschaft und Kunst huldigten dem Helden des heiligen Völkerzornes. —

Trotz dieser Menge bedeutender Menschen fehlte der Hauptstadt noch gänzlich der beste Reiz des großstädtischen Lebens, die weitherzige, alle Gegensätze umfassende Geselligkeit. Friedrich Wilhelm verstand wohl die Talente der Kunst und Wissenschaft an der rechten Stelle zu verwenden; jedoch sie in regem geselligen Verkehre um sich zu versammeln widersprach seinen anspruchslosen Gewohnheiten. Noch immer freilich boten der Hof und die Erlebnisse des königlichen Hauses den einzigen Gesprächsstoff, der allen Ständen gemein war; die Berliner lebten mit ihrem Monarchen, sie redeten gemütlich von „unserem Schwiegersohn“ in Petersburg, von „unserer Alexandrine“ in Schwerin und jubelten aus vollem Herzen als ihr alter Herr nach seiner Genesung zum ersten Male wieder im Theater erschien. Von Zeit zu Zeit entschloß sich der König auch, der gesamten Berliner Gesellschaft ein Schauspiel königlicher Pracht zu geben, wobei Schinkel, Spontini und der Maler W. Hensel ihre ganze Kunst aufbieten mußten. Zwei dieser Feste, die beiden Märchenspiele „Lalla Rookh“ und „Die weiße Rose“, erlangten einen europäischen Ruf, und das Fest der weißen Rose verdiente in der Tat durch den Pinsel des jungen Adolf Menzel verherrlicht zu werden, denn es war das letzte großartige und vom Zauber der Kunst durchleuchtete höfische Spiel der neuen Geschichte, der letzte Triumph der alten Romantik und der aristokratischen Gesellschaft der Restauration. In denselben Tagen, da die königlichen Prinzen in Potsdam, von Tausenden ehrfürchtiger Zuschauer bewundert, in goldenem Aarhelm und schimmernder Rüstung Karussell ritten um ihrer Schwester Charlotte, der weißen Rose, ritterlich zu huldigen, zog schon der Sturmvogel der Revolution, die Stumme von Portici über die Theater Europas

und verkündete das Nahen eines demokratischen Zeitalters, das mit seinen Volksfesten und politischen Kämpfen den Glanz der Höfe ganz verdunkeln sollte.

Doch solche Tage, da der Hof aus seinem Stilleben heraustrat, erschienen nur selten. Auch andere Stätten großstädtischer Geselligkeit besaß Berlin nur wenige. Fast allein in den reichen Häusern Mendelssohn und Meyerbeer, in den bescheidenen Salons Stägemanns und seiner liebenswürdigen Damen oder in der Gesetzlosen Gesellschaft, wo Schleiermacher und der biderbe Zwingherr Buttmann um die Wette die Funken ihres Witzes sprühen ließen, fanden geistreiche Menschen verschiedener Gesinnung noch einen neutralen Boden für ungezwungenen Verkehr. Sonst bestanden überall nur geschlossene kleine Parteien und Kränzchen; selbst der schöngeistige Kreis der Rahel Varnhagen trug schon die Färbung einer literarisch-politischen Parteigesinnung. In den langen Jahrhunderten deutscher Ohnmacht war aus dem alten Germanentrotz ein kleinlicher, neidischer Sondergeist aufgewuchert und den Deutschen zur anderen Natur geworden; er trieb die Studenten in die Hahnenkämpfe ihres Verbindungslebens, er verdarb die städtische Geselligkeit durch ein unleidliches Cliquenwesen, und auch Deutschlands größte Stadt war ihm noch nicht entwachsen. Gelehrte und Schauspieler, Schriftsteller und Künstler saßen in ihren Fraktionen und Schulen eng zusammen, anmaßend, unduldsam gegen den Nichtgenossen, grenzenlos ungerecht gegen den Feind. In dieser zerklüfteten und zerrissenen Welt war weder das urbane Wohlwollen der großstädtischen Gesellschaft Italiens zu finden, noch jener durchgebildete Nationalstolz der Franzosen, der jedes große Talent als ein Stück vaterländischen Ruhmes hoch hält. Vor Fremden prahlten die Berliner gern mit dem geistigen Glanze ihrer Stadt; daheim bestrebte sich jeder, schon damit man ihn nicht selber für einen Dummkopf hielte, alles Hervorragende herabzusetzen, alles ruppig zu machen, wie Rahel sich auf gut berlinisch ausdrückte. Darum blieb auch die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten unnatürlich weit. Der ehrsame Bürger, der abends unter den Zelten

seine Weiße trank, wußte gar nichts von den Größen der Akademie und der Universität; war doch die herrschende Philosophenschule geflissentlich bemüht, durch eine unverständliche Kunstsprache ihre Weisheit allen Unzünftigen zu verschließen. —

Da kehrte im Jahre 1827 Alexander Humboldt nach Berlin zurück, um fortan nach dem Wunsche des Königs in freier Muße am heimischen Hofe zu leben. Es war ein Wendepunkt in der Geschichte unserer Bildung. Denn heilsamer konnte niemand auf das zerfahrene deutsche Leben einwirken als dieser universale Geist, der für jeden eine höfische Schmeichelei bereit hielt, aber auch jede tüchtige Kraft mit großherzigem Wohlwollen und eindringendem Verständnis unterstützte. Verwöhnt durch die leichte Anmut der Pariser Salons wollte er sich in die Grobheit, in die dürftige Enge der Heimat lange nicht finden und seufzte noch nach Jahren: „Berlin, ik hev di dick en satt, du bist en blivst en Barenstadt." Aber vom Tage seiner Heimkehr an war er eine soziale Macht. Er lenkte die Blicke des Königs auf alles Neue und Lebendige, was sich in Kunst und Wissenschaft regte. Er brachte die verwahrloste, durch den Übermut der Spekulation fast erdrückte Naturforschung zuerst wieder zu Ehren. Sobald er im Mendelssohnschen Garten, in seinem vielbewunderten eisenfreien Kupferhäuschen seine magnetischen Beobachtungen begann, scharte sich ein Kreis junger Talente — Encke, Dirichlet, Dove — um den Meister; Karl Ritter, der junge Baeyer und die anderen Genossen der neuen Geographischen Gesellschaft arbeiteten ihm in die Hände, auf allen Gebieten der exakten Forschung erwachte ein rühriger Wetteifer. Unvergeßlich war der Eindruck, als er gleich in seinem ersten Berliner Winter in der Singakademie die öffentlichen Vorlesungen über physische Weltbeschreibung hielt, aus denen nachher der „Kosmos" hervorging, und mit genialer Sicherheit, die Träumereien der Naturphilosophen fein und scharf zurückweisend, das Programm der rein empirischen Naturbeobachtung aufstellte, welche bald alle Lebensgewohnheiten des neuen Jahrhunderts von Grund aus umgestalten sollte. So kühn war die gelehrte Zunft in Deutschland noch niemals auf den Markt hinausge-

treten, und nur einem Manne von Humboldts Weltruhm konnte dies Wagnis gelingen. Er zeigte den Deutschen zum ersten Male, daß die strenge Fachwissenschaft gemeinverständlich zu den Besten der Nation zu reden vermochte — zur selben Zeit, da Leopold Ranke mit seinem historischen Erstlingswerke den gleichen Versuch unternahm.

Auch die Stellung der Gelehrten in der Gesellschaft ward durch Humboldt gehoben — was in diesem Lande der höfisch-bureaukratischen Ranggliederung doch nicht unwichtig war. Schon im Jahre 1822 hatte Oken, der sich hier auf seinem eigensten Gebiete ungleich glücklicher bewährte als in der Politik, einen deutschen Naturforschertag nach Leipzig berufen; auf die erste Versammlung, der nur dreizehn Mitglieder beiwohnten, waren seitdem mehrere gefolgt, und als für den Herbst 1828 ein neuer Kongreß nach Berlin ausgeschrieben wurde, nahm ihn Humboldt unter den Mantel seines großen Namens. Der Wissenschaft brachten solche Wandervereine unmittelbar zwar nur wenig Vorteil — denn in der Forschung wie in der Kunst gehen alle schöpferischen Taten von einzelnen lichten Köpfen aus —, aber in einer Zeit, da das Reisen noch so sehr erschwert war, boten sie manchem tüchtigen Gelehrten, der in der weltfremden Abgeschiedenheit seiner kleinen Universität versauerte, die einzig mögliche Gelegenheit, aus der Kleinstädterei herauszuwachsen und mit Gleichstrebenden in einen anregenden Gedankenaustausch zu treten. Auch einen nationalen Zweck hatte Oken im Auge, als er diese Versammlungen nach dem Vorbilde der Schweizer ins Leben rief. Mochten einzelne der Teilnehmer im Bewußtsein der idealen Größe des Vaterlandes sich über das politische Elend behaglich trösten, den meisten wuchs doch der nationale Stolz und die Sehnsucht nach festerer Verbindung mit den Volksgenossen. Gleiche Empfindungen erweckte das damals zuerst in Stuttgart gefeierte, nachher oft wiederholte Schillerfest und die Säkularfeier zu Ehren Albrecht Dürers, die in vielen deutschen Städten mit Sang und Klang und begeisterten patriotischen Reden abgehalten wurde.

Noch glänzender verlief gleich darauf der Berliner Naturforschertag. An sechshundert Teilnehmer hatten sich eingefunden. Humboldt selbst machte den Wirt und sagte in seiner klassischen Eröffnungsrede: Deutschland offenbare sich hier gleichsam in seiner geistigen Einheit. Er zwang durch sein Beispiel den Hof und die amtliche Welt, auch ihrerseits den Gelehrten eine Achtung zu erweisen, die ihnen in Paris und London längst fraglos gewährt wurde. Wie staunten die Berliner, als bei dem großen Bankett die königlichen Prinzen sich unter die Professoren mischten und der Demagogenrichter Kamptz mit dem erschrecklichen Verschwörer Oken Arm in Arm zur Tafel schritt; der König selber freilich sah nur schüchtern aus seiner Loge auf das ungewohnte Treiben hernieder. Alles drängte sich huldigend um den Fürsten der Naturforschung; und wenngleich viel modische Eitelkeit mit unterlief bei allen den Adressen und Ehrengeschenken, die dem Gefeierten gespendet wurden: es blieb doch ein dauernder Gewinn, daß er der Wissenschaft das Bürgerrecht eroberte in der vornehmen Gesellschaft, daß die zanksüchtige Hauptstadt nun endlich eine anerkannte Größe besaß, die alle gelten ließen, zu der alle emporblickten. Erst durch Humboldt und die versöhnende Macht seines Genies wurde der gute Ton großstädtischer Duldsamkeit in dem zerfahrenen deutschen Leben heimisch.

Die preußische Residenz während der Anfänge Friedrich Wilhelms IV.

Die neue Zeit, die so oft verkündigte, zeigte sich einem jeden handgreiflich in der geschmackvollen Pracht des neuen Hofes. Der König liebte in reichen, vier- oder sechsspännigen Wagen daherzufahren; er gab der Hofdienerschaft schöne silberne, mit schwarzen Adlern gestickte Kragen an ihre Uniformen, den Pagen wieder die malerische rote Tracht aus den Zeiten Friedrichs I., den Marschällen der Landstände Marschallsstäbe, den Professoren der Universitäten würdige Talare; die Ritter vom schwarzen Adler ließ er im Kapitel wieder die roten Ordensmäntel anlegen und die Richter des Rheinlandes wollte er nicht anders als in der feierlichen Robe der französischen Magistratur vor sich sehen. Das alles war ihm mehr als Form; er hielt sich verpflichtet das Königtum von Gottes Gnaden sowie alle seine Diener wieder in standesmäßigem Glanze auftreten zu lassen. Als ihm General Thile einmal vorstellte, die Einfachheit der preußischen Monarchen, namentlich Friedrich Wilhelms III. hätte allgemeine Ehrfurcht erweckt, die neuen glänzenden Formen würden vom Volke nicht verstanden, ja vielleicht für theatralisch gehalten werden, da dankte er dem treuen Freunde für seine Offenheit und erklärte: „Dennoch können offenbare Irrtümer mich in meinen Ansichten nicht wankend machen. Gewiß ist's, daß viel, sehr, sehr viel Anstand verloren gegangen ist. Das ist, weit entfernt mich zu veranlassen so fortzufahren, die Ursach, warum ich den Anstand und als solchen Zeichen verliehener Würden wieder

einführe. Darum die Amtstracht des Magnificus und der Professoren, darum die Amtstracht der Richter, darum den Marschällen Marschallsstäbe. Bei der Landtags-Eröffnung werde ich mir, wie bei der Huldigung, die Reichs-Insignien vortragen lassen. Suum cuique."

Den breiten Massen dieses kriegerischen Volkes kam der Wandel der Zeiten erst ganz zum Bewußtsein, als in den Jahren 1842 und 43 das Heer eine neue Kleidung erhielt: kleidsame Waffenröcke statt der abgeschmackten Fräcke, Helme statt der Tschakos. Eine Flut von Spötterei ergoß sich über die Pickelhauben, die mittelalterliche Erfindung königlicher Romantik. Sehr bald begann man doch zu fühlen, daß Friedrich Wilhelm seinen Truppen die zweckmäßigste und schönste Kleidung gegeben hatte, welche je ein modernes Heer getragen; er hielt mit seinem feinen künstlerischen Geschmacke glücklich die Mitte ein zwischen der Steifheit der altrussischen und der seiltänzerischen Buntheit der neufranzösischen Uniformen, und in einem glorreichen halben Jahrhundert ist diese Kleidung der Nation so vertraut geworden, als ob deutsche Krieger in anderer Tracht gar nicht auftreten könnten.

Wie anders als unter dem alten Herrn erschienen nunmehr die Schlösser in Berlin und Potsdam, die sich so lange nur zu großen Hoffesten geöffnet hatten; jetzt drängten sich Maskenbälle, Konzerte, lebende Bilder, Theateraufführungen. Nicht selten bat sich der Monarch auch selbst zu Gaste im Palaste des Fürsten Radziwill, dem Sammelplatze des katholischen Adels, oder bei dem Grafen Pourtalès, dem Grafen Redern, wo zuweilen Jenny Lind und Franz Liszt sich hören ließen, oder bei der schönen Herzogin von Sagan-Kurland, die in ihren reifen Jahren noch einen so bestrickenden Zauber auf Männerherzen ausübte, daß der vielbewunderte Fürst Felix Lichnowsky ihr wie ein Schatten folgte. Das diplomatische Korps zeichnete sich aus durch eine große Zahl bedeutender Männer; da war der Amerikaner Wheaton, der gelehrte Kenner des Völkerrechts, der kluge hochgebildete Belgier Nothomb, und Lord Westmoreland, ein

glühender Bewunderer der deutschen Musik; selbst die türkische Gesandtschaft besaß an ihrem Sekretär Davoud Oghlu einen gediegenen Gelehrten, der es in der deutschen Rechtsgeschichte mit den Deutschen selber aufnehmen konnte, und die Gattin des sardinischen Gesandten, des Grafen Rossi, Henriette Sontag entzückte jetzt die Gäste ihres Hauses wie vormals die Besucher des Königstädtischen Theaters, durch ihren herrlichen Gesang.

Über diese reich bewegte vornehme Gesellschaft dachte Friedrich Wilhelm das ganze Füllhorn deutscher Kunst und Wissenschaft auszuschütten. Er verhehlte nicht, daß er seinen bayerischen Schwager überbieten, Berlin zur Hauptstadt der nationalen Kultur erheben wollte, und der Wittelsbacher klagte bald bitterlich, die Berliner entführten ihm jedes große Talent. Dem Preußen fehlten aber die zähe Ausdauer und die berechnende Umsicht, welche den Bayern befähigten alle seine Unternehmungen zu Ende zu führen, und während dieser seine Künstler nur selten durch ein Machtwort in ihrer Arbeit störte, meinte jener selbst ein Künstler zu sein, dem freien Schaffen meisternd die Bahnen weisen zu können. Auf allen Gebieten der Kunst zugleich schienen dem Könige die edelsten Kräfte der Nation zu Gebote zu stehen. Welch ein Viergespann! — schrieb Bunsen in schöner Freude — Schinkel, Cornelius, Rauch, Mendelssohn! Da trat das Unheil ein, das über den künstlerischen Charakter der neuen Regierung von vornherein entschied. Schinkel starb, der einzige Mann, der durch seine allseitige Bildung, seine unerschöpfliche Phantasie, seinen wesentlich architektonischen Genius vielleicht vermocht hätte, dem verwandten aber unstet ins Weite schweifenden Geiste des Monarchen Halt und Richtung zu geben. Unter den Baumeistern, mit denen sich Friedrich Wilhelm nunmehr begnügen mußte, waren viele treffliche Männer, doch kein wahrhaft beherrschender Kopf; und so wurde diesem königlichen Mäcenas, der so viel Geist und Geschmack, so viel Arbeit und Opfer für das Schöne aufwendete, doch das grausame Schicksal, daß er nur an einer Stelle, in Potsdam, Werke hinterließ, welche sein eigenstes Wesen der Nachwelt getreu überliefern.

Lenné, der größte Gartenkünstler des Jahrhunderts, der auf dem Alten Zoll zu Bonn, im Hofgarten der kölnischen Kurfürsten aufgewachsen, schon unter dem alten Könige begonnen hatte den Berliner Tiergarten und die Parks von Potsdam zu verschönern, erhielt jetzt erst freie Hand für seine Entwürfe. Die moderne Technik bot die Mittel, um die prächtigen Wasserkünste endlich auszuführen, mit denen Friedrich der Große immer vergeblich versucht hatte sein Sanssouci zu schmücken; und an dem Potsdamer Persius gewann sich Friedrich Wilhelm einen Architekten, der wohl vertraut mit der stillen Schönheit dieser Havellandschaften, seine Bauten in den Rahmen der Wälder und der Wiesen, der Hügel und der Seen sinnig einzufügen wußte. Also, durch das Zusammenwirken aller Künste, ließ er hier vollenden und zu einem Ganzen abrunden was seine Ahnen stückweise begonnen hatten. Die majestätische Kuppel der Potsdamer Nikolaikirche gab dem Landschaftsbilde seinen beherrschenden Mittelpunkt; am Fuße des Hügels von Sanssouci begann Persius das Lieblingswerk des Königs, die Friedenskirche, einen edlen Bau nach der Weise der altitalienischen Basiliken, der sich mit seinen Säulenhöfen und dem ragenden Campanile im stillen Weiher widerspiegelte, eine Heimstätte gläubigen Friedens neben der sorgenlosen Weltlichkeit da droben. Hier in den meilenweiten Parkgeländen war Raum genug für die vielseitige Phantasie des königlichen Bauherrn, hier verlebte er in heller Künstlerfreude seine besten Stunden, und hier allein, unter den schlichten Leuten der Haveldörfer ist er auch in den unglücklichen Jahren seiner Regierung immer volksbeliebt geblieben. Unablässig, bis zum Ende seiner gesunden Tage, ließ er hier bauen und bilden: dicht am Ufer des blauen Stromes die weihevolle kleine Heilandskirche; auf einsamer Waldhöhe das bayerische Häuschen für die Königin; in den Gebüschen und Baumgängen marmorne Exedren und leuchtende Statuen, unter denen auch Meister Lennés Herme nicht fehlen durfte; auf dem Pfingstberge die hohen Aussichtstürme, prächtige Propyläen einer Villenanlage, die, groß gedacht wie eines Dichters Traum, durch die

Stürme der Revolution unterbrochen wurde; endlich in den letzten Jahren noch den reichen Palladio-Bau der Orangerie. Es waren Werke von allerlei Stil, dem eklektischen Geschmacke des Königs entsprechend, und sie hinterließen doch nicht den Eindruck stilloser Buntheit, weil sie auf weiten Räumen verteilt, zwischen den Bäumen eingerahmt standen. Jeder Beschauer mußte fühlen, daß ein reicher und hoher Geist hier sinnvoll waltete.

Für Berlin reichte eine solche, mehr schmückende und spielende als schöpferische Kunsttätigkeit nicht aus. Sollte der Kunst der Hauptstadt die verheißene neue Blütezeit erscheinen, so mußten monumentale Bauten von mächtiger Eigenart den Werken Schlüters und Schinkels gegenübertreten, welche den architektonischen Charakter Berlins bisher bestimmt hatten, und dieser Aufgabe war weder der unruhige Geist Friedrich Wilhelms selbst gewachsen, noch das feine, geschmackvolle, zierliche Talent des Thüringers Stüler, der dem Monarchen fortan nach Persius' frühem Tode fast bei allen seinen Bauplänen zur Hand ging. Mit liebevollem Eifer und meist auch mit glücklichem Erfolge bemühte sich der König zunächst, die Bauwerke seiner Vorfahren zu vollenden und zu zieren. Dem Museum gab er auf Dach und Treppe reichen Skulpturenschmuck, wie den Treppenwangen des Schauspielhauses, die Säulenhalle davor wurde mit den Fresken nach Schinkels Entwürfen geziert; über den Pfeilern der breiten Schloßbrücke ließ er schöne Marmorgruppen lernender und kämpfender Krieger aufrichten, unbekümmert um den prosaischen Spott seiner Berliner, die sich an diese nackten Puppen gar nicht gewöhnen wollten. An der neuen Terrasse vor dem Schlosse prangten die vom Zaren Nikolaus geschenkten Rossebändiger des edlen Baron Clodt; auch sie wurden von dem Witze der Hauptstädter als Bilder des gehemmten Fortschritts und des geförderten Rückschritts verhöhnt, während sich Rauch an der vollendeten Naturwahrheit der beiden Rosse kaum satt sehen konnte. Das abgebrannte Opernhaus Friedrichs des Großen wurde ganz nach Knobelsdorffs ursprünglichem Plane, nur reicher

und stattlicher wiederhergestellt; die ebenfalls eingeäscherten Mühlen über dem rauschenden Wehr der Spree standen in der Gestalt einer malerischen Ritterburg wieder auf. Dann erhielt auch die schwere etwas eintönige Masse des Hohenzollernschlosses selbst kräftigen Abschluß und deutliche Gliederung durch Stülers bestes Werk, die gewaltige Schloßkuppel über dem römischen Triumphbogen.

Alle diese Zier- und Umbauten galten dem Könige nur als Beiwerk zu der großen Umgestaltung, die er für die Mitte der Hauptstadt beabsichtigte. Er dachte die lange Spreeinsel hinter dem alten Museum in eine Weihestätte der Künste umzuwandeln, die durch Säulengänge von dem Treiben des Alltags abgetrennt, eine ganze Reihe von Musentempeln umschließen sollte, und wie er allezeit liebte sich in Plänen zu übernehmen, so schwelgte er jetzt in immer neuen Entwürfen für die Ausführung dieser entzückenden Idee. Was von alledem schließlich zustande kam war doch nur ein Bruchteil und wenig erfreulich. In Schinkels altem und Stülers neuem Museum spiegelte sich der Charakter der Regierungen des dritten und des vierten Friedrich Wilhelm treulich wider. Dort einfache Würde, ruhige Hoheit; hier ein anspruchsvoller alexandrinischer Prachtbau, der dem Auge nirgends ein Gesamtbild darbot, im Innern eine unübersehbare Fülle köstlicher Sammlungen, die Räume trotz mannigfacher Einzelschönheiten bunt, unruhig, überladen, das Ganze mehr gelehrt als schön und in der Anlage so willkürlich, daß unschuldige Beschauer das riesige Treppenhaus mit seinen Wandgemälden und Gipskolossen nicht für ein dienendes Glied, sondern für den Mittelpunkt des Gebäudes halten mußten. Der neue Generaldirektor, der strengultramontane Westfale Ignaz v. Olfers war ein gelehrter Kenner der kirchlichen Altertümer und sorgte unter des Königs unmittelbarer Leitung eifrig für die Vermehrung der Sammlungen; für die Kunst der Lebenden zeigte er kein Verständnis. Noch trauriger mißriet das zweite große Bauunternehmen des Königs. Er faßte den glücklichen Gedanken, an der Stelle des unscheinbaren friderizianischen Domes im Lust-

garten eine reiche Kathedrale zu errichten, das prächtigste Gotteshaus der festländischen Protestanten, zum würdigen Abschluß des schönen Straßenzuges vom Brandenburger Tore her; doch die Jahre vergingen über Entwürfen und Gegenentwürfen, und zuletzt ward nichts vollendet, als der kostspielige, in das Bett des Flusses hineingeschobene Unterbau der Chorabschlüsse, so daß die Berliner höhnten, hier wachse das teuerste Gras von Europa.

Es war eine herbe Enttäuschung; denn dieser Dom sollte die Krone werden über den 300 Kirchen, welche der fromme Monarch in zwei Jahrzehnten teils wiederherstellte teils neu baute. Aus dem Gemäuer der römischen Basilika zu Trier erhob sich eine neue evangelische Kirche; der karolingische Kuppelbau im Aachener Münster erstand wieder in seiner alten Pracht; nahe seinem geliebten Erdmannsdorf, in dem Föhrenwalde auf halber Höhe der Schneekoppe, ließ der König das uralte romanische Holzkirchlein Wang aus Norwegen wieder aufrichten. Seine Neubauten verleugneten nirgends den feinen Geschmack des Bauherrn, indes erschienen die meisten nur wie leicht hingeworfene Zeichnungen eines geistreichen Dilettanten, ohne Kraft und künstlerische Durchbildung; die dürftigen Betsäle im Inneren entsprachen dem zierlichen Äußeren nur selten, während Schinkel als guter Protestant sich die evangelischen Gotteshäuser immer als Innenbauten gedacht hatte. Die eleganten kleinen Kirchen des neuen Berlins verschwanden fast zwischen den hohen Häusermassen, und eigentlich nur Sollers katholische Michaeliskirche erweckte den Eindruck eines bedeutenden Architekturbildes, wie sie so stattlich dastand an dem breiten Hafen des Engelbeckens, jenseits des Wassers der heitere Terrakottenbau von St. Thomas und die düstere Klosterburg des Diakonissenhauses Bethanien.

Das Mißgeschick des Dombaus wurde verhängnisvoll auch für die Entwicklung der Berliner Malerei. Mit hellem Frohlocken folgte Peter Cornelius, nachdem er mit seinem wittelsbachischen Gönner gebrochen hatte, dem Rufe Friedrich Wilhelms; er war auserwählt, die monumentale Malerei an der Spree einzubürgern, die Königsgruft der Hohenzollern, den Campo Santo,

der sich neben dem Dome erheben sollte, mit biblischen Fresken auszuschmücken. Hoch begeistert, wie der König selbst, für ein allgemeines evangelisches Christentum, dachte er hier das christliche Epos, das er in der Münchener Ludwigskirche nur teilweise hatte vollenden können, zum herrlichen Abschluß zu bringen, den apokalyptischen Sagenkreis von den letzten Dingen, die geheimnisvolle Welt, wo Irdisches und Ewiges sich berühren, in grandiosen, jedes Christenherz erschütternden Bildern darzustellen. Da ward ihm die Höllenpein, die furchtbarste für einen schöpferischen Geist, Jahr für Jahr nur planen und planen zu müssen, denn die Wände, die er schmücken sollte, blieben unvollendet. Wie konnte es ihn trösten, daß ihm vor dem Brandenburger Tore, neben der lieblichen Villa seines Freundes, des Grafen Athanasius Raczynski ein würdiges Künstlerheim bereitet wurde? daß der König ihn mit Gnaden überschüttete, bei allen Prunkgeschenken und Denkmünzen dieser festlustigen Jahre nach seinem Griffel verlangte? Der jugendliche Schaffensdrang des Siebzigjährigen lechzte nach dem Einen was ihm jetzt das Leben war. Und da nun wieder Jahre um Jahre in vergeblichem Harren dahingingen, so zeichnete er still entsagend an seinen riesigen Kartons weiter, ohne Hoffnung, nur um der Stimme des eigenen Genius zu gehorchen. Anfangs mit hohen Ehren aufgenommen, lernte er bald den eigentümlichen demokratischen Geist des Berliner Lebens kennen, der im Grunde gar nichts gelten läßt und zwar junge Talente heilsam stacheln, stolze, gereifte Naturen aber leicht verstimmen kann. Auch die wohlweisen Kritiker der Hauptstadt fühlten schnell, daß dieser herrische kleine Mann mit den streng geschlossenen Lippen, den stechenden dunklen Augen unter der schwarzen Perücke nicht ihresgleichen war, und sie rächten sich nach ihrer Weise durch hämische Angriffe.

Unter allen den mannigfachen Gestalten menschlicher Beschränktheit erscheint keine gedankenreichen Köpfen so unleidlich wie die Dummheit, die alles am besten weiß; und da diese Form der Dummheit in Berlin vorherrschte, so wurde die un-

gemütliche Stadt dem großen Künstler verleidet. Hier fand er weder die schönheitsfrohe Welt seines geliebten Roms, noch die fröhliche Zecherlust der Münchener Kumpanei. Angeekelt durch die Berliner Aufklärung kehrte er im Alter zurück zu streng-katholischen Anschauungen, die er in früheren Tagen überwunden hatte. Unterdessen begann die Geschichte über ihn hinwegzu-schreiten; die verwandelte Zeit verlangte mit Recht von den Malern Farbenglanz und Naturwahrheit. Cornelius selbst mußte bezweifeln, ob sich unter dem jungen Geschlechte noch Künstler fänden, die seine Kartons je ausführen könnten oder wollten. Also beschied ihm ein hartes Schicksal, bei voller Schaffenskraft den eigenen Ruhm zu überleben, und diese Berliner Jahre, die ihm den Lohn für ein reiches Künstlerwirken hatten bringen sollen, gestalteten sich zu einer tragischen Leidenszeit.

Ebensowenig konnte Felix Mendelssohn-Bartholdy, der als-bald vom Könige glänzende Anträge erhielt, sich an der Spree wieder heimisch fühlen. Er hatte sich schon vor Jahren der Vaterstadt entfremdet, weil sie ihm die Direktion der Sing-akademie nicht anvertrauen wollte, und seitdem, durch die geniale Leitung der Gewandhauskonzerte, Leipzig zum Mittelpunkte des idealen deutschen Musiklebens erhoben. Zweifelnd, ungern kehrte er heim; die dankbare, harmlos empfängliche Hörerschaft, die ihm in Sachsen und auf den rheinischen Musikfesten zugejauchzt hatte, konnte er in der Stadt der kritischen Überbildung nicht wiederfinden. Nach seinem guten Rechte verlangte er ein Orchester und einen Chor, die sich seiner Herrschaft fügen sollten; gleich-wohl ward ihm kein bestimmter Wirkungskreis angewiesen, da der König zunächst nur, planlos und ungeduldig, große Namen für Berlin gewinnen wollte; und so geriet der Vielgeliebte und Vielverwöhnte, den man überall sonst auf den Händen trug, bald in widerwärtige Händel mit der Amtseifersucht der könig-lichen Musikbehörden. Schon nach drei Jahren zog er sich ver-stimmt wieder in seine friedlichere Leipziger Tätigkeit zurück.

Mittlerweile war Spontini dem Volkshasse erlegen, der sich seit Jahren gegen den herrischen Fremdling angesammelt hatte.

Eine leidenschaftliche öffentliche Antwort auf die Angriffe Rellstabs und anderer Kritiker bewirkte, daß er wegen Majestätsbeleidigung verfolgt wurde. Der gütige Monarch schlug die Untersuchung nieder, weil er fühlte, daß der heißblütige, des Deutschen kaum mächtige Italiener den Sinn seiner Worte nicht recht erwogen hatte; der Groll des Publikums ließ sich aber jetzt nicht mehr bändigen. Ein pöbelhafter Theaterskandal verjagte Spontini von dem Pulte, auf dem er solange als unumschränkter Herrscher gethront hatte. An seine Stelle wurde Giacomo Meyerbeer berufen. Dem Könige war es eine frohe Genugtuung, die großen Musiker, die Berlin unter seinen Söhnen besaß, beide zugleich an seinem Hofe zu sehen; er bedachte nur nicht, daß diese beiden grundverschiedenen Naturen, die sich gerade durch das Bewußtsein der gemeinsamen Abstammung voneinander abgestoßen fühlten, unmöglich zusammenwirken konnten. Meyerbeer leitete eine Zeitlang die Oper mit großem Erfolge, er verherrlichte alle Hoffeste durch prächtige Märsche und Tänze, und da er auf seine Weise immer ein stolzer Preuße blieb, so komponierte er zur Wiedereröffnung des eingeäscherten Opernhauses das Feldlager in Schlesien, die einzige nationale seiner Opern, ein Werk voll Feuer und Leben, in dem die kriegerische Begeisterung des friderizianischen Zeitalters kräftig widerhallte. In der Stadt kannte alle Welt den freundlichen kleinen Mann, der an jedem Mittag mit seinem roten Regenschirm im Tiergarten spazieren ging. Auf die Dauer ward ihm doch nicht wohl. Wie Mendelssohns keuscher Künstlersinn sich nach der friedlichen Stille einer deutschen Mittelstadt zurücksehnte, so strebte dieser Virtuos des rauschenden Erfolges hinaus nach der großen Bühne der internationalen Kunst, die für ihn die natürliche Heimat war. Nach einigen Jahren schied auch er, um fortan wieder in Paris zu leben und die Vaterstadt nur alljährlich auf kurze Zeit zu besuchen.

Seltsames Mißgeschick! Von dem glänzenden Viergespann, das Bunsen vor den Wagen des königlichen Kunstfreundes zu spannen hoffte, konnte nur Einer im neuen Berlin seine ganze

Stärke zeigen: Christian Rauch. Ihm blieb bis ins hohe Alter der stetig anhaltende Atemzug künstlerischer Kraft und nicht minder die treue Hingebung an das königliche Haus. Er arbeitete alle diese Jahre hindurch an dem Riesenwerke des Friedrichsdenkmals. Doch ein solches Unternehmen bedurfte langer Zeit; die Berliner bekamen von dem Altmeister lange nichts Neues mehr zu sehen außer dem schönen Grabmale des alten Königs, das neben dem Sarkophage der Königin Luise im Charlottenburger Mausoleum errichtet wurde. Was hatte man nicht alles erwartet von diesem hochsinnigen Fürsten, der, selbst ein Künstler, mit dem berühmtesten Kunstkenner der Zeit, dem Freiherrn v. Rumohr nahe befreundet war. Nun ließ sich doch nicht mehr verkennen, daß in diesen acht Jahren von bleibenden Kunstwerken weniger zustande kam als weiland unter dem nüchternen alten Herrn. Die krankhaft aufgeregte Tadelsucht spottete, diese Regierung sei auch darum echt modern, weil ihren großen Intentionen die verkümmerte Ausführung niemals entspräche.

Wie die beiden ersten Musiker so wünschte Friedrich Wilhelm auch den namhaftesten Dichter unter den lebenden Berlinern in die Vaterstadt zurückzurufen. Ludwig Tieck kam, und der König zeigte sich sehr herzlich, eingedenk der Wonnen, die ihm einst in seiner Jugend die Märchenpracht des Phantasus bereitet hatte. Der Dichter erhielt seine verkaufte Bibliothek durch des Königs Freigebigkeit zurückgeschenkt und im Parke von Sanssouci ein Haus angewiesen, damit er immer zur Hand wäre, wenn sein Gönner an einem stimmungsvollen Abend eine dramatische Vorlesung zu hören wünschte. Aber seine schöpferische Kraft war schon versiegt; die neue Zeit mit ihrem Lärm widerte den Romantiker so tief an, daß er nicht einmal die Eisenbahn nach Potsdam benutzen mochte, sondern in seinem Wagen daneben herfuhr. Vom Alter gebeugt verbrachte er den größten Teil dieser Berliner Jahre in hoffnungslosem Siechtum. Die Vorlesungen bei Hofe wurden seltener und seltener, da der König nicht lange bei der Stange bleiben konnte. Selbst eine stille Gemeinde, wie sie in Dresden das Lesepult des Altmeisters

umstanden hatte, ließ sich in dem unruhigen, zerstreuenden Treiben der Hauptstadt nicht zusammenbringen; bloß vereinzelte Besucher, treue Hausfreunde oder dann und wann ein junger Poet, freuten sich an seinem seelenvollen Gespräche und dem wunderbaren Blicke der dunklen Dichteraugen.

Nur für dramaturgische Aufgaben nahm man seine Kraft noch mehrmals in Anspruch. Er richtete die Antigone des Sophokles für die Bühne ein, Mendelssohn setzte die erhabenen Chorgesänge in Musik, die Aufführung gelang über alle Erwartung, und in seiner dankbaren Freude ließ der König eine prächtige Medaille prägen, welche die Antigone mit der Urne und dazu über griechischen Versen die Bilder ihrer beiden Wiedererwecker zeigte. Auch Shakespeares Sommernachtstraum erweckte, wie ihn die beiden dem modernen Theater angepaßt hatten, allgemeinen Beifall. Als aber der König auch noch den Ödipus auf Kolonos, dann sogar, gegen Tiecks eigenen Wunsch, den Gestiefelten Kater und den Blaubart aufführen ließ, da zeigte die ablehnende Haltung der Hörer, daß die Bühne sich zu gelehrten oder phantastischen Experimenten nicht hergeben darf. Vollends Racines Athalie, dies eintönige Stück, dessen salbungsvolles Pathos den Deutschen meist schon auf der Schulbank verleidet wird, brachte die Berliner fast zur Wut; sie witterten jetzt überall pfäffische Anschläge und riefen in Gegenwart des Hofes ungebärdig: wir wollen keine Predigten. Ein so genügsamer standhafter Theaterbesucher wie sein Vater konnte Friedrich Wilhelm, der selbst schon so viel gedacht und empfunden hatte, niemals werden, denn ideenreichen Köpfen fällt das Hören immer schwerer als das Sehen; nur von Zeit zu Zeit reizte ihn das Außerordentliche, Seltsame, Fremdartige. Er sprach oft enthusiastisch von der Verjüngung des deutschen Theaters, jedoch die aufstrebenden dramatischen Talente, an denen die Zeit nicht arm war, ließen ihn kalt, weil sie allesamt zur Opposition gehörten. Also brachte seine Regierung auch der Bühne kein frisches Leben. Der neue aus München berufene Theaterdirektor v. Küstner waltete seines Amts mit Kraft und Eifer, er zeigte sich auch

nicht unfreundlich gegen die jungen Poeten; die Herrscherin im königlichen Schauspielhause blieb doch nach wie vor die gute Charlotte Birch-Pfeiffer.

Am allerwenigsten war Friedrich Rückert der Mann um die Pläne einer Theaterreform, mit denen der König spielte, ins Leben einzuführen. Er warf sich, seit auch er nach Berlin berufen worden, mit jugendlichem Eifer auf dramatische Arbeiten, doch sie konnten seinem lyrischen Genius nicht gelingen; eine Tätigkeit, die ihn dem Bühnenleben näher gebracht hätte, ward ihm gar nicht angewiesen. So wurden ihm diese Berliner Jahre die traurigsten und die unfruchtbarsten seines Lebens. „Der indische Bramane, geboren auf der Flur" fand den Hof und die vornehme Gesellschaft ebenso ungenießbar wie den Lärm der Großstadt und ihre reizlose Gegend; die Handvoll Zuhörer, die sich in der bescheidenen Wohnung auf der Behrenstraße zu den orientalistischen Kollegien des Dichters einfand, bot ihm auch keinen Trost, und er dankte Gott als er nach einigen Jahren heimkehren durfte ins fränkische Hügelland, um wieder in ländlicher Stille zu bilden und zu dichten. Eine besondere Vorliebe hegte der König für den Schlesier August Kopisch, den fröhlichen Wanderer und Schwimmer, der einst die blaue Grotte von Capri entdeckt, auch dem Kronprinzen in Neapel als Cicerone gedient und, halb Maler halb Poet, das geheimnisvolle Treiben der Kobolde und Heinzelmännchen, die glückselige Dummheit der deutschen Krähwinkelei, die Lust des Bechers und der Liebe in manchem schalkhaft anmutigen Gedichte besungen hatte. Der wurde jetzt im Hausministerium untergebracht und schrieb, lässig nach Künstlerweise, viele Jahre lang ein Buch über die Potsdamer Schlösser.

Noch schlimmer fuhr der König mit dem jungen Ferdinand Freiligrath, der den Monarchen durch die funkelnde Pracht seiner Sprache bezaubert hatte und ein kleines Jahrgehalt angewiesen erhielt. Vor kurzem erst war Freiligrath den politischen Poeten entgegengetreten mit der schönen Mahnung:

> Der Dichter steht auf einer höh'ren Warte
> Als auf der Zinne der Partei —

worauf ihm Herwegh dreist erwiderte:

> Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
> Und meinen Lorbeer flechte die Partei.

Die Presse war aber bereits gewohnt, jeden der am preußischen Hofe ausgezeichnet wurde, als einen Volksverräter zu brandmarken. Von allen Seiten wurde der „pensionärrische" Poet mit gereimten und ungereimten Schmähungen beworfen; überall sang man die höhnischen Verse Hoffmanns v. Fallersleben: „wollte mir ein König geben Pension!" Dieser albernen Entrüstung vermochte der erregbare Dichter nicht Trotz zu bieten; war er doch selbst, obwohl ein ganz unpolitischer Kopf, nach Anlage und Bildungsgang ein radikaler Schwarmgeist. Nach zwei Jahren schon fühlte er sich gedrungen die Annahme des Jahrgelds zu verweigern, und fortan sang er selbst Zeitgedichte im Geiste der wildesten Opposition. Seltsam doch, wie unsicher und schwächlich die allseitige Empfänglichkeit des Königs sich oft zeigte. Die sentimentale Novelle Godwie Castle der ehrbaren Frau Henriette Paalzow fand bei Hofe unbegrenzte Bewunderung; auch der orthodoxe Pastor Wilhelm Meinhold erfreute sich der königlichen Gnade, ein abgesagter Feind der modernen „Vieh-Philosophie", der in einem manierierten, altertümelnden Romane „die Bernsteinhexe" einen scheußlichen Stoff aus der Zeit der Hexenverbrennungen nicht ohne realistisches Talent, aber roh und fanatisch dargestellt hatte. Ungetrübte Freude wurde dem Könige, bei allem was er hochherzig zur Förderung der deutschen Poesie unternahm, eigentlich nur einmal: als er die edle Begabung Emanuel Geibels erkannte und dem Dankbaren durch gütige Unterstützung über einige bedrängte Jugendjahre hinweghalf.

Ein Musenhof nach dem Vorbilde Rheinsbergs oder Weimars, wie ihn der König sich zuweilen erträumte, konnte unter solchen Umständen nicht entstehen. An Talent und Bildung war kein Mangel. Auf der Cantianstraße nahe den Museen,

in dem berühmten braunen Saale des Generaldirektors v. Olfers versammelte sich allwöchentlich ein dichter Kreis von Künstlern, Gelehrten, Kennern, liebenswürdigen Frauen; die Hausfrau, Stägemanns Tochter Hedwig, brachte jedem ein freies menschliches Verständnis entgegen und erweckte in der Gesellschaft eine Stimmung fröhlichen Behagens; sie wußte, wie ihre Töchter und der gelehrte Schwiegersohn Geh. Rat Abeken, alle die Feindschaft, die unter so vielen bedeutenden Männern nicht fehlen konnte, durch leichte Anmut niederzuhalten. In den unscheinbaren Salons des greisen Fräuleins Solmar fanden sich noch die letzten Vertreter einer älteren, bereits versinkenden literarischen Epoche zusammen. Und so gab es noch überall in der Hauptstadt einfache gastliche Häuser, wo bei Butterbrot und Tee eine geistreiche, oft allzu geistreiche Geselligkeit blühte: die jungen Rheinländer erfreuten sich meist der besonderen Gunst der Berliner Damen, weil sie als frische Naturburschen von den klugen Norddeutschen wohltätig abstachen. Aber all dies reiche Leben bewegte sich ganz selbständig, ohne jede Fühlung mit dem Hofe.

Keiner der berühmten Neuberufenen trat dem Monarchen wirklich nahe; er sprach mit ihnen gelegentlich, immer gütig und geistvoll, doch sein zerstreuter, unruhiger Sinn mochte nicht lange bei den Einzelnen verweilen. Bequemer als diese Größen war ihm eigentlich der vielbelesene Salon-Historiker Alfred v. Reumont, ein ultramontaner Diplomat, der, trotz seiner spaßhaften Häßlichkeit immer elegant und zierlich, allerhand literarische Leckerbissen nicht ohne Gewandtheit aufzutragen wußte. Auch wurde die Zeit doch zu ernst für eine poetisch-philosophische Tafelrunde: Friedrich war im Innern seines Staats der unangefochtene Herr gewesen, den Nachfolger bedrohten schwere politische und kirchliche Kämpfe, die ihm die unbefangene Freude an der Welt der Ideale störten.

Schon längst empfand er es als einen Widerspruch im deutschen Leben, daß die Künstler und Gelehrten in keiner anderen Nation eine so bescheidene soziale Stellung einnahmen wie in dem Volke der Dichter und der Denker. Er wußte wohl, wie wenig

alle äußeren Auszeichnungen das ideale Schaffen selbst fördern; doch er hielt sie, wie sein Humboldt, für unentbehrlich um das banausische Publikum auf die Würde der geistigen Arbeit hinzuweisen — zumal in diesem eiteln Jahrhundert, das, trotz seiner Freiheitsreden, nach Rang und Titeln so begehrlich trachtet wie kein anderes Zeitalter seit dem Untergange des Byzantinerreichs. Selbst die Radikalen fühlten sich beschämt, und Hoffmann von Fallersleben sang ein bissiges Lied auf „Deutschlands Schmach und Schande", als der bejahrte Jakob Grimm in diesen Tagen seinen ersten Orden erhielt — und dieser Orden war das Kreuz der Ehrenlegion, das Guizot dem von allen deutschen Fürsten Vergessenen übersandte um im Namen des Königs der Franzosen deutsche Wissenschaft zu ehren. Das sollte anders werden. Friedrich Wilhelm beschloß, dem einzigen preußischen Orden, der noch nicht durch Verschwendung an Wert verloren hatte, dem friderizianischen Kriegsorden pour le mérite eine Friedensklasse hinzuzufügen, welche nur für dreißig hervorragende Gelehrte und Künstler als stimmfähige Ritter deutscher Nation bestimmt war, dazu noch für dreißig ausländische Ritter ohne Stimmrecht. Nach Todesfällen sollte der Orden künftighin, damit sein Ansehen ungeschmälert bliebe, nur auf Vorschlag der Ritter selbst verliehen werden. Offenbar schwebte dem Könige der Gedanke vor, die Symposien von Sanssouci in idealer Form zu erneuern. Humboldt, der natürlich zum Kanzler des Ordens ernannt wurde, fühlte sich so recht in seinem Element, als er dem Monarchen bei den ersten Ernennungen Ratschläge erteilen durfte; und in der Tat fiel die Wahl durchweg auf ausgezeichnete Männer. Einige Not bereitete der greise Bildhauer Gottfried Schadow; der erklärte eigensinnig: ich nehme den Orden nur an, wenn mein Wilhelm — der Direktor der Düsseldorfer Akademie — ihn auch erhält. Da sagte ihm der König in seiner unerschöpflichen Gutherzigkeit zu, Wilhelm solle dereinst in des Vaters Stelle eintreten und verfügte eigenhändig: „Bei Papa Schadow muß der Sohn als erbberechtigt angeführt werden. Der Sohn kann aber die Dekoration tragen, ohne Stimmrecht."

Unter den dreißig Rittern war nur ein gänzlich unwürdiger: Metternich. Der hatte zwar vor Jahren dem jungen Leopold Ranke die verschlossenen Wiener Archive geöffnet, doch sonst niemals etwas Nennenswertes für Deutschlands Kunst und Wissenschaft getan, sondern das geistige Leben der Nation durch die Karlsbader Beschlüsse nach Kräften geschädigt. Und gerade ihn betrachtete sein königlicher Bewunderer als eine hohe Zierde der neuen Stiftung; er teilte ihm die Verleihung mit, in einem gemütlich witzelnden Briefe, als ob Metternich durch seinen Beitritt den anderen Rittern eine große Gunst erwiese, und bat ihn sogar den Orden zwar anzunehmen, doch niemals zu tragen, weil neben dem Goldenen Vliese dafür kein Platz bleibe. Das war der Ton nicht, in dem ein König von Preußen einem ausländischen Untertan eine seltene, ganz unverdiente Ehre ankündigen durfte. Friedrich Wilhelm ließ sich's nicht träumen, daß man in Wien noch keineswegs gemeint war, den preußischen Staat als eine ebenbürtige Macht anzusehen, und ahnte kaum, wie seine herzliche Vertraulichkeit auf den hochmütigen k. k. Staatskanzler wirken mußte, der natürlich eine gewandte, hofmännische Antwort gab.

Im folgenden Jahre feierte der König den Jahrestag des Verduner Vertrags, „das tausendjährige Jubiläum von Deutschland", wie er es nannte, durch die Stiftung eines Preises für Werke aus der vaterländischen Geschichte. Die Festlichkeiten, die er sonst noch für diesen Tag anbefahl, beschränkten sich auf die Kirchen und Schulen; nur der Altteutsche Maßmann veranstaltete ein lärmendes Turnfest in der Hasenheide. Das Volk nahm wenig Anteil, denn was die Deutschen an Festlust besaßen, war in den Kölnischen Jubeltagen draufgegangen. Die radikale Jugend fand den Rückblick auf dies Jahrtausend deutscher Geschichte wenig erfreulich, und selbst ein reifer Mann wie Kühne nannte das Fest „einen recht dummen Streich". Unter dieser verbitterten Stimmung mußte auch der Ansbacher Bildhauer Ernst von Bandel leiden, ein stürmischer Teutone aus Maßmanns Freundeskreisen, der schon im Jahre 1838 den Plan gefaßt

hatte, auf der Grotenburg im Teutoburger Walde, inmitten der westfälischen Gebirge, dem Cherusker Herman ein riesiges Denkmal zu errichten. Er dachte dabei an den ewigen Kampf der Germanen wider die welsche, insbesondere die französische Tücke, und merkte nicht, daß er also den Franzosen einen neuen Vorwand gab, sich selber für Kulturbringer, uns für Barbaren zu erklären. Unter schweren Opfern, mit einer wunderbaren Ausdauer, der seine künstlerische Begabung leider nicht von ferne gleichkam, lebte der begeisterte Patriot fortan diesem einen Gedanken; denn immer wenn eine Nation sich auf sich selbst besinnt, wendet sie ihre andächtigen Blicke der fernsten Vorzeit zu. Um dieselbe Zeit, vielleicht angeregt durch Bandels Werk, schlug der Dichter Niccolini den Italienern vor, auf dem Gipfel des Mont Cenis ein Bild des Marius aufzubauen, mit drohend gen Norden gerichtetem Schwerte, und darunter die Inschrift: Zurück ihr Barbaren! Das Unternehmen des tapferen Franken fand anfangs lebhaften Anklang und wurde auch durch reiche Spenden König Friedrich Wilhelms gefördert; jetzt aber erkaltete der Eifer, die ungeduldige Jugend wollte Taten sehen, und wirklich ist das Werk erst nach drei Jahrzehnten vollendet worden, als Deutschland auf große neue Siege zurückschauen konnte.

Jener historische Preis war nur ein Glied aus einer langen Kette königlicher Geschenke an die Wissenschaft. Durch die Freigebigkeit der Krone erhielt Richard Lepsius die Mittel für die große vierjährige orientalische Reise, die der Ägyptologie erst einen festen wissenschaftlichen Boden schaffen sollte. Ebenso wurde Karl Ritter bei seinen Reisen unterstützt; ihn liebte der König zärtlich, denn eine so wunderbare Verbindung von frommer Einfalt und tiefer Gelehrsamkeit fand sich in der modernen Welt nur selten. Die Akademie der Wissenschaften wurde beauftragt die sämtlichen Werke König Friedrichs herauszugeben, obgleich die gottseligen Fanatiker mindestens die Gedichte und die philosophischen Schriften des großen Freigeistes von der Veröffentlichung ausschließen wollten; zugleich begann Freiherr von Stillfried die Urkundensammlung zur ältesten Geschichte des könig-

lichen Hauses, die Monumenta Zollerana. Für Doves geniale Forschungen wurde das meteorologische Institut eingerichtet, das bald in ganz Norddeutschland seine Beobachtungsstationen anlegte. An die Spitze der Berliner Bibliothek kam Pertz, der Herausgeber der Monumenta Germaniae, der damals auf der Höhe seines Wirkens stand.

Den Universitäten Berlin und Königsberg bewilligte der König sogleich ein beträchtlich erhöhtes Einkommen; auch das arg vernachlässigte alte Greifswald sollte gehoben werden. Und wie viele glänzende Berufungen gleich in der ersten Zeit! Bald nach den Brüdern Grimm erhielt auch Dahlmann einen preußischen Lehrstuhl, in Bonn angewiesen. Beim Abschied in Jena begrüßte ihn Robert Prutz mit einem Liede, das dem brausenden, ziellosen Tatendrange des jungen Geschlechts treuen Ausdruck gab:

Es gilt dem kommenden Geschlechte,
Es gilt dem künft'gen Morgenroth.
Der Freiheit gilt es und dem Rechte,
Es gilt dem Leben und dem Tod.

Am Rhein wurde der Führer der Göttinger Sieben nicht minder freudig aufgenommen, und in seiner Antrittsvorlesung sagte er hoffnungsvoll: der Tadel der Nation gegen Preußens selbständige Politik werde erst verstummen „in der Fülle der Zeiten, vor dem unter Preußens Vorgange vollendeten Werke, vor Deutschlands großer Zukunft". In die Berliner juristische Fakultät trat neben Stahl dessen Landsmann Puchta ein, der natürliche Nachfolger Savignys, ein tiefsinniger, in Schrift und Rede gleich ausgezeichneter Lehrer des römischen Rechts; er gehörte einer gemäßigt konservativen Richtung an, doch als Freund Schellings, als Anhänger der historischen Rechtsschule und streng kirchlicher Protestant erfuhr er, wie Stahl, in der Presse alsbald gehässige Anfeindungen. Nach seinem frühen Tode wurde der Schweizer Keller berufen, auch ein trefflicher Jurist, nur minder glücklich als Lehrer: er hatte einst in Zürich die Radikalen geführt, doch angeekelt von dem souveränen Unverstande, hielt er sich in Preußen zu der streng konservativen Partei. Als nun auch der milde, aber den Rationalisten verhaßte Theolog Dorner

neben Hävernick nach Königsberg berufen wurde, da hieß es allgemein, der König begünstige nur reaktionäre Gelehrte. Man dankte ihm auch nicht, daß er Maßmann, dem Bücherverbrenner von der Wartburg, erlaubte in Berlin einen großen Turnplatz einzurichten und nebenbei an der Universität verworrene germanistische Vorlesungen zu halten; die Burschenschafter aus der ältesten christlich-germanischen Generation galten dem neuen Liberalismus allesamt für Dunkelmänner. Selbst der Baseler Protestant Gelzer, ein ernstgläubiger, keineswegs engherziger Literaturhistoriker wurde, kaum nach Berlin berufen, sofort als geheimer Jesuit verlästert.

Unter allen Neuberufenen erregte Schelling das größte Aufsehen. Er war ausdrücklich auserwählt um den idealen Sinn und Zweck der neuen Regierung vor der gelehrten Welt zu vertreten; er sollte die Hegelschen Popularphilosophen Vatke, Hotho, Benary, Michelet, die an der Berliner Universität noch die Lehre des Meisters in zeitgemäßer Verdünnung vortrugen und bei Hofe für Verderber der Jugend galten, auf das Haupt schlagen durch eine zugleich gläubige und streng wissenschaftliche Philosophie. Seine Berufung wurde zugleich zur Parteisache. Sogar Humboldt, der vor zehn Jahren so bestimmt erklärt hatte, Schelling sei der einzig mögliche Nachfolger auf Hegels Lehrstuhl, verhielt sich jetzt kühl, fast feindselig; und unter dem Wehgeschrei der gesamten liberalen Welt hielt der siebenundsechzigjährige Philosoph seinen Einzug in Berlin, wo auch er nie wahrhaft heimisch werden sollte. Seit einem Menschenalter hatte er außer einigen akademischen Reden nichts mehr veröffentlicht, als die wiederholte Ankündigung, daß „es jetzt ernst sei“ mit seinem so oft verheißenen großen theosophischen Werke, und einige hochmütige Ausfälle gegen jüngere Philosophen, die ihm seine Ideen entwendet haben sollten. Schweren Herzens schied er von München, das für ihn doch der natürliche Boden war; denn er meinte sich von Gott erwählt, in der Hochburg der Hegelschen Schule als Lehrer der Zeit aufzutreten. Er vermaß sich, die Philosophie nicht aufzuheben, sondern zu

ergänzen durch eine bisher für unmöglich gehaltene Wissenschaft, ihr in der Offenbarungsphilosophie eine Burg zu gründen, worin sie von nun an sicher wohnen sollte. Und wer durfte ihm bestreiten, daß er die neue historische Weltanschauung der Deutschen mit begründet und reich befruchtet hatte, daß Stahl und Puchta ihre wissenschaftliche Überlegenheit, einem Gans oder Rotteck-Welcker gegenüber, gutenteils ihm verdankten?

Als er nun die Vorlesungen über die Philosophie der Offenbarung begann, da drängte sich das gesamte gelehrte Berlin nach dem winkligen Auditorium maximum der Universität, die meisten feindselig, viele neugierig, einige in der unschuldigen Hoffnung das größte Rätsel der Menschheit gelöst zu sehen. Der Adel der Sprache, die gewaltige Zuversicht der Rede, die sich zuweilen zu prophetischem Schwunge erhob, und manche geniale Gedankenblitze verrieten wohl noch den alten Meister; doch zeigte sich bald, daß die Uneingeweihten ganz recht hatten wenn sie diese neue Wissenschaft für unmöglich erklärten. Schelling sagte selbst: „die Offenbarung muß etwas über die Vernunft Hinausgehendes enthalten, etwas aber, das man ohne die Vernunft doch nicht hat.“ Aus diesem tiefsinnigen Satze zog er jedoch nicht den Schluß, daß der Philosoph sich bescheiden müsse, die Grenzen des Erkennens abzustecken, und kritisch festzustellen, wo die geheimnisvolle, der Vernunft nie ganz zugängliche Welt der subjektiven, innerlich erlebten Gemütswahrheiten beginnt; er unternahm vielmehr, die Offenbarung selbst vernünftig zu begreifen, womit doch ihr Wesen aufgehoben wird, und geriet daher in mystische Phantasiespiele, die um so rätselhafter klangen, weil der Philosoph den Gedankenbau seines Systems ersichtlich noch nicht abgeschlossen hatte. Der gute Steffens, der bis zum Tode die Gabe behielt alles zu begreifen was er begreifen wollte, bemühte sich umsonst den jüngeren Genossen die Worte des Meisters zu erklären. Das neue Gelehrtengeschlecht besaß schon den schönen Mut der Unwissenheit, dessen die voraussetzungslose Wissenschaft bedarf; der junge Historiker W. Wattenbach erwiderte dem schwärmenden Naturphilosophen ehrlich; ich habe gar nichts verstanden.

Unterdessen rüstete sich Schellings nächster Landsmann, sein Todfeind Paulus in Heidelberg zu einem vernichtenden Schlage. Er ließ die Vorlesungen insgeheim nachschreiben und gab sie plötzlich in einem dicken Bande heraus als „die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung" (1843); in einem Schwall polemischer Zusätze entfaltete der greise Rationalist die ganze Fülle seines Hohnes, seiner geschwätzigen Plattheit. Es war ein Bubenstreich, ohne Beispiel selbst in der wenig zarten Geschichte deutscher Gelehrtenkämpfe. Mit welcher heiligen Entrüstung war vor kurzem Hävernicks Berufung von den Liberalen gebrandmarkt worden, weil dieser einst als junger Student einige Sätze aus den Kollegien der Hallenser Rationalisten an die Kirchenzeitung verraten hatte. Jetzt stahl ein welterfahrener, zweiundachtzigjähriger Professor einem Kollegen ein ganzes Heft, in der denkbar gehässigsten Absicht, um den Gegner sittlich zu vernichten; und fast die gesamte liberale Presse nahm Partei für den Dieb; Varnhagen jubelte und Heine feierte im Liede den edlen Räuber Kirchenrat Prometheus. Zu solcher Roheit war der Parteihaß schon angeschwollen. Schelling klagte wegen Nachdrucks; er meinte, der verstockte alte Sünder könne nur noch durch eine Geldstrafe empfindlich getroffen werden. Der aber erwiderte keck, sein Buch sei kein Nachdruck, sondern ein Vordruck; und das Berliner Gericht sprach ihn frei, denn der Wortlaut des Gesetzes war nicht ganz unzweideutig, auch ließ sich eine gewinnsüchtige Absicht dem Angeklagten nicht zutrauen. Sicherlich wirkte aber auch eine unbewußte Parteilichkeit bei dem seltsamen Urteile mit; die vordem der öffentlichen Meinung so unzugänglichen preußischen Gerichte wurden jetzt schon leise in das liberale Fahrwasser hinübergetrieben, in den politischen Prozessen mehrten sich die Fälle unerwarteter, ja rätselhafter Freisprechungen. Aufs äußerste überrascht erklärte Schelling nunmehr, wenn die Regierung ihn nicht schütze, so könne er nicht mehr lehren, und zog sich vom Katheder zurück. Also blieb auch diese Berufung, woran der König sein Herz gehängt hatte, ohne jede Frucht.

Poesie und Kunst der 40er Jahre.

Treuer als die so oft durch politische Hintergedanken verdunkelten und verfälschten kirchlichen Kämpfe spiegelte die Literatur den Geist dieser weltlichen Tage wider. Unverloren blieb ihr das beste Vermächtnis des Jungen Deutschlands, der Drang nach dem Wirklichen, nach dem modernen Leben; die politische Leidenschaft, die Ahnung eines nahenden großen Umschwungs zwang sich jedem ernsten Geiste so mächtig auf, daß selbst die strenge Wissenschaft sich der Tendenz nur selten ganz zu erwehren vermochte. Künstlerische Andacht konnte einem so friedlosen, aufgeregten Geschlechte nicht leicht fallen; gleichwohl begann der Formensinn unverkennbar wieder zu erstarken nach der wüsten ästhetischen Verwilderung der dreißiger Jahre. Die Herrschaft des souveränen Feuilletons war gebrochen; all der Wust von eilfertigen Kritiken, Zeitbildern, Capriccios und Halbnovellen, die ganze trübe Vermischung von Poesie und Prosa, die im letzten Jahrzehnt für geistreich gegolten hatte, erschien jetzt schal und abgestanden. Wieder einmal bewährte sich die alte Erfahrung, daß die Zeit nichts verschont, was ohne sie geschaffen ist. Auch die witzelnde Frechheit des Judentums behauptete nicht mehr ihre Macht über die Leserwelt. Wohl hatte sich die Schar der jüdischen Journalisten gewaltig vermehrt, und wenn ein junger Schriftsteller auf Zeitungsruhm ausging, so mußte er sich vor jeder Kränkung der orientalischen Eitelkeit sorgsam hüten; aber die alten literarischen Chorführer, Börne, Gans, die Rahel waren gestorben, Heine hatte seine Blütezeit

längst hinter sich. Neue Talente kamen empor, fast alle deutschen Blutes, fast alle beseelt von einer jugendlichen lyrischen Begeisterung, welche dem Jungen Deutschland immer gefehlt hatte. Gleich ihren Vorgängern fühlten sie sich als Kämpfer der Freiheit und panzerten ihre Muse mit dem Waffenschmuck der politischen Tendenz; doch zugleich erwachte wieder die Freude an Bild und Reim; Kritik und Witz genügten nicht mehr, die neuen Zeitpoeten schwelgten im Wohllaut des Verses und zeigten sich schon durch den Adel der Kunstform dem Feuilletongeplauder des letzten Jahrzehnts überlegen.

Die kräftigeren Geister des Jungen Deutschlands selbst hatten sich längst aus dem verzettelnden Eintagsschaffen hinausgesehnt, sie wendeten jetzt ihre gereifte und gesammelte Kraft der Bühne zu und mit ihnen viele von dem jüngeren Nachwuchs. Bühnengerechte, künstlerisch durchdachte Dramen, manche wohl angekränkelt von der nervösen Unruhe der Zeit, aber manche auch lebendig, aus dem Herzen der Gegenwart heraus empfunden, brachten dem verfallenen Theater ein frischeres Leben, das leider durch die Stürme der Revolution nur zu bald zerstört werden sollte. Auch auf die Dichtung hatte die nationale Begeisterung des Jahres 1840 erstaunlich tief eingewirkt. Ganz so gekräftigt war der deutsche Nationalstolz freilich noch nicht, wie König Ludwig meinte, als er in einem wunderlichen Gedichte den „Teutschen seit dem Jahre 40" nachrühmte: „daß vorüber nun ist die Verblendung." In einem Volke, das noch kaum die Anfänge einer ernsthaften Parteibildung besaß, konnte der wüste, ziellose Radikalismus nicht völlig aussterben. So schamlos aber wie vor zehn Jahren wagten sich das vaterlandlose Weltbürgertum und die knechtische Vergötterung Frankreichs nur noch selten heraus; die meisten der jungen Zeitpoeten schwärmten für ein mächtiges Vaterland, sie ahnten seine große Zukunft, und auch darum erschienen sie achtungswerter als die Schildknappen Börnes.

An Geist und Empfindung war die Zeit nicht arm; eine heitere Sinnlichkeit belebte und erwärmte den geselligen Ver-

kehr. Lieblichere Trachten als damals haben die Frauen in diesem geschmacklosen Jahrhundert nie getragen: die Taille saß endlich einmal an der rechten Stelle; aus dem faltigen, nicht allzu stark aufgebauschten Rock hob sich die Gestalt schlank und leicht empor; das schlicht gescheitelte Haar, die nackten Arme, der frei, nicht frech entblößte Busen ließen die natürliche Schönheit auch schön erscheinen. Von dem berückenden Liebreiz der genialen Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient und der Herzogin von Sagan, von den galanten Abenteuern des Fürsten Lichnowsky und des „Landsknechts" Schwarzenberg erzählte jedermann. Wenn die Münchener und die Düsseldorfer ihre farbenreichen Künstlerfeste hielten, wenn die jungen lyrischen Dichter in Unkel oder St. Goar oder im Bonner Maikäferbunde zusammentrafen, um das niemals ausgesungene Lob des Rheines zu singen, dann wallte die herzhafte Lebenslust fröhlich auf; selbst auf den ungezählten Zweckessen und politischen Festbanketten erklangen mitten im Phrasenschwall zeitgemäßer Stichwörter oftmals die herzbewegenden Reden einer tiefen, ursprünglichen Begeisterung. Die deutsche Welt glaubte noch an Ideale. Aber auch die dämonischen Mächte der frechen Unzucht und die Krankheit des Jahrhunderts, der Größenwahnsinn der halben Talente fanden freies Spiel in der allgemeinen Anarchie der Geister. Keine Partei blieb von ihnen verschont. In der Vermessenheit geistigen Hochmuts standen die liederlichen Schlemmgesellen des konservativ-liberalen kleinen bayrischen Catilina Friedrich Rohmer nicht zurück hinter den Brüdern Bauer und den Berliner Freien, die einmal beim Saufgelage ein kräftiges Pereat Gott! gröhlten. Einer aus Rohmers Kreise, A. Widmann, schilderte seine Erlebnisse, sobald er aus dem Taumel erwacht war, in einem Romane „der Tannhäuser"; und als er drei Jahre später, 1850, in der Zeit der politischen Enttäuschung, sein geistreiches Buch herausgab, da konnten die ernüchterten Leser schon kaum mehr begreifen, daß man „dies neue Titanentum, das unserer Revolution vorausging", jemals bewundert hätte.

In solchen Tagen besaß das halb poetische halb patriotische Pathos der politischen Lyrik seine volle Berechtigung. Wenn die neuen Zeitpoeten in wohlgereimten Versen die Nation beschworen, fortan das Verseschweißen zu lassen, so bekundeten sie durch den wunderlichen Widerspruch nur was dies tatenarme und tatendurstige Geschlecht wirklich empfand. Sie glaubten den Deutschen etwas völlig Neues zu bringen und betrachteten geringschätzig die von Heine so oft verhöhnte Jünglingspoesie des Befreiungskriegs. Dennoch sind von ihren feiner und glätter durchgebildeten Gedichten nur sehr wenige so lebenskräftig bis zur Nachwelt durchgedrungen wie die kunstlosen Lieder Arndts und Körners, Schenkendorfs und Fouqués. Die Dichter des großen Völkerkampfes besangen den Krieg, die einzige der künstlerischen Anschauung sofort vertraute politische Tätigkeit; sie erweckten durch ihre patriotische Begeisterung ewige, rein menschliche Gefühle, Waffenlust und Schlachtenzorn, Siegeshoffnung und Siegesfreude; sie verfolgten ein bestimmtes, dem schlichten Sinne verständliches Ziel, die Befreiung des Vaterlandes von den fremden Unterdrückern; sie dichteten mit dramatischer Wahrheit, oft recht eigentlich aus dem Stegreife, fast im Angesichte des Feindes, und blieben bescheiden, weil in großer Zeit die Tat das Wort beschämt. Die modernen friedlichen Ideale konstitutioneller Freiheit, bürgerlicher Gleichberechtigung, nationaler Einheit boten hingegen einen weit spröderen Stoff, der nur durch mächtige Leidenschaft, durch ungewöhnliche Größe des Urteils künstlerisch bezwungen und gestaltet werden konnte; das leichtere Talent lief hier immer Gefahr, in die Leere der phrasenhaften Allgemeinheit oder in den Kleinsinn des Parteihasses oder in die Prosa der rohen Satire zu verfallen.

Und begreiflich genug, daß die neuen politischen Dichter sich selbst überschätzten, denn vor glorreichen Taten brauchten ihre großen Worte nicht zu erröten; sie hielten sich für die gottbegnadeten Führer der Zeit, weil selbst die Männerwelt ihren Liedern freudig lauschte. So stürmische Huldigungen, wie sie Herwegh auf seiner Triumphreise erlebte, waren einem deutschen

Dichter von ernsten Männern kaum je bereitet worden, und fast schien es, als sollte die Dichtung wieder stolz und breit in die Mitte unseres Volkslebens treten. In Wahrheit war die Begeisterung rein politisch. Die politischen Lieder klangen den Hörern wie verhaltene Parlamentsreden und verfielen darum, wie die Worte des Staatsmannes und des Publizisten, dem Lose der Vergänglichkeit. Sobald die Politik in neue Bahnen einlenkte erschienen sie überwunden und abgetan, während das reine Kunstwerk, eine Welt für sich selber, der Zeit zu trotzen vermag; und schon heute verstehen die Rückschauenden schwer, daß in der flüchtigen, doch nicht hohlen Erscheinung dieser Zeitgedichte die nationale Sehnsucht eines langsam zum politischen Wollen erstarkenden Geschlechtes ihren natürlichen Ausdruck fand.

Im Grunde war keiner der jungen Zeitpoeten an eigenen Gedanken und ursprünglicher Empfindung so arm wie der berühmteste von allen, Georg Herwegh. Man nannte ihn die Lerche des deutschen Völkerfrühlings, weil die Gedichte eines Lebendigen, zum ersten Male nach Anastasius Grüns Wiener Spaziergängen, die politische Begeisterung vom Auslande hinweg wieder zu den vaterländischen Kämpfen zurücklenkten. Schmetternd, sinnverwirrend erklangen diese ungestümen Weckrufe; prahlerische, unmögliche Hyperbeln, die in den wohlgeglätteten Versen nur um so drastischer wirkten, verstärkten noch den Eindruck, als wollte ein rasender Titane ein versinkendes Volk zum letzten Verzweiflungskampfe aufbieten:

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n!

Doch der tiefe, ernste Inhalt fehlte. Fast überall nur eine fieberische Ungeduld, die aus der Langeweile der Gegenwart hinausdrängte und zornig drohend irgendeine unbestimmte Herrlichkeit, bald den Aufruhr schlechthin, bald den Krieg mit Russen und Franzosen, bald auch die Verbrüderung aller freien Völker forderte. Am glücklichsten zeigte sich die lyrische Begabung des Poeten in den eingestreuten unpolitischen Gedichten: wenn er

die Todesahnung der ins Morgengrauen hinaussprengenden Reiter aussprach oder in einem sentimentalen aber stimmungsvollen Klageliede sich wünschte, hinzugehen wie das Abendrot und wie der Tag in seinen letzten Gluten. Seine politischen Ideen hatte er fast durchweg aus Börnes Schriften geschöpft, und unter den Kämpfern der deutschen Vorzeit stand ihm keiner höher als „unser Heiland" Ulrich von Hutten. Das trotzige „Ich hab's gewagt" des fahrenden Ritters hallte in unzähligen Gedichten und Zeitungsaufsätzen nach, der feurige, unklare politische Idealismus des sechzehnten Jahrhunderts sagte dieser unkirchlichen Zeit zu, während Luthers religiöse Gewissenskämpfe ihr fremd blieben. Mit dem gedankenreichen Tiefsinn der Schwaben hatte Herweghs oberflächliche, schnellfertige Keckheit nichts gemein; darum galt er auch in seiner Heimat weniger als im Norden, und der erste Kunstkenner Schwabens, Friedrich Vischer urteilte, selbst ein Radikaler, in seinen geistvollen „Kritischen Gängen" sehr hart über die dürftige Gestaltungskraft dieses Dichters der hohen Worte. Herwegh gab sich früh aus; er zählte zu den Blendern, die sich in absteigender Linie entwickeln, der unmäßige Beifall war Gift für diese kleine eitle Seele. Die Radikalen hatten ihm nicht verargt, daß er, der Deserteur, in prahlenden Liedern nach „eines Streithengsts Bügeln" verlangte; aber seine herzbrechende Klage „mein ganzer Reichtum ist mein Lied" vergaßen sie nicht, und als er jetzt, durch eine Heirat reich geworden, in ein träges, nichtsnutziges Wohlleben versank, da wendeten sie sich doch erschrocken ab, denn der ekelhafte Anblick prassender Demagogen war den Deutschen noch neu.

Von dichterischer Kraft blieb ihm bald nichts mehr als die Formgewandtheit. Seine radikale Gesinnung erhitzte sich bis zur lästernden Frechheit, weil er zu faul, zu selbstisch war um von der Zeit zu lernen. Schon vier Jahre vor der Revolution sang er die wüsten Verse:

Keine Steuern, keine Zölle,
Des Gedankens Freiverkehr!
Keinen Teufel in der Hölle,
Keinen Gott im Himmel mehr!

Nieder mit dem Blutpokale,
Drin der Kirche Wahnwitz kreist!
Ein Columb zerbricht die Schale,
Wenn er eine Welt beweist.

Und während des polnischen Aufstandes von 1846 schrieb er wütend:

Ich rufe den Empörern Sieg
Und jede Schmach auf deutsche Fahnen!

Als ihm dann endlich, nach kläglichen Heldentaten im Revolutionsjahre, ein gütiges Geschick beschied, die Tage deutschen Ruhmes zu erleben, da ist er noch lange keifend, schimpfend, höhnend hinter dem Siegeswagen des neuen deutschen Reichs dahergetaumelt, ein Trunkenbold der Phrase, verachtet von den Einsichtigen, vergessen von der Mehrheit der Nation. Neben Herweghs neuen Gedichten erschienen die losen Spottverse Hoffmanns v. Fallersleben, mit aller ihrer burschikosen Torheit, doch ehrlich und harmlos; und wie konnte man denn mit ihm rechten, der in guten Stunden seinem Volke so tief ins treue Herz blickte, der, selber ohne Haus und Herd, in seinen Kinderliedern das holde Dämmerglück der deutschen Kinderwelt so warm, so wahr, so einfältig, ohne einen einzigen falschen Ton moderner Niedlichkeit, besang?

Aus feinerem Tone geformt war der dritte der beliebten Zeitpoeten, der kosmopolitische Nachtwächter Franz Dingelstedt. Man feierte ihn weniger laut als jene beiden, weil die jüdischen Zeitungskritiker ihm grollten und seine oft an Platens Formenstrenge erinnernden Gedichte sich nicht singen ließen. Dennoch übertraf er sie durch Geist und Witz, durch die scharfe Welt- und Menschenkenntnis, die dem politischen Dichter so unentbehrlich ist wie dem Historiker. Die leeren Allgemeinheiten verschmähend suchte er die grellen Widersprüche des deutschen Lebens zu anschaulichen Bildern zu gestalten und schilderte bald mit übermütigem Spott die bayerische Pfaffenherrschaft oder die närrischen Despotenlaunen der Dutzendfürsten und Taschenhöflein, bald in finsterer Ahnung das unheimliche Schicksal, das über den alten Welfen und seinen blinden Knaben heraufzog. Sein bitterster

Hohn galt „der Stadt der Bildung und des Tees, der Künste und der Rücken", die eitle geistreiche Unfruchtbarkeit der Berliner Politik und Kunst ekelte ihn an. Ganz unbekümmert um die Judenschwärmerei seiner liberalen Freunde wagte der Nachtwächter frank herauszusagen, daß „Er, der Einzle, Einz'ge, Eine", Rothschild schon in der Bundesstadt allmächtig schalte; er warnte die Deutschen, das ewig klagende Juda hätte schon längst zu Haufen sich gesammelt,

> Und halb um Gold, und halb mit Sklavenwitze
> Kauft es dem Zeitgeist ab sein Losungswort.

Rücksichtslos war seine Muse, wie der Mann selber, aber niemals frech. In dankbarer Ehrfurcht beugte er sich vor Goethe, Platen, Chamisso; ein tiefes Heimweh klang durch seine Lieder, wenn er von dem stillen Liebreiz seines Wesertals oder von dem Freiheitstrotze seiner tapferen hessischen Landsleute sang; und den Frevlern, die in ihrem rasenden Parteihaß das Vaterland selber lästerten, erwiderte er einfach:

> Nein, wer mit deutscher Zunge spricht
> Ruft Deutschland niemals Wehe.

Seine Dichterkraft völlig auszubilden, gelang diesem edel angelegten Geiste doch niemals. Ein Mensch von Fleisch und Blut, schön, schlank und liebenswert, sprudelnd von Lebenslust und Lebensmut, sehnte er sich hinaus aus der kleinbürgerlichen Enge seiner Jugend, er wollte die Welt sehen, in ihr herrschen, an ihrem Glanze sich sonnen. Als er dann, ohne seine liberale Gesinnung je zu verleugnen, eine Bibliothekarstelle am Stuttgarter Hofe erhielt, da mußte er wegen solcher Verhofräterei, wie Heine spottete, von den Überzeugungsterroristen der liberalen Presse groben Unglimpf hören, wie auch Anastasius Grün ein Abtrünniger gescholten wurde, weil er nach dem Brauche seines Hauses den österreichischen Kämmerertitel annahm. Nachher gewann Dingelstedt als Leiter großer Hofbühnen eine Mittelstellung zwischen der Kunst und der vornehmen Gesellschaft, wie sie seiner Neigung zusagte; er erwarb sich hohe Verdienste um

die Bühne, doch zu eigenem Schaffen konnte er sich in dem weltmännischen Treiben nur noch selten sammeln.

Diesen Bannerträgern folgte ein ganzes Heer von Zeitpoeten. Die Lyrik, die so lange in den Taschenbüchern der Damenwelt ein stilles tränenseliges Dasein geführt hatte, drängte sich lärmend auf den Markt hinaus; fast keine Zeitung, die nicht manchmal einen gereimten Leitartikel brachte. Meist wurde die Poesie durch die Tendenz gänzlich übertäubt; das Vaterland, so hieß es kurzab, „das will von der Dichterinnung statt dem verbrauchten Leiertand nur Mut und biedre Gesinnung." Der Ton war fast überall radikal, da die Kunst keine Vermittlung verträgt. Einer aus der rasch anwachsenden Schar unzufriedener Leutnants, die aus dem langweiligen Garnisonsdienste zur Schriftstellerei übergingen, der hochherzige Enthusiast Friedrich v. Sallet, dem leider das Pathos statt der Schönheit galt, nahm der großen Mehrzahl der jungen Stürmer das Wort von den Lippen, als er, noch immer im barschen Tone des militärischen Kommandos, kurzab fragte:

> Für Fürstenmacht? Für Volkesrecht?
> Für Geisteslicht? Für Pfaffendunkel?
> Republikaner oder Knecht?
> Ja oder nein! Nur kein Gemunkel!
> Entweder oder!

Ganz unwillkürlich ward auch Ferdinand Freiligrath in die Wirbel der Tendenzpoesie hineingerissen, ein westfälischer Seelenmensch mit treuherzigen Kinderaugen, der zuerst durch die virtuose Behandlung fremdländischer Stoffe Aufsehen erregt hatte. Seine Jugendgedichte vom Ritt des Löwen auf der Giraffe, vom Mohrenfürsten, vom Banditenbegräbnis schilderten fast durchweg fertige Situationen ohne dramatische Bewegung, aber mit glühender Farbenpracht, in markiger, packender Sprache; und wie sonderbar sich auch der Baobab, das Gnu, die Karroo und all der andere ausländische Flitter in den deutschen Versen ausnahmen, so fühlte der Hörer doch, daß alles selbsterlebt war, erlebt von einem tiefen deutschen Gemüte. Wenn der junge Poet

in seinem weltabgeschiedenen heimischen Städtchen hinter dem Ladentische stand oder nachher als Kaufmannsdiener in Amsterdam die mächtigen Ostindienfahrer an der Buitenkant landen sah, da ergriff ihn die Sehnsucht nach der Märchenwelt der weiten Ferne; die glänzenden Gemälde, die ihm dann im Augenblicke aufstiegen, mußten auch augenblicklich von fröhlichen Freunden bestaunt werden, und er selbst freute sich so herzlich daran wie ein Knabe an den Wundern des Orbis pictus oder des Guckkastens. Das Ferne und Fremde trat ihm menschlich nahe, sobald es sich ihm zum Bilde gestaltete. Als ihm einmal in heller Sommernacht im Schlafzimmer ein Landsmann die alte Sage erzählte, daß westfälische Legionäre beim Kreuze Christi Wache gehalten und um des Heilands Kleid gewürfelt hätten, da stand ihm mit einem Male vor Augen, wie dort auf Golgatha die alte und die neue Weltgeschichte sich berührten; er sprang auf, schlug sich das Bettuch in malerischen Falten um das Hemde und rief: „In Christi Mantel der Germane!" — den Schlußvers seines poetischen Gemäldes „die Kreuzigung."

Derselbe Drang nach dem Hohen, Großen, Wunderbaren führte ihn dann in die Reihen des allerwildesten Radikalismus, als die politische Begeisterung ihn ergriff; die wildschöne Siegerin mit roter Mütze und flatterndem Haar, die Revolution ward seine Göttin. Ehrlich im Hassen wie im Lieben, harmlos unerfahren in der Welt der Geschichte, konnte er nichts begreifen was ihm Halbheit schien. Mit starker Leidenschaft, die auch den rohen Zynismus nicht verschmähte, trat er für diese Ideale ein; in seinem wuchtigen „trotz alledem und alledem" hallten die Schlachtrufe Ulrichs von Hutten: Perrumpendum tandem! Iacta est alea! ganz anders nach als in Herweghs zierlicheren Versen. Wenn er sich in seine radikalen Träume verlor, dann spielte seine erhitzte Phantasie selbst mit dem Bilde des Königsmords; er schilderte den „Proletarier-Maschinisten", der den König von Preußen rheinauf zum Stolzenfels fährt und sich schon überlegt, ob er nicht das Dampfschiff mitsamt seiner erlauchten Last in die Luft sprengen solle: „der Dampf rumort,

er aber sagt: heut, zornig Element, noch nicht!" Dabei blieb er doch allezeit ein freundlicher frohmutiger Gesell und dichtete mitten unter den revolutionären Drohungen auch unschuldige Lieder vom Rhein und Wein und das tief empfundene „O lieb' solang du lieben kannst", so daß er niemals bloß für einen Tendenzdichter gelten konnte. Sein gutes Herz bewahrte ihn auch, trotz so manchem politischen Torenstreiche, vor der Verzweiflung am Vaterlande. „Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume wird einst vor allen dieses Deutschland sein", so sprach er ahnungsvoll, da er die Blüten am Baume der Menschheit betrachtete; und wenn er sein Deutschland einen Hamlet nannte — eine Vergleichung, die nunmehr in Vers und Prosa unendlich oft wiederholt wurde — so fügte er doch bescheiden hinzu:

Bin ich ja selbst ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!

So konnte er leben mit den Lebendigen, und als nach Jahren alle seine republikanischen Ideale zertrümmert am Boden lagen, der Traum seiner Jugend durch monarchische Gewalten in Erfüllung ging, da jubelte er dankbar, ohne Kleinsinn, der neuen Größe Deutschlands zu, und sein heller Dichtergruß antwortete der Trompete von Gravelotte.

Nicht eigentlich durch die politische Leidenschaft, sondern durch die Sehnsucht nach geistiger Freiheit wurde auch der Deutsch-Ungar Nikolaus Lenau in das Heerlager der lyrischen Streiter geführt. Dem edlen, wahrhaftigen, liebevollen Träumer hing die Schwermut nachtend über der krausen Stirn und den feurig dunklen Augen; er versenkte sich in die Schauer der „ernsten, milden, träumerischen, unergründlich süßen Nacht", er hörte das Schilf am See gespenstisch flüstern, er brütete finster über der Nichtigkeit des Lebens „wie man's verraucht, verschläft, vergeigt und es dreimal verachtet". Die Jugendgedichte, in denen er die öde schweigende Heide, das unendliche Meer, das Leid der jungen Liebe, die süße Todesmüdigkeit des Unglücks besang, waren zuweilen unklar und formlos, aber immer

belebt durch eine tief und wahr empfundene elegische Stimmung; sie klangen als ob die Zigeuner seiner heimischen Pußten auf ihren Geigen eine traurige Weise spielten. In jungen Jahren ging er, die Freiheit suchend, nach Amerika, und als er dann schmerzlich enttäuscht aus dem „Land voll träumerischem Trug" heimgekehrt war, versuchte er sich an größeren Werken.

In der lockeren, echt modernen Kunstform des lyrischen Epos, die in England seit Scott und Byron heimisch, den Deutschen noch wenig vertraut war, konnte Lenaus allezeit schwärmerisch erregter und doch nach Gestaltung drängender Geist sich am freiesten entfalten. Die harmonische Schönheit der Goethischen Dichtung war ihm so unheimlich wie des Altmeisters heitere Lebensweisheit; er wollte der Menschheit durch richtende und befreiende Worte das Bewußtsein ihrer Ewigkeit erwecken. Doch der Drang der Erkenntnis gereichte dem Grübler zum Fluche; furchtbare Zweifel zerrissen und zermarterten sein krankes Herz, sein Weltschmerz war ehrlich und endete im Wahnsinn. So ward auch der Zweifel, wie Lenau selbst gestand, der eigentliche Held seiner wirksamsten Dichtung, der Albigenser. Manche Auftritte des gräßlichen Glaubenskrieges führte er den Lesern mit erschütternder Gewalt vor die Seele; der Wechsel der bewegten Versmaße, gefährlich für die Einheit des Ganzen, gab den einzelnen Szenen lebendige Stimmung. Der schlichte evangelische Bibelglaube aber, in dem doch gerade die ahnungsvolle Größe, der geistige Gehalt jenes ehrwürdigen mittelalterlichen Ketzertums enthalten ist, blieb dem katholischen Zweifler unverständlich; der Dichter strich von seinen Albigensern alle frische historische Farbe ab und zeichnete sie als die Vorkämpfer einer ziellosen Freigeisterei, einer modernen, schlechthin verneinenden Gesinnung. Und ganz nach dem Herzen seiner aufgeregten Leser, ein rechtes Zeichen der Zeit war denn auch die prächtige Schlußvision des Gedichts, welche die gesamte Weltgeschichte wie einen unendlichen Kampf der Freiheit wider dumpfen Zwang darstellte:

Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim was jene litten.
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille — und so weiter!

Mit wohlbegreiflichem Ärger betrachtete Heinrich Heine diese Wandlungen unseres geistigen Lebens. Das hohe Pathos der lyrischen Demagogen mußte dem ästhetischen Gefühle des geistreichen Schalks lächerlich erscheinen, und unmöglich konnte er der Weltgeschichte verzeihen, daß sie so ganz andere Wege ging als er geweissagt. Die Deutschen, die hundertmal beschimpften, wagten gegen „das aufrichtige und großmütige, bis zur Fanfaronade großmütige Frankreich" ihren Willen zu behaupten und durchzusetzen, sie erdreisteten sich sogar eine Nation zu werden — was ihnen Heine doch ein für allemal grinsend verboten hatte; und das Ärgste von allem, das tödlich gehaßte Preußen stand jetzt im Vordergrunde der deutschen Politik. Noch immer jammerte Heine in seinen Schriften kläglich über die schlaflosen Nächte des Exils, das er sich durch seine deutsche Vaterlandsliebe verdient haben wollte. Dabei bezog er wohlgemut seine Pension von König Ludwig Philipp, und da er sich von Frankreich bezahlen ließ, so bewarb er sich, ganz folgerichtig, auch um das französische Staatsbürgerrecht. Der ängstliche Guizot erschrak; denn nach den herzbrechenden Klagen des Dichters mußte er annehmen, daß Heine in Deutschland als ein fürchterlicher Hochverräter verfolgt würde. Um den Berliner Hof nicht zu beleidigen ließ er zunächst durch den Gesandten Bresson vorsichtig anfragen: wie Heine zur preußischen Regierung stehe? und was man tun wolle, wenn er französischer Untertan würde? Darauf erfolgte (17. Febr. 1843) die kühle Antwort: unsere Behörden wissen gar nicht, ob Heine noch preußischer Untertan ist; sie haben vor Jahren seine Schriften verboten, aber gegen seine Person niemals irgendeine polizeiliche Maßregel angeordnet; will er sich in Frankreich naturalisieren lassen, so finden wir nichts dawider einzuwenden, dann hat er gegen uns die

Rechte eines Franzosen. Das war der Unglückliche, dessen gräßliches Martyrium den deutschen Zeitungsschreibern so viele blutige Tränen erpreßte! Da mithin Guizots einziges Bedenken aufs gründlichste beseitigt war, so läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Heine nunmehr wirklich ein Franzose wurde, obgleich er dies späterhin ableugnete; das Bürgerrecht des so unsäglich verabscheuten preußischen Staates aufzugeben, konnte ihn doch keine Überwindung kosten, nachdem er längst schon französischen Sold empfing. Als Guizot kaum zwei Jahre darauf (Jan. 1845) sich entschloß, die sämtlichen Mitarbeiter der radikalen deutschen Zeitschrift Vorwärts auszuweisen, da wurde Heine, der auch zu den Mitarbeitern gehörte, ausdrücklich ausgenommen, weil er als naturalisierter Franzose nicht ausgewiesen werden konnte; und wer mag glauben, daß die französische Regierung, nach allem was geschehen, die Staatsangehörigkeit eines ihr so nahe stehenden Mannes nicht gekannt haben sollte?

Auf die Dauer konnte das leere Geplauder des Feuilletons dem Künstlersinne Heines doch nicht genügen; er sammelte sich wieder zu poetischer Arbeit, und manche seiner neuen Gedichte standen den älteren gleich. Selbst in dem Liedersträuße, den er unbefangen neun Pariser Straßendirnen zugleich darbot, dufteten einzelne frische Blüten. So dreist, so lebendig hatte er sein Evangelium von der Verklärung des Fleisches noch nie verkündigt, wie jetzt in den Versen:

> Vernichtet ist das Zweierlei,
> Das uns so lang bethöret.
> Die dumme Leiberquälerei
> Hat endlich aufgehöret.

Die Gesinnungstüchtigkeit der neuen politischen Lyrik, die ihn so widerwärtig an die verhaßten teutonischen Gesänge des Befreiungskrieges erinnerte, dachte er zu überwinden durch den Atta Troll, einen Sommernachtstraum, der phantastisch sein sollte, zwecklos wie die Liebe, wie das Leben. Er überwand sie nicht, obwohl er zu ihrer Verhöhnung das glückliche Schlagwort erfand „kein Genie, doch ein Charakter“; denn sein eigenes

Gemüt empfand längst nicht mehr frei genug um sich unbefangen im Spiele des Humors zu ergehen. Der Atta Troll wurde keineswegs, wie der Dichter meinte, das letzte freie Waldlied der Romantik, sondern gerade durch den bewußten Kampf wider die Tendenz selbst ein Tendenzgedicht; ihm fehlte nicht nur, wie allen größeren Versuchen Heines, die geschlossene künstlerische Komposition, sondern auch die Einheit der Stimmung. An dem dünnen Faden einer albernen, nicht einmal drolligen Bärengeschichte war allerhand feuilletonistischer Kleinkram aufgereiht: Landschaftsschilderungen aus den Pyrenäen, Zauberbilder von der Hexenküche und der wilden Jagd, vornehmlich aber politische und literarische Bosheiten jeder Art. Reich an schönen Bildern und bestechenden übermütigen Witzen wirkte das Ganze doch nicht heiter, nicht befreiend. Der Waldesduft der unschuldigen Märchenwelt vertrug sich nicht mit dem Schwefeläther journalistischer Polemik; die vierfüßigen Trochäen, die nur durch das heroische Pathos spanischer Grandezza Kraft und Feuer gewinnen können, klangen hier, wo sie einem komischen Stoffe aufgezwängt wurden, eintönig, einschläfernd, wie das Geplätscher aus dem Brunnenrohre.

Weit freier und ehrlicher, aber auch noch schmutziger und frecher gab sich Heine in dem Wintermärchen: Deutschland (1844); er schrieb es nieder, nachdem er, völlig unbelästigt durch die Behörden, sein Vaterland noch einmal besucht hatte. Hier war alles Tendenz; hier zeigte sich, daß der Atta Troll durchaus nicht die prosaische Herabwürdigung der freien Kunst bekämpft hatte, sondern lediglich die politische Richtung der neuen Zeitlyriker. Diese jungen Propheten fühlten sich zumeist doch stolz als Söhne eines großen Vaterlandes; Heines Tendenz aber blieb nach wie vor alles deutsche Wesen zu verhöhnen, obgleich ihn dann und wann einmal ein leises Heimweh beschlich. Er hatte sich seiner Nation entfremdet und stand den neuen Ideen, welche Deutschland jetzt durchrauschten, ebenso verständnislos, ebenso reaktionär gegenüber, wie einst Nicolai und die Berliner Aufklärer unserer jugendlichen klassischen Dichtung. Was ihm auch

im neuen Deutschland begegnen mochte, alles und jedes riß er in den Staub; auf jeder Seite des Wintermärchens kicherte er schadenfroh: es wird nichts daraus, es kann nichts daraus werden; und den Siegern von Dennewitz und Belle=Alliance, die in ihrem neuen Helmschmucke so bald wieder zum dritten Male den alten Siegesweg nach Paris ziehen sollten, sang er weissagend die Warnung zu: „Des Mittelalters schwerer Helm könnt' euch genieren im Laufen!“ Aber all dieser Hohn und Haß kam unzweifelhaft aus den Tiefen des Herzens. Auch das leichte gereimte Versmaß mit seinen scheinbar kunstlosen und doch dem Genius unserer Sprache fein abgelauschten Hebungen und Senkungen gab dem Wintermärchen einen frechen Schwung, der den Künsteleien des Atta Troll fehlte; die alte Sprachgewalt war dem Dichter auch jetzt noch geblieben, und in Paris wollte man sein Französisch nie recht gelten lassen, denn wer einer Sprache gänzlich Meister ist kann eine zweite fast niemals völlig beherrschen. Um den Besuch des alten Vaterlandes würdig abzuschließen fragte Heine zum Abschied nach der Zukunft Deutschlands und erblickte ihr Bild — im Nachtstuhle Karls des Großen: „es war als fegte man den Mist aus sechsunddreißig Gruben!“ Gerade dies Gedicht, eines der geistreichsten und eigentümlichsten aus Heines Feder, mußte den Deutschen zeigen was sie von diesem Juden trennte. Die arischen Völker haben ihren Thersites, ihren Loki; einen Ham, der seines Vaters Scham entblößt, kennen nur die Sagen der Orientalen.

Daß ein englischer, ein französischer oder ein italienischer Jude sich je erfrecht hätte sein Geburtsland dermaßen mit Unflat zu bewerfen, war schlechthin undenkbar. Der deutsche Nationalstolz aber, unfertig wie er war, bald überreizbar, bald stumpf, ertrug auch dies. Derweil die ernsten Männer sich angeekelt abwendeten, behielt Heine unter der radikalen Jugend noch immer Verehrer, und bald wagte er in seinen „Zeitgedichten“ jene Schmutzereien noch zu überbieten. Über dem stinkenden Sumpfe der „Lobgesänge auf König Ludwig von Bayern“ erglänzte noch dann und wann das Irrlicht eines schlechten Witzes; doch

den Spottliedern auf Preußen und sein Herrscherhaus fehlte jeder Hauch künstlerischer Anmut, feinen Scherzes; hier erklang nur noch das „steiniget ihn, kreuziget ihn“, das blödsinnige Wutgeheul jüdischen Hasses. „Ihr sollt es ersäufen oder verbrennen“, so sprach er über Preußen, den Wechselbalg, das Ungetüm, unter einem Aufwande sodomitischer Bilder, wie sie nur seiner unreinen Phantasie entsteigen konnten. Und wieder unter sodomitischen Schmutzreden schilderte er die Hohenzollern, das Geschlecht Friedrichs des Großen, also:

Das Brutale in der Rede;
Das Gelächter ein Gewieh'r;
Stallgedanken, und das öde
Fressen — jeder Zoll ein Tier!

Nicht lange nachher verfiel er einer schrecklichen Krankheit, die ihn bis zum Tode an das Bett fesselte. Er ertrug sie standhaft — allerdings nicht ohne der Welt die Qualen seiner „Matratzengruft“ mit orientalischem Marktgeschrei zu verkündigen — und blieb der Alte, ein Dichter, der Schönheit ebenso mächtig wie der Niedertracht. Sein letzter Ausgang, bevor er für immer der freien Luft entsagen mußte, führte ihn in den Louvre, zu der Stelle, wo das Standbild der Venus von Melos leuchtend aus der roten Wand heraustritt. Dort vor dem Bilde der Göttin, die ihm so viel Lust und so viel Leid geschenkt, brach er weinend zusammen — ein erschütternder Anblick für jeden, der Menschenschuld und Menschenruhm menschlich zu verstehen vermag.

So klirrte und schwirrte es überall von streitbaren politischen Versen. Selbst Adolf Glasbrenner, der Liebling und Erzieher des zungenfertigen demokratischen Berliner Kleinbürgertums, bestieg jetzt einmal das Flügelroß. Sein Neuer Reineke Fuchs spiegelte den Jesuitenhaß der norddeutschen Lichtfreunde in burlesken Bildern und ausgelassenen Späßen wider; doch über die feine Grenze, welche die Prosa von der Poesie, die grobe direkte Satire vom verklärenden Humor trennt, kam er nur selten hinaus.

Unter den jungen Lyrikern war nur einer, der sich herausnahm, stolz, im Gefühle eines hohen künstlerischen Berufes, dem Radikalismus der Zeitpoeten und der Heinischen Frivolität zugleich entgegenzutreten: der Lübecker Emanuel Geibel. Aufgewachsen in der gesunden Luft eines frommen, hochgebildeten evangelischen Pfarrhauses, unter dem kräftigen Bürgertum und den großen historischen Erinnerungen seiner alten Hansestadt, stand er von frühan fest auf dem Boden des christlichen Glaubens:

Mir quillt der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Er hatte Italien durchwandert, mit seinem Freunde, dem Philologen Ernst Curtius auf den Inseln des Ägeischen Meeres eine selige Zeit der Dichterwonne durchlebt, und noch lange nachher fiel es ihm schwer, die Flammenstrahlen der südlichen Sonne zu entbehren. Die reine Schönheit, die er dort geatmet, den Formenadel seines Lieblings Platen wollte er der deutschen Lyrik durch ernste, keusche Dichtungen wieder bringen, im bewußten Gegensatze zu Heines spielender Formlosigkeit und zu der handgreiflichen Tendenz der politischen Dichter. Die Kritik wußte mit ihm zuerst nichts anzufangen; sie fällte das Urteil, das er selbst vorhergesagt: „und wer nicht mitschreit heißt ein Knecht." Man nannte ihn den Poeten der Backfische, weil die Liebesgedichte seiner Jugend, obwohl allesamt erlebt in tiefem Seelenglück und Seelenleid, von sentimentaler Weichheit nicht frei waren. Nachher kam doch die Zeit, da auch reife Männer sich an der getragenen Würde seiner gedankenreichen, formvollendeten Terzinen und Sonette erfreuten. Die fortreißende Macht dramatischer Leidenschaft blieb ihm freilich ebenso versagt wie der Einblick in die tiefsten Abgründe des Seelenlebens. Fast zu gleicher Zeit versuchten sich Geibel und Heine an der Fabel vom Tannhäuser. Geibels Gedicht ward ein wohlabgerundetes kleines Kunstwerk, vom Anfang bis zum Ende durchklungen von demselben Tone warnender Wehmut, während Heine nach einem glücklichen Anfang sich den letzten Eindruck durch feuilletonistische

Witzeleien selbst verdarb. Aber die Schauer der Wollust, die geheimnisvolle Macht der Weiberschönheit, die schon Vater Homer schreckhaft nannte, die sinnberückenden Zauberkünste der Teufelin des Venusbergs, diese ganze dämonische, mit der Askese des Mittelalters so wirksam kontrastierende Welt der Sinnenglut, die der alten Sage doch allein Farbe und Leben gibt, verstand der lose Pariser Spötter unvergleichlich anschaulicher, feuriger, schöner auszugestalten als sein sittsamerer Gegner.

Geibel haßte den Pöbel, den Gleichheitswahn des Radikalismus, „denn Sünde ward es aus dem Schwarm zu ragen“, und mit einem ehrlichen „Gott helfe mir, ich kann nicht anders“ sagte er Herwegh ins Gesicht: daß deine Lieder Aufruhr läuten! „Zu bau'n, zu bilden, zu versöhnen“ dünkte ihm ein besseres Amt als die Fackel Herostrats zu schwingen. Und doch glühte auch sein Herz für die Größe des Vaterlandes, für ein freies Volk, das festhalten sollte an seinem Gott und seinem Recht. Aus den verworrenen Träumen der Zeit fand sein edler Sinn sicher die lebendigen Ideale heraus; den alten Kaisertraum seines Volkes bewahrte er sich in aller Enttäuschung so treu wie die Hoffnung auf den Staat Friedrichs des Großen; für die Rechte Schleswig-Holsteins trat er zuerst unter allen deutschen Dichtern in die Schranken; der Konservative scheute sich nicht, auch den Italienern einen rettenden Odysseus, den Griechen die Befreiung des Bosporus zu weissagen, und nachdem seine ersten Zeitgedichte in dem wüsten Toben des Radikalismus fast verklungen waren, sollte er dereinst noch der glückliche Sängerherold des neuen Reiches werden. Damals freilich konnte selbst dieser milde, sinnige Dichtergeist sich der Ahnung furchtbarer Kämpfe nicht erwehren; er sah, wie der Hader der Parteien uns das Mark im Gebeine versengte, wie viel tausend Hungergesichter sich vor den Häusern der Reichen drängten, und sagte warnend: Deutschland ist todkrank, schlagt ihm eine Ader! —

Wie eine Stimme aus dem Grabe erklang in diese modernen Kämpfe hinein der Roman Vittoria Accorombona, Ludwig Tiecks letzte Dichtung, kurz vor der Übersiedlung nach Berlin vollendet. wohl das reiffste, das bestdurchdachte Kunstwerk des alten Meisters, eine in strengem historischem Stile gehaltene, selten durch Betrachtungen unterbrochene Erzählung von den Greueln des ausgehenden Cinquecento, von den Untaten jenes hochgebildeten Geschlechts, das jeden starken Menschen in die Wirbel der allgemeinen politischen und sittlichen Zuchtlosigkeit hineinriß und sich so lange selbst zerfleischte bis der bleischwere Schlummer der Fremdherrschaft über Italien hereinsank. Die Sinnlichkeit erschien hier immer heidnisch nackt, das Verbrechen berechnet, sicher, unbedenklich, die Schuld des Einzelnen als die notwendige Schuld des Ganzen; das Gewissen schwieg, jeder Frevler sagte zu seinen Opfern kalt: cosa fatta capo ha. Die Kritiker, die den alten Gegner des Jungen Deutschlands längst haßten, beeilten sich dies ganz aus der Fülle geschichtlichen Lebens heraus empfundene, in seiner Art meisterhafte Gedicht mit einigen schnöden Bemerkungen über altromantischen Höllenspuk abzutun.

Ganz grundlos war dieser ungerechte Tadel nicht. Die Gegenwart besaß doch schon zu viel eigenes Leben, sie verlangte mit Recht, ihre eigenen Empfindungen auch in der Schilderung einer fremden abenteuerlichen Welt wiederzufinden. Darum vornehmlich hatten Walter Scotts historische Romane, die allen verständlichen, in Deutschland eine so ungeheure Verbreitung gefunden, obgleich Tieck und die anderen Romantiker den größten Erzähler des Jahrhunderts kaum zu den Dichtern rechnen wollten. Unter Scotts zahlreichen Nachahmern waren manche Unterhaltungsschriftsteller gewöhnlichen Schlages, aber auch der geistreiche Schwabe Rehfues, dessen Roman Scipio Scicala den dumpfen Druck der spanischen Herrschaft in Neapel, das wilde Renegatentum der spanisch-türkischen Seekriege, die gräßliche Entartung des südländischen Priesterlebens so treu und lebendig schilderte, daß die Klerisei des Rheinlands für nötig hielt den freimütigen Dichter aus Bonn zu entfernen.

Sie alle überragte Wilibald Alexis, ein in Berlin längst heimischer Schlesier aus hugenottischem Stamme. Er faßte sich das Herz, mit Scott selbst zu wetteifern, den historischen Roman, so wie es dem Schotten in seiner Heimat gelungen war, zum modernen Nationalepos zu erheben. Die Freude am Erzählen hatte er von den schlesischen und französischen Altvordern geerbt; einem bewegten Geschäftsleben verdankte er eine reiche Menschenkenntnis. Schon 1832, lange bevor die Historiker sich des gewaltigen Stoffes ernstlich bemächtigt hatten, wagte er sich in dem Roman Cabanis an das friderizianische Zeitalter; und nicht bloß der schon von Lessing geschilderte Gegensatz kursächsischer Feinheit und preußischer Schroffheit, auch die vielen anderen tragischen Gegensätze jener großen Tage, die engherzige Haustyrannei des Berliner Kleinbürgertums und die freie Heldengröße des Königs, die eiserne Mannszucht des Heeres und die windigen Ränke abenteuernder Diplomaten erschienen hier lebendig ausgestaltet in Menschen von kräftiger Eigenart. Dann folgten Romane aus den askanischen und den ersten hohenzollernschen Zeiten, aus den Tagen, da die Reformation in die Marken einzog, endlich aus dem Zeitalter der Fremdherrschaft. Überall echt märkische Charaktere, knapp und scharf, treu und tapfer, nicht ganz so übermäßig sittsam wie die meisten Helden Scotts, Kerneichengewächs, aus dem sich wohl das Holz zu einer Großmacht schnitzen ließ. Und wie köstlich war die seit den Kräutersalat-Versen des guten Schmidt von Werneuchen und dem Spotte Goethes so viel verhöhnte märkische Landschaft verklärt: die im Abendlichte glühenden roten Kiefernstämme, das mittägliche Schweigen der schwülen öden Heide, die blauen Seen mit dem einsam kreisenden Reiher darüber. Was im alten Berlin lebendig und naturwüchsig war ist niemals treuer dargestellt worden als von den beiden Halbfranzosen Chamisso und Häring. Ein fleißiger Künstler, bedachtsam sinnend und feilend, vermochte Alexis doch nicht jederzeit in so heiterer Sicherheit wie Scott über der Fülle seiner Gestalten zu stehen; und die große Schlußwirkung, gerade die Stärke des Schotten, fehlte bei ihm

fast immer, da er die Einwirkung der Tieckschen Romantik nie ganz überwand und zuletzt oft wie im Traum die Zügel aus den Händen gleiten ließ.

Gleichwohl blieben diese vaterländischen Romane echte Perlen erzählender Dichtung, sie konnten in jedem guten deutschen Bürgerhause zugleich künstlerische und patriotische Freude erregen. Da zeigte sich aber, was es auf sich hat, ob eine Nation sich noch eins fühlt mit ihrer Geschichte. Die Schotten lebten und dachten allesamt mit ihrem nationalen Romandichter, sie hoben ihn frohlockend auf den Schild. Jeder Graham, Scott, Campbell, Douglas fühlte sich geehrt, wenn er die Genossen seines Clans in Sir Walters Romanen wiederfand. Dem deutschen Dichter, der allerdings nicht ganz so hoch stand, wurde von solchem Flammenmeere nationaler Begeisterung nicht einmal ein kümmerlicher Lichtstrahl zuteil. Die Deutschen außerhalb Brandenburgs wußten von der märkischen Vorzeit noch schlechthin gar nichts; sie fanden es mühsam sich auch nur hineinzulesen in diese fremde Provinzialgeschichte. Die Brandenburger selbst wurden geistig beherrscht von dem durchaus lieblosen und geschichtslosen Berlinertum, sie haben sich um den eigentlich märkischen Dichter nie viel gekümmert. Und auch die Undankbarkeit der Hohenzollern sollte er gründlich kennen lernen, den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm I. ganz frei geblieben sind; soviel man weiß hat der Dichter des Rolands von Berlin und der Hosen des Herrn v. Bredow in diesen Jahren von seinem kunstsinnigen Könige nie ein anderes Zeichen der Teilnahme empfangen als jenen ungerechten Brief, der ihm die liberalen Harmlosigkeiten seiner Vossischen Zeitung strafend vorhielt.

Weit reicheren Beifall ernteten die Dorfgeschichten Berthold Auerbachs, ein Buch, das den realistischen Zug, die demokratische Weltanschauung des neuen Geschlechts kräftig förderte und dadurch Bedeutung für die Zeitgeschichte gewann. Auerbach stammte aus einem jener jüdischen und halbjüdischen Dörfer, welche

eine seltene Ausnahme auf deutschem Boden, da und dort am oberen Neckar liegen. An Spinoza gebildet hatte er sich als Dichter anfangs nur an jüdischen Stoffen versucht und trat nun plötzlich mit einem weiten Schritte aus dem Ghetto in das deutsche Volksleben hinüber. Seine kleinen Geschichten waren mit niederländischem Fleiße sauber ausgemalt, gewissenhaft der Natur nachgebildet, frisch und kräftig, frei von gefühlsseliger Schönfärberei, so realistisch gehalten, daß selbst die Sprache beständig wechselte: der schwäbische Dialekt der Bauerngespräche und sogar der Bauernbriefe hob sich grell, oft häßlich ab von dem Hochdeutsch der Erzählung und der allzu reichlich eingestreuten Reflexionen. Auerbach hatte sein Manuskript der liberalen Bassermannschen Buchhandlung in Mannheim, der jetzt auch Karl Mathy angehörte, zugesendet, und Mathys treffliche Hausfrau fühlte sich glückselig, da sie die Blätter zuerst durchmusterte und dies neue Kleinod deutscher Dichtung gleichsam entdeckte. Auch Freiligrath, der allezeit neidlos empfängliche, rief begeistert: „das ist ein Buch! ich kann es dir nicht sagen wie mich's gepackt hat recht in tiefster Seele"; und den Brüdern Grimm diente diese Fülle oberländischer, dem Volksmunde sorgsam abgelauschter Wörter und Redewendungen als eine willkommene Fundgrube sprachlicher Forschung.

Der erste Erfolg der Dorfgeschichten war groß und wohlverdient. Übersättigt von den süßen Salonnovellen der Taschenbücher stürzten sich die Leser mit Behagen auf diese derbe Hausmannskost, und selbst die blasierte vornehme Welt fand eine Zeitlang den Tolpatsch originell, den Ivo pikant, das Vefele allerliebst. In der Gesellschaft wurde der junge Dichter wie ein fröhlicher Salon-Tyroler betrachtet; er erzählte auch im Gespräche meisterhaft, redete mit erstaunlicher Offenherzigkeit über seine Entwürfe und nahm jeden Beifall begierig auf; ein guter treuer Kamerad, ein warmherziger liberaler Patriot, erwarb er sich viele Freunde und selbst sein stark jüdisch gefärbter Spinozismus schien, nach der Meinung jener Tage, von der vorherrschenden christlichen Aufklärung nicht sehr weit abzuweichen.

Zahlreiche Nachahmer, die sehr bald in Manier verfielen, bemächtigten sich sogleich der neu entdeckten Dorfwelt; aus allen dunklen Winkeln deutscher Erde, aus Oberschlesien und aus dem Ries, stieg in den nächsten zehn Jahren ein Geschlecht von Tölpeln und Rüpeln empor, und je roher, je plumper diese Bauern es trieben, desto lauter wurden sie bewundert als aus dem Leben gegriffene Gestalten, desto lebhafter reizten sie das stoffliche, ethnographische Interesse der Leserwelt. Unleugbar lag eine erziehende Kraft in solchen einfachen Stoffen, die jeder Leser bis ins einzelne nachprüfen konnte; wer sich daran wagte mußte der Natur treu bleiben. Seit die Dorfgeschichten aufkamen, wurden auch die nach schöneren Kränzen strebenden Dichter gezwungen zu einer genauen, andächtigen Beobachtung des wirklichen Lebens, welche der deutschen Poesie nur zu oft fehlte.

Als der Reiz der Neuheit verflog, da bemerkte man freilich, daß Auerbach selbst nicht gänzlich in und mit seinen Menschen lebte; eine so mächtige, so unvergeßliche Gestalt wie der Hofschulze im Münchhausen gelang ihm nie, obgleich er viel mehr berechnete Kunstmittel aufwendete als Immermann. Er spottete gern über die theoretisierenden Künstler, die das Ei hart sieden und hernach noch ausbrüten wollten. Im Grunde besaß er selbst wenig naive Dichterkraft. Oft verfuhr er wie ein Gelehrter oder ein gebildeter Althändler, der die Prachtexemplare aus seiner Sammlung vorwies und dann die Eigentümlichkeiten dieser merkwürdigen Stücke des Menschengeschlechts sinnig betrachtend erläuterte; ja einzelne Bauern waren, wenn man sie näher ansah, doch nur verkleidete Juden, denn wo das dämmernde Gemütsleben des Volks geschildert werden soll, da läßt sich die Stimme der Natur durch alle Kunstfertigkeit niemals ganz ersetzen. Dies fühlte man zuerst in der schönheitskundigen Heimat des Dichters selbst; Auerbach ist den württembergischen Schwaben, so herzensgut er es auch mit ihnen meinte, doch niemals so lieb geworden, wie den badischen ihr Hebel, der kein bewußter Künstler war, aber als christlicher Landpfarrer mit dem christlichen Volke gelebt hatte. Nach und nach begann man auch

wieder zu fühlen, daß die große Leidenschaft, um künstlerisch groß zu erscheinen, eines weiten Hintergrundes bedarf, tragische Kämpfe in der Enge des Dorflebens meist quälend und bedrückend wirken, weil die scheußliche Prosa des Zuchthauses oder der rohen Mißhandlung immer dahinter lauert. Man erkannte allmählich, daß die bewunderten Naturkinder aus dem niederen Volke, gebunden wie sie sind durch starre Sitten und Ehrbegriffe, oft weniger frei, weniger menschlich empfinden als die Gebildeten, und der Dorfgeschichte mithin in der Romandichtung nur die Stelle gebührt, die ihr Immermann von Haus aus angewiesen hatte, die Stelle einer bescheidenen Episode. Auerbach selbst blieb nur auf diesem seinem eigensten kleinen Gebiete schöpferisch; was er darüber hinaus versuchte mißriet.

In der beständig wachsenden Schar der Poeten gelangten auch einige Frauen zu Ansehen. Ganz im Geiste der demokratischen Aufklärung schrieb Fanny Lewald, eine vielseitig gebildete ostpreußische Jüdin von klarem, geradem Verstande, arm an Phantasie, mehr zur Kritik befähigt und zum sicheren Beobachten als zum künstlerischen Gestalten, dabei menschenfreundlich, treu bemüht um die geistige und wirtschaftliche Hebung des weiblichen Geschlechts, bürgerlich achtbar und wohlanständig. Nur zuweilen verriet sich bei ihr eine dem deutschen Gemüte unverständliche Empfindungsweise: ganz unbefangen erzählte sie, wie ihr hochverehrter Vater nach dem Rückzuge der Franzosen aus Moskau den elenden Flüchtlingen das in Rußland geraubte Kirchensilber abgekauft und in seiner Silberschmelze verjüngt hatte. In dem Tendenzromane Jenny verfocht sie die Emanzipation ihrer Stammgenossen, nicht ohne Geschick, aber auch nicht ohne gemachten und gezierten Judenschmerz; sie besaß das Talent, alle Dinge nur von einer Seite zu sehen, — jene gefährliche Gabe, welche die Juden zu so brauchbaren Rechtsanwälten macht. Wenn die Verlobung ihrer freigeisterischen, ohne Erfolg getauften Heldin mit einem gläubigen evangelischen Theologen noch zur rechten Zeit wieder auseinander ging, so war dies doch sittlich notwendig, heilsam für beide Teile, durch-

aus kein Beweis christlicher Unduldsamkeit; und wenn dieselbe reiche Jüdin schmelzend klagte: o Vaterland süß, Vaterland mein, könnt' ich nur im Tode vereinet dir sein — so hatten die christlichen Deutschen auch dies Herzeleid nicht verschuldet, sie verwehrten ihr ja keineswegs nach Palästina heimzukehren.

Zarter, reizender, weiblich liebenswürdiger erschien Fanny Lewalds Todfeindin, die Gräfin Ida Hahn-Hahn in ihren nachlässig hingeworfenen, mangelhaft durchgebildeten Salonromanen. Die anmutige Tochter des allbekannten mecklenburgischen Theatergrafen, der sein ganzes Leben und ein großes Vermögen an die Abenteuer wandernder Schauspielerbanden verschwendete, hatte von ihrem Vater die Wunderlichkeit und die schwärmerische Empfindung geerbt. Ihre „immense Seele“ sehnte sich ewig unbefriedigt nach „dem Rechten“; und es war Weiberlos, daß dies liebebedürftige Gemüt nach manchen holden Verirrungen endlich von Babylon nach Jerusalem pilgerte, in der Strenge des Klosters seinen Frieden suchte. Ihre Welt war der Adel, aber nicht die tüchtigen, auf der väterlichen Scholle hausenden oder unter den Fahnen ihres Fürsten kämpfenden Edelleute, wie Alexis sie schilderte, sondern die eleganten Weltmänner der Residenzen und der Bäder, fast alle geistreich, galant, eifrig beschäftigt mit der Erforschung großer Frauenseelen, so völlig unbekümmert um die Prosa des Lebens, daß sie von einem ihrer Helden bezeichnend sagen konnte: der ganze gestrige Abend war ihm wie Geld unter den Händen weggekommen. Aus manchen Liebesszenen sprach ein reines Gefühl süßer weiblicher Hingebung; zuletzt hinterließ das gesamte Treiben dieser vornehmen Gesellschaft doch den Eindruck zweckloser, eitler Müßigkeit. Von der Kritik unbarmherzig mißhandelt, wirkten die Romane der Gräfin fast wie Satiren, sie stärkten den Adelshaß in dem demokratischen jungen Geschlechte.

Hoch über diesen beiden vielgenannten Gegnerinnen stand, noch wenig beachtet, Annette Droste-Hülshoff, unter Deutschlands schriftstellernden Frauen das stärkste Dichtertalent, dem nur leider die künstlerische Durchbildung fehlte. Unter den Vor-

kiekern des Münsterlandes war sie geboren, unter den schweigsamen, blaßblonden, träumerisch blickenden Niedersachsen, denen die Gabe des zweiten Gesichts beschieden ist; dann verbrachte sie fast ihr ganzes Leben in romantischer Einsamkeit auf dem Rüschhaus und anderen stillen Heideschlössern der Heimat, zuletzt auf der alten Mersburg am Bodensee, bei ihrem Schwager, dem letzten Ritter des heiligen römischen Reichs, dem sagenkundigen Freiherrn v. Laßberg — eine jener hohen, edlen Frauen, die überall Liebe und Verehrung finden ohne die Leidenschaft eines Mannes zu reizen. Von nonnenhafter Zartheit lag gar nichts in ihrem freien, starken Geiste; sie scheute den derben Humor so wenig wie den Ernst der Forschung oder die Pein des Zweifels und kehrte erst nach schweren inneren Kämpfen zurück zu der katholischen Gesinnung, die ihr in die Wiege gebunden war. Mit ihrem Landsmann Freiligrath teilte sie die kindliche Freude am Großen, Herrlichen, Wunderbaren, und ganz westfälisch, kräftige Kinder der roten Erde waren auch ihre Gedichte und Erzählungen — meist einfache Stoffe, aus Gebirg und Moor, aus dem Alltagsleben, aus dem Kirchenjahre und der Geschichte der Heimat, aber alles verklärt durch die leidenschaftliche Macht einer immer selbständigen, ursprünglichen Empfindung. Das geheimnisvolle Traumleben der Natur, in der Landschaft wie in der fiebernden, bangenden Menschenseele, war der Tochter der Heide von Kindesbeinen an vertraut und ihre männliche Sprachgewalt fand auch für das Geisterhafte stets den packenden, den entscheidenden Ausdruck. Leider verdarb sie den Eindruck ihrer Dichtungen oft durch die ungelenke, ja rohe und inkorrekte Form; das Geheimnis der künstlerischen Komposition blieb ihr wie fast allen Weibern unfaßbar. Dem Streite des Tages stand Annette fern; nur selten wagte sie ein Wort der Warnung an den Vorwitz der Weltverbesserer oder an die friedlose Hast des neuen Geschlechts, das kaum noch fähig schien Freud und Leid der vierundzwanzig Tagesstunden rein auszukosten:

Vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glück,
Und unsre Morgen morden unsre Heute! —

Frischere Blüten als die anderen Zweige der Dichtung trieb in diesen Jahren die dramatische Kunst. Zu lange schon kränkelte unser Theater an den Schultheorien der Romantiker. Feine Kennerkreise erlabten sich an Tiecks Shakespeare-Vorlesungen oder an gelehrten Lesedramen. Die mißachtete Bühne aber, die doch leben, doch die Schaulust der Menge befriedigen mußte, verfiel mehr und mehr dem Handwerkerfleiße schlechter Übersetzer. In solcher Lage erwarben sich die beiden kräftigsten Talente des eigentlichen Jungen Deutschlands, Laube und Gutzkow, ein großes Verdienst, als sie versuchten dem deutschen Theater durch deutsche, streng bühnengerechte und doch nicht gehaltlose Werke wieder aufzuhelfen. Ihre Vorbilder konnten sie nur bei den Franzosen finden, bei dem einzigen Volke, dessen Theater damals wirklich lebte. Zum Glück besaß Frankreich keinen überlegenen dramatischen Genius, der die deutschen Schüler, wie Walter Scott unsere Romandichter, zu unfreier Nachahmung verführen konnte. Wohl aber ließ sich von Scribes vollendeter Technik vieles lernen; seine feinberechneten Intrigen vermochten allein dem deutschen Gemüte so wenig zu genügen wie die mageren, schablonenhaften, ganz durch die Handlung beherrschten, ja fast erdrückten Charaktere. Es galt, Dramen zu schaffen, deren Handlung ebenso spannend und erregend wirkte, aber aus dem Zusammenstoße der Charaktere notwendig hervorging. Und wie schwer war diese Aufgabe. Welch einen Schatz besaß Frankreich an seiner rein nationalen Bühne; seine Schauspieler hatten immer nur Franzosen darzustellen, Menschen, deren Art und Unart jedem Hörer verständlich war. Unsere Dichter und Übersetzer waren in ihrem weltbürgerlichen Drange so weit auf der Erde umhergefahren, daß sie den Schauspielern fast unmögliche Aufgaben stellten und ein nationaler Bühnenstil sich niemals bilden konnte. Uns fehlte die Hauptstadt, uns fehlten die allen gemeinsamen nationalen Gefühle; uns fehlte selbst die lebendige historische Erinnerung, denn den alten Fritz oder die Helden des Befreiungskriegs kannte man in Bayern fast ebensowenig wie in Pommern die Kaiser unseres Mittelalters.

Laubes gesunde, derbe, praktische Natur hatte die jungdeutsche Ziererei, die ihm nur von außen her angeflogen war, bald wieder abgeschüttelt. Er lebte sich mit gewissenhaftem Fleiße in die Theaterwelt ein, was seit langen Jahren außer Immermann kein ernster Dichter mehr für nötig gehalten hatte, und verkehrte freundschaftlich mit Schauspielern, denen er dankbar seine Stücke zu widmen pflegte. Ihm entging nicht, daß die Hörer wie die Schauspieler fast nur noch dem bürgerlichen Drama willige Empfänglichkeit entgegenbrachten; durch gemeinverständliche, jedem naheliegende Stoffe, grobe Züge, einfache Exposition hoffte er den verwilderten Geschmack des Publikums wieder an den Genuß dramatischer Kunstwerke zu gewöhnen. Seine Dramen waren mehr gemacht als gedichtet, da ihm der hohe poetische Schwung versagt blieb, aber wohl gebaut, lebendig, von einer kecken Frische, die den fröhlichen Weidmann verriet; ihr Gehalt niemals tiefsinnig, doch bedeutsam genug für gebildete Hörer. Die beiden beliebtesten, Gottsched und Gellert und die Karlsschüler, verdankten ihren Erfolg freilich einem ästhetischen Fehler, den erst ein späteres, tatenfrohes Geschlecht ganz durchschauen sollte. Der Dichter suchte nach volkstümlichen historischen Stoffen, er pries sich glücklich in Schiller einen Mann zu finden, den die Deutschen allesamt besser kannten als irgendeinen politischen Helden, und übersah nur, daß die rein geistige Größe sich nicht in dramatischer Handlung ausgestalten läßt. So entstand ihm ein Literaturdrama, eine Zwitterform, die den Stimmungen dieser Übergangszeit entsprach, aber minder berechtigt war als vormals die ganz von der Bühne absehenden dramatischen Satiren Platens. Die Literaturgeschichte diente hier der Bühnenkunst nur als Krücke, als ein unkünstlerisches Mittel für wohlfeile Effekte; der junge Schiller, der sich aus dem Zwange der Karlsschule losriß, entzückte die Hörer nicht durch die Macht der dramatischen Tat, sondern weil sie von der Schulbank her wußten, daß dieser Jüngling dereinst noch den Wallenstein und den Tell schreiben würde.

Mehr Geist und mehr Unruhe brachte Gutzkow dem Theater.

Auch er war den Verirrungen seiner Jugend längst entwachsen und, scharf beobachtend, auf der Bühne ganz heimisch geworden; er hegte den Ehrgeiz, daß seine Dramen zugleich als Waffen dienen sollten für den Kampf der Aufklärung gegen die Lüge, während Laube die Tendenz nur gelegentlich als ein Zugmittel benutzte. Und doch gerieten ihm gerade die Dramen am glücklichsten, in denen die Tendenz ganz zurücktrat; seinem skeptischen Verstande lag die feine Pointe des Lustspiels näher als das tragische Pathos. Im Urbild des Tartuffe schilderte er geistreich, mit allem Aufwande bühnengerechter heiterer Überraschungen, das Los des komischen Dichters, den alle loben, solange sie sich nicht selbst von den Pfeilen seines Witzes getroffen fühlen; in Zopf und Schwert ebenso lebendig, mit dick aufgetragenen Farben, den Gegensatz altpreußischer Soldatenderbheit und feiner moderner Weltbildung. In diesem vaterländischen Drama klang sogar zuweilen ein gemütlicher Ton warmer Berlinischer Heimatliebe durch; die grob gezeichnete Gestalt Friedrich Wilhelms I. war doch lebendig genug, um in preußischen Herzen ein Gefühl launigen Behagen's zu erwecken, und selbst die ängstliche Berliner Theaterzensur mußte endlich einsehen, daß die alte engherzige Vorschrift, welche die Personen des Fürstenhauses von den Brettern ausschloß, nur der Sache des Königtums selber schadete: wenn die großen Hohenzollern auf der Bühne erschienen, so wurden sie dem Volke doch ungleich verständlicher als durch Denkmäler oder Gemälde.

Gutzkows Trauerspiele dagegen verrieten überall, daß der nervöse, friedlose, unruhig grübelnde Dichter zur inneren Freiheit noch nicht gelangt war. Im Richard Savage wurde ein tiefsinniger Stoff, der Widerspruch zwischen dem natürlichen Gefühle und der gesellschaftlichen Heuchelei, unter allerhand geistreichen Einfällen und gezierten Gesprächen so leichthin abgetan, daß der sittliche Gehalt der Fabel ganz verloren ging; im Patkul mußte die abstrakte Freiheitsrhetorik, im Wullenweber gar das Zeitungsschlagwort die tragische Leidenschaft ersetzen. In seinem hastigen Schaffen ließ er sich nicht Zeit zu der umständlichen

Ausführung der Charaktere, die er doch selbst an Schiller bewunderte, und vermochte darum auch nicht so fest an seine Menschen zu glauben wie Schiller an den Max oder den Tell. Fast noch unsicherer sprach sein sittliches Gefühl im Uriel Acosta, der vielbewunderten Tragödie der freien Forschung: der Held war kein Denker, sondern ein Zweifler, kein Bekenner, sondern ein Schwächling, der nur durch die Verkettung der Umstände, nicht durch freien Entschluß vor schimpflichem Widerrufe bewahrt wurde. Aber in diesen Tagen der freien Gemeinden und des Deutschkatholizismus klang der Vers „die Überzeugung ist des Mannes Ehre" ganz unwiderstehlich. Die Hörer vergaßen willig die Erbärmlichkeit des Helden, da das Stück doch in sehr wirksamen Szenen den Kampf des freien Gedankens wider das verknöcherte Dogma vorführte; und obschon die mächtige Judenschaft dem Dichter grollte, weil er nicht die landesüblichen christlichen Priester, sondern Rabbiner als Vorkämpfer des Gewissenszwanges auftreten ließ, so blieb das Stück gleichwohl ein Liebling der aufgeklärten Freigeister, und noch viele Jahre später pflegte die kirchliche Reaktion überall, wo sie siegte mit Verboten gegen den Uriel einzuschreiten.

Wieviel Verfehltes auch mit unterlief, das deutsche Theater besann sich doch wieder auf sich selber und wollte nicht mehr bloß vom Abhub fremder Tische zehren. Die jungen Dramatiker glaubten wieder an die Zukunft unserer Bühne; die Stücke Gutzkows und Laubes spiegelten das Leben der Zeit immerhin treuer wider als die weit zierlicher ausgefeilten Dramen des Österreichers Halm, der, ganz undeutsch, an spanischen Vorbildern geschult, die erkünstelte Unnatur seiner Gestalten nur durch technisches Geschick und eine melodische, klangvolle Sprache erträglich machte. Für den täglichen Hausbedarf sorgte außer den Wiener Lustspieldichtern jetzt auch der Leipziger Benedix, ein lustiger Naturbursch mit sehr leichtem Gepäck, höchst erfinderisch in derb komischen Situationen. Wenige Monate vor dem Ausbruch der Revolution erschien auch schon, in Kalischs erster Posse, die volkstümliche Gestalt Zwickauers auf der Berliner

Bühne. Damit begannen die Blütezeiten der Berliner Posse, die, begünstigt durch die neue Redefreiheit, durch die politische Erregung, durch die unaufhaltsame Demokratisierung der Sitten, etwa anderthalb Jahrzehnte währen sollten. Alle die lustigen Figuren aus dem niederen Berliner Volksleben, die bisher in Glasbrenners Flugblättern ihr Wesen getrieben, traten jetzt auf die Bretter, alle schnippisch, vorlaut, witzig, selbstbewußt, nicht ohne derbe Gutmütigkeit, und wurden nicht müde einander zu schrauben, zu uzen, zu verhöhnen; unerbittlich fegte die freche Satire über die Höhen und Tiefen des sozialen Lebens dahin; leichte Musik und kecke Couplets erhöhten noch die komische Wirkung, und es war sicherlich ein Glück, daß diese überkluge Großstadt wieder lernte so herzlich über sich selbst zu lachen. Freilich blieb die Berliner Posse, da sie so ganz naturwüchsig aus dem märkischen Sande aufstieg, auch allezeit grundprosaisch; für den romantischen Zauber, der einst die Possen Raimunds verklärte, wehte die Luft an der Spree zu scharf.

Der wieder erwachende Schaffensdrang der dramatischen Dichter belebte auch die Schauspielkunst. Einige Theater spielten sehr wacker. Die Dresdener Bühne, die eine Zeitlang durch Eduard Devrient einsichtsvoll geleitet wurde, besaß für das Drama an Emil Devrient und Marie Baier-Bürck, für die Oper an Tichatschek und Wilhelmine Schröder-Devrient zwei unvergleichliche Heldenpaare. Dort wirkte auch schon im Orchester der junge Richard Wagner; er errang soeben mit seinem Rienzi den ersten großen Erfolg und trug sich schon mit dem Plane, die Oper zu überbieten durch musikalische Tragödien, in denen Musik und Dichtung völlig verschmolzen und namentlich die dem rezitierenden Drama versagten großartigen Massenwirkungen erreicht werden sollten.

Eine ganz eigene Stelle, halb in der Zeit halb außer ihr, wählte sich der Ditmarsche Friedrich Hebbel, ein ernster, gedankenschwerer, grüblerischer Nordländer, der in rauher Lebensschule eine düstere, fast hoffnungslose Ansicht von der Menschheit, von den Widersprüchen der modernen Gesellschaft, von der Ge-

schichte Deutschlands gewonnen hatte. Er setzte sich die höchsten Ziele, suchte stets große sittliche Probleme dramatisch zu gestalten und entsprach dem realistischen Zuge des Zeitalters durch die unerbittlich strenge, folgerechte, alle Phrase verschmähende Durchbildung seiner Charaktere. Aber sein Schaffen war zu bewußt, seine Gestalten selbst wußten sich zuviel mit ihrer Eigenart, jedes ihrer Worte klang so scharf berechnet, daß ihnen die naive Freiheit, der Reiz des Unmittelbaren verloren ging; und obwohl die gedrungene Komposition, die mächtig aufsteigende Handlung, der erschütternde Schluß einen starken theatralischen Erfolg zu erzwingen schienen, so fehlte ihm doch der Sinn für das Gemeinverständliche, der alle Bühnenwirkung bedingt; die krankhaften, verschlungenen, bis zur Ungeheuerlichkeit seltsamen Seelenkämpfe, die er darzustellen liebte, konnten schlichte Hörer nur befremden. Verwirrend und berauschend wirkte sein erstes Drama Judith. Hebbel fühlte scharf heraus, daß diese von dem naiven Gattungsgefühle des Altertums schlechthin bewunderte epische Heldin uns Modernen als eine tragische Gestalt erscheinen muß, weil unser freies christliches Gewissen die blinde Hingebung des Einzelnen an das Volksganze nicht mehr für eine unbedingte Pflicht ansieht, und erregte nun in der Seele des gräßlichen Weibes einen Sturm widersprechender Empfindungen, aus denen die nervöse Sinnlichkeit des Zeitalters zuletzt so übermächtig hervortrat, daß ein reines tragisches Mitleid nicht mehr aufkam.

Sein wirksamstes Drama war Maria Magdalena, ein bürgerliches Trauerspiel, das durch die Wucht der Leidenschaft, die gewaltsame Spannung lebhaft an Kabale und Liebe erinnerte. Hier wagte Hebbel aus der Not eine Tugend zu machen; er wagte „die schreckliche Gebundenheit in der Einseitigkeit", — jene Klippe, woran so viele bürgerliche Dramen und Dorfgeschichten scheiterten — selber zum Mittelpunkte des tragischen Kampfes zu erheben. An der Grausamkeit der kleinbürgerlichen Ehrbegriffe ließ er seine Heldin untergehen, und in dem harten, borstigen Meister Anton schuf er eine Gestalt, die sich dem alten Miller vergleichen durfte. Aber auch hier blieb zuletzt kein reiner Eindruck zurück,

weil die Schuld der Heldin so unnatürlich, so seltsam erklügelt war. Nachher zog sich Hebbel verstimmt von der Bühne zurück, in eine bewußte und gewollte Vereinsamung, die dem Dramatiker stets verderblich wird. Umgeben von einer kleinen Schar fanatischer Verehrer, die seinen Hochmut bis zum Übermaße steigerten, brütete er lange über einer neuen, unmöglichen Kunstform, der Tragikomödie. Erst nach vielen Jahren qualvollen Ringens fand er den Glauben an einfachere Ideale wieder und die Kraft zu dauernden Werken — ein großangelegter, tiefsinniger Dichtergeist, ein echter Sohn dieser Hohes suchenden, wenig vollendenden Tage.

Die rechte Herzensfreudigkeit des glücklich schaffenden Dichters besaß unter allen den neuen Dramatikern nur Einer, der Schlesier Gustav Freytag. Wie tapfer und bewußt er auch teilnahm an allen den geistigen und politischen Kämpfen seiner hoch erregten Zeit, immer bewahrte er sich doch jene „gutmütige ins Reale verliebte Beschränktheit", welche Goethe so oft das wahre Glück des Dichters nannte. Er liebte seine Menschen und lebte mit ihnen, er schien sie an sein Herz zu drücken, so daß sie ihm selbst und den Hörern unvergeßlich blieben, während man den dramatischen Gestalten der anderen oft die Berechnung, die Reflexion anmerkte. Darin lag schon der Reiz seines Erstlingsdramas, des Kunz von der Rosen; die noch lose aneinander gereihten Szenen bezauberten den Leser, weil die goldene Laune des Helden alles verklärte und der treuherzige Frohmut unseres sechzehnten Jahrhunderts jeden anheimelte. Vor den Brettern erkannte Freytag selbst, daß dies Stück noch kein Drama war, und nachdem er das Theater gründlich kennen gelernt, schenkte er ihm zwei bühnengerechte Schauspiele aus der modernen vornehmen Welt, Valentine und Graf Waldemar. Beide behandelten ein einfaches, aber schönes und gehaltreiches Problem; sie zeigten, wie die wahre Liebe eine edle Natur von der Verbildung der großen Gesellschaft zur sittlichen Freiheit zurückführt. Er erlaubte sich viel, weil seine heitere Anmut viel wagen durfte doch niemals einen groben theatralischen Effekt.

Stärker noch als der festgegliederte Aufbau seiner Dramen wirkten die Charaktere, diese so fest mit dem Gemüte des Dichters verwachsenen, so ganz in heimlicher Stille ausgereiften Gestalten, und der freie optimistische Humor, der selbst in den Spitzbuben noch das Menschliche zu finden wußte.

An der Grenze, dicht neben den Slawen war er aufgewachsen, im sicheren Gefühle deutscher Überlegenheit, ein stolzer Preuße, ein rechter Markmanne; auf der Universität wendete er sich der germanistischen Wissenschaft zu, und so grunddeutsch blieb seine Empfindung, daß ihn die fremdbrüderliche Schwärmerei jener Jahre nur anwidern konnte. Wohl lernte er dankbar aus englischen Romanen und französischen Dramen, doch seine eigenen Stoffe fand er unwillkürlich nur im Vaterlande. Hier war seine Welt, selbst der Wunsch fremde Länder zu bereisen regte sich ihm kaum jemals. Amerika, das in den engen Verhältnissen der Dorfgeschichten immer als das Eldorado der Freiheit erschien, spielte auch in seine Dichtungen zuweilen hinein, doch nur wenn er einen seiner Helden durch einen romantischen Zug abenteuerlicher Keckheit von dem deutschen Stilleben dieser Friedensjahre wirksam abheben wollte. Die Tendenz verschmähte er grundsätzlich; endlichen Zwecken, so sagte er stolz, sollten seine Kunstwerke niemals dienen. Und zu seinem Glücke besaß er auch die journalistische Federgewandtheit; er konnte seine literarischen und politischen Gedanken als Kritiker und Publizist in angemessener Form aussprechen, darum durfte das Schifflein seiner Dichtung, unbeschwert vom prosaischen Ballast, frei dahin segeln. Schon diese ersten Dramen verrieten, obwohl sie sich auf den Höhen der Gesellschaft bewegten, deutlich die bürgerlich-demokratische Gesinnung des Dichters; Bürgerliche vertraten die einfache sittliche Wahrheit, während der Adel fast nur seine Schattenseiten zeigte. Noch stand Freytag mitten in seiner Entwicklung, seine Helden spielten noch übermütig mit dem Leben ohne es handelnd zu beherrschen; die Zeit sollte noch kommen, da er der Lieblingsdichter des deutschen gebildeten Bürgertums wurde.

Auffällig unterschied sich Freytag von den anderen Dramatikern auch durch den Adel seiner einfachen, reinen, seelenvollen Sprache. Wer diese Dramen las oder die Gedichte Geibels und Dingelstedts, oder die Prosa der Brüder Grimm, Rankes, Dahlmanns, Schellings, der mußte freudig erkennen, daß die frische Lebenskraft der jüngsten und bildsamsten Kultursprache weder unter der Jätelust der urteutonischen Sprachreiniger, noch unter der fremdbrüderlichen Ziergärtnerei der Jungdeutschen ernstlich gelitten hatte. Alle diese Schriftsteller schrieben gut deutsch, keiner dem andern gleich, und in der Freiheit des individuellen Stils lag unsere Stärke. Die straffen Saiten der alten herrlichen Goldharfe gaben noch vollen Klang, sie harrten immer nur des Meisters, der sie spielen konnte. Mit gerechtem Stolze rief Rückert unserer Sprache zu:

Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen
Bis der letzte Wipfel barst.
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du die du warst. —

Die Poesie bleibt allezeit die eigentlich nationale Kunst. Wie ihre Sprache nur von den Volksgenossen ganz verstanden wird, so schöpft auch der Dichter die Ideale für sein bewußtes Wirken geradeswegs aus dem Leben seines eigenen Volks; alle großen christlichen Nationen, wie Vieles sie auch dem Gedankenaustausche mit dem Auslande verdanken mochten, haben sich ihre klassische Dichtung wesentlich aus eigener Kraft geschaffen, auf sehr verschiedenen Altersstufen, manche in Zeiten da die anderen Völker sämtlich brach lagen, aber alle dann wenn ihnen die eigene Seele frei und reich ward. Das Gemüt ist national, Ohr und Auge sind Weltbürger. Die großen Epochen der Musik und der bildenden Künste, Gotik, Renaissance, Barock und Zopf gehören, trotz der Mannigfaltigkeit der nationalen Stile, allen

Kulturvölkern an; aus der Gemeinsamkeit der Sitten und Trachten, des Verkehrs und der Weltverhältnisse bildete sich jedes Jahrhundert bestimmte Tonempfindungen und Formentypen aus, denen sich keine Nation ganz entziehen konnte. Und dieser weltbürgerliche Zug der bildenden Künste verleugnete sich auch nicht in dem neunzehnten Jahrhundert, das unstet suchend, hastig schaffend seinen eigenen Stil niemals recht zu finden vermochte. Der erhabene Idealismus der einst unter den deutschen Malern in Rom zuerst erwacht war, hatte auch die französische Kunst nicht unberührt gelassen; doch schon nach zwei Jahrzehnten — so schnell, daß die Kunststile dieses unruhigen Zeitalters fast wie Moden erschienen — begann von Frankreich her der Rückschlag.

Cornelius und seine Schüler hegten einen hocharistokratischen Stolz, der sich in diesem demokratisierten Jahrhundert nicht auf die Dauer behaupten konnte, sie betrachteten die Kunst als eine vom gemeinen Alltagsleben ganz abgetrennte Welt der Ideale, als einen Tempel, den niemand mit unheiligen Sohlen, niemand ohne stille Sammlung betreten sollte; und wie sie in ihrem eigenen Schaffen die Technik gering schätzten neben der poetischen Erfindung, so fühlten sie sich auch hoch erhaben über allem Kunsthandwerk, während doch in wahrhaft schönheitsfrohen Zeiten die Kunst allgegenwärtig wirkt, durch Schmuck und Gerät das Leben jedes Hauses verklärt. In Frankreich war das Kunstgewerbe nie so gänzlich zerstört worden wie in dem verarmten Deutschland, und nicht zufällig geschah es, daß dort die Malerei zuerst wieder versuchte, die Natur in jedem Zuge sorgsam nachzubilden, durch Farbenreiz das Auge zu entzücken. Auch in der Literatur aller Länder bekundete sich dieser der Grundstimmung der neuen Zeit entsprechende realistische Drang mächtig, nur daß ihn die Dichter nach ihrer nationalen Eigenart, in sehr verschiedenen Formen ausgestalteten. Der Malerei aber dienten die französischen Koloristen unmittelbar zum Vorbilde. Schon die Düsseldorfer Malerschule, die zuerst dem Idealismus der Cornelianer schüchtern entgegentrat, lernte

viel von den Franzosen, und noch mehr verdankten ihnen die Belgier. Dort an der Schelde begann die bildende Kunst in derselben Zeit wieder aufzublühen als das Land sich von der holländischen Herrschaft losriß; und da das zweisprachige Volk eine nationale Dichtung nie erlangen konnte, der flamische Dichter Hendrik Conscience doch nur für die Flamen schrieb, so hegten und pflegten alle Belgier im schönen Wetteifer ihre junge farbenreiche Malerei als die nationale Kunst: sie sollte die neu gewonnene Unabhängigkeit des Landes gleichsam geistig vor Europa rechtfertigen. Im Jahre 1843 machten zwei wirksam gemalte belgische Historienbilder, von Gallait und de Biefve, die Runde durch Deutschlands Städte und wurden überall unmäßig bewundert; an dieser Kraft der Farbe, an dieser naturgetreuen Charakteristik, so hieß es allgemein, sollte die deutsche Kunst sich ein Beispiel nehmen. Um dieselbe Zeit ward auch der größte der neufranzösischen Maler, Paul Delaroche den Deutschen näher bekannt durch sein lebensvolles Bild Napoleon in Fontainebleau. Die deutschen Kunstgelehrten, denen die spröde Strenge des alten Idealismus noch im Blute lag, stritten sich ernsthaft über die Frage, ob es auch ästhetisch erlaubt sei, daß dieser Cäsar, der nach langem Fluchtritt erschöpft und verzweifelnd auf dem Stuhle saß, wirklichen Schmutz an seinen Reitstiefeln trug. Die unbefangenen Beschauer aber dankten dem fremden Künstler, daß er ihnen das Große und Furchtbare so menschlich nahe brachte. Es war nicht anders, die Augen der Menschen begannen sich zu verwandeln, sie verlangten nach sinnlicher Wahrheit, nach natürlicher Kraft, nach lebendigem Können und fühlten sich beleidigt, wenn ihnen die künstlerische Idee formlos entgegentrat.

Zu so ungünstiger Zeit betrat Cornelius den feindlichen Boden Berlins. Sein Abgang war für München ein unersetzlicher Verlust. Mochte auch der grollende Wittelsbacher trotzig sagen: „ich, ich der König bin die Kunst in München" — es ergab sich doch bald, daß fast allein die herrische Persönlichkeit des großen Malers die Künstlergemeinde zusammengehalten

hatte. Bald nach ihm verließen mehrere andere namhafte Künstler die Isarstadt; Zersplitterung und Mißmut zeigten sich überall; und es währte sehr lange, bis die Münchener Künstler das stolze Gefühl einer großen historischen Bestimmung, das Cornelius ihnen erweckt hatte, einigermaßen wiederfanden. Aber auch der Meister selbst erlebte schmerzliche Enttäuschungen, bald nachdem er beim Scheiden den Gegnern stolz zugerufen hatte:

Ich eile auf dem Hippogryph davon.
Melkt nur die Kuh! Ich gönn' Euch das Vergnügen.

Gleich das erste Werk, mit dem er sich in seinem neuen Wohnsitz einführte, das abscheulich gemalte Ölbild: Christus in der Vorhölle befremdete die Berliner, die an monumentale Malerei noch nicht gewöhnt waren und sich eben jetzt für die neuen belgischen Koloristen begeisterten. Als sodann jüngere Künstler unter seiner Oberleitung die Schinkelschen Fresken in der Vorhalle des Museums ausmalten, da konnten auch Unbefangene die Schwächen dieser in Ideen und theoretischen Programmen schwelgenden Kunstweise nicht mehr ableugnen. Die hochpoetischen Bilder der aus dem Chaos aufsteigenden Weltkräfte, der dem Himmelslichte zustrebenden hellenischen Kultur, wie entstellt erschienen sie hier durch grobe Verzeichnungen und falsche Farben; wo war hier jener entsagende Künstlerfleiß, den einst der ungestüme Michelangelo betätigt hatte, als er die gewaltige Decke der sixtinischen Kapelle geduldig mit eigenen Händen malte? Wahre Freude konnte das tiefsinnige Werk nur dann erregen, wenn einmal abends bei festlicher Beleuchtung der prächtige Farbenteppich zwischen den hohen Säulen phantastisch herausstrahlte und die Mängel der einzelnen Gestalten in dem unsicheren Lichte verschwanden. Unterdessen zeichnete Cornelius an den Kartons für den nie vollendeten Campo Santo und beschämte seine Neider, indem er rastlos wie ein Jüngling an sich selber arbeitend, auch die Formen immer sicherer zu beherrschen lernte. So mächtig hatte sich sein Genius noch nie offenbart wie jetzt in der dämonischen, zermalmenden Furcht=

barkeit der apokalyptischen Reiter oder in der Majestät des strafenden Erzengels auf den Trümmern Babels.

Die alten Getreuen in Rom und München jauchzten ihm zu, so oft er ein Bruchstück seines großen Werks vor ihnen ausstellte. In Berlin blieben die Meinungen immer geteilt; und allerdings verstieg sich der Meister, als jede Hoffnung auf die malerische Vollendung seiner Entwürfe verschwand, zuletzt in eine erhabene Gedankenkunst, die, überreich an poetischer Erfindung, doch nur ihm selber angehörte. Ganz aus seinem persönlichen Gefühle heraus schuf er ein Epos mit eingeflochtenen Chorgesängen, das über die Grenzen aller überlieferten Kunstgattungen verwegen hinwegschritt. Seine warmen Bewunderer Rauch und Rietschel verlangten beide, er sollte die schönen Gruppenbilder von den Seligsprechungen nicht in Farben ausführen lassen, sondern als Reliefs in weißem Marmor; und die beiden großen Bildhauer wußten doch genau, daß gerade das Relief der strengsten plastischen Formen bedarf und allen malerischen Reiz verschmähen muß. So stand Cornelius bald einsam in der verwandelten Welt; das Publikum „das mit gleichem Appetit Häcksel und Ananas frißt“ hatte er von jeher verachtet und zu einem der neuen Koloristen sagte er kurzab: Sie haben vollkommen erreicht was ich mich mein Leben lang sorgfältig zu vermeiden bemüht habe. Als der Freund zweier Könige war er durch das Leben geschritten, und unbefangen, wahrlich nicht um zu schmeicheln setzte er die Bildnisse der preußischen Königsfamilie in sein Gemälde von der Erwartung des jüngsten Gerichts; die Gesalbten des Herrn sollten das Leben der Menschheit leiten bis dereinst der letzte aller Könige seine Krone in die Hände des Gekreuzigten niederlegte. Er wollte es nicht anders wissen, und ganz unbegreiflich blieben ihm die Ideen der Volksherrschaft, die jetzt über die Welt hereinbrachen.

Wieviel leichter verstand Kaulbach sich in die neue Zeit zu finden, der Vielgewandte, der kurz vor der Revolution nach Berlin berufen wurde, um für das Treppenhaus des Neuen Museums Kolossalbilder aus der Geschichte der Menschheit zu

malen. Seiner virtuosen Gewandtheit gelang es, die schon erkaltende Teilnahme für das Kolossale noch einmal zu beleben und ein volles Jahrzehnt hindurch blieb er, den Meister ganz verdunkelnd, der Lieblingskünstler der Berliner. Der unbefangene Tiefsinn der alten italienischen Historienmalerei, die den Geist der Vergangenheit einfach in den großen Taten großer Menschen künstlerisch auszugestalten suchte, erschien dem vielbelesenen Monarchen zu schlicht. Nicht der Wille und die Tat, sondern die Idee war ihm der Inhalt des historischen Lebens; er erging sich gern in geschichtsphilosophischen Betrachtungen, die er ohne es selbst zu ahnen doch dem gescholtenen Hegel verdankte, und in diesem Sinne sollte auch Kaulbach den Ideengehalt der Geschichte durch große symbolische Bilder darstellen. Die beiden ersten und schönsten dieser mächtigen Entwürfe, die Hunnenschlacht und die Zerstörung Babylons, zeigten noch die geschlossene Einheit einer dramatischen Handlung, die späteren nur ein verwirrendes Durcheinander geistreicher Einfälle, bei denen sich der grübelnde Verstand allerhand denken mochte. Es war eine gelehrte Kunst, so alexandrinisch wie der unglückselige Bau des Neuen Museums selber, ganz begreiflich nur mit Hilfe wissenschaftlicher Kommentare, und doch dem Durchschnittsmenschen verständlicher als Cornelius' Kartons; denn hier fühlte sich niemand bedrückt durch die Übermacht religiöser Begeisterung, hier redete überall ein ganz moderner, liberal aufgeklärter Geist, der, kühl bis ans Herz hinan, die Gestalten des Altertums, des Mittelalters, der Renaissance mit der gleichen Leichtigkeit aus dem Ärmel schüttelte und in den Bildern der erlösten, aus Babels Zwingburg fröhlich ausziehenden Völker auch den Freiheitsdrang der neuen Zeit unmittelbar zu befriedigen wußte.

Besonders glücklich gelangen ihm erhabene allegorische Einzelfiguren, wie die Sage; die Gestalten der historischen Gruppenbilder dagegen wurden allmählich, da sie ja allesamt kein persönliches Leben führten, sondern nur Ideen darstellten, so schablonenhaft, daß man jedes Geschöpf der Kaulbachschen Muse an dem süßlich verzogenen Munde, der immer einem

liegenden Paragraphenzeichen glich, sofort erkennen konnte. Das alles aber war flott, frisch, wirksam gemalt; die Fruchtbarkeit des Künstlers schien unerschöpflich, die elegante gedämpfte Färbung der Wasserglasmalerei behagte dem modernen Geschmacke mehr als die Strenge des Fresko. Die Fülle der feinen Beziehungen und Anspielungen in diesen geschichtsphilosophischen Gemälden gab reichen Stoff für das überbildete Geschwätz, das an der Spree geistreich hieß; der Berliner fühlte sich so grundgescheit, wenn er in der unmöglichen Gruppe der friedlich aus dem brennenden Jerusalem hinwegflüchtenden Christen eine große Idee entdeckte oder in dem Shakespeare auf dem Bilde des Reformationszeitalters das Gesicht eines bekannten Kunstkritikers wiedererkannte.

Mancher Zug in Kaulbachs Charakter erinnerte an Heine oder Voltaire. Den deutschen Dichter überragte er freilich weit durch seine mächtige Gestaltungskraft; hinter dem Franzosen stand er zurück, weil er nicht wie dieser die nationale Bildung eines reichen Jahrhunderts in sich verkörperte, sondern nur eine flüchtige Erscheinungsform unserer liberalen Aufklärung. Der Schelm aber saß ihm stets im Nacken, er blieb immer der Künstler des Reineke Fuchs, der lebenskluge Menschenkenner und Menschenverächter. Auch in diesen Jahren, da alle Welt seine idealen Geschichtsbilder anstaunte, bekundete sich sein Talent immer am stärksten und eigentümlichsten, wenn er in kleinen übermütigen humoristischen Zeichnungen, die sich oft kaum vor das Vaterauge der Sittenpolizei hinauswagen durften, die Sinnlichkeit und die Narrheit der Welt verhöhnte. Leider hielt sich dieser satirische Drang nicht immer in seinen natürlichen Schranken. Als König Ludwig ihm die Außenwände der Neuen Pinakothek zur Bemalung übergab, da konnte Kaulbach der Versuchung nicht widerstehen, die gesamte neue Münchener Kunst, die doch seine eigene Mutter war, grausam zu verspotten und beleidigte das künstlerische, wie das sittliche Feingefühl durch die widerliche Geschmacklosigkeit kolossaler Karikaturen.

Mit wachsendem Widerwillen verfolgte Cornelius das ganz

moderne Schaffen dieses abtrünnigen Schülers, und tief mußte es ihn wurmen, daß die monumentale Malerei, die er immer für die wahrhaft deutsche Kunst erklärt hatte, in allen diesen Jahren nur noch einen hochbegabten Jünger fand: den Rheinländer Alfred Rethel, der sich ganz unabhängig, mehr durch Dürer und Holbein als durch moderne Meister belehrt, zum Historienmaler hohen Stils herangebildet hatte und in seinen Kartons zur Geschichte Karls des Großen, tiefsinnig wie Cornelius, aber ohne jede symbolische Zutat, einfach die Männer und die Waffen selber reden ließ. Die Majestät ruhiger Männerschönheit verstand Rethel ebenso lebendig darzustellen wie den teuflischen Reiz der Sünde. Nur der ausdrückliche Befehl des Königs ermöglichte ihm, diese herrlichen Bilder im Aachener Rathaussaale auszuführen; der Stadtrat der alten Karolingerstadt — zu solchem Wahnsinn hatte sich der kirchliche Haß seit dem rheinischen Bischofsstreite schon gesteigert — wollte die gegebene Zusage zurücknehmen, weil der mitten im alten „Reiche von Aachen" geborene Künstler zufällig Protestant war, was man seinen Gemälden doch nirgends anmerkte.

Mittlerweile zog einer der treuesten Schüler von Cornelius, Julius Schnorr von Carolsfeld aus München hinweg, nachdem er noch den Zyklus seiner Nibelungenbilder vollendet hatte — dann immer glücklich, wenn ihm der ewig drängende König Ludwig einmal erlaubte, die üblen Gewohnheiten der verrufenen Münchener Eilkunst zu verlassen und seine großgedachten Entwürfe gründlich durchzubilden. Da ihm jetzt, in der sächsischen Heimat kein monumentales Gemälde mehr aufgetragen wurde, so begann er an dem lang vorbereiteten Unternehmen zu arbeiten, das allein unter allen Werken der Cornelianer sich die Gunst des Volks erwerben, diese hocharistokratische Kunst dem Verständnis der Massen näher bringen sollte: an seiner „Bibel in Bildern". Ganz durchdrungen von dem Schillerschen Gedanken der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts wollte er in kräftigen frischen Zügen dem Volke die heilige Weltgeschichte vor das Auge führen; der Holzschnitt galt ihm

als ein Freskobild im kleinen, als eine Kunstform, die dem Zeichner erlaubte, sich an die großen Grundzüge der Handlung zu halten, und nach der Weise der alten Italiener gab er seinen heiligen Gestalten, den Realismus der malerischen Reisebeschreiber verschmähend, in Gewand und Gesicht den idealen, „urweltlichen" Charakter, der sie nicht als Semiten, sondern als Träger allgemeingültiger, menschlicher Empfindungen erscheinen ließ. So entstand in langen Jahren ein echtes Volksbuch, erhaben zugleich und gemeinverständlich, unverkennbar protestantisch und doch nach deutscher Art im Geiste des allgemeinen Christentums gehalten, das schönste Vermächtnis, das die alte idealistische Kunst in ihrem Niedergange noch unseren Mittelständen hinterlassen hat.

Schwind, der dem alten Meister immer die Treue bewahrte, wußte doch als begeisterter Musiker sehr wohl, daß jeder nur singen kann, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und gestaltete sich aus den deutschen Märchen und Sagen seine eigene klassisch-romantische Bilderwelt. Auch Friedrich Preller in Weimar, des alten Goethe jüngster Schüler, war ein abgesagter Feind der neuen realistischen französischen Kunst, die von außen nach innen gehe, während der rechte Deutsche von innen nach außen wirken müsse. Auch er ging seine eigene Bahn; ihn entzückte die ideale Landschaft, die er stets als ein Ganzes, durch den Aufbau und den Fluß der Linien wirken ließ; zugleich verstand er der nackten menschlichen Gestalt so einfach kräftige, klassische Formen zu geben, wie nur sein Freund, der große Zeichner Genelli. Als er in Unteritalien die Stätten der Wanderfahrt des Odysseus durchzog, da bevölkerte seine Phantasie ganz von selbst Felsen, Wald und Meer mit den Bildern der homerischen Helden, die er sich nur in der feierlichen Größe dieser Natur denken konnte, und in mannigfachen Entwürfen bereitete er schon sein Lebenswerk vor, den Zyklus der erhabenen odysseischen Landschaften.

Selbst an dem Stilleben der Düsseldorfer gingen die Kämpfe der Zeit nicht spurlos vorüber. Wie schnell war doch Wilhelm Schadow zum kirchlichen Parteimanne geworden, der Liebens-

würdige, der früherhin so vielen grundverschiedenen Talenten als verständnisvoller Lehrer die Wege geebnet hatte. Jetzt vergiftete pfäffischer Haß alles Leben am Rhein. Da der tapfere Lessing unbeirrt fortfuhr, die Helden der Reformationszeit in kräftigen historischen Bildern zu verherrlichen — immer lebendig und feurig, aber niemals mit bewußter Parteilichkeit — so entstanden bald häßliche Zerwürfnisse in der fröhlichen Kumpanei des Düsseldorfer Malkastens. Die neuen Nazarener scharten sich um Schadows Panier. Zu ihnen zählte Deger und manche andere begabte Künstler, die in den Fresken der Remagener Apollinariskirche viel Gefühl und viel technisches Geschick bekundeten; aber in allen ihren Werken verriet sich die beschränkte Einseitigkeit eines Sektengeistes, der dem freien deutschen Gemüte niemals zugesagt hat, und der neue Düsseldorfer Verein zur Verbreitung religiöser Bilder bemühte sich grundsätzlich, eine katholische, den Ketzern unverständliche Kunst zu fördern. Bei allem Zwist ging dem munteren Düsselvölkchen der Humor nicht aus; das zeigten Hasenclevers derblustige Bilder von den Weinproben der rheinischen Schoppenstecher. Am letzten Ende gereichte der notwendige Streit der Düsseldorfer Schule zum Heile, er bewahrte sie vor Erstarrung. Außerhalb der Akademie Schadows entstanden fortan selbständige Malerwerkstätten. In ihnen wuchs nach und nach ein neues Geschlecht heran: Genremaler, die nicht ewig die taubenrunden und taubenfrommen altdüsseldorfischen Jungfrauengesichter malen, Landschafter, die nicht allezeit denselben Mondschein über denselben rheinischen Burgen erglänzen lassen wollten; sie freuten sich alle an der Farbenkraft und der lebendigen Charakteristik der belgisch-französischen Nachbarn. Die Jugend glaubte nicht mehr an den Kernspruch Genellis: „der Fisch gehört ins Wasser, der Künstler nach Rom.“ Hatte doch Lessing selbst den Boden Italiens nie betreten. Man begann zu ahnen, daß die Formenwelt des Südens jetzt nach so langem innigem Verkehre jedem ernstlich gebildeten deutschen Maler in Fleisch und Blut gedrungen sein mußte und nunmehr eine ganz selbständige nordische Kunst möglich war.

Unterdessen bewies ein bescheidener, lange kaum beachteter Meister, daß auch in dieser bildungsstolzen Zeit die volkstümliche Kunst mit einfachen Mitteln große Erfolge erringen konnte. Ludwig Richter war in dem stillvergnügten Philistertum einer armen Vorstadt Dresdens aufgewachsen, in einer Welt von kleinbürgerlichen Originalen; die engen Verhältnisse bedrückten den kindlich frommen, genügsamen Jüngling wenig; war doch die Natur so reich und mild im heiteren Tale der Elbe, und wie wonnig ließ es sich träumen unter den Zweigen des alten Birnbaums im Garten, vor den üppigen Rosenbeeten. Nachher zu Rom schloß er Freundschaft mit Koch und seinem Landsmanne Schnorr und versuchte sich in dieser strengen Schule an dem hohen Stile historischer Landschaften; als er aber dort einmal gedrängt wurde, rasch aus dem Kopfe ein Bild zu entwerfen, da zeichnete er unwillkürlich eine Schar sächsischer Landleute, die mit ihren Kindern am Sonntag durchs hohe Korn zur Kirche zogen. Es war die Stimme des Herzens, die Ahnung seines Lebensberufes.

Als er dann wieder daheim im bescheidenen glücklichen Hause saß, da fühlte er bald, daß ihm das schlichte Bürgerkind, die deutsche Landschaft doch viel traulicher zum Gemüte redete als die stolze Königstochter des Südens, und er begriff, warum der Welsche im Walde auf dem Bauche liegt, der Deutsche auf dem Rücken. Die Heimat mit ihrem Kleinleben ward ihm immer lieber, und er begann nunmehr für den Holzschnitt zu zeichnen — eine echt deutsche Kunstweise, die einst in Dürers Tagen weit tiefer als die Malerei auf unser Volk eingewirkt hatte, dann lange ganz vergessen und endlich in England zuerst wiederbelebt, neuerdings auch in Deutschland wieder tüchtige Vertreter fand. Naiv, wie er immer blieb, wendete er sich also von der großen zur kleinen Kunst, vom Erhabenen zum Schlichten, ohne sich's träumen zu lassen, daß diese Wendung doch durch die veränderte Zeitstimmung mitbedingt war. Ihm war die Kunst „ein wunderschöner Engel, der die Menschen, die eines guten Herzens sind, auf sonnige und blumige Stellen führt", und mit seliger Freude

schilderte er nun auf unzähligen Blättern das Treiben seines Volks: Studenten und Handwerksburschen, das Lebkuchenhäuschen des Volksmärchens und die frierenden Kinder, die auf dem Dresdener Striezelmarkte ihre aus Backpflaumen geformten Schornsteinfeger verkaufen, vor allem doch das Glück des Hauses: den Weihnachtsbaum, die Punschbowle des Silvesterabends und die dampfende Kartoffelschüssel — was jeder kennt und jeder erlebt hat.

Überall Glück und Frieden, auch ein Zug von jenem warmherzigen Spenerschen Pietismus, der unter den Stillen im kursächsischen Lande noch fortlebte; niemand hätte erraten, daß Richter katholisch erzogen war und erst als Mann, dann freilich mit andächtigem Entzücken, die unverfälschte Bibel kennen gelernt hatte. Die drolligen Philister seiner Heimat gelangen ihm immer, auch die Weiber und Kinder, die Engel und die Gnomen, seltener die kräftigen Männer, nun gar an die Heldengestalten unserer erhabenen Dichtung durfte er sich nicht heranwagen; das Kostüm beachtete er wenig, aber gern stellte er seine unschuldigen Menschen mitten hinein in eine anmutige Landschaft oder ließ den Rauch aus dem Schornstein des befriedeten Hauses sich hell abheben vom dunklen Tannenwalde dahinter. Der Beifall wuchs; in den fünfziger Jahren lagen Richters Holzschnitte fast auf jedem deutschen Familientische, strenge Kunstgelehrte schrieben Abhandlungen über seine Entwicklung, die Sammler drängten sich um jedes Blatt, das er irgend einmal für ein Kommersbuch, einen Volkskalender, eine Märchensammlung gezeichnet hatte. So lebte er von Haß und Neid ganz unberührt, ein geliebter Hausfreund seines Volks, und noch im hohen Alter schritt er täglich, froh bewegt, seines Gottes voll, hinauf nach dem Waldrande über seinem Loschwitzer Weinbergshäuschen, um sich der lieblichen Landschaft zu erfreuen. Er bemerkte nicht mehr, daß noch bei seinen Lebzeiten der Kunstgeschmack dieses rastlosen Jahrhunderts sich schon wieder veränderte. Das Geschlecht, das sich an Richters frommer Einfalt erbaute, war reich an literarischen und politischen Gedanken, doch in seinen Lebensgewohn-

heiten noch sehr bescheiden; nachher wuchsen mit dem Wohlstande die Genußsucht, die Ansprüche an das Leben, der Drang nach sinnlicher Fülle des Daseins, und die verwandelte Zeit begann den unschuldig gemütlichen Idealismus langweilig und leer zu finden. Die Freude an Richters Holzschnitten verschwand zusehends — für lange, vielleicht für immer; denn in dem launischen Geschmackswechsel eines übersättigten Zeitalters können wohl elegante Kunstwerke, wie die so lange mißachteten Gemälde Watteaus wieder zu Ehren kommen; die genügsamen Menschen aber, die sich an den Kinderbildern des Dresdener Zeichners ergötzten, kehren so leicht nicht wieder.

Über die idealistischen Anfänge unserer neuen Malerei sagte Schnorr einst: Wir hatten damals vollauf zu tun um nach den Grundanschauungen der alten großen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts wieder arbeiten zu lernen; „es war uns unmöglich alles auf einmal zu leisten, und wir glaubten die Weiterführung, namentlich die Ausbildung der Technik in demselben Geiste, den Nachkommenden überlassen zu können." Aber alle Kunst ist Können, sie darf die Technik nicht als ein Beiwerk ansehen, das auch wegbleiben kann. Unsere Malerei bedurfte eines Künstlers, der, kräftiger als die Düsseldorfer, mit unerbittlichem Ernst, mit der Hand und dem Herzen zugleich die Wahrheit, nichts als die Wahrheit suchte und doch durch poetische Erfindsamkeit so hoch stand, daß ihn niemand wie einen Handwerker geringschätzen durfte. So, als ein Bahnbrecher des starken, mannhaften Realismus trat plötzlich Adolf Menzel auf, ein Schlesier, der schon seit seinen Jugendtagen, von Wenigen gewürdigt, in Berlin einen harten Lebenskampf bestanden hatte. Italien kannte er nicht, und von den lebenden deutschen Meistern hatte keiner tief auf ihn eingewirkt, nicht einmal der preußische Soldatenmaler Franz Krüger. Ganz selbständig schritt er seines Wegs, scharf um sich schauend in die wirkliche Welt, und sagte „den Schönheitsschwärmern" ruhig: „Man muß gar nichts verlangen, dann wird man in allerwege überrascht."

Als im Jahre 1839 die Geschichte Friedrichs des Großen

von dem Kunsthistoriker Franz Kugler mit Menzels Zeichnungen erschien, da mochte die deutsche Wissenschaft wohl beschämt die Augen niederschlagen. Seit dem alten Archenholtz hatte sich kein namhafter Historiker mehr an den reichen Stoff herangewagt. Kugler selbst bot im Text nur eine muntere, wenig durchgeistigte Erzählung. Wie unwiderstehlich hingegen sprach aus diesen Holzschnitten das innerste Wesen einer großen Zeit. Schlachten und Hoffeste, Heldenzorn und Heldennot, Zerstörung und Siegesfreude, die ganze gewaltige Entwicklung des Königs selbst von den stürmischen Jugendtagen an bis zu der Zeit, da er beim Ende des sechsten Kriegsjahres noch am Rande des Abgrunds als kühner Fechter stand und wieder bis zu den letzteren finsteren Jahren der einsamen Größe — das alles erschien hier in so überwältigender Wahrheit, daß Alexis' patriotische Romane daneben doch ganz verschwanden. Mit einem Male war das Werk da, und jeder treue Preuße, der sich darein versenkte, fragte unwillkürlich: warum ist es nicht immer da gewesen? Kein anderes Volk besaß ein solches nationales Erinnerungsbuch, das in seiner bescheidenen Gestalt in jedermanns Hände gelangen konnte und doch an tiefem historischem Gehalt so reich war wie die großen Doelen- und Regentenstücke der alten Niederländer. Und welch ein ungeheurer Fleiß verbarg sich hinter diesen kleinen Blättern. In sorgsamen Studien war der Abstand der Uniformknöpfe wie die Länge des Metallbeschlags an den Offiziersstöcken bis auf den Zoll vorher ausgemessen, und nachher erschien das peinlich Erforschte doch in voller künstlerischer Lebendigkeit. Der Künstler wußte, daß alle wahrhaftige Geschichte grelle Farben trägt; er ließ sich's nicht verdrießen selbst den Regimentsprofoßen durch sein hartes Tagewerk hindurch zu verfolgen und bildete ihn ab, wie er die Spießruten schneidet für die Strafen des nächsten Morgens.

Vier Jahre nachher wurde die akademische Prachtausgabe der Werke Friedrichs vorbereitet; da verstand es sich schon von selbst, daß nur Menzel den Auftrag zur Ausführung der zweihundert Vignetten erhalten konnte. Dem Monarchen aber war

offenbar nicht recht geheuer bei dem Realismus und der kriegerischen Kraft dieser friderizianischen Bilder; er besprach sich niemals mit dem Künstler, ließ sich niemals einen Entwurf vorlegen, obgleich er doch sonst so gern in der Kunst dilettierte. Während der sechsjährigen Arbeit erhielt Menzel vom Hofe nur die einzige Weisung, daß keine Vignette die Höhe von 12 Zentimetern überschreiten dürfe. So konnte er, gleich den Meistern unseres sechzehnten Jahrhunderts, die glückliche Freiheit des Holzschnittes ausgiebig benutzen und, wie jene, auf losen Blättern den ganzen Reichtum seiner Gedanken und Erfindungen entfalten; die dem entschlossenen Realismus immer drohende Gefahr der Überschreitung der Kunstgrenzen war ja in dieser fast schrankenlosen Darstellungsform nicht zu fürchten, und die Holzschneider Unzelmann, Vogel, Müller beherrschten die Technik schon so sicher, daß sie jeder Kühnheit des Zeichners zu folgen vermochten. Die Bilder, mit denen er Friedrichs philosophische Aufsätze schmückte, verrieten deutlich, daß er selbst dem königlichen Freigeiste weit näher stand als dem romantischen Nachfahren. Weibliche Anmut und gemütliche Beschaulichkeit lockten ihn nicht; sein Gebiet war das Denken und Schaffen der Männer. Durch seinen Stoff ward er tief in die Formenwelt des Barock- und Rokokostils eingeführt; er liebte sie ohne je in ihr unterzugehen; und wenn er an den Eingang der Geschichte Friedrichs das Bild des Schlüterschen Kurfürstendenkmals mit dem alten Schlosse dahinter setzte, so war damit ebensosehr ein ästhetischer wie ein historischer Gedanke ausgesprochen. Auch die reiche Kleinkunst dieser allzu hart gescholtenen Zeit brachte er durch seine Zeichnungen zuerst wieder zu Ansehen.

Eine Schule zu bilden liegt nicht in der Neigung solcher starken, stolzen, durchaus eigenartigen Naturen; aber Menzels stille, mittelbare Wirksamkeit war ungeheuer, wenngleich sie sich erst langsam offenbarte. Als er nachher mit der Tafelrunde von Sanssouci die Reihe seiner großen Gemälde begann und darauf wieder, wie in seinen frühesten Jugendarbeiten, mitten hineingriff in das Leben der nächsten Gegenwart, da konnte niemand mehr

an seinen Werken vorübergehen; jeder Künstler sah sich gezwungen einmal in diesen scharfen Spiegel zu schauen und sich zu fragen, ob er auch selbst noch wahr sei. Also brach für die deutsche Malerei eine neue Zeit an, reich an Erfolgen, späterhin auch reich an Verirrungen. Ganz deutsch in seinen Stoffen wie in seinen Empfindungen errang sich Menzel weit mehr, als es einem der alten Idealisten je gelungen war, die Bewunderung auch des Auslands; denn der Drang nach Lebenswahrheit, dem er einen so mächtigen Ausdruck gab, beherrschte die Gefühle des ganzen Zeitalters.

Dasselbe Jahr, das Menzels Friedrichsbuch erscheinen sah, brachte auch der Bildnerkunst eine folgenreiche Entscheidung. Schon seit zwei Menschenaltern wurde in Berlin der Plan eines Denkmals für den großen König hin und her erwogen. Tassaert und Schadow, Schinkel und Rauch hatten in Vorschlägen gewetteifert, in der Mannigfaltigkeit dieser Pläne spiegelte sich der Wandel der Kunstempfindungen eines suchenden Jahrhunderts treulich wider. Als Rauch endlich mit der Ausführung beauftragt wurde, da sah er alsbald, daß Friedrichs stolze Wahrhaftigkeit sich mit klassischem Pomp sogar noch weniger vertrug als die schlichte Größe der Feldherren des Befreiungskrieges. Den alten Fritz, dessen Gestalt noch in aller Gedächtnis lebte, auf eine Trajanssäule stellen oder in einen Tempel oder als Triumphator auf eine Quadriga, wie noch Schinkel vorgeschlagen hatte, das hieß das Volksgefühl beleidigen; und von der volkstümlichen Wirksamkeit der Kunst war Rauch ebenso tief überzeugt wie sein Liebling Rietschel, der dem Meister ermutigend schrieb: vom Volke begriffen werden, es erheben, begeistern, hierdurch erhält ein Kunstwerk die wahre Autorität. Auf Rauchs Antrag genehmigte der alte König ein halbes Jahr vor seinem Abscheiden die Errichtung eines großen Reiterstandbilds; es war die letzte gute Tat, die der anspruchslose und doch so still sinnige Mäcenas der deutschen Kunst erwies. Enthusiastisch ging der Nachfolger auf den Gedanken ein; er erlaubte, den Plan zu erweitern, am Sockel des Königsstand-

bilds den ganzen Heldenkreis der friderizianischen Zeiten in mächtigen Erzgestalten darzustellen und suchte dem Meister selbst bei der Komposition zu helfen. Künstler, Gelehrte, Offiziere wurden befragt, wer einen Platz auf dem Sockel verdiene. Die langwierigen Verhandlungen erschienen fast wie ein historischer Familienrat des preußischen Volks; man empfand die Macht einer noch in der Gegenwart fortwirkenden großen Geschichte, alle die alten Soldatengeschlechter setzten ihren Stolz darein, daß ihre Ahnen auf dem nationalen Ehrendenkmal nicht fehlen sollten.

Das geistvolle, dem Maler so willkommene Gesicht des großen Königs ließ sich unbeschattet vom Bildhauer kaum darstellen, da der Ausdruck ganz in den mächtigen Augen lag und das Profil nur zwei scharfe Linien zeigte. Darum mußte Rauch den Kopf Friedrichs mit dem Hute bedecken, wie die Hellenen den Zwiebelkopf ihres Perikles unter dem Helme verbargen. Als eine Erinnerung gleichsam an die früheren antikisierenden Entwürfe blieb nur der schwere Krönungsmantel, der dem Herrscher um die Schultern geschlagen zu dem Dreispitz, dem Krückstock, der Uniform wenig stimmte. Streng in der Tracht der Zeit wurden die Bildwerke des Sockels gehalten: die vier Reitergestalten der ersten Heerführer des Königs aus den Ecken hervorsprengend, dazwischen die dichte Schar der Generale, auf der Rückseite auch die Staatsmänner und Denker. Welch eine Zumutung an den greisen Künstler, der soeben noch in der hellen Schönheit seiner Walhalla-Viktorien geschwelgt hatte, „diese sämtlich von einem Friseur mit gleicher Lockenzahl über dem Ohr frisierten Menschen“ mit ihrer häßlichen Tracht zu bekleiden; er fühlte sich zuweilen „geistig fertig.“ Doch sein eiserner Wille hielt stand bei der ungeheueren Arbeit. Jedem der Köpfe, die er zumeist nur aus schlechten Bildnissen kannte, verstand er ein kräftiges persönliches Leben einzuhauchen; die bald ganz frei, bald halbrund, bald flach aus dem Sockel heraustretenden Gestalten ordnete er so glücklich hinter- und nebeneinander, daß die Überzahl der Arme und Beine verdeckt blieb; die ruhige Gruppe der Männer

des Friedens hob sich wirksam ab von den bewegteren der Kriegshelden. Das Werk reichte an die Majestät des Schlüterschen Kurfürstenstandbildes nicht ganz heran und erschien etwas steif durch den allzu hohen Aufbau; aber in diesem Jahrhundert war der deutschen Bildnerkunst noch nie eine so großartige Schöpfung gelungen. Leider konnte das Denkmal erst nach der Revolution enthüllt werden, vor einem verstimmten Geschlechte, das dem unglücklichen Könige für nichts mehr danken wollte.

Gleich dem Meister wendete sich auch sein liebevoller Johannes, Ernst Rietschel, ohne die klassische Formenstrenge aufzugeben, einer schärfer charakterisierenden, realistischen Kunstweise zu. Der milde, fromme, kindlich bescheidene Künstler ähnelte in manchen Charakterzügen seinem Freunde und Landsmanne Ludwig Richter. Nur war sein Geist weit freier, größer angelegt und durch eine harte Lebensschule gestählt. Wie ahnungsvoll hatte der blutarme Knabe einst von den Bergen seiner Lausitz hinübergeschaut nach den fernen Türmen Dresdens; und als er dann in die ersehnte Stadt des Glanzes und der Künste einzog, da kümmerte er wieder jahrelang hin, ratlos, führerlos, unter unfähigen Lehrern, in einer weichen romantischen Luft, oft ganz zerknirscht durch den Gedanken, daß der Bildhauer für die Ewigkeit schaffen soll — bis ihm endlich Rauch eine neue Welt kraftvoller Schönheit aufschloß. Jetzt errang er zuerst einen durchschlagenden Erfolg, als er in der Gruppe der Pieta einen tausendmal behandelten Stoff völlig neu und eigentümlich gestaltete, ebenso gemütvoll wie die alten Nürnberger Meister, aber mit unvergleichlich reinerem Formensinne.

Dann übertrugen ihm die Braunschweiger die Ausführung ihres Lessingstandbildes, und sofort machte er dieselbe Erfahrung wie Rauch beim Friedrichsdenkmal. Der Todfeind des gespreizten Römertums der französischen Tragödie konnte doch unmöglich in der Toga erscheinen, der stolze Verächter alles falschen Scheines unmöglich im Theatermantel. Rietschel entschloß sich also noch einen Schritt über den Meister hinaus zu wagen und den Helden selbst, so wie einst Schadow den alten Zieten, stark, schlicht

und ehrlich, ohne jede schmückende Zutat, in der Tracht der Zeit hinzustellen, ein köstliches Bild deutschen Wahrheitstrotzes. Schadows Zieten war im Grunde nur eine akademische, zufällig in die Husarenuniform gekleidete Gestalt; Rietschel ging darauf aus, daß Form und Inhalt seines Bildwerks vollkommen übereinstimmen sollten. Aus jeder Not ward ihm eine Tugend, den Haarbeutel benutzte er um die freien Linien des wallenden Haares zu zeichnen, das enge kurze Beinkleid um die gedrungene Kraft der Glieder zu zeigen. Auch dies lang und schwer durchdachte Werk gelangte erst nach den Stürmen der Revolution zum Abschluß. Also begann die Bildnerkunst auf die Höhe eines klassisch geschulten, dem Idealen nicht entfremdeten Realismus aufzusteigen; erst die Zukunft sollte erfahren, daß von diesem steilen Gipfel manche lockende Abwege niederwärts führten zur naturalistischen Roheit und malerischen Unruhe.

An wahrhaft genialen Baumeistern besaß diese Zeit nur einen, Gottfried Semper, und ihn versuchte König Friedrich Wilhelm seltsamerweise niemals für sich zu gewinnen. Semper blieb in Dresden, und nachdem der schöne Halbrundbau des Theaters mit dem reichen Bildnerschmucke Rietschels und Hähnels vollendet war, begann er den Bau des Neuen Museums, ein Werk, das alle architektonischen Unternehmungen des kunstsinnigen Preußenkönigs leuchtend überstrahlte. Es war ein tollkühnes Unternehmen, die vierte, noch offene Seite des Zwingervierecks durch einen römischen Renaissancepalast auszufüllen; und doch fügte sich die reine, ruhige, an Bramante gemahnende Schönheit dieses Langbaues glücklich ein in die malerische Umgebung, sie hielt kräftig stand vor der überladenen Pracht der Rokoko-Pavillons gegenüber. Die heitere, warme Anmut der Innenräume stimmte jeden, der die schönste Galerie des Nordens betrat, sofort festlich und empfänglich. Auch dieser Bau und die verdiente Bewunderung, die er nach seiner späten Vollendung fand, bewiesen, wie unaufhaltsam dies erregte Geschlecht aus der klassischen Einfachheit der Schinkelschen Zeiten hinausstrebte. —

Nachweis der Seiten des Hauptwerkes

aus welchen die Bilder dieser Ausgabe hergestellt wurden.

Kulturhistorisch-Literarische Bilder.

Druck von August Pries in Leipzig.

Druck von August Pries in Leipzig.





